Sturmflut

Henryk Sienkiewicz

Digitized by Google

1785.3

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Francis Hardon Bunn -

from

Papa & Mama.

Christmas, 1903

Digitized by Google

Digitized by Google

Sturmflut

Digitized by Google

Sturmflut

Hiſtoriſcher Roman

von

Henryk Sienkiewicz

Autoriſierte Überſetzung

von

Clara Hillebrand

Zweiter Band

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von O. Gracklauer
1900

Digitized by Google

Slav 7123.1.786.5

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 2, 1940

Digitized by Google

Viertes Buch.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Kmiziz und die drei Kiemlitſche eilten ſo ſchnell ſie konnten der ſchleſiſchen Grenze zu. Sie ritten dabei vorſichtig, um nicht einem ſchwediſchen Vortrabe zu begegnen, denn wenn auch die Kiemlitſche mit Päſſen von Kuklinowski und Miller wohl verſehen waren, ſo wurden doch in jener Zeit ſelbſt ſolche Leute, die ſich genügend ausweiſen konnten, angehalten und auf das Strengſte ausgeforſcht. Solches konnte aber für Herrn Andreas und ſeine Gefährten einen ſchlimmen Ausgang haben. So eilten ſie denn über die Grenze, um ein Stück in das Innere des deutſchen Kaiſerreichs zu gelangen, denn ſelbſt unweit der Grenze innerhalb desſelben war man vor ſchwediſchen Streifzüglern noch nicht ſicher. Es ſtrichen oft ganze Reiterabteilungen bis in das Innere des Schleſierlandes, um diejenigen aufzufangen, welche zu Johann Kaſimir wollten. Die Kiemlitſche aber hatten während der Zeit ihres Aufenthaltes bei Tſchenſtochau durch ihre Beſchäftigung, einzelnen Schweden aufzulauern, alle Grenzwege und Stege genau kennen gelernt, weil dort immer die reichſte Beute zu finden war. Große Veränderungen waren nun vorgegangen. Ueberall hatten die Schweden Niederlagen erlitten; es war ein baldiges Ende der Schwedenherrſchaft in Polen zu erwarten. Das polniſche Heer war der ſchwediſchen Kameradſchaft überdrüſſig. Diejenigen Regimenter, welche ihre Hetmane früher mit dem Tode bedrohten, wenn ſie ſich nicht mit den Schweden vereinigten, ſandten jetzt Deputationen zu ihnen, mit der Bitte, die Republik aus der Gefahr zu retten, indem ſie den Eid leiſteten, bis zum

Tode ihnen darin beizustehen. Einige Hauptleute hatten sogar allein mit der Auflehnung gegen das Schwedenregiment begonnen. Zuerst waren es die Herren Zegozki, der Starost von Bomst, und Herr Kulescha. Diese hatten in Großpolen einen Krieg im kleinen angefangen und den Schweden tüchtig zugesetzt. Vom stehenden Heere war das Regiment, dessen Führer Herr Woynillowitsch war, von den Schweden zuerst abgefallen.

Auch die Gebirgsbewohner lehnten sich jetzt gegen den Feind auf. Von den schwedischen Abteilungen, welche man ihnen in das Gebirge nachsandte, war nicht ein Mann zurückgekommen. Herr Woynillowitsch sandte den armen Bauern Hilfe; er selbst war zum Marschall Lubomirski gegangen und hatte sich mit seinen Truppen vereinigt.

Die Belagerung Tschenstochaus hatte das ganze Reich gegen die Schweden erbittert. Das Heer, der Adel schlug sie schon, wo sie sich finden ließen, die Bauern rotteten sich zusammen und die Tartaren, der Chan in eigener Person an der Spitze, kamen in Eilmärschen hergezogen. Radziwill wurde von Sapieha bedrängt und allmählich unschädlich gemacht. Bald war Kmiziz in Schlesien. Die Landstraßen wimmelten von Reisenden, die Schenken und Wirtshäuser waren überall überfüllt. Die einen flohen aus den angrenzenden Landesteilen der Republik in das Innere des Nachbarlandes, die anderen zogen wieder der Grenze zu, um Nachrichten über den Stand der Dinge im Vaterlande einzuziehen. Von Zeit zu Zeit traf Kmiziz auch solche, welche, der Schwedenherrschaft überdrüssig, eilten, ihre Dienste dem vertriebenen Könige anzubieten. Hier und da begegnete er sogar schon ganzen Abteilungen Soldaten und ganzen Zügen Adliger, welche teils freiwillig, teils auf Grund der mit den Schweden getroffenen Vereinbarungen die Grenze überschritten hatten, wie z. B. die Abteilung des Herrn Kastellan von Kijow. Sie zogen sich jetzt zusammen; die Nachrichten aus der Republik hatten den Mut dieser „Exilierten“ von neuem entfacht; sie trafen nun eifrige Vorkehrungen zur Rückkehr unter die Waffen. In ganz Schlesien wogte es. Besonders rege ging es in den Herzogtümern Ratibor und Oppeln zu. Dort flogen die Kuriere hin und her. Es entwickelte sich ein lebhafter Briefverkehr zwischen dem Könige, dem Kastellan von Kijow, dem Kardinal-Primas von Polen, dem Kanzler Koryzinski und dem Kastellan von Krakau, Herrn Warschyzki, welcher seinem königlichen Herrn nicht einen Augenblick untreu geworden war. Alle diese Herren setzten sich untereinander in Verbindung. Im

Einvernehmen mit der großherzigen, im Unglück an Mut unerschütterlichen Königin wurden Verhandlungen mit angesehenen Persönlichkeiten im Vaterlande wieder angeknüpft, von deren Königstreue man überzeugt war. Auch der Kronen-Marschall, die Hetmane und viele vom hohen Adel beeilten sich, durch Eilboten den König wissen zu lassen, daß auch sie die Erhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiteten.

Wieder stand die Republik Polen am Vorabende eines allgemeinen Krieges. Die Schweden unterdrückten zwar stellenweise die Flammen der Auflehnung gegen die Gewaltherrschaft noch, bald durch die Gewalt der Waffen, bald mit dem Henkersschwert, aber war es an einer Stelle geschehen, da stiegen sie an anderer Stelle schon wieder in die Höhe. Ein schrecklicher Sturm bereitete sich gegen die skandinavischen Eindringlinge vor. Der Boden, obgleich schneebedeckt, brannte ihnen sozusagen unter den Füßen. Drohungen und Rachegeschrei tönte ihnen rings entgegen, schreckte und ängstigte sie.

Wie betäubt schlichen sie umher. Die Siegeshymnen, welche noch unlängst von ihren Kehlen erklangen, waren verstummt, und verwundert frug einer den anderen: „Ist das denn dasselbe Volk, welches noch vor wenigen Tagen seinen eigenen Herrn verlassen, um kampflos sich uns zu ergeben?“

Waren doch thatsächlich die polnischen Herren, der Adel, das Heer mit in der Geschichte der Völker ganz unerhörter Bereitwilligkeit in das Lager der Sieger übergegangen, hatten ihnen die Thore der Städte, der Vesten und Burgen freiwillig geöffnet. Nie war wohl ein ganzes Land leichter unterworfen worden, als diese Republik. Ohne Blutvergießen, ohne Anstrengung war sie den Schweden in den Schoß gefallen. Die Sieger selbst, erstaunt über die Leichtigkeit des errungenen Sieges, konnten den Besiegten, welche beim ersten Erscheinen des schwedischen Banners ihren angestammten König, das Vaterland verleugnet hatten, um in geträumter Ruhe und Wohlleben ihr Dasein hinzubringen, ihre Verachtung nicht verbergen. Das, was seiner Zeit Wrestschowitsch dem Kaiserlichen Gesandten Lisola gesagt hatte, das wiederholten später alle schwedischen Generale, ja der König selbst: „Dieses Volk besitzt weder Mut, noch Treue, weder Glauben, noch Vaterlandsliebe, noch Sinn für geordnete Verhältnisse; — es muß zu Grunde gehen!“

Man hatte nur eines vergessen, man wußte nicht, daß ein Gefühl ihm inne wohnte, dessen irdischer Ausdruck Tschen-

stochau, der heilige Berg war. Und diesem Gefühl entsprang die Wiedergeburt dieses Volkes.

Der Donner der Geschütze bei Tschenstochau hatte einen nachhaltigen Widerhall gefunden in den Herzen der Magnaten, des Adels, der Städter und Bauern. Ein Schrei der Entrüstung war ertönt von den Karpaten bis zum baltischen Meere, der Riese war aus seiner Erstarrung erwacht!

„Das ist ein anderes Volk!“ — sagten jetzt verwundert die schwedischen Generale.

Und alle, von Arwid Wittemberg angefangen, bis zu den Kommandanten der kleinsten Burgen, sandten sie Boten zu dem in Preußen befindlichen Karl Gustav mit der Schreckensbotschaft.

Der Boden schwand ihnen unter den Füßen. An Stelle der früheren Freunde fanden sie überall nur Feinde, statt der Unterwerfung, Widerstand, statt Furcht, wilden Mut, statt sanfter Duldung, Barbarismus, statt Ergebung, Rachelust.

Unterdessen flog in der ganzen Republik von Hand zu Hand das Manifest Johann Kasimirs, welches schon früher von Schlesien aus erlassen, vor der Belagerung von Tschenstochau gar keine Beachtung gefunden hatte. Jetzt konnte man seine Abschrift überall finden. Wo irgend der schwedische Arm nicht hinreichte, da sammelte sich der Adel, da rottete sich das Volk zusammen, um den Worten des vertriebenen Königs zu lauschen, welche dem Volke alle seine Sünden und Fehler vorhaltend, dennoch mahnten, die Hoffnung nicht aufzugeben und zur Rettung der so gesunkenen Republik sich aufzuraffen.

„Es ist noch Zeit,“ schrieb Johann Kasimir, „die verlorenen Provinzen und Städte zurückzugewinnen, die Kirchenschändungen durch Feindesblut zu rächen und Freiheit, Ordnung und Recht nach altpolnischer Weise wieder herzustellen, wenn ihr die alten polnischen Tugenden, die alte, unseren Vorfahren eigene, so herzgewinnende Königstreue und Vaterlandsliebe wieder erweckt, durch welche unsere Ahnen sich stets vor anderen Völkern auszeichneten. Eure Ausschreitungen haben euren Tugendsinn abgestumpft. Wem Gott und sein Glaube über alle irdischen Güter wert ist, der erhebe sich gegen den schwedischen Feind. Wartet nicht, bis die Wojewoden und Feldherren nach alter Staatsordnung euch zur Erhebung aufrufen, denn eure Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit, dem Schwedenkönig den Treueeid zu leisten, haben die alte Ordnung über den Haufen geworfen. Sammelt euch zu Zweien, Dreien, Vieren,

Fünfen; verpflichtet euch gegenseitig, daß ein jeder mit seinem Gesinde sich einfinde, wo euer gutes Recht Widerstand gegen den Feind erheischt. Dann wählt einen Führer. Eine solche Vereinigung schließe sich der anderen an, bis ein genügend großes Heer sich gesammelt hat, über welches dann ein Kommandierender zu wählen ist. Wartet Unsere Ankunft ab, aber unterlaßt inzwischen keine Gelegenheit, den Feind zu schädigen. Sobald Wir auch nur den geringsten Beweis von eurer Treue, eurem Entgegenkommen und eurer Zuneigung erfahren, werden Wir sogleich zu euch eilen und Unser Gut und Leben freudig zur Wiederherstellung der Ehre und des Ruhmes des Vaterlandes darbieten!"

Dieses Manifest wurde überall verlesen, sogar im Hauptquartier Karl Gustavs, im Lager der Schweden und überall, wo nur ein polnisches Fähnlein bei den Feinden stand. Die Herren und der Adel hörten mit Thränen jedes dieser königlichen Worte, sie bedauerten ihren guten Herrn und schwuren auf das Kruzifix und ihre Schwerter, seinen Willen treulich zu erfüllen.

Um aber von dieser Willensbereitschaft einen Beweis zu liefern und zu zeigen, wie groß die Begeisterung sei, griff man, noch ehe die Thränen getrocknet waren, zur Waffe, schwang sich aufs Pferd und schlug auf die Schweden los.

So kam es, daß kleinere schwedische Abteilungen fast spurlos zu verschwinden begannen. Also geschah es in Litauen, in Smudz, Masowien, in Groß- und Kleinpolen. Es ereignete sich häufiger, daß eine größere Anzahl Adlige, welche bei den Nachbarn zu einem Namensfeste, einer Taufe, Hochzeit, oder einer geselligen Zusammenkunft, ohne jede kriegerische Absicht sich versammelt hatten, das Fest damit beschlossen, daß sie in einer Weinlaune plötzlich zu den Schwertern griffen, auf die Pferde sprangen und das nächste beste schwedische Kommando niedermetzelten. Einmal im Zuge, ritt dann die Gesellschaft unter Gesang und Vivatrufen nach vollbrachtem Werk weiter, unterwegs alle diejenigen, welche Lust hatten mitzuziehen, aufgreifend, und so zu einem Haufen blutgieriger Partisanen angewachsen, zogen sie dann durchs Land, überall Krieg anfachend. Die leibeigenen Bauern und das Gesinde strömte haufenweise herzu, um sich ihnen anzuschließen. Sie brachten in der Regel die Nachricht mit, wo einzelne schwedische Wachtposten oder kleinere feindliche Abteilungen unvorsichtig in Dörfern oder Meilern stationiert waren. Die Zahl dieser sogenannten Vergnügungs-

zügler mehrte sich täglich. Die angeborene Heiterkeit und Phantasie dieses Volkes mischte frohe Gelage und blutige Kämpfe untereinander. Man liebte es, als Tartaren verkleidet im Lande umherzuziehen, da man wußte, daß schon der bloße Name „Tartar" die Schweden zu schrecken vermochte. Es kreisten im schwedischen Heere die wunderlichsten Gerüchte von der Grausamkeit und dem Barbarismus dieser Söhne der Krimschen Steppen, welche die Skandinavier noch nie gesehen hatten. Da nun allgemein bekannt war, daß der Chan mit hunderttausend Mann seiner Horden dem Könige Johann Kasimir zu Hilfe eile und die Polen das Schlachtgeschrei der Tartaren nachahmten, wenn sie die Schweden überfielen, so entstand eine wahre Panik unter ihnen.

Die schwedischen Hauptleute und Kommandanten waren wirklich überzeugt, daß die Tartaren schon da seien und begannen sich eiligst in die größeren Festungen und Lager zu konzentrieren, überall hin die Schreckenskunde von dem Herannahen der Tartaren verbreitend. Das war gut, denn es wurden dadurch ganze Länderstriche frei, in welchen sich nun die lose umherziehenden Haufen sammeln und zu einem regelrechten Heere formieren konnten.

Doch gefährlicher als die Freizügler und schreckhafter als selbst die Tartaren, war für die Schweden der Bauern-Aufstand. Längst schon, gleich vom ersten Tage der Belagerung von Tschenstochau an, hatte es im Volke zu gähren begonnen. Die stillen, geduldigen Ackersleute hatten angefangen, den Forderungen der Feinde Widerstand zu leisten und hier und da ihre Sensen zu schwingen, um sie zu köpfen. Die verständigeren Generale beobachteten dieses heraufziehende Unwetter mit großer Besorgnis; es konnte sich plötzlich, einer Sturmflut gleich, über das Land ergießen und die Eindringlinge verschlingen.

Als geeignetstes Mittel, diese Gefahr in ihrem Entstehen zu vernichten, schien ihnen der Schrecken. Sie bedrückten die Bauern auf die schrecklichste Weise, um ihnen Furcht einzujagen. Karl Gustav war zwar sehr gnädig und schmeichelte den polnischen Fahnen, welche ihm nach Preußen gefolgt waren, in liebevollster Weise. Er that auch sein Möglichstes, um sich dem Herrn Fahnenträger Koniezpolski, dem berühmten General-Regimentar von Sbarasch, angenehm zu machen. Dieser stand mit sechstausend Reitern ihm zur Seite, welche bei dem ersten feindlichen Zusammentreffen mit dem Kurfürsten eine solche Verheerung unter den Preußen angerichtet hatten, daß der

Kurfürſt den Kampf aufgeben und den Weg der Verhandlungen beſchreiten mußte.

Der König von Schweden hatte auch Briefe an die Hetmane, den Adel und die Magnaten abgeſandt, welche ſehr gnädig allerhand Verſprechungen und Aufmunterungen enthielten, um ſie zum Halten der Treue zu bewegen. Gleichzeitig aber erteilte er Befehl an alle Generale und Kommandanten, alle Widerſpenſtigen und allen Widerſtand im Lande mit Feuer und Schwert zu unterdrücken, namentlich aber die Bauern auszurotten. Von da ab hörten die Schweden auf, den Schein der Freundſchaft aufrecht zu erhalten, ein eiſernes Regiment brach an. Das Feuer, das Schwert, Raub und Mord traten an die Stelle geheuchelten Wohlwollens. Die Feſtungen und befeſtigten Schlöſſer ſandten Reiterabteilungen zur Verfolgung der Freizügler aus. Ganze Dörfer wurden der Erde gleichgemacht; Höfe, Kirchen und Probſteien verbrannt, die gefangenen Adligen den Henkersknechten überliefert, den gefangenen Bauern aber die rechte Hand abgehauen, worauf man ſie entließ.

Am grauſamſten verfuhren die Schweden in Großpolen, welches ſo, wie es ſich zuerſt ergeben, auch zuerſt wieder ſich gegen die Fremdherrſchaft erhoben hatte. Dort ließ der General Stein eines Tages dreihundert Bauern köpfen, welche man mit den Waffen in der Hand gefangen hatte. In den Städten wurden Galgen aufgerichtet, welche für immer ſtehen blieben und täglich mit neuen Opfern behangen wurden. Aehnlich verfuhr Magnus de la Gardie in Litauen und Smudz, wo zuerſt die Höfe, dann die Bauern zu den Waffen griffen. Da es nun ſchwierig war, zu unterſcheiden, wer den Schweden Freund, wer Feind war, ſo wurde niemand geſchont.

Doch das Feuer, welches mit Blut gelöſcht werden ſollte, erloſch nicht. Es loderte immer heftiger, immer weiter, und erbitterter entbrannte der Krieg, in welchem es beiden Gegnern nicht mehr um den Gewinn von Ehre, Schlöſſern und Städten zu thun war. Es wurde ein Krieg auf Tod und Leben. Die ſchwediſche Grauſamkeit hatte den Haß der Gegner entfacht, man kämpfte nicht mehr, ſondern man ſtrebte, ſich gegenſeitig zu vernichten ohne Erbarmen.

2. Kapitel.

Dieser Vernichtungskrieg war eben in seinen Anfängen ausgebrochen, als Herr Kmiziz mit dem alten Kiemlitsch und dessen beiden Söhnen in Glogau anlangte. Der Weg war mühevoll und langsam gewesen, denn die Gesundheit des jungen Helden war stark erschüttert. Sie kamen nachts am Ziel ihrer Reise an. Die Stadt war so überfüllt von Soldaten, Herren, Adligen, königlichen und anderen Bediensteten, die Herbergen alle besetzt, so daß der alte Kiemlitsch nur mit großer Mühe ein Unterkommen für seinen Herrn bei einem Seiler fand, welcher schon außerhalb der Stadt wohnte.

Den ersten Tag verbrachte Herr Andreas auf seinem Lager im heftigsten Wundfieber. Zuweilen dachte er, eine schwere Krankheit werde ihn befallen, seine kräftige Natur aber half ihm das Fieber bewältigen. Während der darauf folgenden Nacht besserte sich sein Zustand. Am nächsten Tage stand er schon früh auf und ging in die Pfarrkirche, um Gott für seine wunderbare Rettung zu danken.

Der Morgen war grau und dämmerig; es schneite. Die Stadt lag noch still im Schlummer, aber durch die offene Kirchenthüre konnte man die Lichter auf dem Altar brennen sehen und die vollen Klänge der Orgel hören.

Kmiziz trat in das Innere der Kirche. Am Altar zelebrierte der Geistliche die Votive; nur wenige Betende noch befanden sich darin. In den Bänken knieten einige Gestalten, welche ihre Angesichter in den Händen verbargen. Außer diesen gewahrte Herr Andreas, als sein Auge sich an das Dunkel

gewöhnt hatte, eine dicht vor den Kommunionbänken zu Kreuz liegende Gestalt. Hinter ihr knieten zwei halberwachsene Knaben mit rosigen, engelsschönen Kindergesichtern. Der Mann, welcher dort lag, verharrte regungslos, nur einzelne schwere Seufzer, welche sich seiner Brust entrangen, ließen erraten, daß er wache und mit voller Inbrunst bete. Auch Kmiziz betete aus voller Seele, doch wider Willen zog die auf dem Boden ausgestreckte Gestalt seine Blicke immer wieder an, zuletzt konnte er sie gar nicht mehr von derselben losreißen. Beim gelben Lichte der Kerzen konnte er nun auch allmählich deutlicher die Umrisse erkennen.

Die Kleidung des Mannes ließ auf eine Person von Rang schließen, ebenso der Umstand, daß alle Anwesenden, den Geistlichen nicht ausgenommen, ihre Blicke zuweilen voll Ehrfurcht auf ihn richteten. Der Unbekannte war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, welcher mit Zobelpelz gefüttert und besetzt war. Nur die Schultern wurden von einem breiten weißen Spitzenkragen bedeckt, unter welchem die Glieder einer goldenen Kette hervorschimmerten; ein schwarzer Hut mit breiter Krämpe und mit schwarzen Federn geschmückt, lag neben ihm. Einer der hinter ihm knieenden Pagen aber hielt seine Handschuhe und einen blaugeschmelzten Säbel. Das Gesicht des Unbekannten konnte Kmiziz nicht sehen, es war halb in den Falten des kleinen Teppichs verborgen, auf welchem er lag, und die herabfallenden Locken einer üppigen Perücke verdeckten es vollends.

Herr Andreas rückte so nahe als möglich, um, wenn der Unbekannte aufstand, sein Gesicht sehen zu können. Unterdessen näherte die Votive sich ihrem Ende; der Geistliche sang schon das pater noster. Die Kirche begann sich mit Menschen zu füllen, welche der bald darauffolgenden zweiten Messe beiwohnen wollten. Es wurde etwas Gedränge. Da stieß Kmiziz einen neben ihm stehenden Edelmann an und flüsterte:

„Verzeiht, Ew. Liebden, wenn ich eure Andacht störe, aber meine Neugierde ist zu groß. Wer ist jener dort?“ Er zeigte mit den Augen hinüber nach dem auf dem Boden Liegenden.

„Ihr müßt von sehr weit hergekommen sein, daß ihr das nicht wüßt,“ entgegnete der Edelmann.

„Das ist es eben,“ sagte Kmiziz. „Deshalb frage ich, in der Hoffnung, daß meine Frage an einen Menschenfreund gerichtet ist, welcher mir die Antwort nicht schuldig bleibt.“

„Es ist der König!“

„Beim lebendigen Gotte!“ rief Kmiziz.

In diesem Augenblick erhob der König sich, denn der Geistliche verlas das Evangelium.

Herr Andreas erblickte ein hageres, leidend aussehendes Antlitz, so gelb, wie das Wachs der Kerzen auf dem Altar. Die Augen des Königs waren feucht, die Lider gerötet. Ein großer Schmerz, Leiden und Sorgen waren in diesen Augen, in diesem edlen Antlitz ausgeprägt. Schlaflose Nächte, kummervolle Tage, Enttäuschungen, die Trauer über die Demütigung und Verbannung der Majestät, über die Undankbarkeit seines Volkes, für welches er Blut und Leben so gern geopfert hätte, waren in diesen Zügen zu lesen, wie in einem Buche. Bei alledem hatten stille Resignation, Glaubenstreue und unendliche Güte das Haupt und das Antlitz dieses Gesalbten des Herrn mit einem Heiligenschein umflossen. Man mußte auf den ersten Blick sehen, daß es nur der Rückkehr der Abtrünnigen bedurfte, nur der Bitte, sie wieder an sein Herz zu nehmen, um den Strom der Liebe, welchen das Herz dieses Mannes barg, überfließen zu machen.

Kmiziz war zu Mute, als presse ihm eine eiserne Klammer das Herz. Schmerz und Reue, sein großes Schuldbewußtsein, Ehrfurcht und tiefstes Mitleid benahmen ihm fast den Atem. Ein neues, früher nie gekanntes Gefühl zog in seine Brust ein. Er fühlte sich zu diesem Manne hingezogen; er wußte plötzlich, daß er die schmerzvolle Lage dieser Majestät vollständig begriff, daß er Gut und Leben opfern wolle, um ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen. Er hätte ihr jetzt zu Füßen fallen, sie um Vergebung seiner Schuld anflehen mögen. Der freche Raufbold in ihm war vollständig erstorben, ein neuer Mensch war er beim Anblick so schmerzvollen Leides, so unendlicher Güte geworden, ein seinem Könige treuergebener Diener.

„Das also ist unser Herr, unser unglücklicher Herr!“ flüsterte er.

Wieder war Johann Kasimir niedergekniet, wieder hatte er sich mit gefalteten Händen ins Gebet versenkt. Der Geistliche hatte die Kirche schon verlassen, eine Bewegung war entstanden, aber der König betete noch.

Da stieß jener Edelmann, welchen vorher Kmiziz gefragt hatte, ihn an.

„Wer seid ihr?“ frug er.

Kmiziz verstand nicht sogleich die Frage und antwortete

auch nicht, so sehr waren seine Gedanken von dem, was er sah, eingenommen.

„Wer seid ihr?“ frug der Edelmann noch einmal.

„Ein Edelmann, wie ihr!“ antwortete Kmiziz, wie aus einem Traume erwachend.

„Wie nennt man euch?“

„Wie man mich nennt? Ich heiße Babinitsch und bin aus Litauen, aus der Gegend von Witebsk.“

„Und ich bin Lugowski, ein Hofschranze! Bitte, also aus Litauen, aus Witebsk seid ihr hierher gekommen?“

„Nein! Ich komme aus Tschenstochau.“

Herr Lugowski sah Herrn Andreas starr vor Staunen an.

„Wenn das der Fall ist, dann kommt schleunigst mit mir, denn ihr müßt erzählen, was ihr wißt. Seine Majestät zehrt sich auf vor Kummer, daß seit drei Tagen keine Nachricht von dort mehr hierher gelangt ist. Seid ihr von der Fahne Sbroscheks, oder Kalinskis, oder Kuklinowskis bei Tschenstochau?“

„Ich komme nicht bei Tschenstochau her, sondern von dort, direkt aus dem Kloster selbst!“

„Ihr scherzt doch wohl? Wie steht es? Hält das Kloster sich noch?“

„Es hält sich und wird sich halten. Die Schweden werden demnächst abziehen müssen.“

„Wahrhaftig? Der König wird euch in Gold fassen für diese Kunde! Aus dem Kloster selbst, sagt ihr? . . . Wie seid ihr denn durch das Schwedenlager gekommen?“

„Ich habe die Schweden um Erlaubnis zum Durchmarsch nicht gebeten. Aber entschuldigt, mein Herr; ich kann in der Kirche nähere Auskunft nicht erteilen.“

„Ihr habt recht!“ entgegnete Herr Lugowski. „Barmherziger Gott! . . . Ihr kommt wie vom Himmel gesandt! . . . In der Kirche schickt es sich nicht, darüber zu sprechen! . . . Wartet ein wenig! Der König wird sich gleich erheben, er wird vor dem Hochamt frühstücken . . . Heute ist Sonntag. . . . Kommt mit mir. . . . Wir wollen uns beide an die Thüre stellen, so kann ich euch gleich beim Hinausgehen dem Könige vorstellen. . . . Kommt, kommt, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Indem er das sagte, eilte er fort und Kmiziz folgte ihm auf dem Fuße. Sie hatten sich kaum an der Thüre auf-

geſtellt, da kamen auch ſchon die beiden Pagen, hinter ihnen langſam der König gegangen.

„Allerdurchlauchtigſter Herr!“ rief Lugowski. „Wir haben Nachrichten aus Tſchenſtochau!“

Die bleichen Züge des Königs belebten ſich plötzlich.

„Wie? Wo? Wer bringt ſie?“ frug er haſtig.

„Dieſer Edelmann hier! Er ſagt, daß er aus dem Kloſter ſelbſt komme.“

„So iſt das Kloſter ſchon genommen?“ rief der König aus.

Da warf ſich Kmiziz dem Könige zu Füßen.

Johann Kaſimir beugte ſich herab und faßte ihn an den Schultern.

„Laßt das!“ rief er. „Laßt das ... Steht auf, um Gottes Willen und ſprecht ... Iſt das Kloſter genommen?“

Die Augen voll Thränen, ſprang Kmiziz auf und ſagte begeiſtert:

„Es iſt nicht genommen, Majeſtät, und wird auch nicht genommen werden! Die Schweden ſind geſchlagen! Ihr größtes Geſchütz iſt zerſprengt! Panik, Schrecken, Hunger und Not herrſchen unter ihnen! Sie ſind gezwungen, an den Rückzug zu denken ...“

„Gelobt ſeiſt du, Königin der Engel!“ ſagte der König.

Er wandte ſich um, dem Eingang der Kirche zu, entblößte ſein Haupt, kniete nieder, lehnte den Kopf an die ſteinerne Einfaſſung der Thüre und verharrte ſchweigend. Nach einigen Augenblicken hörte man ihn leiſe ſchluchzen, ſein ganzer Körper bebte.

Auch die anderen Anweſenden wurden von Rührung erfaßt. Herr Andreas weinte laut aus.

Nach einer Weile ſtand der König beruhigt auf. Sein Antlitz trug einen viel heitereren Ausdruck. Er frug Kmiziz ſogleich nach ſeinem Namen und als dieſer ihm ſeinen angenommenen genannt hatte, ſagte er:

„Herr Lugowski wird euch in Unſer Quartier führen. Wir wollen Unſer Frühſtück einnehmen, während ihr Uns von der Belagerung erzählt!“

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand Kmiziz in den königlichen Gemächern vor einer äußerſt vornehmen Geſellſchaft. Der König wartete nur noch auf die Ankunft der Königin. Maria Ludwika erſchien auch bald, worauf man ſich ſetzte, um die Morgenſuppe einzunehmen. Der König hatte kaum ſeine Gemahlin erblickt, ſo rief er ihr ſchon entgegen:

„Tschenstochau hat die Belagerung ausgehalten! Die Schweden müssen sie aufgeben! Hier ist Herr Babinitsch, welcher von dort kommt und uns die frohe Botschaft gebracht hat!“

Die schwarzen Augen der Königin ruhten eine Weile forschend auf dem Antlitz des Ritters. Der Eindruck, welchen sein offenes Gesicht und sein grader Blick machten, schien sie zu befriedigen, denn ihre Züge wurden heiter. Er verneigte sich tief vor ihr und begegnete ihrem Blick mit offenherziger Ehrlichkeit.

„Bei der Allmacht Gottes!“ sagte die Königin. „Ihr habt eine große Last von Unseren Herzen genommen. Walte Gott, daß dies der Anfang eines Umschwunges in Unserem Geschick sei. Ihr seid direkt von Tschenstochau hierher gekommen?“

„Er sagt, direkt aus dem Kloster sei er, einer der Verteidiger desselben!“ rief der König. „Das ist ein teurer Gast! . . . Wollte Gott, es kämen solche täglich einer . . . Aber laßt ihn doch zu Worte kommen . . . Erzählt, Bruderherz, wie habt ihr euch dort des Feindes erwehrt, wie hat Gottes Hand euch beschützt?“

„Ja, Allerdurchlauchtigste Herrschaften,“ sagte Kmiziz. „Es war wirklich nur Gottes Fürsorge und die Huld der wunderthätigen Gottesmutter, daß wir den Sieg errungen haben.“

Schon wollte Kmiziz mit dem Erzählen der Einzelheiten der Belagerung beginnen, da traten noch mehrere hohe Würdenträger in das Gemach. Es erschienen zuerst der päpstliche Nuntius mit dem Fürst Primas Leschtschinski und dem Probst Wydzga, einem berühmten Kanzelredner, welcher dazumal Kanzler der Königin, später Bischof von Kulm und zuletzt Primas von Großpolen war. Bald nach ihnen kam der Reichskanzler, Herr Koryzinski, und der Franzose de Noyers, Kammerherr der Königin, etwas später noch andere Herren vom Hofe, welche mit ihrem hohen Herrn die Verbannung teilten.

Der König, welcher gern schon näheres erfahren hätte, rief allen Eintretenden gleich entgegen:

„Hört, hört, meine Herren! Wir haben einen Gast vom heiligen Berge hier . . . Er bringt gute Nachrichten!“

Die Würdenträger blickten neugierig zu Kmiziz hinüber, welcher wie vor einem Gericht stand halten mußte. Doch er, von Natur furchtlos und an den Verkehr mit Vornehmen gewöhnt, ließ sich durch die staunenden Blicke so vieler hochgestellter Personen nicht aus der Fassung bringen. Sobald alle Platz genommen hatten, begann er seine Erzählung.

Man merkte es seiner Rede an, daß er die Wahrheit sagte, denn er sprach klar und mit Nachdruck, wie jemand, der das alles selbst erlebt hat. Er sprach vom Prior Kordezki wie von einem Heiligen, erhob die Heldenthaten Zamoyskis und Tscharniezkis bis in den Himmel, lobte das Verhalten der Ordensbrüder und ließ niemand aus, nur sich selber erwähnte er nicht. Die Erhaltung des Klosters aber schrieb er nur den Wunderthaten der Mutter Gottes zu.

Mit andächtigem Staunen hörten ihm die Anwesenden zu. Der Fürst Primas erhob die thränenfeuchten Augen zum Himmel, der Probst Wydzga dolmetschte das Erzählte eiligst dem Nuntius, die anderen Herren stützten ihre Köpfe in die Hände oder falteten die Hände über der Brust.

Kmiziz war in seinem Bericht eben bei den letzten Stürmen angekommen. Als er erzählte, daß Miller die schweren Belagerungsgeschütze von Krakau, unter denselben die Riesenkanone, welcher noch keine Mauer widerstanden hatte, herbeischaffen ließ, da hingen aller Augen an seinen Lippen und Totenstille herrschte im Gemach.

Plötzlich brach Kmiziz ab. Dunkle Röte färbte seine Wangen, sein Atem ging rascher. Nun runzelte er die Stirn, hob den Kopf ein wenig und sagte barsch in kurzen, abgerissenen Lauten:

„Jetzt muß ich von mir sprechen, obgleich ich lieber darüber geschwiegen hätte . . . Wenn ich etwas sage, was mir zum Lobe gereicht, so ist Gott mein Zeuge, daß ich es nicht thue um irdischen Lohnes willen, denn diesen brauche ich nicht. Mein höchster Lohn wäre der, daß ich mein Leben für die Majestät einsetzen dürfte . . ."

„Sprecht dreist, Wir glauben euch!" sagte der König. „Was war es mit der Riesenkanone?"

„Diese Kanone . . . Ich stahl mich nachts aus der Veste und zersprengte sie mit Pulver in tausend Splitter! . . ."

„Beim allmächtigen Gotte!" rief der König.

Auf diesen Ausruf folgte wieder tiefe Stille. Die Erzählung des Herrn Andreas hatte einen bewältigenden Eindruck auf die Hörer gemacht. Aller Blicke hingen an der Gestalt des jungen Helden, welcher mit hoch emporgerichtetem Haupte, glühenden Wangen und blitzenden Augen dastand. In seiner Haltung lag so viel männliches Selbstbewußtsein, ein so hoher, unerschütterlicher Mut drückte sich in seinen Zügen aus, daß unwillkürlich sich den Anwesenden die Ueberzeugung aufdrängen

mußte, dieſer Menſch ſei einer ſolchen Heldenthat wohl fähig.

Dieſer Ueberzeugung gab auch zuerſt der Fürſt Primas Ausdruck, indem er ſagte:

„Der Mann ſieht ganz darnach aus, ſo etwas vollbracht zu haben.“

„Wie habt ihr das angeſtellt?“ frug der König.

Kmiziz erzählte.

„Es iſt kaum zu glauben!“ meinte der Kanzler Koryzinski.

„Meine Herren!“ ſagte der König würdevoll. „Wir ahnten nicht, daß es ſolche Helden unter uns giebt. Uns bleibt die Hoffnung, daß die Republik nicht verloren iſt, ſo lange ſie ſolche Männer gebiert, wie dieſer hier.“

„Er kann von ſich ſagen: ‚Si fractus illabatur orbis impavidum ferient ruinae‘,“ ſagte der Probſt Wydzga, welcher bei jeder Gelegenheit mit Zitaten zur Hand war.

„Es iſt faſt unmöglich,“ machte ſich der Herr Kanzler wieder bemerklich. „Erzählt doch, Herr Kavalier, wie ſeid ihr denn mit dem Leben davongekommen und auf welche Weiſe gelangtet ihr aus dem Schwedenlager?“

„Der Donner der Exploſion betäubte mich,“ ſagte Kmiziz. „Ich blieb liegen und erſt am folgenden Tage fanden mich die Schweden an der Schanze bewußtlos daliegend. Sie ſtellten mich auch ſogleich vor das Kriegsgericht und Miller verurteilte mich zum Tode.“

„Ihr ſeid entflohen?“

„Ein gewiſſer Kuklinowski bat mich bei Miller für ſich aus, damit er ſeinen Haß an mir auslaſſen könne, denn ich hatte ihn beſchimpft.“

„Er iſt ein berüchtigter Raufbold und Mörder; wir haben hier auch von ihm gehört,“ ſagte der Herr Kaſtellan von Kriewen. „Seine Abteilung ſteht mit Miller bei Tſchenſtochau ... Es iſt wahr!“

„Jener Kuklinowski war einmal als Geſandter Millers ins Kloſter gekommen und hatte mich privatim zum Verrat überreden wollen, als ich ihm bis zum Thore das Geleit gab ... da ohrfeigte ich ihn und ſtieß ihn den Berg hinunter. Dafür wollte er ſich nun rächen.“

„Ihr ſeid ja ein Edelmann vom reinſten Blut!“ ſagte der König heiter. „Nun ſo einen Kuklinowski beleidigt man nicht ſtraflos! ... Alſo Miller ſchenkte euch dem Kuklinowski?“

„Er ſchenkte mich ihm, Majeſtät! ... Jener aber zog ſich mit mir in eine einſame Scheune zurück ... Es waren noch drei

seiner Soldaten dabei . . . Dort ließ er mich mit Stricken an einem Balken in die Höhe ziehen und marterte mich, indem er mir die Seite mit glühendem Pech verbrannte."

„Barmherziger Gott!"

„Da wurde er plötzlich zu Miller abberufen und unterdessen kamen drei andere seiner Soldaten vom Klein-Adel, welche früher in meinen Diensten gestanden hatten. Die schlugen die Wächter nieder und banden mich los."

„Aha, ich verstehe!" sagte der König. „Ihr entflohet dann?"

„Nein, Majestät! Wir warteten die Rückkehr Kuklinowskis ab. Dann ließ ich ihn an denselben Balken festbinden, an welchem ich vorher gehangen hatte und brannte ihn besser, als er mich."

In der Erinnerung an dieses Ereignis hatten sich die Wangen des Kavaliers von neuem gerötet, seine Augen sprühten Feuer.

Der König aber, welcher gern von der Trauer zur Fröhlichkeit, vom Ernst zum Scherz überging, klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief lachend:

„Das war recht! Das war recht! Dieser Verräter hat es nicht besser verdient."

„Ich ließ ihn lebend zurück," fuhr Kmiziz fort, „aber bis zum Morgen muß er erfroren sein."

„Rache ist süß! Wir könnten viele solche Tapfere brauchen, wie ihr seid," sprach der König. „Ihr seid also allein mit den drei Soldaten hierhergekommen? Wie heißen sie denn?"

„Kiemlitsch; es ist der Vater mit zwei Söhnen."

„Mater mea de domo Kiemlitschowna est" (Meine Mutter ist eine geborene Kiemlitsch), sagte würdevoll der Kanzler der Königin, Probst Wydzga.

„Dann muß es zweierlei Kiemlitsch geben, vom großen und vom Kleinadel," entgegnete Kmiziz heiter, „die, welche ich bei mir habe, sind nicht nur vom Kleinadel, sondern sie sind von Grund aus Gesindel, sonst aber tapfere Männer und mir sehr ergeben."

Unterdessen hatte der Reichskanzler, Herr Koryzinski, schon längere Zeit mit dem Erzbischof von Gnesen geflüstert. Jetzt sagte er:

„Es kommt mancher hier an, welcher, um sich in gutes Licht zu setzen, oder eine Belohnung zu erhalten, gern lügt und aufschneidet. Sie bringen falsche Nachrichten, oder solche,

welche uns irre führen, ſind auch wohl gar vom Feinde dazu gedungen."

Dieſe Bemerkung wirkte erkältend auf alle Anweſenden. Kmiziz färbte ſich dunkelrot.

„Ich kenne die Stellung nicht, welche Ew. Gnaden bekleiden," ſagte er. „Sie mag wohl eine ſehr hohe ſein und ich will ihr nicht zu nahe treten. Aber ich denke, ſelbſt die höchſte Stellung berechtigt niemanden, einen Edelmann grundlos der Lüge zu zeihen."

„Menſch! Ihr ſprecht zum Reichskanzler!" ſagte Herr Lugowski.

Jetzt entbrannte in Kmiziz der Zorn lichterloh.

„Wer mich der Lüge beſchuldigt," ſagte er, „dem ſage ich, gleichviel ob er Kanzler iſt oder nicht, daß es leichter iſt, jemanden Lügner zu nennen, als ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, leichter ein Siegel in Wachs zu drücken, als ſein Blut hinzugeben."

Herr Koryzinski hörte gelaſſen dieſen Zornesausbruch an. „Ich ſagte nicht, daß ihr lügt," antwortete er. „Aber Herr Kavalier, wenn ihr die Wahrheit ſprecht, ſo muß eure Seite ja verbrannt ſein."

„Kommt mit mir, gnädiger Herr, ich will ſie euch zeigen!" ſtieß Kmiziz wütend hervor.

„Das iſt nicht nötig," ſagte der König, „Wir glauben euch auch ſo!"

„Ich fordere dieſe Unterſuchung als eine Gnade, Allergnädigſte Majeſtät! Niemand hier, ſei er auch noch ſo hochgeſtellt, ſoll mich einen Lügner ſchimpfen! Die Qualen, welche ich ausgeſtanden, werden durch dieſes Mißtrauen ſchlecht gelohnt. Ich verlange keine andere Belohnung, als daß man mir glaubt; mögen die Ungläubigen meine Wunden unterſuchen!"

„Bei Mir findet ihr Glauben!" ſagte der König.

„Seine Worte tragen den Stempel der Wahrheit," ſetzte die Königin hinzu, „Ich täuſche mich nicht."

Kmiziz aber faltete die Hände und bat:

„Allergnädigſte Herrſchaften! Erlaubt, daß jemand mit mir zur Seite trete; ich könnte das Mißtrauen nicht ertragen."

„Ich werde mit euch gehen," ſagte Herr Tyſenhaus, ein junger Höfling am Hofe des Königs.

Während er Kmiziz in ein anliegendes Gemach führte, ſagte er zu ihm:

„Ich gehe nicht deshalb mit euch, weil ich euch nicht glaube,

denn ich glaube alles, was ihr sagt, nur um mit euch zu sprechen. Wir sind uns irgendwo in Litauen schon begegnet. Auf euren Namen kann ich mich nicht erinnern, denn es ist leicht möglich, daß wir uns gesehen haben, als wir beide noch erst halberwachsene Burschen waren."

Kmiziz wandte den Kopf ein wenig zur Seite, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Vielleicht sahen wir uns auf irgend einem Landtage. Mein seliger Vater nahm mich gern mit zu den öffentlichen Verhandlungen, damit ich frühzeitig einen Einblick in das politische Leben und Treiben gewinne."

„Das ist möglich! . . . Euer Gesicht ist mir bestimmt nicht fremd, nur hattet ihr damals diese Narben nicht. Aber, wenn ich nicht sehr irre, so führtet ihr auch einen anderen Namen."

„Die Zeit täuscht das Gedächtnis," entgegnete Herr Andreas.

Sie befanden sich im Nebengemach. Nach einer Weile trat Tysenhaus wieder vor den König.

„Seine ganze Seite ist verbrannt, wie auf dem Rost gebraten," berichtete er.

Als nun auch Kmiziz zurückgekehrt war, stand der König auf, nahm den Kopf des jungen Ritters in beide Hände und sagte: „Wir würden niemals an der Wahrheit eurer Angaben zweifeln, und euer Verdienst, sowie eure Schmerzen werden nach Gebühr gewürdigt werden."

„Wir bleiben eure Schuldner," setzte die Königin hinzu, ihm die Hand reichend.

Herr Andreas ließ sich auf ein Knie nieder und küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Königin. Diese aber streichelte sein Haar mit mütterlicher Zärtlichkeit.

„Und nicht wahr, ihr zürnt auch dem Herrn Reichskanzler nicht mehr?" frug der König. „Es ist ja wahr, Verräter und Lügner drängten sich schon oftmals Uns auf und es gehört doch zu den Funktionen des Reichskanzlers, Wahrheit von Unwahrheit zu sondern."

„Ich glaube, der Zorn meiner Wenigkeit würde eine so hohe Persönlichkeit wenig grämen," antwortete Herr Andreas. „Es ziemt mir auch gar nicht, einem Staatsmanne auch nur einen Augenblick zu zürnen, welcher durch seine Vaterlandsliebe und Treue allen ein so nachahmenswertes Beispiel giebt."

Der Kanzler lächelte gutmütig und reichte Kmiziz die Hand.

„So sei also Friede unter uns. Ihr habt mir da mit

dem Siegel auf Wachs einen häßlichen Hieb versetzt, denn ihr solltet wissen, daß die Koryzinskis ihre Königstreue auch schon mit Blut besiegelt haben."

Der König wurde sehr froh gestimmt.

„Dieser Babinitsch gefällt Uns, wie selten jemand," sagte er zu den Anwesenden. „Wir wollen ihn auch nicht mehr von Uns lassen und hoffen, recht bald gemeinschaftlich in das Vaterland zurückzukehren."

„O, Allergnädigster Herr!" sagte Kmiziz begeistert, „obgleich ich in der Veste mit eingeschlossen war, so weiß ich doch vom Adel, dem Heere, ja sogar von denjenigen, welche bei Tschenstochau unter Sbroschek und Kalinski dienen, daß alle sehnsüchtig des Tages der Rückkehr Ew. Majestät harren. Sobald Ew. Majestät im Lande erscheinen, wird Litauen, Kongreßpolen und Reußen wie ein Mann sich erheben und zu Ew. Majestät eilen. Alle, bis auf den letzten Mann, denn selbst der geringste leibeigene Bauer sehnt den Tag der Befreiung herbei. Die Hetmane sind bereit, die Schweden anzugreifen; ich weiß sogar, daß sie Deputationen an Kalinski, Sbroschek und Kuklinowski nach dem Lager bei Tschenstochau gesandt haben, um sie gegen die Schweden aufzuhetzen. Ich bin sicher, daß einen Monat nach dem Erscheinen Ew. Majestät kein Schwede mehr im Lande sein wird, denn das ganze Land harrt nur der Ankunft seines Hirten, welcher die verirrten Schafe allein wieder um sich zu sammeln vermag! . . ."

Kmiziz hatte sich in eine solche Begeisterung hineingesprochen, daß seine Augen in leuchtendem Feuer erglänzten. Er war in der Mitte des Gemaches auf ein Knie gesunken, während er den König beschwor, in das Land zurückzukehren. Auch die Königin, welche mutig und besonnen oft in die Regierungsgeschäfte eingriff und den König schon wiederholt gemahnt hatte, in sein Land zurückzukehren, war von der Begeisterung des jungen Ritters ganz hingerissen.

Sie wandte sich also jetzt an Johann Kasimir und sagte energisch und fest:

„Ich höre die Stimme des ganzen Volkes aus dem Munde dieses Mannes! . . ."

„So ist es auch, wirklich, so ist es! Allergnädigste Frau! . . . . Allerdurchlauchtigste Landesmutter! . . . ." rief Kmiziz aus.

Auch der Kanzler und der König waren durch etliche Worte Kmiziz' betroffen gemacht worden.

„Wir sind immer bereit, Unser Leben dem Wohle Unseres Volkes zum Opfer zu bringen. Wir warteten nur auf ein Zeichen der Besserung Unserer Unterthanen.“

„Diese Besserung ist schon eingetreten,“ sagte Maria Ludwika.

„Majestas infracta malis!“ sprach der Probst Wydzga, ehrfurchtsvoll zu ihr aufblickend.

„Es ist von großer Wichtigkeit,“ unterbrach ihn der Erzbischof Leschtschinski, „daß zwischen den Hetmanen und den Hauptleuten bei Tschenstochau Verhandlungen eingeleitet sind. Ist das aber auch wirklich geschehen?“

„Es ist mir von meinen Leuten, den Kiemlitschs, erzählt worden!“ entgegnete Herr Andreas. „In den Abteilungen Sbroscheks und Kalinskis ist offen darüber gesprochen worden, ohne Rücksicht auf Miller und die Schweden. Die Kiemlitsch, welche nicht in der Veste mit eingeschlossen waren, unterhielten Verbindungen mit der Welt, dem Adel, den Soldaten. Ich kann die Dreie Sr. Majestät und euch edlen Herren vorführen; sie mögen selbst erzählen, wie es im ganzen Lande gährt. Die Hetmane sind doch nur aus Zwang zu den Schweden übergegangen, das Heer will zu seiner Pflicht zurückkehren, denn die Schweden maltraitieren die Geistlichkeit, sie rauben, sengen und morden, spotten über die frühere Freiheit des Volkes; so kommt es, daß dieses mit geballten Fäusten und zähneknirschend des Augenblicks harrt, wo es zum Schwert greifen kann.“

„Auch Wir hatten schon geheime Botschafter vom Heere hier,“ sagte der König, „welche Uns einen allgemeinen Umschwung der Dinge und den guten Willen Unserer Unterthanen zur Umkehr kund thaten . . .“

„Auch hier stimmen also die Nachrichten dieses Kavaliers mit den schon eingelaufenen überein,“ sagte der Kanzler. „Es ist also von großer Wichtigkeit, daß die Regimenter bestrebt sind, untereinander Verbindungen anzuknüpfen, denn das ist das untrügliche Zeichen, daß die Frucht reif ist, unsere Bemühungen nicht umsonst waren und die Arbeit beginnen kann . . .“

„Und Koniezpolski?“ warf der König dazwischen. „Und die vielen anderen, welche noch immer dem Eindringling beistehen, ihn ihrer Treue versichern?“

Diese Bemerkung des Königs machte alle verstummen. Der König selbst wurde plötzlich ernst. Wie die Wolken, wenn die Sonne sich hinter ihnen birgt, die Welt in dunkle Schatten

hüllen, so warf der Gedanke an seine ungetreuen Edlen einen tiefen Schatten über des Königs Antlitz.

Nach einer Weile sprach er weiter:

„Gott weiß es, daß Wir jederzeit zur Rückkehr ins Vaterland bereit sind. Was Uns davon zurückhält, ist nicht die schwedische Königsmacht, sondern allein der unglückselige Wankelmut Unseres eigenen Volkes. Wer kann wissen, ob seine Umkehr von Dauer sein wird, ob nicht gerade in der Schnelligkeit seiner Gefühlswandlungen eine große Gefahr liegt? Können Wir einem Volke trauen, welches unlängst erst seinen König, sein Vaterland und seine Freiheit aufgegeben hat, um dem Fremdherrscher sich zu eigen zu geben? Wir schämen Uns Unserer Unterthanen und namenloser Schmerz über diese Schande preßt Uns das Herz. Wo findet man in der Geschichte der Völker ähnliche Vorgänge, wo lebt ein König, welcher so viel Mißgunst, so viel Verrat erfahren hat, welcher so verlassen dasteht, als ich? Erinnert ihr euch noch daran, meine Herren, daß Wir mitten unter Unseren Soldaten, welche Uns doch Treue geschworen hatten, nicht mehr Unseres Lebens sicher waren? Und wenn Wir das Vaterland verlassen haben und in fremdem Lande Schutz und Unterkommen suchten, so geschah das nicht aus Feigheit und aus Furcht vor den Schweden, sondern weil Wir Unser Volk vor dem gräßlichen Verbrechen des Königsmordes bewahren wollten."

„Majestät!" rief Kmiziz. „Unser Volk hat sich schwer versündigt und das Elend, welches es jetzt erduldet, ist eine gerechte Strafe Gottes, aber bei den Wunden Jesu! es würde sich Keiner finden lassen, weder jetzt noch in alle Ewigkeit, welcher so verworfen wäre, die Mörderhand gegen seinen König zu erheben!"

„Ihr seid zu ehrlich, um an solche Schandthat zu glauben," antwortete der König, „Wir haben aber Beweise! Obgleich die undankbaren Radziwills Uns alle Güte durch Verrat gelohnt haben, so hatte doch Fürst Boguslaw noch so viel Gewissen, Uns vor dem Dolchstoß des Mörders zu warnen. Er hat Uns geschrieben . . ."

„Er hat geschrieben?" frug Kmiziz verwundert.

„Er hat Uns mitgeteilt, daß sich ihm einer für hundert Goldgulden angeboten hat, uns entweder tot oder lebendig den Schweden auszuliefern."

Die Versammelten überlief ein Schauer des Entsetzens bei

dieſen Worten des Königs, und Kmiziz vermochte kaum die Frage zu ſtammeln:

„Wen konnte er meinen, wen?“

„Einen gewiſſen Kmiziz nannte er,“ antwortete der König.

Da ſchoß eine heiße Blutwelle dem Kavalier in den Kopf. Es wurde ihm dunkel vor den Augen; er griff mit beiden Armen nach ſeinem Kopfe und ſchrie wie ein Irrſinniger: „Das iſt eine Lüge! Der Fürſt Boguslaw lügt wie ein Hund! Majeſtät, König, mein Herr! Glaubt dieſem Verräter nicht! Er hat die Lüge erdacht, um ſeinen Feind unſchädlich zu machen, und Ew. Majeſtät in Schrecken zu ſetzen. Herr, mein König! . . . Er iſt ein Verräter! . . . Kmiziz würde eine ſolche Handlung nie begehen . . .“

Hier überwältigten die Aufregung, die Not und Pein der jüngſt vergangenen Tage, die geſchwächten Kräfte den jungen Ritter. Er drehte ſich plötzlich im Kreiſe herum und ſtürzte leblos dem Könige zu Füßen.

Man hob ihn auf und trug ihn in ein Nebenzimmer. Der königliche Leibmedikus machte Wiederbelebungsverſuche. Keiner der Verſammelten aber konnte ſich erklären, warum die königlichen Worte eine ſo erſchütternde Wirkung auf den Edelmann hervorgebracht hatten.

„Entweder iſt er ſo edlen Charakters, daß der bloße Gedanke an ſolche Greuelthat ihn ohnmächtig machte, oder er iſt ein Verwandter von Kmiziz,“ ſagte der Herr Kaſtellan von Krakau.

„Wir werden das in Erfahrung zu bringen ſuchen müſſen,“ ſagte der Reichskanzler Koryzinski. „In Litauen ſind faſt alle unter einander verwandt, wie bei uns auch.“

„Majeſtät!“ fiel jetzt Tyſenhaus ein. „Gott bewahre mich, daß ich dieſem Edelmanne etwas Böſes nachſagen wollte . . . aber . . . ich glaube, man darf ihm nicht allzuſehr vertrauen. Daß er in Tſchenſtochau war, iſt wahr. Seine Seite iſt verbrannt und das haben ihm die Mönche nicht gethan, denn dieſe müſſen als Diener Gottes ſelbſt an den Feinden Barmherzigkeit üben. Nur eines geht mir immerfort im Kopfe herum und läßt kein volles Vertrauen zu ihm bei mir aufkommen . . . Ich habe ihn ſchon irgendwo in Litauen geſehen . . . als er noch ein Bürſchchen war, . . . gelegentlich eines Landtages oder Vergnügens, . . . ich kann mich nicht erinnern, wo . . .“

„Nun, und was folgt daraus?“ frug der König.

„Und er . . . mir ist immer, . . . daß er damals nicht Babinitsch hieß."

„Sprecht keinen Unsinn!" sagte der König. „Ihr seid jung und zerstreut, da kommen leicht Verwechselungen vor. Ob er Babinitsch heißt oder anders, — weshalb sollte ich ihm mißtrauen? Offenheit und Ehrlichkeit prägen sich in seinen Zügen aus, er hat ein treues Herz. Wenn ich auch ihm nicht trauen dürfte, der sein Leben für mich gewagt, dann müßte ich alles Selbstvertrauen verlieren."

„Jedenfalls verdienen seine Worte mehr Glauben, als der Inhalt des Briefes vom Fürsten Boguslaw," mischte sich die Königin ein. „Ich bitte die Herren, in Erwägung zu ziehen, daß wirklich kein Wort Wahrheit an dem zu sein braucht, was der Fürst schreibt. Den Radziwills der Birzer Linie muß thatsächlich viel daran liegen, Uns vollständig mutlos zu machen, und es ist leicht möglich, daß Boguslaw auch einen seiner Gegner verderben und für den Fall, daß die Lage der Dinge sich ändert, für sich durch die Warnung den Rückzug offen halten wollte."

„Wenn ich nicht daran gewöhnt wäre, daß den Lippen unserer Allergnädigsten Königin nur Worte der Weisheit entströmen, so müßte ich über die Kombinationsgabe Ew. Majestät staunen," sagte der Fürst Primas. „Sie ist des größten Staatsmannes würdig."

„. . . curasque gerens, animosque viriles! . . ." flüsterte der Probst Wydzga vor sich hin.

Durch diese Anerkennung ermutigt, erhob sich die Königin von ihrem Sessel und begann so zu sprechen:

„Es handelt sich hier weniger um die Birzer Radziwills, denn sie sind den Einflüsterungen ihrer protestantischen Glaubensgenossen gefolgt. Auch der Brief des Fürsten Boguslaw ist Mir nicht viel Redens wert. Der ist wohl der Ausfluß irgend einer Privatangelegenheit desselben. Was Mich mehr aufregt und schmerzt als alles andere, das sind die verzweifelten Worte des Königs, Meines Herrn und Gemahls, das ist das Urteil, welches er selbst über sein Volk fällt. Wer soll es in seinem Falle aufhalten, wenn der eigene König es aufgeben will? Wenn Ich Umschau halte unter den Völkern der Erde, da muß Ich dem Urteil des Königs folgendes entgegenhalten: Wo findet sich ein Volk, in welchem die alten Ueberlieferungen sich so fortpflanzen und vermehren, wie bei Unserem Volke? Wo ist noch ein Volk, welchem so viel

Freimut inne wohnt? Zeigt, nennt Mir ein Königreich, in welchem so wenige Verbrechen verübt werden wie bei Uns? Hier giebt es keine Meuchelmörder und Giftmischer und keine Hinterlist, wie z. B. bei den Engländern. In Unserem Vaterlande ist bisher jeder Herrscher eines natürlichen, ruhigen Todes gestorben, während in anderen Ländern der Königsmord an der Tagesordnung ist . . . Es ist wahr! . . . Unser Volk hat sich schwer versündigt durch Uebermut und Leichtsinn . . . Aber welche Nation hätte das nicht auch schon gethan und welche wäre wohl so bald zur Einsicht ihrer Schuld gelangt, welche so schnell bereit, Buße zu thun, wie die Unsrige? . . . Da seht, Mein Herr und Gemahl! Sie kommen schon, die Abtrünnigen, mit dem Schuldbekenntnis zu Ew. Majestät! Sie wollen Euch ihr Leben weihen, ihr Blut für Euch vergießen. Wollt Ihr Euer Volk von Euch stoßen? Wollt Ihr den Reuigen nicht Verzeihung gewähren, den Besserung Versprechenden nicht vertrauen, den Kindern, welche an das Herz des Vaters flüchten, Eure Liebe nicht wieder zuwenden? . . . O schenkt doch Euer Vertrauen denen, welche das väterliche Regiment der Jagiellonen zurückersehnen . . . Gehen Wir zu Unserem Volke! . . . Ich, ein Weib, fürchte Mich nicht vor Verrat. Ich sehe nur die Liebe und Reue Unserer Unterthanen, die das Königreich wieder herstellen wollen, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Es ist ja auch unmöglich, daß Gott dieses herrliche Land, in welchem die Leuchte seines Glaubens ihr Licht in ferne Länder sendet, dem Untergange geweiht haben sollte. Gottes strafende Hand hat eine Weile auf Unserem Volke geruht. Seine Güte wird es in kurzem wieder zurückführen auf den Weg des Heils. So verachte es auch sein König nicht! Vertraut den Söhnen des Vaterlandes Euer Leben an, und auf diese Weise kann das Böse zum Guten, der Gram in Freude, das Elend in Glück sich wandeln."

Nachdem sie also gesprochen, setzte die Königin sich wieder nieder. Ihre Augen leuchteten, ihr Atem ging schnell. Mit Bewunderung blickten alle Anwesenden auf die hohe mutige Frau und der Probst Wydzga fing feierlich zu zitieren an:

„Nulla sors longa est, dolor et voluptas
Invicens cedunt.
Ima permutat brevis hora summis . . ."

Doch niemand hörte auf ihn. Die Begeisterung der Königin hatte sich allen mitgeteilt. Selbst des Königs Wangen waren von der Aufregung gerötet; er sprang auf und rief aus:

„Noch iſt mein Reich nicht verloren, ſolange eine ſolche Königin mir zur Seite ſteht! Es ſei denn! Ihr Wille geſchehe, denn prophetiſch klingen ihre Worte. Je eher wir aufbrechen und im Lande erſcheinen, deſto beſſer . . .“

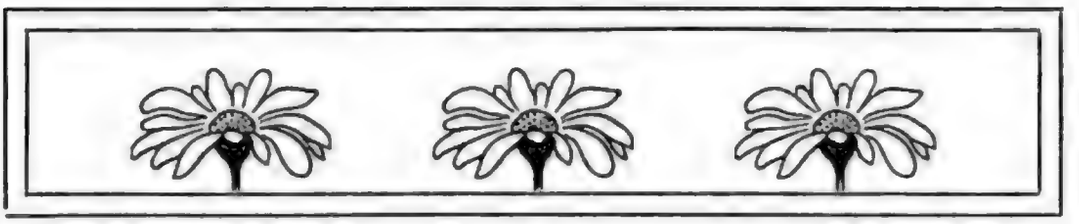
Da ſagte ernſt und würdevoll der Fürſt Primas:

„Ich möchte dem ausdrücklichen Wunſche der Allerhöchſten Herrſchaften nicht zuwider ſprechen. Doch bleibt die Ausführung desſelben immerhin ein Wagnis. Meine Anſicht iſt die, daß die Vorſicht gebietet, zuerſt noch nach Oppeln zu gehen, wo die Mehrzahl der Senatoren ſich aufhält, um dieſelben zu einer Verſammlung zuſammenzuberufen, ihre Meinung zu hören, da die Herren dort jedenfalls beſſer über alle politiſchen Vorgänge unterrichtet ſein werden, als wir.“

„Auf denn nach Oppeln!“ rief der König, „und dann auf den Weg, den Gott Uns weiſt!“

„Gott wird Uns zurück ins Vaterland und zum Siege führen!“ ſagte zuverſichtlich die Königin.

„Amen!“ ſagte der Primas.



3. Kapitel.

Herr Andreas wütete wie ein verwundeter Stier in seiner Herberge. Die teuflische Rache Radziwills brachte ihn dem Wahnsinn nahe. Nicht genug, daß der Fürst sich seinen Händen entrissen, ihn selbst fast ums Leben gebracht und mehrere seiner Leute getötet hatte, auch noch Schmach und Schande brachte er über ihn, so große Schande, wie sie nie jemanden weder in seiner Familie, noch in ganz Polen betroffen.

Kmiziz war so verzweifelt, daß er im Begriff stand, allem zu entsagen, sogar der Aussicht auf einen Dienst am königlichen Hofe, nur um hinauszueilen in die Welt, die er kaum verlassen hatte, und Rache zu üben an demjenigen, den er haßte über alle Maßen.

Dann überlegte er doch, trotz der überschäumenden Wut, welche ihn befallen hatte, daß, so lange der Fürst am Leben war, er seiner Rache nicht entgehen konnte, die beste Gelegenheit aber, die Lügen des Verleumders zu widerlegen, seine ganze Ehrlosigkeit ans Licht zu bringen, sich eben im Dienste des Königs finden mußte. Er wollte der Welt beweisen, daß es ihm nicht nur fern gelegen hatte, den König meuchlings zu morden, sondern daß Johann Kasimir unter dem ganzen Adel Polens keinen treueren Diener finden konnte, als ihn, Kmiziz.

Zähneknirschend, wutentbrannt zerriß er die Kleider auf seinem Leibe und es dauerte lange, ehe er sich beruhigte.

Dann vertiefte er sich in Rachegedanken. Er schwur sich beim Andenken an seinen Vater, daß er den Fürsten in seine Gewalt bekommen müsse und sollten Tod und Höllenpein seiner dafür warten. Hätte der Fürst Boguslaw, dieser mächtige Herr, welcher nicht nur die Rache eines einfachen Adligen, sondern

ſogar die des Königs verlachte, die Gedanken und die ſchrankenloſe Wut Kmiziz' gekannt, er hätte nicht ſo ruhig geſchlafen, als er es that.

Und dabei wußte Kmiziz nur, daß er ihm Ehre und den guten Namen hatte rauben wollen; er ahnte ja nicht, was der Fürſt mit Olenka vorhatte.

Inzwiſchen ließ der König, welcher den jungen Edelmann ſehr lieb gewonnen hatte, noch an demſelben Tage Kmiziz durch Herrn Lugowski zu ſich berufen. Am folgenden mußte er mit dem Hofe nach Oppeln aufbrechen, wo mit den Senatoren über die Rückkehr des Königs ins Vaterland beraten werden ſollte. Das war notwendig, denn ſchon hatte der Kronenmarſchall eine neue Bitte um eilige Rückkehr dem Könige zugeſandt, mit dem Bemerken, daß alles zum allgemeinen Aufſtande bereit ſei. Außerdem hatte ſich eine neue Verbindung zur Verteidigung des Königs und des Vaterlandes im Reiche gebildet, welche ſchon lange vordem ins Leben gerufen werden ſollte und welche nun unter dem Namen „Die Konföderation von Tyſchowietz“ zuſammengetreten war.

Dieſe Nachrichten beſchäftigten die Gedanken aller ganz außerordentlich. Man verſammelte ſich gleich nach der heiligen Meſſe zu einer geheimen Konferenz, an welcher auf den Wunſch des Königs auch Kmiziz teilnehmen mußte.

Es wurde die Frage erörtert, ob die Rückkehr ins Vaterland ſogleich erfolgen ſolle, oder ob man den Augenblick abwarten ſolle, wo das Kronenheer mit dem Abfall von Schweden vom guten Willen zur That übergehen werde.

Johann Kaſimir machte der Debatte ein Ende, indem er ſagte:

„Ich bitte die Herren, nicht über den Zeitpunkt Unſeres Aufbruches von hier zu ſtreiten. Darüber bin ich mit Mir einig. Hiermit erkläre Ich, daß Wir beſtimmt noch in dieſen Tagen abreiſen, komme, was da wolle. Eure Gedanken ſollen ſich von jetzt ab nur damit beſchäftigen, die ſicherſten und ſchnellſten Wege zur Heimat aufzufinden.“

Darüber waren die Meinungen erſt recht verſchieden. Die einen warnten, dem Herrn Kronenmarſchall nicht allzuſehr zu trauen, da derſelbe ſich ſchon einmal wankelmütig und unzuverläſſig gezeigt hatte, indem er die Reichskrone, anſtatt ſie dem Kaiſer in Verwahrung zu geben, dieſelbe nach Lublin brachte. „Er ſei ein maßlos ſtolzer Mann,“ wurde geſagt. „Wenn er nun gar noch den König in ſeinem Schloſſe beherbergen dürfe,

wer weiß, was da geschehen könne, was für einen Lohn er für seine Dienste beanspruchen wolle. Es sei ihm zuzutrauen, daß er die Regierung an sich reißen und über den König ein Protektorat ausüben werde."

Diese Partei also riet dem Könige, den Rückzug der Schweden abzuwarten und dann nach Tschenstochau zu gehen, als an denjenigen Ort, von welchem die Wiedergeburt des Volkes ausgegangen sei.

Doch andere waren anderer Ansicht.

Die Schweden seien noch bei Tschenstochau und wenn sie mit Gottes Hilfe das Kloster auch nicht erobern werden, so sind die Wege dorthin doch nicht frei. Die ganze Gegend sei von Schweden besetzt. Kschepitz, Wielun und Krakau sowie alle Grenzorte in den Händen der Feinde. In den Bergen an der ungarischen Lehne entlang gäbe es aber keine anderen Soldaten, als das Regiment des Marschalls, denn bis dorthin vorzudringen, dazu gebrach es den Schweden sowohl an Mannschaften, wie an Mut. Von Lubow aus sei es auch näher nach Reußen, welches stets von feindlicher Besatzung frei geblieben war, und nach dem stets königstreuen Lemberg. Von dort aus erwarteten auch die Tartaren den Entschluß des Königs.

„Der Herr Marschall," sagte der Bischof von Krakau, „wird sich mit der Ehre zufrieden geben, daß Se. Majestät zuerst bei ihm in der Spiser Starostei Einkehr hält und er als erster den König verpflegen darf. Der König werde die Regierung nicht aus den Händen geben und den Herrn Marschall wird die ihm erwiesene Ehre zufrieden stellen. Wenn er an Treue und Diensteifer allen vorangehen will, gleichviel, ob dieses Verlangen seinem Stolze, oder der Liebe zum Königshause entstammt, immer wird sein Anerbieten der Majestät große Vorteile gewähren.

Die Ansicht des an Erfahrungen reichen und edlen Bischofs erhielt die Zustimmung der Mehrzahl. Es wurde also festgestellt, daß der König nach Lubow durch das Gebirge und von dort nach Lemberg, oder wo die Verhältnisse seine Anwesenheit dringend erheischten, gehen solle.

Auch der Tag der Abreise sollte sogleich festgesetzt werden, doch der Wojewode von Lentschütz, welcher soeben vom Kaiser zurückgekehrt war, den er im Namen des Königs um Hilfe gebeten, riet, einen Tag nicht zu bestimmen, die Bestimmung über den Zeitpunkt der Abreise vielmehr dem Könige selbst zu

überlassen und zwar darum, um durch Verbreitung von Nachrichten über den Termin des Aufbruches, den Feind nicht zu warnen. Es wurde also nur der Beschluß gefaßt, der König solle mit einer Eskorte, bestehend aus dreihundert auserlesenen Dragonern unter der Leitung des Herrn Tysenhaus, welcher, obgleich noch jung, doch als tüchtiger Soldat galt, ausrücken.

Der weitaus wichtigere Teil der Beratung folgte nun erst. Einmütig sollte beschlossen werden, daß nach der Rückkehr des Königs in sein Reich die Regierung allein in seiner Hand ruhen solle und daß alle Verfügungen der Majestät, gleichviel was sie betrafen, von dem Adel, dem Heere und den Hetmanen respektiert werden müssen. Man erörterte die Vergangenheit und die Ursachen des so plötzlich hereingebrochenen Unheils, welches in kurzer Zeit das ganze Land wie eine Sturmflut überzogen hatte, und führte dasselbe auf die Unregelmäßigkeiten und die Willkür Einzelner in der Verwaltung, den Mangel an Gehorsam und die allzuleichtfertige Nichtachtung der Königswürde zurück.

Man hörte den Ausführungen des Fürsten Primas mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Handelte es sich doch um noch nie dagewesene tief eingreifende Veränderungen in der Verwaltung des Reiches, welche allein die Möglichkeit boten, die Republik zu ihrer früheren Macht zurückzuführen. Diese Veränderungen wünschte ganz besonders die kluge, ihr Land sehr liebende Königin.

Der Kirchenfürst sprach so eindringlich, so klar und verständlich, daß den Hörern die Herzen dabei aufgingen, wie die Blumenknospen sich dem Lichte der wärmenden Sonne öffnen.

„Es liegt mir fern, gegen die altherkömmlichen Freiheiten, die unsere Nation genießt, zu opponieren," sagte der Primas, „nur jene übermütigen Auswüchse derselben muß ich verdammen, welche einzig und allein schuld sind an dem Verfall der Republik. Wahrhaftig! In diesem Reich versteht man kein Maß zu halten, keine Grenze zu ziehen zwischen Freiheit und Uebermut, und seht: „so wie Uebermaß in der Freude Schmerz bereitet, so führt zügellose Freiheit zur Unfreiheit. Bis zu welcher Verblendung sind die Bewohner dieses herrlichen Landes gelangt, daß sie glauben konnten, nur derjenige sei ein wirklicher Vaterlandsfreund, welcher der größte Lärmmacher ist, die Landtage stört, dem Willen des Königs entgegen wirkt gerade in Fällen, wo es sich um ernste Regierungsangelegenheiten handelt. Unsere Schatzkammer ist leer, die Soldaten, welche ihren Sold

nicht mehr ausgezahlt erhalten konnten, haben Dienſte beim Feinde geſucht, die Landtage haben ihre Funktionen eingeſtellt, denn ein einziger Uebelgeſinnter, ein Uebermütiger genügte, um die größte Verwirrung in die Verhandlungen zu bringen, ſie ganz aufzulöſen. Soll das Freiheit genannt werden, wenn die Stimme eines Einzigen, das Werk Vieler zu nichte machen darf? Iſt denn dieſe ſchrankenloſe Freiheit eines Einzelnen nicht die Unfreiheit Vieler? Wohin hat ſie uns denn geführt, dieſe Freiheit, was für Früchte hat ſie getragen? Da ſeht ihr! Ihr habt es erlebt, daß der Feind, über welchen unſere Vorfahren ſo oft glänzende Siege erfochten haben, jetzt unſer Vaterland vom Norden bis zum Süden beherrſcht. Niemand hat ihn in ſeinem Vorſchreiten aufgehalten, niemand ihn an der Beſitzergreifung des Landes, an der Schändung der Kirchen, am Morden, Rauben und ſonſtigen Gewaltthaten gehindert! So weit iſt es durch die Freiheitsluſt der Brüder, durch ihre Zänkereien und Feindſeligkeiten unter einander gekommen! Sie haben den angeſtammten Beſchützer des Vaterlandes zuerſt machtlos gemacht, dann haben ſie ſich beklagt, daß er ſie nicht beſchützte! . . . . Sie verſchmähten ſeine Befehle, traten dieſelben mit Füßen, jetzt tragen ſie das Joch des Feindes! . . . Wer anders aber, ſo frage ich, könnte die Republik retten, wenn nicht derjenige, der ihr ſein Leben geweiht? Er allein, der ſein unglückliches Land ſiegreich durch den Krieg mit den Koſaken geführt, der ſich unerhörten Gefahren ausgeſetzt hat, der bei Sbaraſch und Bereſchtez wie ein gemeiner Soldat gefochten und alle Beſchwerden mit ſeinen Kriegern geteilt hat, er allein kann ſein Reich wieder zum früheren Glanz zurückführen . . . . Ihm wollen wir allein vertrauen, ihm die Diktatur übergeben! Wir ſelbſt aber wollen Sorge tragen, daß die inneren Kämpfe, der Uebermut und die Privatangelegenheiten einzelner nicht ungeſtraft bleiben und auf dieſe Weiſe der Regierung wieder zu ihrem Anſehen verhelfen."

Alſo hatte der Primas geſprochen. Das Unglück und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten die Hörer überzeugt, daß der Redner vollkommen Recht hatte. Eines von beiden nur konnte geſchehen — entweder wurde das Königtum in Polen wieder befeſtigt, oder die Republik mußte untergehen. Es proteſtierte daher auch niemand gegen die Ausführungen des Fürſten Primas, nur begann nach dem Schluß ſeiner Rede eine lebhafte Debatte über die Mittel, durch welche die Vorſchläge des Primas am leichteſten und beſten zur Ausführung

gelangen konnten. Die Majestäten hörten mit freudiger Spannung zu, besonders die Königin, welche schon lange über einem Plane zur Herstellung der allgemeinen Ordnung im Reiche arbeitete.

Der König war heiter und befriedigt nach Glogau zurückgekehrt. Er berief sogleich einige der vertrautesten Offiziere, darunter Kmiziz, in sein Gemach und sagte ihnen folgendes:

„Es drängt Uns nun lebhaft, dieses Land zu verlassen, am liebsten möchten Wir gleich morgen aufbrechen. Deshalb haben Wir euch zu Uns berufen, damit ihr euch so schnell als möglich marschbereit macht. Jeder Augenblick ist verloren, den Wir ohne Not länger hier verweilen. Das Vaterland ruft, deshalb heißt es eilen."

„Sicherlich ist es besser, die Abreise nicht hinauszuschieben, sobald das mit dem Willen Ew. Majestät übereinstimmt," sagte Herr Lugowski. „Je schneller der Aufbruch stattfindet, desto besser!"

„Damit der Feind die Absicht der Rückkehr nicht erfährt und seine Wachsamkeit verdoppelt," ergänzte der Hauptmann Wolff.

„Der Feind ist schon aufmerksam gemacht; er hat alle Wege besetzt, so gut er kann!" sagte Kmiziz.

„Woher wißt ihr das?" frug der König.

„Noch als ich in Tschenstochau war, erhielten wir durch Bauern zuweilen Nachrichten über die Vorgänge in dem Reich, so unter anderem auch, daß es heiße, Ew. Majestät seien unterwegs nach dem Vaterlande oder schon innerhalb der Grenzen desselben. Es muß deshalb die größte Vorsicht beobachtet werden, der Rückzug darf nur in aller Stille, durch die Engpässe geschehen, denn auf den Landstraßen lauern die Soldaten des Douglas uns auf."

„Der beste Schutz sind die dreihundert scharfe Säbel," sagte Tysenhaus, indem er Kmiziz fest anblickte. „Wenn Se. Majestät mir das Kommando über dieselben anvertrauen wollen, dann führe ich Euch glücklich und gesund durch das ganze Schwedenheer."

„Ihr könnt das, wenn ihr auf dem Zuge dreihundert, sagen wir sechshundert, oder meinetwegen tausend Mann Schweden antrefft. Wie aber, wenn ihr auf noch größere Trupps stoßt, was dann?"

„Ich sagte dreihundert," entgegnete Tysenhaus, „weil von

dreihundert Mann Begleitung die Rede war. Sollten diese nicht genügen, so müssen wir eine größere Anzahl besorgen."

„Um Gottes Willen nicht! Je größer die Eskorte, desto weniger können wir unbemerkt bleiben!" sagte Kmiziz.

„Bah! Ich denke doch, der Herr Marschall wird Uns mit seinen Truppen eine Wegstrecke entgegenkommen?" warf der König ein.

„Das wird er nicht thun, denn er kennt ja den Zeitpunkt der Abreise Ew. Majestät nicht, und wüßte er ihn, so könnten ihn unterwegs immer noch Hindernisse vom raschen Vordringen aufhalten. Es ist schwer, hier sicher etwas vorauszubestimmen ..."

„Das sagt ein Soldat, ein echter Soldat!" sagte der König. „Man sieht, ihr seid kein Neuling im Kriegshandwerk."

Kmiziz lächelte. Er dachte an seine Kämpfe mit Chowanski. Wer wußte wohl besser Bescheid in solchen Dingen als er, wem konnte der König sein Leben sicherer anvertrauen als ihm?

Aber Herr Tysenhaus schien anderer Ansicht als der König. Er wandte sich stirnrunzelnd an Kmiziz und sagte ironisch: „Wir warten begierig auf eure besseren Ratschläge!"

Kmiziz hörte die Ironie aus diesen Worten wohl heraus. Er blickte Tysenhaus scharf an und antwortete:

„Meine Ansicht ist die, daß wir um so leichter und unbemerkter fortkommen, je kleiner die Eskorte ist."

„Wie soll man das verstehen?"

„Majestät!" wandte sich Kmiziz an den König. „Es bleibt Ew. Majestät überlassen, zu thun, was Ew. Majestät wollen. Mein Verstand sagt mir aber das: „Mag Herr Tysenhaus mit den Dragonern vorausgehen, indem er überall das Gerücht verbreitet, daß er den König geleitet, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken. Seine Sache wird es sein, mit heiler Haut sich durchzudrücken. Ew. Majestät aber wollen mit ganz kleiner Eskorte einen oder zwei Tage nach ihm ausrücken. Wenn des Feindes Augenmerk von uns abgelenkt ist, dann wird es uns leicht werden, nach Lubow zu gelangen."

Der König klatschte diesem Vorschlage Beifall.

„Gott hat Uns diesen Krieger gesandt!" rief er. „Salomon selber konnte Uns nicht weisere Ratschläge erteilen! So soll es sein, dabei soll es bleiben! Etwas Besseres giebt es nicht! Man wird den König unter den Dragonern suchen, während dieser dem Feinde ein Schnippchen schlägt und ihm an der Nase vorbeizieht!"

„Majestät belieben zu scherzen! . . ." sagte Tysenhaus.

„Ja, wie Soldaten ſcherzen!“ antwortete der König. „Doch gleichviel, ob Scherz oder nicht, es bleibt dabei.“

Kmiziz leuchteten die Augen vor Freude, daß ſeine Anſicht überwog. Tyſenhaus war heftig aufgeſprungen.

„Allergnädigſter Herr!“ ſagte er. „Ich lege mein Kommando nieder. Ein anderer möge die Dragoner anführen!“

„Warum das?“ frug der König.

„Wenn mein König ſchutzlos dem Zufall ſich preisgiebt, ſich allen nur denkbaren Gefahren ausſetzt, dann will auch ich dabei ſein, um für ſeine geheiligte Perſon nötigenfalls mit meinem Leben einzutreten.“

„Wir danken euch für euren guten Willen,“ entgegnete Johann Kaſimir, „doch beruhigt euch, gerade die Art zu reiſen, wie Babinitſch ſie vorſchlägt, wird Uns am beſten vor allen Gefahren bewahren.“

„Was der Herr Babinitſch, oder wie er ſonſt heißen mag, im Schilde führt, das mag er auch verantworten. Vielleicht liegt ihm daran, daß Ew. Majeſtät ſich im Gebirge verirren. . . . Ich nehme Gott und die hier anweſenden Waffenbrüder zu Zeugen, daß ich aus voller Seele von dieſer Art zu reiſen abrate!“

Er hatte ſeine Rede kaum geendet, als Kmiziz dicht vor ihn hintrat und ihm feſt in die Augen blickend fragte:

„Was wollt ihr mit euren Worten ſagen?“

Tyſenhaus maß ihn mit einem hochmütigen Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

„Bemüht euch nicht, euch mir gleich zu ſtellen, kleines Herrchen! Ihr erreicht meine Höhe doch nicht,“ ſagte er.

Nun ſchoſſen wieder Zornesblitze aus Kmiziz' Augen.

„Wer weiß,“ entgegnete er, „wenn der Andere zu hoch ſtände, um ihn zu erreichen, wenn . . .“

„Wenn was?“ frug Tyſenhaus, geſpannt und feſt dem Gegner ins Auge ſehend.

„Ich habe mich mit Höheren gemeſſen, als ihr es ſeid!“

Tyſenhaus lachte höhniſch.

„Ich wäre begierig, zu erfahren, wo ihr ſolche ſuchtet.“

„Schweigt!“ gebot jetzt der König mit gerunzelten Brauen. „Ich verbiete euch, hier Streitigkeiten anzufangen!“

Die Streitenden verſtummten ſofort. Es war ihnen durch das Verbot erſt in Erinnerung zurückgerufen worden, wo ſie ſich befanden. Der König aber fuhr fort:

„Dieſer Kavalier, welcher das größte Geſchütz der Schweden

mit Einsetzung seines Lebens zerstört hat, soll und darf von Keinem hier durch Hochmut verletzt werden und wäre sein Vater auch nur ein leibeigener Bauer. Das er das aber nicht ist, das haben Wir längst erkannt, denn den Vogel erkennt man an seinem Gefieder und die Abstammung der Menschen an ihren Handlungen. Laßt also das Streiten und Hadern." Zu Tysenhaus gewendet, sprach der König weiter: „Ihr wollt bei Uns bleiben? Nun gut! Das sei euch gewährt! Wolff oder Denhof mögen die Dragoner führen, doch Babinitsch bleibt auch bei Uns und sein Rat wird befolgt, denn er behagt Uns sehr!"

„Ich wasche meine Hände in Unschuld!" sagte Tysenhaus.

„Bewahrt nur das Geheimnis gut, meine Herren! Die Dragoner sollen noch heute nach Ratibor ausrücken. Gleichzeitig soll die Nachricht, daß ich mich verkleidet unter ihnen befinde, auf das Weiteste verbreitet werden. Dann haltet euch jeden Augenblick zur Abreise bereit, dieselbe kann ganz plötzlich erfolgen. . . . Tysenhaus, geht jetzt, gebt Befehl, daß der Kapitän an die Spitze der Dragoner trete und mit ihnen ausrücke."

Tysenhaus verließ händeringend und zornbebend das Gemach. Ihm folgten die anderen Offiziere.

Noch an demselben Tage erfuhr ganz Glogau, daß des Königs Majestät mit den Dragonern die Stadt verlassen habe, um in sein Reich, in die Republik zurückzukehren. Viele der angesehensten Bürger sogar waren so fest von der Abreise des Königs überzeugt, daß sie die Neuigkeit immer weiter verbreiteten, so daß sie bald nach Oppeln und weiter hin ihren Weg fand.

Obgleich nun Tysenhaus erklärt hatte, daß er seine Hände in Unschuld wasche, gab er noch nicht alle Hoffnung auf. Da er als erster Kammerherr des Königs zu jeder Zeit Zutritt zu der Person desselben hatte, so begab er sich noch an demselben Tage, gleich nach dem Ausmarsch der Dragoner, in die königlichen Gemächer, wo er die Majestäten beide antraf.

„Ich komme, mir nähere Befehle über die Abreise einzuholen. Wann gedenken Ew. Majestät aufzubrechen?" sagte er.

„Uebermorgen in aller Frühe," antwortete der König.

„Wie groß soll die Eskorte sein?"

„Ihr, Babinitsch und Lugowski begleitet Uns als militärische Eskorte. Außerdem reist der Herr Kastellan von Sandomir auch mit Uns. Ich habe ihn gebeten, so wenige seiner Leute mitzunehmen als thunlich, aber ganz gering wird ihre Zahl doch wohl nicht sein; es sind ja meist auch tapfere Kämpen.

Zum Ueberfluß will auch Se. Eminenz, der Herr Nuntius Uns begleiten, deſſen Anweſenheit dem Unternehmen die rechte Weihe geben ſoll. Se. Eminenz wollen daher ihre Perſon den Gefahren der Reiſe ausſetzen. Ihr aber ſorgt dafür, daß nicht mehr als vierzig Roſſe allerhöchſtens Unſer Geleit bilden, denn ſo hat Babinitſch Uns geraten.

„Allergnädigſter Herr!“ ſagte Tyſenhaus.

„Wollt ihr noch etwas?“

„Ich bitte fußfällig um eine Gnade. Es iſt geſchehen .... Die Dragoner ſind fort .... wir werden ſchutzlos die Reiſe antreten, der kleinſte feindliche Vortrab kann uns gefangen nehmen. Majeſtät wollen meinem Flehen ein geneigtes Ohr leihen, Gott weiß, wie treu ich bin. Trauen Ew. Majeſtät dieſem Menſchen doch nicht ſo blindlings. Wie gewandt er iſt, das beweiſt der Umſtand, daß er in fabelhaft kurzer Zeit es fertig brachte, ſich in Gunſt bei den Majeſtäten zu ſetzen, aber ....“

„Mißgönnt ihr ihm Unſere Gunſt?“ frug der König.

„Ich mißgönne ihm nichts, Majeſtät! Ich will ihn auch nicht des offenbaren Verrats verdächtigen, aber ich möchte faſt darauf ſchwören, daß er nicht Babinitſch heißt. Warum verbirgt er ſeinen wahren Namen? Warum ſpricht er nie von dem, was er war oder that, ehe er nach Tſchenſtochau ging? Warum drängte er ſo ſehr, daß die Dragoner vorausgehen und Ew. Majeſtät ohne Eskorte reiſen ſollen?“

Der König dachte ein wenig nach, wobei er alter Gewohnheit gemäß, die Backen wiederholt aufblies.

„Wenn er wirklich im Einvernehmen mit den Schweden handelt,“ ſagte er dann, „welchen Schutz würden uns dann wohl dreihundert Dragoner bieten können? Babinitſch brauchte dann nur die Schweden zu benachrichtigen, daß ſie mit etlichen Hunderten ihrer Füſiliere die Engpäſſe beſetzen; wir wären dann wie in einem Netz gefangen. Ueberlegt doch nur ein wenig. Von Verrat kann gar keine Rede ſein. Er müßte dazu genau den Tag und die Stunde des Ausmarſches kennen, dann brauchte er Zeit, um die Schweden in Krakau in Kenntnis zu ſetzen und zuletzt konnte er gar nicht wiſſen, ob Wir ſeinem Rate folgen würden oder nicht. Da anfangs beſtimmt war, daß Wir zugleich mit den Dragonern ausmarſchieren ſollten, ſo müßte, wäre er mit den Schweden im Einvernehmen, dieſes vereinzelte Abreiſen nur ſeine Pläne kreuzen, da er ſie von dieſer Veränderung von neuem in Kenntnis ſetzen mußte. Das

alles ſind wichtige Folgerungen. Uebrigens drängte er Uns ſeine Anſicht durchaus nicht auf, wie ihr behauptet, ſondern er ſagte nur, wie jeder andere ſeine Meinung. Nein! Nein! Aus ſeinen Augen leuchtet Wahrheit und die verbrannte Seite legt Zeugnis ab, daß er imſtande iſt, einen quälenden Schmerz klagelos zu tragen."

„Seine Majeſtät hat Recht," ſagte nun plötzlich die Königin. . . . „Das ſind alles ganz richtige Folgerungen und der Rat des Babinitſch war und bleibt gut."

Tyſenhaus wußte aus Erfahrung, daß, wenn erſt die Königin eine Anſicht ausgeſprochen hatte, eine Appellation an den König vergeblich war, denn Johann Kaſimir vertraute ihrem Scharfſinn und Verſtand unbedingt. Jetzt handelte es ſich nur darum, den König zur Beobachtung der äußerſten Vorſicht zu bewegen.

„Es ziemt mir nicht, den Allerhöchſten Herrſchaften zu opponieren. Wenn denn beſtimmt der Aufbruch auf übermorgen früh angeſetzt ſein ſoll, ſo bitte ich, daß dieſer Babinitſch nicht eher davon erfährt, als eine Stunde vorher."

„Damit bin Ich einverſtanden!" ſagte der König.

„Unterwegs laſſe ich ſelbſt ihn nicht aus den Augen und wehe ihm, wenn ein Unfall paſſieren ſollte, dann kommt er mir nicht lebend davon!"

„Das iſt nicht nötig," ſagte die Königin. „Hört einmal, mein Herr! Kein anderer kann den König vor Verrat und Tücke bewahren, als Gott allein. Weder ihr, noch die Dragoner, noch Babinitſch, könnt die Majeſtät ſchützen, wenn des Allmächtigen wachſames Auge nicht auf ihr ruht. Gott allein wird über dem Könige wachen und ſollte ihm Unheil drohen, ihm unerwartet ſeine Hilfstruppen ſenden. Das ſagen Wir euch, der ihr an himmliſche Mächte nicht glaubt."

„Allerdurchlauchtigſte Herrin!" entgegnete Tyſenhaus, „auch ich glaube, daß ohne Gottes Willen niemandem ein Haar gekrümmt wird. Es iſt doch aber keine Sünde, wenn ich aus Beſorgnis um die Perſon Sr. Majeſtät Verrat fürchte."

Maria Ludwika lächelte huldvoll.

„Nein! das nicht! Aber ihr ſeid ſehr ſchnell fertig mit eurem Urteil über andere und beſchimpft dadurch Unſer ganzes Volk, Unſere Nation, welche, wie Babinitſch mit Recht ſagt, keinen einzigen aufzuweiſen hätte, der ſich zum Königsmorde hergeben wollte. Es mag euch vielleicht wundern, daß Wir nach allen den bitteren Erfahrungen der letzten Zeiten, welche

Uns, Meinem königlichen Gemahl und Mir, widerfahren, so spreche. Ich habe trotzdem das feste Vertrauen zu Unserem Volke nicht verloren und bin überzeugt, daß selbst unter denen, die gegenwärtig noch in schwedischen Diensten stehen, sich nicht ein einziger Königsmörder finden würde."

„Und der Brief des Fürsten Boguslaw, Majestät?"

„Der Brief lügt!" sagte die Königin bestimmt. „Wenn es einen gebe in der ganzen Republik Polen, welcher des Königsverrates fähig wäre, so ist dieser Eine sicher der Fürst Stallmeister, doch er gehört kaum noch dem Namen nach Unserer Nation an."

„Kurz und gut, verdächtigt den Babinitsch nicht mehr," sagte der König. „Das mit dem Namen muß eine Verwechselung bei euch sein. Man könnte ihn schließlich deswegen in ein Verhör nehmen, aber sagt selbst, wie soll man das bewerkstelligen? . . . Sollen Wir etwa fragen: Wenn ihr nicht Babinitsch heißt, wie nennt ihr euch dann? Diese Frage müßte ihn schwer verletzen und Wir haften mit Unserem Kopfe für seine Rechtlichkeit."

„Um diesen Preis, Majestät, möchte ich mich nicht von seiner Rechtlichkeit überzeugen wollen."

„Gut! Schon gut! Wir danken euch für eure Besorgnis. Der morgige Tag sei dem Gebet und Bußübungen geweiht. Uebermorgen mit Tagesanbruch wird ausgerückt."

Tyfenhaus zog sich seufzend zurück und begann noch an demselben Tage ganz im Geheimen die Vorbereitungen zur Abreise. Auch die höchsten Würdenträger hatten keine Ahnung davon. Die Dienerschaft erhielt nur kurz den Befehl, die Pferde jeden Augenblick marschbereit zu halten, da der Befehl zum Aufbruch einmal ganz plötzlich gegeben werden könne.

Am ganzen folgenden Tage blieb der König unsichtbar; er kam auch nicht in die Kirche. Dafür verrichtete er in seinen Gemächern Gebete und fromme Bußübungen. Er betete nicht für sich, nein, für sein unglückseliges Reich.

Auch die Königin mit ihrem Frauenzimmer verharrte im Gebet.

Die darauffolgende Nacht stärkte in tiefem gesunden Schlaf die Kräfte der Reisebereiten und als eben die Kirchenglocke der Glogauer Stadtkirche zur Frühmette rief, da hatte die Trennungsstunde geschlagen.

4. Kapitel.

Der König hatte Ratibor passiert, ohne länger dort zu verweilen, als zum Füttern der Pferde nötig war. Niemand dort hatte ihn erkannt, niemand dem Reiterzuge besondere Aufmerksamkeit geschenkt, denn die ganze Stadt sprach von nichts, als von dem Durchzuge der Dragoner, unter welchen sich nach aller Meinung auch der polnische Monarch befunden haben sollte. Die Eskorte des Königs war dennoch zahlreicher, als er selbst es gewünscht, da noch mehrere hohe Würdenträger, so unter anderen allein fünf Bischöfe sich im letzten Augenblick entschlossen hatten, die Gefahren ihres königlichen Herrn zu teilen. In den Grenzen des Kaiserreiches bot allerdings die Reise keine Gefahr. In Oderberg, unweit der Mündung der Olsa in die Oder, wurde die mährische Grenze überschritten.

Der Tag war trübe. Dichter Schnee fiel in Mengen, so daß man nur auf ganz kurze Entfernungen den Weg zu erkennen vermochte. Aber der König war heiter und guter Dinge, denn es war etwas geschehen, was allen eine gute Vorbedeutung schien und dessen sogar die damaligen Geschichtsschreiber Erwähnung thaten. Als der König eben das Weichbild der Stadt Glogau verließ, erschien vor dem königlichen Rosse ein schneeweißer Vogel und umflatterte das Haupt des Monarchen zwitschernd und singend. Es erinnerten sich viele aus der Umgebung des Königs, daß ein ähnlicher, aber kohlschwarzer Vogel seine Kreise über dem Monarchen gezogen hatte, als derselbe Warschau verließ, um den Schweden das Feld zu räumen.

Dieſer weiße Vogel nun war an Geſtalt einer Schwalbe ähnlich. Sein Erſcheinen war um ſo wunderbarer, da es doch mitten im Winter war, wo an eine Rückkehr der Schwalben noch gar nicht zu denken war. So erfreute alſo das Erſcheinen des Vögelchens die Herzen aller; der König erblickte darin eine gute Vorbedeutung für ſeine Fahrt und dachte mehrere Tage an nichts anderes, als an den Vogel. Es zeigte ſich auch vom erſten Reiſetage an, wie gut die Ratſchläge Kmiziz' waren.

Ueberall im Mähriſchen, wohin der Reiterzug kam, wurde von dem Durchmarſch der Dragoner mit dem Könige von Polen erzählt. Manche behaupteten, ihn mit eigenen Augen geſehen zu haben, im Panzerhemd, das Schwert in der Hand, die Krone auf dem Haupt. Es kurſierten auch die verſchiedenſten Gerüchte über die Streitmacht, welche er mit ſich führte, die Zahl der Dragoner wuchs im Volksmunde bis ins Märchenhafte. Es wurde erzählt, daß das Ende des Zuges gar nicht abzuſehen war.

„Sicher werden die Schweden den König angreifen," ſagte man, „doch bezwingen werden ſie ſeine Heeresmacht nicht mehr."

„Nun?" frug der König Tyſenhaus, „hatte Babinitſch nicht Recht?"

„Wir ſind noch nicht in Lubow, Majeſtät," entgegnete der junge Magnat.

Babinitſch aber war zufrieden mit ſich und mit dem Verlauf der Fahrt. Er hielt ſich mit den drei Kiemlitſch meiſt ganz vorn im Zuge, um die Wege zu erforſchen; zuweilen auch ritt er zuſammen mit den anderen und dann unterhielt er den König mit den Erzählungen verſchiedener Einzelheiten aus der Belagerung von Tſchenſtochau, an welchen derſelbe ſich nie ſatt hören konnte.

Von Tag zu Tag gefiel der junge Held dem Könige beſſer. Die Zeit verging dem Monarchen mit frommen Betrachtungen, Gebet, Geſprächen über den Krieg, ſowie bei den Erzählungen Kmiziz' angenehm. Auch kleine Kriegsſpiele wurden unterwegs von den Offizieren aufgeführt, um die Reiſe durch Kurzweil zu kürzen. Es lag im Weſen Johann Kaſimirs, daß er ſchnell vom Ernſt zum Scherz, von ſchwerer Arbeit zu luſtigen Späßen überging. Immer aber gab er ſich der jeweiligen Beſchäftigung mit voller Seele hin.

So mußte ein jeder nach Vermögen dazu beitragen, den König zu zerſtreuen. Die Kiemlitſch unterhielten ihn durch ihre ungeſchlachten Bewegungen und mit Proben ihrer Muskelſtärke,

indem sie eiserne Hufeisen zerbrachen, wie leichtes Rohr. Für jede solche Leistung ließ ihnen der König einen blanken Thaler auszahlen, obgleich der Geldsäckel der Majestät gar sehr zusammengeschmolzen war, denn alles Gold, selbst die Kleinodien und Staatskleider der Königin waren zur Ausstattung der Soldaten veräußert worden.

Herr Andreas zeigte eine große Fertigkeit im Werfen eines schweren Beiles, welches er hoch in die Luft schleuderte, um es im Herunterfliegen auf seinem Pferde am Stiel zu erfassen. Diesem Kunststück klatschte der König lebhaft Beifall.

„Dasselbe Kunststück," sagte er, „sahen Wir von dem Herrn Sluschka, dem Bruder der Frau Unterkanzlerin. Derselbe warf das Beil aber nicht halb so hoch."

„Dieses Spiel wird bei uns in Litauen allgemein geübt, und was man von Kindesbeinen an treibt, das geht einem sozusagen in Fleisch und Blut über," sagte Kmiziz.

„Wie seid ihr denn zu der Narbe im Gesicht gekommen?" frug einmal der König, indem er auf Kmiziz' Wange deutete. „Es muß euch da einer mit dem Säbel tüchtig über das Gesicht gefahren sein."

„Das war kein Säbelhieb; die Narbe rührt von einem Schuß her, welcher dicht vor meinem Gesicht auf mich abgefeuert wurde."

„That das einer der Unsrigen oder ein Feind?"

„Einer der Unsrigen und dennoch ein Feind, welchem ich Rache geschworen, aber ehe diese nicht vollbracht ist, spreche ich nicht über die Sache."

„So gehässig seid ihr?"

„Ich bin nicht gehässig, Majestät. Auf meinem Kopfe trage ich eine Narbe von einem Säbelhieb. Durch die klaffende Wunde dort oben wäre um ein Haar meine Seele entflohen und dennoch trage ich demjenigen, der sie mir geschlagen, keinen Groll nach, weil er ein edler Mann ist."

Indem er das sagte, entblößte Kmiziz sein Haupt und wies dem Könige die Narbe, deren weißliche Ränder deutlich zu erkennen waren.

„Ich schäme mich dieser Narbe nicht," sagte Kmiziz, „denn ein Fechtmeister hat sie mir beigebracht, wie es keinen zweiten in der ganzen Republik giebt."

„Wer war denn dieser Meister?"

„Herr Wolodyjowski."

„Er? Wir kennen ihn. Er hat Wunder der Tapferkeit bei

Sbaraſch verübt. Auch waren Wir auf der Hochzeit des Herrn Skrzetuski, welcher Uns die erſte Nachricht von den Belagerten in Sbaraſch überbrachte. Ach, das ſind große Männer! Es war aber noch ein dritter, welchen das ganze Heer als den Größten rühmte. Er war dick, dieſer Edelmann, und ſo kurzweilig, daß Wir bei der Hochzeit vor Lachen faſt barſten."

„Ich errate! Das iſt Herr Sagloba!" ſagte Kmiziz. „Er iſt nicht nur tapfer, ſondern auch voller luſtiger Einfälle."

„Wißt ihr vielleicht, was die Dreie jetzt thun und wo ſie ſich befinden?"

„Wolodyjowski hat die Dragoner des Fürſt-Wojewoden angeführt."

Das Antlitz des Königs verdüſterte ſich.

„Und er dient jetzt mit dem Fürſt-Wojewoden den Schweden?"

„Er? den Schweden? Er iſt bei Herrn Sapieha. Ich war zugegen, wie er nach dem Verrat des Fürſten-Wojewoden, ihm das zerbrochene Schwert vor die Füße warf."

„O, das iſt ein braver Soldat!" entgegnete der König. „Wir haben Nachrichten von Herrn Sapieha aus Tykozin, wo er den Fürſten belagert. Gott ſegne ihn! Wenn alle wären wie er, dann hätten die Schweden längſt das Weite geſucht."

Hier frug Tyſenhaus, welcher die ganze Unterhaltung gehört hatte, ganz plötzlich:

„So waret ihr in Kiejdan bei Radziwill?"

Ein klein wenig wurde Kmiziz verlegen; er warf das Beil, welches er in der Hand hielt, leicht auf und nieder.

„Ja, ich war dort!" antwortete er kurz.

„Laßt das Beil in Ruhe," ſprach Tyſenhaus weiter. „Was hattet ihr am fürſtlichen Hofe zu thun?"

„Ich war Gaſt dort," antwortete Kmiziz verdroſſen. „Das fürſtliche Brot ſchmeckte mir jedoch nicht mehr, als der Fürſt zum Verräter wurde."

„Warum ſeid ihr denn nicht mit den anderen zu Herrn Sapieha gegangen?"

„Weil ich der heiligen Jungfrau gelobt hatte, nach Tſchenſtochau zu gehen, was ihr leicht begreiflich finden werdet, da unſer Oſtra Brama durch die Septentrionare okkupiert war."

Herr Tyſenhaus ſchüttelte den Kopf und ſchnaufte ſo heftig, daß dadurch die Aufmerkſamſeit des Königs rege gemacht wurde, ſo daß er ſelbſt forſchend den jungen Ritter anblickte.

Dieſer wandte ſich ſchließlich ungeduldig an Tyſenhaus und ſagte:

„Mein Herr! Ich habe euch noch nicht gefragt, wo ihr waret und was ihr getrieben habt.“

„So fragt doch!“ antwortete Tyſenhaus. „Ich habe nichts zu verbergen.“

„Ich ſtehe vor keinem Gericht, und wäre das der Fall, dann wäret ihr nicht mein Richter. So laßt mich denn in Frieden, ſonſt verliere ich einmal die Geduld.“

Indem er das ſagte, warf er das Beil mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daß es, ein ganz kleiner Punkt, oben in der Luft ſchwebte. Die Augen des Königs folgten ihm; er dachte augenblicklich nichts anderes als das, ob Babinitſch es auffangen werde oder nicht . . . .

Babinitſch gab dem Pferde die Sporen, ſetzte los und fing das Beil auf.

An demſelben Abende ſagte Tyſenhaus zum Könige:

„Majeſtät! Dieſer Edelmann gefällt mir immer weniger!...“

„Und Mir immer mehr!“ erwiderte der König.“

„Ich hörte heute zufällig, wie einer ſeiner Leute ihn „Herr Hauptmann“ anredete. Er aber gebot ihm mit einem drohenden Blicke Schweigen. Dahinter ſteckt etwas.“

„Auch Mir kommt es zuweilen ſo vor, als ob er etwas verbergen wolle,“ ſagte der König, „aber das iſt ſeine Sache, das geht Uns nichts an.“

„Jawohl, Majeſtät! Das geht uns an, denn das Wohl und Wehe der ganzen Republik kann von ſeinem Schweigen abhängen. Iſt er ein Spion, welcher Ew. Majeſtät ins Verderben ſtürzen will, ſo ſind mit Ew. Majeſtät das Vaterland und alle Getreuen in demſelben verloren, da auf Ew. Majeſtät allein die einzige Hoffnung auf Rettung beruht.“

„Ich werde ihn morgen früh ſelbſt befragen.“

„Wolle Gott, ich wäre ein falſcher Prophet, aber er ſchaut nicht gut aus. Er iſt zu eingebildet, zu frech und reſolut; ſolche Menſchen ſind zu allem fähig.“

Der König war verſtimmt.

Am nächſten Morgen, gleich beim Aufbruch winkte er ihn an ſeine Seite.

„Wo waret ihr, Hauptmann?“ frug ihn der König ganz unvermittelt.

Kmiziz ſchwieg. Er kämpfte einen harten Kampf. Der Wunſch, ſich dem Könige zu Füßen zu werfen und die Laſt,

welche er mit sich herumschleppte, abzuwälzen, die ganze Wahrheit zu bekennen, entbrannte auf das heftigste in ihm.

Doch mit Schrecken dachte er daran, welchen grauenhaften Eindruck das Wort Kmiziz, im Zusammenhange mit dem Briefe des Fürsten Boguslaw, auf den König machen mußte.

Womit konnte er, der Helfershelfer des Wojewoden von Wilna, er, welcher allein durch sein Handeln, seine Energie den Verrat desselben gestützt hatte, er, der des schändlichsten Verbrechens, des Königsmordes, verdächtigt war, beweisen, daß sich eine Wiedergeburt an ihm vollzogen, daß er seine Schuld schwer mit dem eigenen Blute gebüßt? Wie sollte er den König, die Bischöfe, alle die Senatoren von der Ehrlichkeit seiner Gesinnung überzeugen?

„Meine Sünden verfolgen mich unerbittlich immer und überallhin," dachte er verzweifelt.

Er beschloß also, zu schweigen. Gleichzeitig aber empfand er einen unaussprechlichen Widerwillen und Ekel vor der Lüge. Mußte er diesen unglücklichen Herrn, den er aus voller Seele liebte, belügen, ihm ein Märchen aufbinden? Ihm fehlte die Kraft dazu.

Er begann also nach einer Weile:

„Allergnädigster Herr! Die Zeit liegt nicht mehr fern, wo ich Ew. Majestät meine Seele, mein Herz ausschütten werde, wie im Beichtstuhl . . . Aber ich will, daß für mich, für die Treue und Ehrlichkeit meiner Gesinnung nicht bloße Worte, sondern Thaten zeugen . . . Ich habe gesündigt, Majestät, schwer gesündigt gegen das Vaterland, gegen Ew. Majestät, und noch zu wenig gebüßt. Daher suchte ich nach einem Dienst, in welchem ich leicht Gelegenheit finden kann, meinem heißen Verlangen nach Besserung, nach harter Buße Genüge zu leisten . . . Wer hätte denn nicht auch schon gesündigt, wer in dieser ganzen Republik wäre ganz von Schuld frei. Vielleicht lud ich größere Schuld auf mich, als andere, aber ich kam auch schneller als andere zur Besinnung . . . O, Majestät! Ich bitte nach nichts zu fragen, bis mein Dienst mir Gelegenheit gegeben, meine Schuld zu tilgen; ich bitte mir zu glauben, denn ich darf nicht sprechen, weil ich mir den Weg zur Buße frei halten muß. Gott und seine gebenedeite Mutter sind meine Zeugen, daß ich nicht lüge, daß ich mein Herzblut für Ew. Majestät zu vergießen bereit bin . . ."

Hier zitterte Kmiziz die Stimme, seine Augen wurden feucht; der Ausdruck eines tiefen Schmerzes in seinem Gesicht,

zeugten beſſer für die Ehrlichkeit ſeiner Handlungen, als alle Worte.

„Gott kennt die Reue meines Herzens; er wird ſie mir am Tage des letzten Gerichts anrechnen," fuhr Kmiziz fort. „ . . . Wenn Ew. Majeſtät mir aber nicht trauen, ſo bitte ich, mich fortzuſchicken. Ich werde dann von ferne den Spuren Ew. Majeſtät folgen, um im Augenblicke höchſter Gefahr ungerufen zur Hand zu ſein und mein Leben für meinen Herrn und König einzuſetzen. Dann werden Ew. Majeſtät hoffentlich glauben, daß ich kein Verräter, ſondern ein treuer Diener bin, vielleicht treuer als diejenigen, welche gern andere verdächtigen."

„Wir glauben euch ſchon heute!" ſagte der König. „Bleibt nach wie vor bei Uns, der Verrat ſpricht nicht aus euch."

„Ich danke Ew. Majeſtät!" ſagte Kmiziz.

Er hielt ſein Pferd ein wenig zurück, um in die letzten Reihen des Zuges zu gelangen.

Inzwiſchen hatte Tyſenhaus ſeine Verdächtigungen nicht nur dem Könige, ſondern auch anderen mitgeteilt, was zur Folge hatte, daß alle begannen, Kmiziz ſcheel anzublicken. Es verſtummten die Geſpräche, wo er ſich blicken ließ; man raunte einander allerhand zu, jede ſeiner Bewegungen wurde beobachtet. Herr Andreas bemerkte das; es wurde ihm unbehaglich unter dieſen Menſchen.

Selbſt des Königs Antlitz war ernſter als früher, wenn er ihm auch ſein Vertrauen nicht entzog. Der junge Ritter verlor ſeinen Frohſinn, er wurde nachdenklich und Reue und Bitternis erfüllten ſein Herz. Im Gegenſatz zu früher, wo er an der Spitze des Zuges ſein Roß getummelt, ſchleppte er ſich immer mehrere hundert Schritte hinter der Kavalkade, mit geſenktem Kopfe und düſteren Gedanken drein.

Endlich ſchimmerten die ſchneebedeckten Bergkuppen der Karpaten zu den Reitern herüber. Wolken breiteten ihre ſchweren Flügel über die Gipfel und da der Abend ſich aufhellte, ſo überzog die Abendröte den Fuß der Berge mit roſigem Schimmer, welcher das Auge ſtark blendete, bis die Schatten der Nacht ſich auf die Berge herniederſenkten.

Kmiziz ſah dieſes Naturwunder, welches er früher nie gekannt hatte, mit bewunderndem Staunen und vergaß darüber momentan ſeinen Gram.

Mit jedem Tage rückten ihnen die Berge näher, immer rieſenhaftere Dimenſionen annehmend, bis endlich der königliche

Reiterzug sie erreichte und in die Engpässe einzog, welche sich wie Thore vor ihm öffneten.

„Es kann nicht mehr weit bis zur Grenze sein," sagte der König bewegt.

Da erblickten die Reiter einen kleinen Wagen, welchem ein Pferd vorgespannt war. Ein einzelner Mann saß auf demselben. Er wurde sogleich angehalten und Tysenhaus frug:

„Sagt einmal, Mann, befinden wir uns schon in Polen?"

„Da, dort, hinter jenem Felsen und dem Flüßchen ist noch kaiserliches Land; hier steht ihr schon auf königlicher Erde."

„Wo gelangt man nach Sywiez?"

„Geradeaus kommt ihr auf den Weg dorthin."

Der Bergbewohner hieb auf sein Pferd ein, Tysenhaus sprengte zu dem unweit haltenden Könige.

„Majestät!" rief er begeistert, „Ew. Majestät befinden sich schon auf eigenem Grund und Boden, dort an jenem Flüßchen fängt Ew. Majestät Reich an!"

Der König antwortete nicht; er winkte nur, daß man sein Pferd halte, dann stieg er ab, kniete nieder und faltete die Hände.

Bei diesem Anblick folgten alle dem Beispiel ihres königlichen Herrn. Dieser aber, der so lange umhergeirrt, breitete die Arme aus, beugte sich hernieder und küßte die Erde, die er so liebte und die so undankbar gewesen, in den Tagen der Not ihrem Könige ein Obdach zu versagen.

Die tiefste, andächtigste Stille herrschte. Der Abend sank hernieder; er war frostig aber hell. Die Berge und die Wipfel der Tannen in der Nähe waren mit Purpurlicht übergossen, während die ferner liegenden schon in dunkles Violett getaucht waren. Der Streifen Landstraße, wo der König eben sein Land begrüßte, glänzte wie ein rotgoldenes Band, ein gelblicher Schimmer fiel auf den König, die Bischöfe und Würdenträger.

Da fegte plötzlich ein leichter Wind von den Bergen hernieder und trieb lose Schneeflocken vor sich her. Er fuhr in die Wipfel der beschneiten Tannen, so daß diese sich tief neigten und laut rauschten, als wollten sie ihrem Könige das uralte polnische Lied zum Willkommen in der Heimat singen:

„Sei uns gegrüßt, geliebter Herre!"

Es war schon ganz dunkel, als der Zug endlich weiter sich bewegte. Hinter dem Engpaß dehnte sich ein etwas breiteres Thal, dessen Ende sich in der Ferne verlor. Ringsum herrschte

Dämmerung, nur an einer Stelle des Horizontes leuchtete es noch rötlich.

Der König begann das Ave Maria, die anderen beteten andächtig nach. Der Gedanke, im Vaterlande zu sein, die in nächtliches Dunkel sich hüllenden Berge, die langsam erlöschende Abendröte, das Gebet, stimmte die Herzen aller Reisenden so feierlich, daß sie nach beendetem Gebet schweigend weiterritten.

Nun war es völlig Nacht geworden, nur im Osten dauerte die Röte fort, ja sie wurde immer heller.

„Wir reiten der Röte nach," sagte der König. „Mich wundert, daß sie nicht erlischt."

Eben kam Kmiziz angesprengt:

„Majestät!" rief er, „dort ist eine Feuersbrunst!"

Der Zug hielt an.

„Eine Feuersbrunst?" frug der König. „Mir scheint, es ist die Abendröte?"

„Nein, nein! Ich täusche mich nicht; es ist eine Feuersbrunst."

Und wirklich, Kmiziz hatte recht. Es blieb kein Zweifel, denn bald türmte es sich wie rote Wolken über dem Schein, welche bald heller, bald dunkler leuchteten.

„Dort kann nur Sywiez liegen; der Ort muß brennen!" rief der König. „Der Feind kann dort Feuer angelegt haben!"

Er hatte noch nicht geendet, als die Laute menschlicher Stimmen und das Schnaufen von Pferden ertönte und einige dunkle Gestalten dicht vor dem Könige auftauchten.

„Halt! Halt!" rief Tysenhaus.

Die Gestalten hielten an, ungewiß, was sie zu thun hätten.

„Wer seid ihr?" frug jemand mitten aus dem Zuge heraus.

„Gute Freunde!" antworteten ein paar Stimmen, „gute Freunde! Wir kommen aus Sywiez; wir sind nur mit dem nackten Leben entflohen, denn die Schweden morden und brennen dort!"

„Halt! Um Gotteswillen! Was sagt ihr? Wie sind sie denn dorthin gekommen?"

„Sie haben, gnädiger Herr, unserem Könige aufgelauert. Es sind ihrer viele, sehr viele! Gott sei unserem Herrn gnädig!"

Tysenhaus war einen Augenblick ratlos.

„Da haben wir es! Jetzt können wir sehen, was es heißt, mit kleiner Eskorte reisen!" schrie er Kmiziz an. „Der Teufel hole eure guten Ratschläge!"

Aber Johann Kaſimir ergriff ſelbſt das Wort.

„Wo iſt der König?“ frug er die Leute.

„Der König hat ſich mit einem großen Heere in die Berge begeben. Er iſt vor zwei Tagen durch Sywiez gekommen, aber die Schweden haben ihn verfolgt und bei Sucha eingeholt. Es ſoll dort zu einer Schlacht gekommen ſein. . . . Wir wiſſen nicht, ob ſie ihn gefangen haben oder nicht. Heute gegen Abend ſind ſie zurückgekommen und morden und ſengen jetzt . . .“

„Ihr könnt weiter reiten, Leute!“ ſagte Johann Kaſimir.

„Gott geleite euch!“

Die Flüchtenden eilten davon.

„Da ſeht ihr, was geſchehen wäre, wenn wir mit den Dragonern geritten wären,“ ſagte Kmiziz.

„Majeſtät!“ begann der Herr Biſchof Gembizki. „Der Feind iſt vor uns . . . Was ſollen wir thun?“

Alle umringten den König, als wollten ſie ihn vor einer plötzlichen Gefahr ſchützen. Der König blickte nach dem Feuerſchein, welcher ſich in ſeinen Augen widerſpiegelte. Keiner wagte ein Wort zu ſprechen, denn es war ſchwer, einen Ausweg zu finden.

„Als Wir das Vaterland verließen, beleuchteten brennende Ortſchaften Meinen Weg“, ſagte der König endlich, „und jetzt, wo Wir kaum den Fuß auf heimatlichen Boden geſetzt haben, ſtehen Wir wieder vor einer Feuersbrunſt . . .“

Wieder wurde es ſtill nach dieſen Worten, nur dauerte das Schweigen länger als zuvor.

„Wer weiß einen Ausweg?“ frug plötzlich der Biſchof Gembizki.

Da ertönte die Stimme Tyſenhaus' voll Bitterkeit und Hohn.

„Derjenige, welcher ſich nicht geſcheut hat, die Perſon unſeres geliebten Herrn Gefahren preiszugeben, möge nun auch einen Ausweg finden.“

Da löſte ſich ein Reiter aus dem Kreiſe los; es war Kmiziz.

„Gut!“ ſagte er.

Er erhob ſich in den Steigbügeln und indem er ſich nach der Seite zu wandte, wo die Dienerſchaft hielt, rief er aus vollem Halſe:

„Kiemlitſch! Mir nach!“

In demſelben Augenblick gab er dem Pferde die Sporen und jagte davon, was das Pferd ausgreifen konnte, hinter ihm drein die drei Kiemlitſch.

Ein fürchterlicher Schrei entrang ſich der Bruſt Tyſenhaus'.

„Das iſt Verrat!“ ſchrie er. „Die Verräter holen die Schweden hierher. Majeſtät! Retten wir uns, ſo lange es angeht. Der Engpaß wird bald vom Feinde beſetzt ſein. . . . Zurück, Majeſtät! Zurück!“

„Kehren wir um!“ riefen einſtimmig die Kirchenfürſten und Staats-Würdenträger.

Da wurde Johann Kaſimir mißmutig. Er blickte zornig drein, zog den Säbel aus der Scheide und ſagte:

„Gott bewahre mich davor, daß ich freiwillig noch einmal das Land meiner Väter verlaſſe! Es geſchehe, was da wolle, ich bleibe.“

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, um vorwärts zu reiten, da fiel der päpſtliche Geſandte dem Pferde in die Zügel.

„Majeſtät!“ ſagte er ernſt. „Die Geſchicke des Vaterlandes und der heiligen Kirche ruhen auf Eurer Perſon, folglich dürft Ihr dieſelbe nicht in Gefahr bringen!“

„Nein, das darf nicht geſchehen!“ beſtätigten die Biſchöfe.

„Aber Ich kehre nicht nach Schleſien zurück,“ rief der König, „Ich will nicht zurück, beim heiligen Kreuz, Ich will nicht!“

„Allerdurchlauchtigſter Herr! ſo hört doch auf die Bitten Eurer Unterthanen!“ ſagte, die Hände faltend, der Kaſtellan von Sandomir. Wenn denn durchaus von einer Rückkehr in das Kaiſerreich nicht die Rede ſein ſoll, ſo verlaſſen wir wenigſtens dieſen Platz und lenken wir der ungariſchen Grenze unſere Schritte zu, oder ziehen wir uns wenigſtens in den Engpaß zurück, damit uns der Rückzug nicht abgeſchnitten wird. Dort können wir die Dinge abwarten und im Falle eines Ueberfalles die Flucht ſuchen. Wenigſtens können wir nicht eingeſchloſſen werden, wie in einer Mauſefalle.

„So ſei es denn,“ antwortete der König etwas beſänftigt. „Einen verſtändigen Rat verſchmähe Ich nicht, aber noch einmal zurück in die Verbannung, nein, das geſchieht nicht! Können wir hier nicht weiter, nun dann ſicher auf einer anderen Stelle. Ich bin aber überzeugt, daß ihr, meine Herren, euch umſonſt ängſtigt. Daß die Schweden uns bei den Dragonern geſucht haben, beweiſt Mir, daß ſie von unſerem Hierſein keine Ahnung haben, und daß von einem Verrat gar nicht die Rede ſein kann. Ihr ſeid doch erfahrene Männer; ſo überlegt doch nur. Die Schweden hätten ſicher den Dragonern nicht aufgelauert, keinen einzigen Schuß auf ſie abgefeuert, wenn ſie wußten, daß wir erſt hinterdrein kommen. Babinitſch iſt mit ſeinen Leuten aus-

geritten, um Kundschaft einzuziehen und wird wohl bald zurückkehren. Beruhigt euch also!"

Indem er das sagte, wandte der König sein Roß dem Engpaß zu. Er hielt auf der Stelle an, welche der Bauer als die Grenze bezeichnet hatte.

Es verfloß eine Viertelstunde, eine halbe, eine ganze Stunde.

„Bemerken Ew. Eminenz, daß der Feuerschein kleiner wird?" frug der Wojewode von Lentschütz den Herrn Primas von Polen:

„Es scheint, das Feuer erlischt!" riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Das ist ein gutes Zeichen!" bemerkte der König.

„Ich möchte mit einigen Soldaten vorausreiten," mengte sich jetzt Tyfenhaus in das Gespräch. „Ein Gewände weit von hier könnten wir halten und wenn etwa die Schweden kommen, sie aufhalten, bis wir alle tot sind. Jedenfalls wird damit Zeit gewonnen, den König zu retten."

„Ihr bleibt hier; Ich verbiete euch fortzureiten!" sagte der König.

„Und wenn Ew. Majestät mich später für meinen Ungehorsam erschießen lassen, so reite ich dennoch jetzt voraus, denn es handelt sich um Ew. Majestät Rettung."

Er rief einige Soldaten zusammen, die in der Treue erprobt waren, und eilte mit ihnen von dannen.

Sie hielten am anderen Ende des Engpasses im Thale und verhielten sich ganz still mit der Büchse in der Hand, gespannt horchend.

Längere Zeit blieb alles still, endlich kam auf dem gefrorenen Schnee Pferdegetrappel näher.

„Sie kommen!" flüsterte einer der Soldaten.

„Ja, aber es sind nur ein paar Reiter," antwortete der andere. „Herr Babinitsch kommt zurück!"

Die Ankommenden hatten sich inzwischen bis auf wenige Schritte genähert.

„Werda?" rief Tyfenhaus.

„Gut Freund! Nicht schießen, ihr dort!" ertönte die Donnerstimme Kmiziz's.

Im selben Augenblick tauchte der Sprecher auch schon dicht vor Tyfenhaus auf und frug:

„Wo ist der König?"

„Dort, hinter dem Felsen, am Ausgange des Engpasses!" antwortete Tyfenhaus.

„Wer ist hier? Ich kann euch in der Finsternis nicht erkennen.“

„Tyfenhaus! Was habt ihr da für einen großen Gegenstand vor euch auf dem Pferde?“

Indem er das sagte, wies er auf die dunkle Gestalt, welche vor Kmiziz quer über dem Sattel hing.

Aber Herr Andreas antwortete nicht, sondern ritt stumm vorüber. Als er im Zuge den König erkannt hatte, — es war jenseits des Engpasses viel heller, — rief er:

„Majestät! Der Weg ist frei!“

„Sind die Schweden nicht mehr in Sywiez?“

„Sie sind nach Wadowitz zu fortgezogen. Es war eine Abteilung deutscher Söldlinge. Uebrigens habe ich gleich einen mitgebracht, damit Ew. Majestät ihn selbst ausfragen können.“

Bei diesen Worten warf Herr Andreas die Last, welche er vor sich hielt, herab, so daß der Gefangene ächzte.

„Was ist das?“ fragte der König verwundert.

„Das? Ein Reiter! Ein Schwede!“

„Wahrhaftig, er hat gleich einen Gefangenen mitgebracht. Wie ging das zu? sprecht!“

„Allergnädigster Herr! Wenn der Wolf nachts eine Herde Schafe beschleicht, so wird es ihm leicht gelingen, ein einzelnes zu erhaschen. In Wahrheit ist das bei mir nicht das erste Mal, daß ich einen Feind einfange.“

Der König fuhr mit der Hand über seinen Kopf.

„Das ist aber ein Soldat! Stellt euch vor ihr Herren, Wir hätten alles solche Soldaten, dann könnten Wir dreist mitten unter die Schweden gehen!“

Unterdessen hatten viele sich um den Reiter gedrängt, welcher wie tot am Boden lag.

„Fragen Ew. Majestät ihn doch, obgleich er kaum wird antworten können, er ist etwas gedrückt worden,“ sagte Kmiziz nicht ohne eine gewisse absichtliche Großthuerei.

„Gießt ihm etwas Branntwein ein,“ sagte der König.

Und wirklich bewährte sich das Mittel, denn der Reiter gewann bald Kräfte und Sprache wieder. Als das geschehen, setzte ihm Kmiziz seinen Dolch an die Kehle und befahl ihm, die Wahrheit zu sagen.

Der Gefangene sagte aus, daß er zum Regiment des Hauptmann Irlehorn gehöre, daß sie Kunde von der Durchreise der Dragoner mit dem Könige gehabt und infolgedessen dieselben bei Sucha angegriffen haben. Sie hätten sich aber

auf Sywiez zurückziehen müſſen, weil ſie eine gründliche Schlappe bekommen. Von da ſeien die Schweden nun nach Wadowitz und Krakau gezogen.

„Befinden ſich in den Bergen noch andere Abteilungen ſchwediſcher Soldaten?“ frug Kmiziz, indem er den Mann leicht mit dem Dolche ritzte, in deutſcher Sprache.

„Vielleicht,“ antwortete der Reiter in abgeriſſenen Worten, „denn der General Douglas hat verſchiedene kleinere Abteilungen in die Berge geſchickt. Sie können ſich aber auch ſchon zurückgezogen haben, denn die Bauern lauern ihnen überall in den Engpäſſen auf.“

„Aber hier, in der Gegend von Sywiez, waret ihr die einzigen?“

„Wir einzig und allein.“

„Und ihr wißt beſtimmt, daß der König ſchon weiter gereiſt iſt?“

„Ja! Er war ja bei den Dragonern, mit welchen wir bei Sucha zuſammentrafen; er iſt von vielen geſehen worden.“

„Warum habt ihr ihn denn nicht verfolgt?“

„Wir fürchteten uns vor den Bergbewohnern.“

Hier wandte ſich Kmiziz wieder dem Könige zu, indem er in polniſcher Sprache ſagte:

„Majeſtät, der Weg iſt frei! Auch ein Nachtquartier finden wir in Sywiez, denn der Ort iſt nur zum Teil abgebrannt.“

Unterdeſſen hatte der ungläubige Herr Tyſenhaus mit dem Herrn Kaſtellan Wojnizki ein Geſpräch geführt.

„Entweder iſt der dort ein Soldat von ſeltener Größe und treu wie Gold, oder ein durchtriebener Intriguant ... Bedenkt, Herr Kaſtellan; die ganze Geſchichte kann ſimuliert ſein, von der Gefangennahme des Reiters an, bis zu deſſen Bekenntniſſen. Wie, wenn dahinter eine Abſicht ſteckte? Wie, wenn die Schweden in Sywiez bleiben und der König in eine Falle gelockt würde?“

„Man müßte ſich der Sicherheit wegen ſelbſt überzeugen,“ ſagte der Kaſtellan Wojnizki.

Sogleich wandte ſich Tyſenhaus dem Könige zu und ſagte laut:

„Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich vorausreite, um mich zu überzeugen, ob jener Kavalier und der Reiter die Wahrheit ſagten.“

„Auch ich bitte, daß es geſchehen darf; erlauben Ew. Majeſtät, daß er ſich überzeuge!“ bat Kmiziz.

„So reitet!“ sagte der König. „Doch auch Wir wollen hier nicht stehen bleiben, denn es ist kalt.“

Herr Tysenhaus sprengte davon, was das Pferd laufen konnte, während der König mit den anderen langsam folgte. Der König wurde immer heiterer gelaunt. Nach einer Weile sagte er zu Kmiziz:

„Man könnte mit euch wie mit einem Falken auf die Schwedenjagd ziehen, denn ihr schießt wie der Falke auf den Feind herab.“

„Beinahe,“ entgegnete Herr Andreas. „Der Falke ist bereit, die Jagd kann beginnen, Majestät!“

„Erzählt Uns, wie ihr ihn gefangen.“

„Das war nicht schwer, Majestät! Wenn eine Abteilung Soldaten im Aufbruch begriffen ist, dann bleiben anfangs immer einer oder einzelne zurück. Dieser hier blieb ungefähr ein halbes Gewände hinter den anderen; ich jagte ihm nach; er dachte, es wäre einer der Kameraden, da hatte ich ihn schon — denn er sah sich nicht um — und verstopfte ihm den Mund, damit er nicht schreien konnte.“

„Ihr sagtet doch, daß ihr kein Neuling seid in solchen Dingen?“

Kmiziz lachte.

„O, o, Majestät! ich habe Besseres vollbracht als diese Kleinigkeit. Ew. Majestät wollen nur befehlen, dann hole ich die Schweden noch ein, fange selbst noch einen und lasse jeden meiner Kiemlitsch auch einen fangen.“ Nun ritten sie eine Weile schweigend weiter. Plötzlich hörte man Pferdegetrappel und Tysenhaus kam herangesprengt.

„Majestät!“ meldete er. „Der Weg ist frei, das Nachtquartier bestellt.“

„Sagten Wir's nicht?!“ rief Johann Kasimir. „Die Herren haben sich ganz unnötig geängstigt .... Eilen wir nun aber, denn Wir sehnen Uns nach Ruhe.“

Es kam plötzlich Leben in den Zug. Alles trabte hurtig und fröhlich der Nachtruhe entgegen. Eine Stunde später schlief der König fest und sanft zum ersten Male seit langer Zeit auf eigenem Grund und Boden.

Am selben Abend aber war Tysenhaus noch zu Kmiziz gekommen.

„Verzeiht mir, mein Herr!“ hatte er gesagt. „Aus Liebe zu meinem Herrn habe ich euch verdächtigt.“

Kmiziz aber stieß die dargebotene Hand von sich.

„O nein, das kann ich nicht!“ antwortete er. „Ihr habt mich des Verrates, der Bestechlichkeit beschuldigt.“

„Ich hätte noch mehr gethan als das, wäre der König gefährdet worden; ich hätte euch eine Kugel in den Schädel gejagt,“ sagte Tyſenhaus. „Da ich mich überzeugt habe, daß ihr ein edler Menſch ſeid und den König liebt, ſo bot ich euch die Hand zur Verſöhnung. Wollt ihr ſie nehmen, gut, wenn nicht, dann auch gut! Ich wollte lieber mit euch die Liebe zum Könige teilen . . „ doch werde ich auch eine Auseinanderſetzung anderer Art nicht ſcheuen.“

„Meint ihr? . . . Hm! vielleicht habt ihr recht. Ich bin aber zu ergrimmt auf euch.“

„Dann laßt den Grimm . . . Ihr ſeid ein tüchtiger Soldat! Nun? . . . Wollt ihr mir einen Kuß geben, damit wir unſeren Haß tilgen, ehe wir zur Ruhe gehen?“

„So ſei es denn!“ antwortete Kmiziz.

Und ſie umarmten ſich brüderlich.

5. Kapitel.

Der königliche Zug war ſpät in der Nacht nach Sywiez gekommen und war von den Einwohnern faſt gar nicht bemerkt worden. Man nahm auch am nächſten Morgen keine Notiz von ihm, da das ganze Städtchen ſich von dem geſtrigen Schrecken, in welchen es der Ueberfall der Schweden verſetzt, noch nicht erholt hatte. Der König war nicht im Schloß eingekehrt, welches von den Schweden zum Teil zerſtört worden war, ſondern in der Probſtei. Dort hatte Kmiziz erzählt, ein Geſandter des deutſchen Kaiſers komme von Schleſien und gehe nach Krakau.

Der König ſchlug am folgenden Tage auch ſcheinbar den Weg nach Wadowitz ein und bog erſt weit hinter der Stadt von dieſem ab, um nach Sucha zu gelangen. Von dort ſollte die Reiſe über Kſchetſchonow nach Jordanowo und Nowy-Targ gehen. In Nowy-Targ wollte man Erkundigungen einziehen, ob in der Gegend von Tſchorſchtyn ſchwediſche Truppen ſich hatten blicken laſſen. Wenn nicht, ſo wollte man über Tſchorſchtyn, anderenfalles an der ungariſchen Grenze entlang nach Lubow zu kommen ſuchen.

Der König hoffte, daß der Herr Kronenmarſchall, welcher über ein Kriegsheer zu verfügen hatte, wie ein kleiner regierender Fürſt, die Wege ſichern und alle Feinde fernhalten, ſelbſt aber ſeinem Könige entgegenkommen werde. Nur ein Umſtand konnte ihn daran hindern, nämlich der, daß er nicht wußte, welchen Weg der Monarch eingeſchlagen hatte. Es würde ſich wohl aber unter den Bergbewohnern irgend ein zuverläſſiger Mann finden, welcher dem Marſchall Botſchaft bringen konnte.

Man brauchte hierbei durchaus das Geheimnis, welches den König umgab, nicht preiszugeben; es genügte, zu sagen, daß es im Dienste des Königs geschehe. Das Volk, welches hier wohnte, war seinem Herrscher treu ergeben, obgleich es sehr arm war, in der Wildnis aufgewachsen, halb wild, sich nur mit der Bearbeitung des äußerst undankbaren Bodens und der Viehzucht abmühte. Es haßte den Feind bitter und die Bergbauern waren die ersten, welche bei der Nachricht von der Belagerung Tschenstochaus und Krakaus zu ihren Beilen griffen und die Berge verließen. Zwar konnten sie in der Ebene den Geschützen und Säbeln des Grafen Douglas keinen Widerstand leisten, da sie nicht gewohnt waren, in den Niederungen einen Kampf auszufechten. Dafür durften die Schweden nur mit Beobachtung der größten Vorsichtsmaßregeln sich zur Verfolgung der Bauern in die Berge wagen, da diejenigen kleineren Abteilungen, welche unnützer Weise sich in die Engpässe gewagt hatten, nie wieder zum Vorschein gekommen waren.

Jetzt hatte die bloße Nachricht von der Durchreise des Königs schon wie ein Zauber gewirkt. Was und wer eine Waffe tragen konnte, eilte unter das königliche Banner.

Es hätte nur der Nennung seines Namens bedurft, um Tausende dieser halbwilden Gebirgssöhne um Johann Kasimir zu sammeln, doch der König war mit Recht der Ansicht, daß dann die Kunde von seiner Anwesenheit mit Sturmeseile durch die Lande fliegen würde und die Schweden dann jedenfalls ein größeres Heer sammeln und ihm entgegenführen würden. Er zog daher vor, unerkannt weiterzureisen.

Ueberall fand man sichere Führer durch das Gebirge, welche nicht weiter fragten und sich zufrieden gaben, sobald man ihnen sagte, daß die Reisenden fromme Bischöfe und Herren seien, welche sich vor den Schweden verbergen wollten. So wurde der Zug über beschneite Felsengipfel, Eisfelder und Schluchten unter wehenden Stürmen auf nur den Bergbewohnern bekannten, fast unzugänglichen Pfaden weitergeführt.

Oft wandelte der König mit seinem Gefolge hoch auf steilen Felsen, während die Wolken ihm zu Füßen schwebten, und teilten sich die Wolken, so konnte sein Blick über große schneebedeckte Flächen schweifen, deren Grenzen kaum sichtbar, sich häufig in dunkle Felsschlünde verloren, welche, halb von überhängenden Felsen verdeckt, höchstens Raubtieren als Unterschlupf dienen konnten. Aber es wurden auf diesen beschwerlichen Pfaden die dem Feinde zugänglichen Wege vermieden und der Weg be=

deutend abgekürzt. Es kam wohl vor, daß eine Ansiedelung, welche so fern daliegend, frühestens in einem halben Tage erreichbar geschienen, plötzlich dicht vor den Reisenden lag. Immer aber, auch in der ärmlichsten Hütte, wartete ihrer die gastlichste Aufnahme.

Der König blieb stets gut gelaunt; er sprach seinen Begleitern Mut zu, die Strapazen geduldig zu ertragen, da sie auf diese Weise am schnellsten und am sichersten nach Lubow gelangen mußten.

„Der Herr Marschall wird ganz erstaunt sein, wenn Wir eines schönen Tages plötzlich dort erscheinen!“ wiederholte er öfters.

Und der Nuntius erwiderte darauf:

„Was war die Rückkehr Xenophons im Vergleich zu diesem Ritt durch die Wolken?“

„Je höher Wir steigen, desto tiefer sinkt das Glück der Schweden,“ bemerkte der König.

Endlich war man in Nowy-Targ angekommen. Nun war allem Anschein nach jede Gefahr vorüber, die Bergbauern aber meinten, daß bei Tschorschtyn bis hier in diese Gegend fremde Soldaten gesehen worden seien. Der König ließ die Annahme gelten, daß diese Soldaten wohl die deutschen Söldlinge des Herrn Kronenmarschalls sein könnten, von denen er zwei Abteilungen besaß, oder, daß seine eigenen, dem Könige entgegengesandten Dragoner für fremde Soldaten gehalten worden waren. Als man nun Tschorschtyn wirklich von Truppen des Bischofs von Krakau besetzt fand, da wurde diese Annahme zur Gewißheit, aber die Ansichten über den nunmehr einzuschlagenden Weg teilten sich. Die einen wollten über Tschorschtyn an der Grenze entlang die Spiser Wojewodschaft zu erreichen suchen, die anderen rieten, noch vor Tschorschtyn die ungarische Grenze zu überschreiten, welche hier wie ein Keil sich bis dicht an Nowy-Targ in das polnische Land zwängte, und weiter durch Engpässe und Klüfte unter Leitung bewährter Führer den Weg fortzusetzen.

Diese letztere Ansicht überwog, da auf diese Weise die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit den Schweden fast ganz ausgeschlossen blieb und der König diesen „Adlerzug“ über Abgründe und Wolken sehr interessant fand.

Man nahm daher den Weg von Nowy-Targ aus etwas südwestlich, den weißen Don zur Rechten liegen lassend. Anfangs führte der Weg durch eine ziemlich weite Ebene; je weiter man

aber kam, desto näher rückten die Berge zusammen, desto enger wurden die Thäler. Man kam auf Wege, die von den Pferden nur mühsam beschritten werden konnten. Oft mußten die Reiter absteigen, um ihre Rosse am Zügel weiter zu führen — und auch das war schwierig, denn die Tiere schreckten vor den sich vor ihnen dehnenden Abgründen mit weit geöffneten Nüstern und eingezogenen Ohren zurück.

Die Bergbauern, welche an das Klettern über die steilsten Felsen an Abgründen entlang gewöhnt waren, wählten oft Pfade, auf denen die des Weges Ungewohnten Schwindel ergriff. Endlich gelangten sie in eine lange, grade Felsspalte, welche so schmal war, daß sich kaum drei Reiter nebeneinander fortbewegen konnten.

Der Engpaß zog sich lang hin, wie ein endloser Korridor. Zwei hohe Felsen schlossen ihn von beiden Seiten ein; hier und da zeigten sich in denselben schmale Risse, dann wieder etwas weniger steil abfallende Lehnen, welche dick mit Schnee bedeckt und am oberen Rande mit dunklen Kiefern eingefaßt waren. Die Winterstürme hatten den Grund des Engpasses so vom Schnee reingefegt, daß die Hufeisen der Pferde überall auf den bloßen Felsenboden trafen und laut klirrten.

Gegenwärtig aber wehte kein Lüftchen; es herrschte so tiefe Stille in der Natur, daß dieses Klirren wie Glockenton in den Ohren klang. Nur hoch oben, wo zwischen den Kiefern am oberen Rande der Schlucht ein blauer Streifen des Firmaments sichtbar war, ertönte von Zeit zu Zeit das Krächzen und der Flügelschlag vorüberfliegender Krähen.

Der königliche Zug hatte angehalten, um auszuruhen.

Die Pferde dampften und die Menschen waren ermüdet.

„Sind wir hier auf polnischem oder auf ungarischem Terrain?“ frug nach einer Weile der Ruhe der König den Führer.

„Wir befinden uns noch auf polnischem Boden.“

„Warum haben wir nicht gleich die ungarische Grenze überschritten?“

„Das war unmöglich,“ antwortete der Führer. „Dieser Engpaß macht nicht weit von hier eine Biegung; durch diese gelangt man über einen Sturzbach, in einer Wendung nach rückwärts, in einen zweiten Engpaß und jenseits dieses liegt Ungarn.“

„Da wäre es ja besser gewesen, wir wären gleich der Landstraße gefolgt,“ sagte der König.

„Stille! . . .“ antwortete plötzlich der Bergbauer.

Aller Augen richteten ſich auf ihn. Sein Geſicht war plötzlich verändert, als er gleich darauf ſagte:

„Hinter der Biegung, vom Sturzbach her, kommen Soldaten! Um Gottes Willen! Sind das etwa Schweden?“

„Wie? Was?“ ſtürmte man von allen Seiten auf ihn ein.

„Man hört ja nichts!“

„Dort liegt Schnee, da kann man nichts hören. Bei den Wunden Jeſu! Sie ſind ſchon ganz nahe! . . . Gleich werden ſie hier ſein!“

„Vielleicht ſind es Leute des Kronenmarſchalls?“ ſagte der König.

Kmiziz war auf ſein Pferd geſprungen.

„Ich werde nachſehen!“ ſagte er.

Die Kiemlitſch eilten ihrem Herrn ſogleich nach; wie Jagdhunde der Spur des Wildes, ſo folgten ſie ihrem Herrn. Doch kaum waren ſie ein Stückchen vorwärts gekommen, da tauchte etwa hundert Schritte vor ihnen in der Biegung des Engpaſſes eine dunkle Schar ſchwediſcher Reiter auf.

Kmiziz erſtarrte vor Schreck; es waren Schweden.

Sie waren ſchon ſo nahe, daß an einen Rückzug nicht mehr gedacht werden konnte, beſonders da die Pferde des königlichen Zuges ermüdet waren. Hier hieß es, entweder ſiegen oder ſterben. Das begriff auch der unerſchrockene König ſofort; er griff ſchnell zum Schwert und beſtieg ſein Roß.

„Beſchützt den König und tretet den Rückzug an!“ ſchrie Kmiziz.

Tyſenhaus hatte ſich ſchnell mit zwanzig Mann an die Spitze des königlichen Zuges geſtellt, Kmiziz aber ritt, ſtatt ſich ihnen anzuſchließen, in kurzem Trab dem Feinde entgegen.

Da er jetzt zufällig wieder den ſchwediſchen Rock trug, in welchem er ſich aus dem Kloſter in das Schwedenlager geſchlichen, ſo wußten die Schweden nicht gleich, mit wem ſie es zu thun hatten. Als ſie den ſo angethanen Reiter erblickten, glaubten ſie offenbar einer ſchwediſchen Patrouille ſich gegenüber zu befinden, denn ſie verblieben in ihrer gemächlichen Ruhe, nur der anführende Kapitän ritt ein wenig vor.

„Wer ſeid ihr?“ frug er in ſchwediſcher Sprache, indem er dem finſter dreinſchauenden Ritter in das ernſte Geſicht blickte.

Kmiziz ſprengte ſo dicht an ihn heran, daß ihre Kniee ſich faſt berührten, und ohne ein Wort zu erwidern, ſchoß er ihm eine Kugel in das Ohr.

Ein Schreckensschrei entriß sich den Kehlen der schwedischen Reiter, gleichzeitig aber kommandierte Kmiziz:

„Schlagt zu!“

Und wie ein losgerissener Felsblock im Falle alles mit sich fortreißt und zerstört, was ihm im Wege liegt, so stürzte Kmiziz sich Tod und Verderben bringend auf die vorderste Reihe der Feinde und die beiden Söhne des alten Kiemlitsch sprangen ihm nach wie zwei wütende Bären, ein arges Getümmel anrichtend. Das Klirren der Schwerter auf die Helme und Panzer hallte in der engen Schlucht wieder wie Hammerschläge, und bald folgten diesem Geräusch Schmerzenslaute und Stöhnen.

Im ersten Augenblick glaubten die erschreckten Schweden nichts anderes, als daß drei Bergriesen sie überfallen hätten. Die ersten Reihen prallten entsetzt vor diesem unerwarteten Angriff zurück und ehe noch die letzten um die Biegung des Engpasses herumgekommen waren, da war die Verwirrung schon bis zur Mitte des Reiterzuges vorgedrungen. Die Pferde bissen sich gegenseitig und schlugen wild um sich; die folgenden Reihen konnten weder schießen, noch ihren Kameraden zu Hilfe eilen und mußten sie den Schlägen der drei Riesen erliegen sehen.

Umsonst hielten sie ihnen ihre Lanzen entgegen, vergeblich suchten sie vorzudringen, jene drei zerbrachen die Lanzenschäfte, schlugen die Säbel aus den Händen der Schweden, warfen Menschen und Pferde über den Haufen. Kmiziz riß sein Pferd empor, daß die Hufe desselben die Köpfe der feindlichen Pferde trafen; er selbst raste, tobte, schlug um sich und stach wie besessen. Sein Gesicht war mit Blut bespritzt, seine Augen leuchteten wie im Wahnsinn, er hatte nur den einen Gedanken: der Feind mußte aufgehalten werden um den Preis seines Lebens. Seine Kräfte schienen sich zu verdoppeln, zu verdreifachen, seine Bewegungen glichen denen eines Luchses, blitzesschnell und tollkühn. Wie der Blitz die Bäume, so trafen seine Hiebe die Menschen. Die beiden jungen Kiemlitsch hielten mit ihm gleichen Schritt, während der Alte etwas rückwärts alle Augenblicke mit seinem Schwert zwischen den beiden Riesensöhnen durchfahrend, versuchte, einen Schweden zu erreichen.

Unterdessen herrschte in der Umgebung des Königs heftige Bewegung. Der Nuntius hatte wieder wie bei Sywiez die Zügel des königlichen Rosses gefaßt und hielt dasselbe von einer Seite fest, während der Bischof von Krakau auf der anderen Seite sich abmühte, den König mit seinem Pferde rück-

wärts zu ziehen. Der König dagegen spornte das Tier so gewaltig vorwärts, daß dasselbe kerzengerade emporstieg.

„Laßt Mich!“ rief der König, „laßt Mich, um Gotteswillen! Wir müssen uns durchschlagen.“

„Herr, denkt an das Vaterland!“ sagte der Bischof von Krakau.

Aber der Monarch konnte sich nicht losreißen, so wurde er zurückgedrängt, da auch Tysenhaus ihm von vorn den Weg verstellte. Dieser gab Kmiziz preis, um den König zu retten.

„Bei dem Leiden Jesu!“ rief er verzweifelt, „jene dort müssen gleich den Widerstand aufgeben! . . . Majestät! Retten Ew. Majestät sich, so lange es noch Zeit! . . . Ich halte den Feind hier auf!“

Doch der Eigensinn des Königs, einmal entfacht, war unberechenbar. Anstatt sich rückwärts zu konzentrieren, spornte er das Pferd nur heftiger und drängte er vor.

Die Zeit verging. Jeder Augenblick konnte das Verderben bringen.

„Soll es denn sein, so sterbe Ich auf heimatlicher Erde! . . . Laßt die Zügel los! . . .“ rief der König.

Zum Glück konnten des engen Platzes wegen nur eine kleine Anzahl der Feinde gegen Kmiziz und die Kiemlitsch vordringen. Infolgedessen konnten diese sich länger halten. Allmählich aber begannen ihre Kräfte doch nachzulassen. Kmiziz blutete schon aus einigen leichten Wunden, ein nebelgleicher Schleier legte sich über seine Augen, der Atem begann ihm auszugehen. Er fühlte den Tod nahen, deshalb wollte er sein Leben so teuer als möglich verkaufen. „Nur noch einen!“ murmelte er unaufhörlich vor sich hin, während er seinen Säbel bald auf den Kopf, bald auf den Arm eines Feindes herabsausen ließ, um sogleich sich wieder einem anderen zuzuwenden. Zuletzt aber schienen es die Schweden wie eine Art Schande zu empfinden, so lange von drei Reitern aufgehalten zu werden, denn sie drängten plötzlich mit aller Gewalt vor, um dieselben durch die Gewalt des Anpralles zurückzudrängen. Da strauchelte das Pferd Kmiziz', es kam zu Falle und die schwedischen Reiter stürmten über ihn fort. Noch leisteten die Kiemlitsch einige Augenblicke Widerstand, dann wurden auch sie überritten. . . .

Wie ein Sturmwind jagten nun die Schweden dem königlichen Zuge zu.

Tysenhaus stellte sich ihnen mit seinen Leuten entgegen, sie prallten gegeneinander, daß das Klirren der Schwerter und

das Raſſeln der Panzer von den Bergen widerhallte. Was aber bedeutete dieſe Handvoll Soldaten gegenüber der dreihundert Reiter zählenden ſchwediſchen Kolonne!

Es blieb kein Zweifel! Der König und ſeine Begleitung mußten entweder fallen oder in Gefangenſchaft geraten.

Der König, welcher das erſtere der Gefangenſchaft vorzog, hatte ſich endlich den ihn zurückhaltenden Händen zu entreißen vermocht und eilte an Tyſenhaus' Seite.

Da geſchah etwas ganz Außerordentliches. Die Berge ſelbſt ſchienen ihrem rechtmäßigen Könige und Herrn zu Hilfe zu kommen, denn die oberen Säume des Engpaſſes erzitterten, als ob ein Erdbeben ſie erſchütterte; der dort oben wachſende Wald ſchien an dem Kampfe teilnehmen zu wollen. Baumſtämme, kleine Schneelawinen, Eisſtücke, Steine und Felſentrümmer begannen ſich oben loszulöſen und ſtürzten krachend und polternd auf die unten eingepferchten Reihen ſchwediſcher Reiter, gleichzeitig aber ertönte zu beiden Seiten des Engpaſſes von oben ein wildes Geheul.

Unten aber entſtand eine aller Beſchreibung ſpottende Verwirrung. Die Schweden dachten, die Berge ſtürzten ein, und glaubten nichts anderes, als daß ſie erdrückt würden unter der Laſt derſelben. Herzzerreißendes Geſchrei und Klagerufe, verzweifelte Schreie nach Hilfe vermiſchten ſich mit dem Quieken der Pferde und dem Knirſchen und Klirren der die Panzer treffenden herabſtürzenden Felsſtücke.

Bald bildeten Pferde und Menſchen dort unten nur noch einen ſich konvulſiviſch krümmenden Haufen, welcher verzweifelte, gräßliche Schreie ausſtieß.

Immer dichter flogen die Steine und Felsſtücke herunter; erbarmungslos die ſchwediſchen Reiter und Pferde niederſchmetternd.

„Die Bergbauern! Die Bergbauern!“ ertönte es endlich in den Reihen des königlichen Zuges, welcher voll Entſetzen dieſem Ereignis zugeſehen.

„Schlagt ſie mit den Aexten tot, die Bluthunde!“ hörte man jetzt oben rufen.

In demſelben Augenblick tauchten über dem Rande der Felſen oben langhaarige, mit kleinen Lederhüten bedeckte Köpfe auf, denen gleich die dazugehörigen Körper folgten, und mit Blitzesſchnelle glitten einige hundert ſeltſame Geſtalten mit katzenartiger Behendigkeit an den ſteilen Felſen herab in die Tiefe des Engpaſſes.

Die Flügel ihrer hellen oder dunklen Mäntel, welche sich über ihre Schultern geschoben hatten, gaben ihnen das Ansehen einer Schar herabflatternder Raubvögel. Im Handumdrehen waren sie unten; ihre Aexte sausten auf die Feinde hernieder und richteten schreckliche Verheerungen an. Der König wollte dem Gemetzel Einhalt thun. Ihn erschütterte der Anblick und das Geschrei der um ihr Leben flehenden Schweden gewaltig. Aber kein Befehl, kein Einschreiten vermochte das Rachewerk der Bergbauern aufzuhalten und eine Viertelstunde später befand sich kein einziger lebender Schwede mehr im Engpaß.

Endlich wandten die blutüberströmten Bergbauern sich dem königlichen Zuge zu.

Der Nuntius sah mit Staunen diese ihm völlig fremden, groß und stark gewachsenen Männer, welche zum größten Teil in Schaffelle gekleidet, blutbefleckt, mit noch vom Kampfe dampfenden Aexten näher kamen.

Beim Anblick der Bischöfe entblößten sie ihre Köpfe, viele von ihnen knieten nieder.

Der Bischof von Krakau erhob das thränenüberströmte Antlitz zum Himmel.

„Das war Gottes Fürsorge, Gottes Auge, welches über der Majestät wachte!“ sagte er.

Dann wandte er sich den Bergbauern zu und frug:

„Woher seid ihr, Leute?“

„Aus dieser Gegend!“ antwortete es aus der Menge.

„Wißt ihr, wem ihr Hilfe und Rettung gebracht habt? Seht, euer Herr und König ist es!“

Dieser Erklärung folgten seitens der Bergbauern lebhafte Freudenrufe: „Der König! Der König! Jesus Maria, der König!“ tönte es von allen Seiten. Es entstand ein Gedränge nach vorwärts. Ein jeder der treuen Bauern wollte seinen König sehen. Weinend und schluchzend drängten sie von allen Seiten herbei, um seine Hände, die Steigbügel, ja die Füße des Königs zu küssen. Die Begeisterung nahm so zu, daß die Bischöfe aus Besorgnis um die Person des Königs ihr zuletzt Einhalt thun mußten.

Der König aber stand hoch zu Roß unter seinem Volke, wie der Hirt unter seiner Herde, und Thränen der Rührung perlten über seine Wangen herab.

Dann wurde sein Antlitz heiter; ein Gedanke schien ihn zu beseelen und ganz zu erfüllen. Er erhob die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle und als die Menge sich be=

ruhigt hatte, da sagte er mit erhobener Stimme, so daß alle ihn hören konnten:

„O Gott! der du Mich durch die Hände dieser einfachen Bauern vom Tode errettet hast, bei dem Leiden und dem Tode deines Sohnes schwöre Ich, daß Ich Meinem Volke immer ein Vater sein will!"

„Amen!" schlossen die Bischöfe.

Einen Augenblick herrschte andächtige Stille, dann brach sich die Freude von neuem Bahn. Man frug die Bergbauern, wie sie in den Engpaß gekommen und so zu rechter Zeit dem Könige Hilfe bringen konnten.

Sie berichteten, daß größere schwedische Truppenteile sich schon tagelang in der Nähe von Tschorschtyn umhergetrieben hätten, ohne doch das Schloß anzugreifen; es hatte den Anschein, als suchten sie jemanden. Die Bauern hatten auch von einem Gefecht gehört, welches diese Abteilung schwedischer Reiter mit polnischen Soldaten geführt haben sollten, welche den König in sein Reich zurückbegleiteten. Da hatten sie beschlossen, die Schweden durch falsche Berichte irre zu leiten und in die Engpässe zu locken.

„Wir sahen," erzählten die Bergbauern, „daß jene vier Ritter die Bluthunde wütend angriffen und wären ihnen gern zu Hilfe geeilt, doch fürchteten wir, sie vorzeitig zu verstreuen und dann nicht alle zu bekommen."

Hier fuhr der König empor.

„Heilige Mutter Gottes!" rief er. „Sucht Mir sofort den Babinitsch! ... Laßt uns ihn wenigstens ehrenvoll begraben! ... Und dieser Mann, der als Erster für Uns in den Tod ging, dieser Mann wurde des Verrats verdächtigt!"

„Ich bekenne mich schuldig, Majestät!" sagte Tyfenhaus betrübt.

„Sucht ihn! Sucht ihn!" rief der König. „Ich verlasse diese Stelle nicht, bevor Ich sein Angesicht nicht gesehen und Abschied von ihm genommen habe."

Soldaten und Bergbauern sprangen fort, suchten den Platz, wo der Kampf begonnen, und zogen nach kurzem Suchen den Körper des Herrn Andreas unter seinem Pferde hervor. Sein bleiches Gesicht war mit Blut bespritzt; dicke Tropfen desselben waren ihm im Barte geronnen, die Augen hatte er geschlossen. Sein Panzer zeigte mehrfach Spuren von Schwerthieben und Pferdetritten, aber dieser Panzer war es auch, welcher ihn vor dem Zerquetschen durch die Last seines

Pferdes behütet hatte, und dem Soldaten, welcher ihn emporhob, ſchien es, als hätte er ein leiſes Stöhnen vernommen:

„Er lebt! Wahrhaftig, er lebt!“ rief er aus.

„Nehmt ihm den Panzer ab!“ ſchrieen andere.

Die Riemen, welche dieſen zuſammenhielten, waren bald durchſchnitten.

Kmiziz begann tiefer zu atmen.

„Er atmet! Er atmet! Er lebt!“ rief es durcheinander.

Eine Zeitlang lag der Totgeglaubte unbeweglich, dann öffnete er langſam die Augen. Ein Soldat flößte ihm etwas Branntwein ein, während mehrere andere ſich bemühten, ihn aufzurichten.

Da kam eben auch der König herzugeeilt. Die Rufe: „er lebt“ waren von Mund zu Mund geflogen und ſo auch an das Ohr des Königs gedrungen.

Die Soldaten trugen den Körper des Herrn Andreas dem Könige entgegen. Er laſtete ſchwer und regungslos auf ihren Armen. Doch als die Stimme des Königs an ſein Ohr ſchlug, da kehrte ſein Bewußtſein noch einmal zurück, die Augen öffneten ſich und die blaſſen Lippen ſprachen leiſe, aber ganz deutlich:

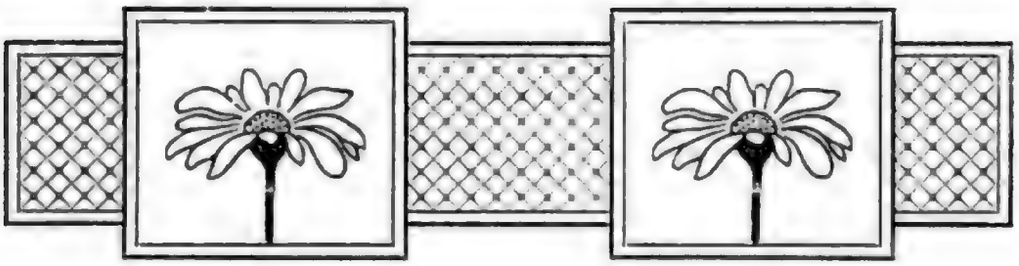
„Mein Herr, mein König lebt . . . frei . . .“

Eine Thräne hing an ſeinen Wimpern.

„Babinitſch, Babinitſch! Womit kann Ich euch lohnen?“ rief der König bewegt.

„Ich bin nicht Ba—bi—nitſch, — ich — bin Kmi—ziz!“ flüſterte der Ritter.

Dann hing er wieder leblos und ſchwer in den Armen der Soldaten.



6. Kapitel.

Den Versicherungen der Bergbauern zufolge, daß auf dem Wege nach Tschorschtyn weitere Abteilungen schwedischer Truppen sich nicht befänden, schlug der königliche Zug die Richtung nach diesem befestigten Schlosse zu ein. Bald auch gelangte er nun auf eine Landstraße, auf welcher er sich bequemer und weniger mühevoll fortbewegen konnte. Fröhliche Gesänge und Vivatrufe der Bergbauern geleiteten ihn. Immer neue Haufen Volkes, mit Sensen, Dreschflegeln, Mistgabeln und alten Musketen bewaffnet, schlossen sich dem Zuge an. Johann Kasimir befand sich in kurzer Zeit an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, welches, wenn auch nicht durchweg aus regulären Truppen bestehend, doch für ihn in den Tod oder zum Siege zu gehen freudig bereit war. Noch vor seinem Einzuge in Tschorschtyn fand er sich von über eintausend Freiwilligen umgeben, die zum größten Teile wilde Steppensöhne waren.

Nun fing auch der Kleinadel aus der Umgegend von Neu- und Alt-Sontsch an herbeizuströmen. Dieser brachte die frohe Kunde mit, daß an diesem Morgen eine polnische Fahne unter dem Kommando des Hauptmann Woynillowitsch einen größeren schwedischen Vortrab gänzlich aufgerieben habe. Die Mehrzahl der Schweden sei entweder durch das Schwert der Polen gefallen, oder in der Kamienna ertrunken.

Etwas später wurde diese Nachricht bestätigt, denn bald darauf tauchten in der Ferne auf der Landstraße polnische Reiterfähnchen auf und Woynillowitsch selbst sprengte mit einer Abteilung Reiter des Wojewoden von Braslaw heran.

Der König begrüßte die Ankunft des ihm längst bekannten tapferen Ritters auf das Freudigste. Unter lauten Zurufen

der Begeisterung seitens des Volkes und der Soldaten setzte er seine Reise nach dem Spiser Komitat an der Seite Woynillowitsch's fort.

Man hatte inzwischen Eilboten abgesandt, welche dem Herrn Marschall das Kommen des Königs melden sollten, damit er die nötigen Vorbereitungen zum Empfange desselben treffen könne.

Die Weiterreise fand fröhlich und unter munteren Gesprächen statt. Immer neue Zuzüge vergrößerten die Begleitung des Königs. Der päpstliche Nuntius, welcher voll Angst und Sorge um sein und des Königs Los Schlesien verlassen und dessen Besorgnis im Anfang der Reise sich noch gesteigert hatte, schwamm in Wonne, da er jetzt sicher zu sein glaubte, daß die nächste Zukunft dem Könige und mit diesem auch der Kirche den Sieg über die Andersgläubigen bringen werde. Die Bischöfe teilten seine Zuversicht und die weltlichen Würdenträger waren ebenfalls der Ansicht, daß das Volk vom baltischen Meere bis zu den Karpathen sich einmütig erheben werde, ja Woynillowitsch behauptete, daß dies schon wenigstens zum größten Teil geschehen sei.

Er erzählte, was er im Reiche gehört, wie die Schweden von Angst und Schrecken befallen, nicht mehr wagten, in geringerer Anzahl die Befestigungen zu verlassen, wie sie selbst kleinere Schlößchen aufgaben und dieselben in Brand steckten, um in größeren Festungen Schutz zu suchen.

„Das Heer schlägt sich schuldbewußt mit der einen Faust an die Brust, mit der anderen fängt es an auf die Schweden loszuschlagen," sagte er. „Wiltschkowski, der Hauptmann der Husaren Ew. Majestät, hat den schwedischen Dienst bereits quittiert und zwar in der Weise, daß er sie bei Zackschewo, wo eine Abteilung unter dem Kommando des Hauptmann Attenberg stand, angriff und fast vollständig aufrieb . . . Ich habe sie mit Gottes Hilfe aus Nowy-Sontsch herausgedrängt, der Sieg war ein vollständiger, denn kaum einer ist mit dem Leben davongekommen . . . Herr Felizian Kochowski hat mir mit seinem Fußvolk wacker beigestanden, so daß wir wenigstens die vor zwei Tagen von den Schweden angefallenen Dragoner rächen konnten."

„Was für Dragoner?" frug der König.

„Nun, die, welche Ew. Majestät von Schlesien aus vorausssandte. Sie wurden plötzlich aus einem Hinterhalte von den Schweden überfallen, und wenn diese auch nicht vermochten, die Dragoner zu zersprengen, so fügten sie ihnen doch großen

Schaden zu, obgleich dieselben sich brav wehrten. Wir aber hätten uns vor Verzweiflung beinahe ein Leids angethan, weil wir fest glaubten, Ew. Majestät befinde sich bei den Dragonern und unserem Könige könne ein Unglück zugestoßen sein. Das hat Gott Ew. Majestät wohl eingegeben, die Dragoner vorauszuschicken. Die Schweden hatten das bald ausgespürt und hielten alle Wege besetzt."

„Hört ihr es, Tysenhaus?" frug der König. „Das sagt ein erfahrener Kriegsmann."

„Ich höre, Allergnädigster Herr," antwortete kleinlaut der junge Edelmann.

Der König wandte sich wieder Woynillowitsch zu.

„Und was weiter? Fahrt fort! Erzählt!"

„Ich will nichts von dem verheimlichen, was ich weiß. In Großpolen treiben Zegozki und Kulescha ihr Spiel mit den Schweden. Herr Warschyzki hat den Lindorm aus dem Schneidemühler Schloß verdrängt, Dankow wehrt sich tapfer, Krone ist schon in unseren Händen und in Podlachien wächst die Macht Sapiehas bei Tykozin zusehends. Den Schweden dort im Schlosse brennt der Boden schon unter den Füßen, mehr aber noch als ihnen, dem Fürst-Wojewoden von Wilna. Die Kronen-Hetmane sind schon auf dem Wege von Sandomir nach Lublin und machen keinen Hehl daraus, daß sie die Schweden als Feinde betrachten. Der Wojewode von Tschernichow hat sich ihnen angeschlossen, und wer irgend in jener Gegend einen Säbel in der Faust halten kann, der eilt ihnen zu. Man sagt, es werde dort eine Verschwörung gegen die Schweden ins Werk gesetzt, deren Leiter Herr Sapieha und der Herr Kastellan von Kijow sind."

„So befindet sich also der Herr Kastellan von Kijow ebenfalls im Lubliner Komitat?"

„Ja, Majestät! Aber er ist bald hier, bald dort ... Auch ich soll zu ihm stoßen; ich weiß aber noch nicht, wo ich ihn finden werde."

„Sein Aufenthalt wird überall bekannt sein," sagte der König. „Ihr werdet nicht nötig haben, ihn zu suchen."

„Das hoffe ich, Allergnädigster Herr!" antwortete Woynillowitsch.

Unter solchen Gesprächen war die Zeit vergangen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, der Himmel strahlte in schönstem Blau, der Schnee glitzerte im Scheine der leuchtenden Sonne. Die Spitzer Berge breiteten sich majestätisch und freundlich

vor den Reisenden aus, die ganze Natur schien ihrem König entgegen zu lächeln.

„Geliebtes Vaterland!“ rief der König aus. „Wäre es Mir doch vergönnt, dir Frieden und Ruhe wieder zu geben, ehe Meine Gebeine in deinen Schoß zur Ruhe gehen!“

Der Zug langte jetzt eben auf einer hohen Bergkuppe an, von wo aus man eine weithin sich dehnende Aussicht hatte. Zu Füßen derselben breitete sich eine weite Ebene. Auf derselben bewegte sich noch in großer Entfernung ein Haufen Menschen dem Berge zu.

„Dort kommen die Soldaten des Herrn Marschall uns entgegen,“ sagte Woynillowitsch.

„Vielleicht sind es Schweden?“ meinte der König.

„Nein, Allergnädigster Herr! Vom Süden, von Ungarn her können Schweden nicht kommen. Ich kann schon die Truppengattung erkennen; es sind Husaren.“

Nach einer Weile tauchte in der Ferne auch schon ein Wald von Speeren auf, bunte Fähnchen wehten wie vom Winde geschaukelte Blumen, darüber leuchteten die Spitzen der Wurfspieße, wie kleine Flämmchen, während die Strahlen der Sonne auf den Panzern und Helmen spielten.

Die Begleiter des Königs ließen Freudenrufe erschallen. Dieselben mußten von den Entgegenkommenden gehört worden sein, denn die Kolonnen kamen jetzt in immer schneller werdendem Tempo herangesprengt, so daß man bald die einzelnen Reiter deutlich erkennen konnte.

„Wir wollen hier auf dieser Anhöhe den Herrn Marschall erwarten,“ sagte der König.

Der Zug hielt an. Die anderen dort unten eilten noch mehr. Zuweilen wurden sie den Blicken der oben Harrenden durch kleine, in der Ebene verstreute Felsblöcke, Hügelchen oder durch eine Biegung des Weges entzogen. Dann wieder schlängelte der Reiterzug sich sichtbar dahin, wie eine große, buntglitzernde Schlange. Endlich war er dicht bei der Anhöhe angelangt, er kam langsam herauf. Das Auge konnte nun den ganzen Zug übersehen und sich an seinem Anblick weiden. Im Vordergrunde erschien die Husaren-Leibfahne des Herrn Kronenmarschalls, reich geschmückt, so daß jeder Monarch stolz darauf sein konnte. In dieser Fahne dienten ausnahmslos nur Herren von dem Bergadel, Männer von herrlichem Wuchs, welche Panzer von blauem Stahl trugen, die kupferne Beschläge hatten und in feiner Gravierung das Bildnis der heiligen Jungfrau

von Tschenstochau trugen. Den Kopf bedeckte ein runder Helm, welcher durch ein eisernes Schuppenbandelier festgehalten wurde; auf den Schultern waren Adler und Geierfedern befestigt und über dem Rücken fielen, nach damaliger Sitte, Tiger-, Leoparden- oder Wolfsfelle herab.

Ein Wald schwarzgrüner Fähnchen flatterte über ihren Häuptern. An der Spitze des Zuges ritt der Hauptmann Viktor, gleich hinter ihm die Janitscharen-Kapelle, mit Glöckchen, Zimbeln, Pauken und Pfeifen, dahinter dicht gedrängt Reiter an Reiter.

Das Herz des Königs jauchzte auf vor Wonne beim Anblick dieser herrlichen Krieger. Den Husaren folgte auf dem Fuße die leichte Reiterei, die blanken Schwerter in der Hand, den Köcher und Bogen auf dem Rücken. Dann kamen drei Abteilungen Somenen, farbig wie bunter Mohn gekleidet und mit Spießen und Musketen bewaffnet. Hinter ihnen ritten zweihundert Dragoner in roten Kollets und zuletzt die Mietsoldaten der verschiedenen adligen Herren, Diener, welche festlich geschmückt wie zu einem Hochzeitsfeste waren, Trabanten, Heiducken, Pagen, Ungarn und Janitscharen, die zum Gefolge des Marschalls gehörten.

Das alles kam näher und näher in allen Farben des Regenbogens schillernd, lustig plaudernd, geräuschvoll mit dem Klirren der Waffen und dem Wiehern der Pferde vermengt. Zwischendrein wirbelten die Trommeln, tönten die Pauken, Pfeifen, das Glockenspiel, daß die Berge rings davon widerhallten. Ganz am Ende des Zuges sah man eine Reihe herrschaftlicher Wagen nahen, deren Insassen weltliche und geistliche Würdenträger zu sein schienen.

Jetzt stellten sich die Truppen in zwei Reihen zu beiden Seiten auf, so eine Gasse bildend, in welcher alsbald auf milchweißem Pferde der Herr Kronenmarschall Georg von Lubomirski erschien. Wie ein Wirbelwind kam er dahergejagt, hinter ihm zwei Stallmeister, deren Livreen von Gold strotzten. Auf der Anhöhe angelangt, sprang er vom Pferde, warf die die Zügel desselben einem der Stallmeister zu und näherte sich zu Fuß dem Könige. Er hatte die Mütze abgenommen, sie auf den Griff seines Säbels gestützt und schritt so barhäuptig dem Monarchen entgegen. Der Marschall trug den polnischen Kriegerrock; seine Brust war von einem reich mit kostbaren Steinen besetzten silbernen Panzer bedeckt, welcher so blank poliert war und so glänzte, daß es schien, der Marschall trage

die Sonne auf der Bruſt. Ueber die linke Schulter hatte er einen dunklen mit violettem venetianiſchen Sammet ausgeſchlagenen Oberrock geworfen. Derſelbe wurde an einer Schnur am Halſe mit brillantenen Agraffen feſtgehalten; ſeine Knöpfe waren ebenfalls große Brillanten und ein ganzes Bündel gleicher Steine war in Form eines kleinen Straußes an der Mütze angebracht, welcher im Hin- und Herwiegen einen förmlichen Strahlenregen über die Geſtalt des Marſchalls ergoß.

Georg Lubomirski war ein Mann in der vollen Kraft ſeiner Jahre, von majeſtätiſchem Wuchſe. Der hintere Teil ſeines Kopfes war glatt geſchoren, während das ſtark gelichtete, von grauen Fäden durchzogene Vorderhaar geſcheitelt über der Stirn lag. Der rabenſchwarze Schnurrbart hing in dünnen Enden an beiden Seiten der Oberlippe herab. Die Schönheit der gewölbten Stirn und der römiſchen Naſe wurde etwas beeinträchtigt durch die zu ſehr hervorſtehenden Backen und die kleinen, rot umrandeten Augen. Ein tiefer Ernſt, gepaart mit unendlichem Hochmut und Eitelkeit, prägten ſich in dieſem Geſicht aus. Ein Blick auf dieſen Mann mußte überzeugen, daß er ſtets bemüht war, das Augenmerk nicht nur des ganzen Landes, ſondern Europas auf ſich zu lenken.

Wo Georg Lubomirski nicht vermochte, den erſten Platz zu behaupten, wo er das Verdienſt mit einem anderen teilen ſollte, da ſcheute ſein Stolz kein Mittel, da ſchonte er niemanden, ſelbſt nicht das Wohl des Vaterlandes, um den andern zu vernichten und allein das Feld zu behaupten.

Obgleich ein gewandter und vom Glück begünſtigter Feldherr, hatte er doch Rivalen, welche ihn bei weitem übertrafen, denn ſeine Fähigkeiten hielten nicht immer gleichen Schritt mit dem Stolz und der Herrſchſucht des Marſchalls. Eine dauernde Unruhe peinigte ihn, welche wiederum dem Mißtrauen und Neid entſprangen. Dieſe beiden letzteren Eigenſchaften machten ihn ſpäter zu dem Manne, welcher ein ſchlimmerer Feind der Republik wurde, als ſelbſt der gräßliche Janusch Radziwill. Der böſe Geiſt, welcher Janusch innewohnte, war ſo groß, daß er vor nichts und niemandem zurückſchreckte; er verlangte nach der Krone und ſchritt dieſem Ziele dreiſt und unerſchrocken zu, gleichviel ob der Weg über die Trümmer und das Grab des Vaterlandes führte. Auch Lubomirski hätte ſich gern die Krone auf das Haupt ſetzen laſſen, wenn der Adel das hätte thun wollen; ſie zu verlangen und ſelbſt zu erringen, dazu war er geiſtig nicht ſtark genug. Radziwill war einer jener

Männer, welche das Nichtgelingen eines Planes zu Verbrechern, das Gelingen zu Halbgöttern macht. Lubomirski war ein großer Raufbold, der, wenn sein Stolz verletzt sich fühlte, alles mit Füßen trat, was das Wohl des Vaterlandes aufrichten konnte, ohne doch aus seinem Fall für sich etwas zu gewinnen zu versuchen. Radziwill war der Schuldigere, Lubomirski der Gefährlichere von beiden.

Zur Zeit, wo er in Gold und Edelsteinen strahlend dem Könige entgegenschritt, war sein Hochmut vollkommen gesättigt. War er doch der erste der Adligen, welcher den König auf seinem Grund und Boden begrüßen durfte, ihn gewissermaßen in seinen Schutz nehmen, auf den Thron führen und den Feind aus dem Lande vertreiben sollte. Erwartete doch jetzt der Monarch und mit ihm das ganze Reich alles von ihm, waren doch aller Augen auf ihn allein gerichtet. So entsprach es auch ganz seiner Eigenliebe, in diesem Augenblick seine Treue und seinen Diensteifer zu bekunden, ja, seine Opferwilligkeit in Zeichen der Ehrerbietung und Demut darzuthun, die alles Maß weit überschritten. Noch ein Stück vom Könige entfernt, nahm er seine Mütze vom Griff des Säbels, und sich fortwährend tief verneigend, fegte er mit dem diamantenen Strauß derselben den Schnee.

Der König ritt ein paar Schritte vorwärts, hielt dann sein Pferd an, um zur Begrüßung des Marschalls abzusitzen. Als der Marschall das bemerkte, sprang er schnell herbei, faßte den Steigbügel und indem er gleichzeitig mit einem kräftigen Ruck seinen Oberrock am Halse löste, breitete er, dem Beispiele jenes englischen Höflings folgend, denselben dem Monarchen unter die Füße.

Tief bewegt öffnete der König seine Arme und umarmte den Marschall wie einen Bruder.

Eine Weile vermochte keiner von beiden ein Wort hervorzubringen. Die Truppen aber riß der erhabene Anblick zu einer stürmischen Begeisterung fort. Der Adel und das Gefolge des Königs, das Volk, welches sich ihm in immer wachsender Zahl auf seinem Zuge angeschlossen, sie alle brachen in laute Jubelrufe aus. Tausende von Mützen und Kalpaks flogen hoch in die Luft. Die Musketen, Flinten und Pistolen wurden abgefeuert und von Lublow her sekundierten die dortigen Geschütze mit leisen Baßtönen, so daß die Berge und Wälder von tausendfältigem Echo widerhallten, dasselbe auffingen und die frohen

Rufe: „der König ist da!“ weitertrugen bis zu den fernsten Felsen und Thälern.

„Herr Marschall,“ sagte endlich der König, „euch wird man die Wiederherstellung des Königtums zu danken haben.“

„Allergnädigster Herr!“ antwortete Lubomirski, „ich lege mein Leben, mein Hab und Gut, alles zu Füßen Ew. Majestät.“

„Vivat! Vivat Joannes Casimirus Rex! . . .“ donnerte es in den Reihen der Adligen.

„Es lebe unser König, unser Vater!“ riefen die Bergbauern.

Unterdessen war auch das Gefolge des Königs herbeigeeilt, den Marschall zu begrüßen. Doch dieser kümmerte sich um niemanden und wich nicht von der Seite des Monarchen. Nach der ersten Begrüßung hatte der König sein Pferd wieder bestiegen. Der Marschall, welcher sich in Beweisen der Unterwürfigkeit und Gastfreundschaft gar nicht genug thun konnte, hatte die Zügel des königlichen Rosses erfaßt und führte, selbst zu Fuß gehend, den König durch die Reihen der unaufhörlich Vivat rufenden Truppen, bis zu der vergoldeten, mit acht Arabern bespannten Karosse, in welche der König mit dem päpstlichen Nuntius Widon sich setzte. Die Bischöfe und Würdenträger fanden Plätze in den anderen Wagen, worauf der Zug sich langsam nach Lubow zu in Bewegung setzte. Der Herr Marschall ritt neben dem Wagenfenster, wo der König saß, so stolz und selbstbewußt, als sei er allein der Vater der Republik.

An beiden Seiten ritten in dichten Reihen die verschiedenen Truppen, die folgenden Verse singend:

Haut die Schweden, kehrt
Mit geschärftem Schwert.
Schlagt die Schweden, schlagt,
Bald die Freiheit tagt.
Zieht den Schwed zur Qual
Auf den Marterpfahl.
Quält die Schweden, quält
Und ja keinen fehlt.
Raubt der Schweden Gut
Und vergießt ihr Blut.
Tilgt sie alle aus,
Alle, Mann und Maus.

Schlagt die Feinde tot,
Aus ist dann die Not.

In dem allgemeinen Freudentaumel, der alle beherrschte, ahnte wohl kein einziger, daß dasselbe Lied später von diesen selben Truppen Lubomirskis als Schandlied gegen den eigenen König und dessen Hilfstruppen, die Franzosen, gesungen werden sollte.

Doch bis dahin war es noch weit. In Lubow läuteten alle Glocken und donnerten alle Geschütze dem Könige den

Willkommensgruß. Der Schloßhof, wo der König ausstieg, die Kreuzgänge und Treppen des Schlosses, durch welche der Monarch schritt, waren mit rotem Tuch belegt. In italienischen Vasen brannten morgenländische Kräuter und strömten aromatische Düfte aus. Schon vorher hatte Lubomirski den größten Teil seiner Schätze nach Lubow überführen lassen, um sie vor der Habgier der Schweden zu retten. Da gab es silberne und vergoldete Kredenztische, kostbare Teppiche und Gobelins von kunstvollster vlamländischer Handstickerei, Statuen, Uhren, mit Edelsteinen besetzte Spinde, Schreibtische mit Perlmutter und Bernstein ausgelegt. Das alles war jetzt verwendet worden, um die Residenz der Lubomirskis zu einem Zauberpalast umzugestalten. Der Herr Marschall hatte diese Prachtentfaltung angeordnet, um den König zu zeigen, daß er, obgleich als Vertriebener in größter Armut zurückkehrend, dennoch ein mächtiger Herrscher sei, im Besitz so mächtiger und dabei so treuer Diener.

Der König merkte diese Absicht wohl, das Herz schwoll ihm vor Glück und Freude und dankbar schloß er den Marschall wiederholt in seine Arme. Auch der Nuntius, an den auserlesensten Luxus gewöhnt, sprach offen seine Bewunderung dessen aus, was er sah und sagte zu dem Grafen Apotyngen, daß er bis jetzt keine Ahnung von der Macht und Größe des polnischen Königs gehabt habe und nun überzeugt sei, daß alles über Polen hereingebrochene Unheil nur vorübergehend sein könne.

Bei dem Festmahl, welches später folgte, nahm der König auf einer Erhöhung Platz; der Herr Marschall bediente ihn selbst und gestattete nicht, daß ein anderer seine Stelle übernehme. Zur Rechten des Monarchen saß der Nuntius Widon, zur Linken der Fürst Primas Leschtschinski, dann zu beiden Seiten der Rangordnung nach die Bischöfe von Krakau, von Posen, der Erzbischof von Lemberg und Luzk, von Pschemysl, Kulm, der Archidiakon von Krakau, ferner die Staatswürdenträger und Wojewoden, deren acht erschienen waren, Kastellane und Referendare. Von den Offizieren speisten an der königlichen Tafel Herr Woynillowitsch, Herr Wiktor, Herr Stabkowski und Herr Balduin Schurski, der Kommandeur der Fahne Lubomirski.

Im anstoßenden Saale war die Tafel für den Kleinadel und im Zeughause für das gewöhnliche Volk gedeckt, denn alle ohne Ausnahme sollten an dem Freudenfest der Rückkehr des Königs teilnehmen.

Es wurde auch an allen Tischen von nichts anderem gesprochen, als von der Rückkehr des Königs und von den großen

Gefahren, die ihn bedroht, und aus welchen nur Gottes Hand ihn zu retten vermocht. Johann Kasimir hatte dieses Gespräch selbst begonnen, indem er den Verlauf des Gefechtes im Engpaß schilderte und die Thaten des jungen Ritters rühmte, welcher das Vordringen der Schweden so lange aufgehalten hatte.

„Wie geht es ihm denn?“ frug er den Marschall.

„Der Medikus verläßt sein Lager nicht; er versichert, daß er genesen wird. Außerdem haben die Frauen und Mädchen des Frauenzimmers ihn in ihre Obhut genommen. Diese werden ja nicht leiden, daß die Seele seinen Körper verläßt, denn dieser Körper ist jung und schön!“ antwortete heiter der Marschall.

„Gelobt sei Gott!“ rief der König. „Sein Mund hat Mir etwas verraten, was Ich den Herren nicht wiederholen will, denn Mir ist es, als hätte Ich ihn falsch verstanden, oder er muß im Delirium gesprochen haben. Wenn er aber die Wahrheit sprach, dann werdet ihr staunen.“

„Wenn er nur nichts gesagt hat, was Ew. Majestät betrüben könnte?“

„Nein, nichts dergleichen!“ sagte der König. „Es hat Mich vielmehr maßlos erfreut, denn nun weiß Ich, daß selbst diejenigen, welche Wir als Unsere schlimmsten Feinde anzusehen berechtigt waren, in der Gefahr mit ihrem Blute für Uns eintreten.“

„Allergnädigster Herr!“ rief der Herr Marschall. „Die Zeit der Umkehr und Besserung ist gekommen, aber unter diesem Dache befinden Ew. Majestät sich nur unter solchen, welche auch nicht einmal mit einem Gedanken gegen Ew. Majestät gesündigt haben.“

„Es ist wahr, es ist wahr!“ entgegnete der König. „Und ihr Herr Marschall seid der Treueste der Treuen!“

„Ich bin nur ein armseliger Diener Ew. Majestät.“

Bei Tische war es inzwischen immer lebhafter geworden. Politische Debatten wurden geführt; man tauschte Meinungen aus über das Ausbleiben der bisher so sehnlich erwarteten Hilfstruppen des deutschen Kaisers und der Tartaren und über die Entwickelung des bevorstehenden Krieges mit den Schweden. Lebhafte Freudenausbrüche wurden laut, als der Marschall berichtete, daß der von ihm zum Chan ausgesandte Bote vor ein paar Tagen zurückgekehrt sei mit der Nachricht, daß der Chan mit vierzigtausend Horden bereit stehe, auf Wunsch sogar Hunderttausend, und man nur der Ankunft des Königs in Lemberg

harre, um den Bund gegen die Schweden zu schließen. Derselbe Bote habe auch berichtet, daß die Kosaken unter den Drohungen der Tartaren sich zum Gehorsam gegen den König bekehrt hätten.

„Ihr denkt an alles, Herr Marschall," sagte der König, „und handelt so, wie Wir selbst nicht besser handeln konnten!"

Der Monarch griff nach dem Becher und denselben erhebend, sagte er:

„Wir trinken auf die Gesundheit des Herrn Kronen-Marschalls, Unseres Wirtes und Freundes!"

„Das darf nicht geschehen, Allergnädigster Herr!" fiel der Marschall ein. „Es darf niemandes Gesundheit eher ausgebracht werden, als diejenige Ew. Majestät!"

Die schon halb erhobenen Becher wurden wieder hingestellt. Der vor Glückseligkeit strahlende Lubomirski aber winkte seinem Haushofmeister.

Auf diesen Wink hin beeilte die im Saale umherschwärmende Dienerschaft sich, in vergoldete Kannen, aus silbernen Tonnen frischen Malvasier zu schöpfen und die Becher von neuem zu füllen. Die Stimmung wurde noch gehobener; alle erwarteten freudig angeregt den Toast des Herrn Marschall.

Der Kredenzmeister hatte inzwischen zwei Humpen aus venetianischem Krystall, von so wunderbar schöner Arbeit herbeigebracht, daß sie für das achte Weltwunder gelten konnten. Der Krystall, durch jahrelange Arbeit ausgehöhlt und geschliffen bis zur feinsten Glasesstärke, warf diamantene Strahlen, während der Fuß desselben von Meisterhand aus Gold hergestellt, in ganz kleinen Figuren den Einzug des siegreichen Cäsaren auf das Kapitol darstellte. Der Sieger fuhr in goldenem Wagen auf einem Wege, welcher aus kleinsten Perlen hergestellt war. Hinter dem Wagen schritten die Gefangenen mit gefesselten Händen; irgend ein König, dessen Turban aus einem herrlichen Smaragd bestand, weiter die Legionäre mit ihren Abzeichen und den Adlern. Mehr als fünfzig solch kleiner Figuren waren auf dem Fuß eines jeden Bechers untergebracht; sie hatten jede die Höhe einer Haselnuß und waren so wundervoll modelliert, daß man nicht nur die Gesichtszüge, sondern auch den Ausdruck des Stolzes in den Gesichtern der Sieger und der kummervollen Ergebung in denjenigen der Besiegten erkennen konnte. Die Verbindung zwischen Fuß und Kelch bildeten goldene Filigran-Arbeiten, welche fein wie Haare, kunstvoll gebogene Weinranken mit Blättern und Trauben und zwischendurch geflochtenen

verschiedenen Blumen zeigten. Diese Filigrane umzogen den Krystall bis an seinen Rand, wo ihre Enden sich zu einem Kranz verbanden, welcher den Rand des Humpen bildete und mit Edelsteinen in sieben verschiedenen Farben besetzt war.

Der Kredenzmeister reichte den einen dieser Humpen dem König, den andern dem Marschall; beide waren mit Malvasier gefüllt.

Da erhoben sich alle Anwesenden von ihren Sitzen und der Herr Marschall rief, seinen Humpen hoch emporhebend, mit laut schallender Stimme:

„Vivat Joannes Casimirus Rex!"

„Vivat! Vivat! Vivat!"

In demselben Moment donnerten Geschützsalven, daß die Mauern des Palastes bebten. Die Adligen aus dem Nebensaal stürmten herein, um anzustoßen; der Marschall wollte sprechen, kam jedoch nicht zu Worte in dem allgemeinen Aufruhr, denn von allen Seiten rief es immerwährend: „Vivat! Vivat! Vivat!"

Es hatte sich des Marschalls eine solche Begeisterung bemächtigt, daß seine Augen fast unheimlich leuchteten. Indem er seinen Humpen bis auf den letzten Tropfen leerte, überschrie er die Menge mit Anstrengung aller Kräfte. Mit den Worten: „Ego ultimus!" schlug er den Humpen von so unschätzbarem Werte so heftig an seinen Kopf, daß der Krystall in hunderten von Splittern zersprang, welche klirrend zu Boden fielen, während an der Schläfe des Marschalls herab eine Blutrinne sich ergoß.

Alle Anwesenden waren erschrocken, der König aber sagte:

„Ei, ei, Herr Marschall! Wenn Wir auch schon den Wert des Gefäßes gering achten wollten, so dürfen Wir doch nicht dulden, daß ihr euren Kopf, an welchem Uns so viel gelegen ist, Verletzungen aussetzt!"

„Was könnte mir wohl zu kostbar sein," rief der Marschall, „da ich doch die Ehre genieße, Ew. Majestät unter meinem Dache zu bewirten. Vivat Joannes Casimirus Rex!"

Der Kredenzmeister reichte ihm einen anderen Becher.

„Vivat! Vivat! Vivat!" tönte es von neuem durch die Säle. Der Klang zerbrochenen Glases mischte sich mit den Rufen. Nur die Bischöfe folgten nicht dem Beispiel des Marschalls: sie hatten die geistliche Würde zu wahren.

Der päpstliche Nuntius aber, welchem die Sitten des Landes fremd waren, neigte sich hinüber zu dem neben ihm sitzenden Bischof von Posen und sagte:

„Um Gotteswillen! Ich bin ſtarr vor Staunen. Eure Schatzkammern ſind leer, ſagt ihr? Für den Wert eines einzigen ſolchen Humpens könntet ihr doch ſchon zwei ganz hübſche Regimenter Soldaten ſtiften und ſie unterhalten.“

„So geht es bei uns immer her,“ antwortete der Biſchof, mit dem Kopfe nickend. „Wenn die Luſt im Herzen ſchwillt, da kennt ſie weder Maß noch Ziel.“

Die Luſt war auch hier noch im Zunehmen begriffen. Gegen das Ende des Mahles erhellte plötzlich roter Feuerſchein die Fenſter des Palaſtes.

„Was bedeutet das?“ frug der König.

„Allergnädigſter Herr! Ich bitte zu den Ritterſpielen!“ ſagte der Marſchall.

Ein wenig taumelnd führte er den Monarchen zum Fenſter. Ein wunderſchöner Anblick bot ſich ihren Augen. Der Schloßhof war taghell erleuchtet. Mehrere brennende Pechtonnen warfen hellgelbe Lichtreflexe auf das vom Schnee geſäuberte und mit Tannenzweigen überſtreute Pflaſter desſelben. Hier und da leuchteten hohe Spiritusflammen in bläulichem Licht; anderen hatte man Salz beigemiſcht, damit ſie rot leuchten ſollten.

Die Ritterſpiele begannen. Zuerſt hieben die Ritter Türkenköpfe ab, ſprangen durch Reifen und fochten miteinander auf ſcharfe Klingen. Dann hetzten Wolfshunde einen Bären zu Tode; zuletzt warf ein rieſenhafter Bergbauer, ein zweiter Samſon, einen Mühlſtein hoch in die Luft und fing denſelben wieder auf. Die Mitternachtſtunde ſetzte endlich dieſen Spielen ein Ziel. Alſo zeigte der Herr Marſchall ſeine Macht, obgleich die Schweden noch im Lande hauſten.

7. Kapitel.

Der gute König vergaß aber über den Freuden der Gastmähler und den Aufregungen und Unruhen, welche die Ankunft immer neuer hoher Gäste mit sich brachte, nicht seinen treuen Diener, welcher im Engpaß so unerschrocken sich den Schweden entgegengeworfen und für ihn sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Am Tage nach seiner Ankunft in Lubow besuchte er den verwundeten Herrn Andreas. Er fand ihn bei voller Besinnung und heiter gestimmt, trotz seiner leichenhaften Blässe, denn der junge Held hatte glücklicherweise keine schwere Verwundung erhalten, nur einen großen Blutverlust erlitten.

Beim Anblick des Monarchen setzte sich Kmiziz sogar auf und legte sich trotz dem Drängen des Königs auch nicht mehr nieder.

„In wenigen Tagen, Allergnädigster Herr!“ sagte er, „kann ich wieder zu Pferde sitzen und mit Ew. Majestät, wenn es gestattet ist, weiter reisen; ich fühle mich ganz wohl.“

„Du mußt ja aber tüchtig zerhauen sein, . . .“ meinte der König, „es war doch eine unerhörte Waghalsigkeit von dir, als einzelner sich so vielen entgegenzustellen.“

„Das habe ich schon zu wiederholten Malen gethan, und immer fand ich die Bestätigung meiner Annahme, daß in Augenblicken höchster Gefahr ein resolutes Dreinschlagen das einzig Richtige ist. . . . Ei, Allergnädigster Herr! die Narben, welche meine Haut trägt, sind nicht zu zählen, das ist Kriegerlos!“

„Klage nicht das Los allein an, denn du hast bewiesen, daß du blindlings nicht nur dahin rennst, wo es Wunden zu holen giebt, sondern wo sicher der Tod gefunden werden kann. Wie

lange bist du denn schon beim Kriegshandwerk? Wo hast du vorher gedient und dich ausgezeichnet?"

Ein heißes Rot überflog das junge Gesicht des Herrn Kmiziz.

„Allergnädigster Herr!" sagte er zögernd. „Ich bin es, der die heranziehenden Horden Chowanskis immer noch aufhielt, als schon alle anderen die Büchse ins Korn geworfen; ich bin es, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt ist."

„Höre einmal," sagte der König plötzlich. „Du sprachst in jenem Engpaß ein seltsames Wort aus; Ich dachte aber, das Delirium hätte dich gepackt und dir den Verstand verwirrt. Jetzt sprichst du wieder davon, daß du gegen Chowanski gestritten hast. Wer bist du eigentlich? Ist wirklich Babinitsch nicht dein wahrer Name? Wir wissen recht gut, wer den Chowanski so lange aufgehalten hat."

Eine Weile herrschte Totenstille im Gemach. Endlich richtete der junge Ritter das abgezehrte Antlitz empor und sagte mit fester Stimme:

„Es ist so, Allergnädigster Herr! . . . Es war nicht das Delirium, welches aus mir sprach . . . ich sagte die Wahrheit . . . ich bin derjenige, welcher Chowanski aufhielt. Seit jener Zeit ist mein Name in der ganzen Republik zuerst bekannt, dann berüchtigt geworden. . . Ich bin Kmiziz, der Fahnenträger von Orschan . . ."

Hier schloß Kmiziz die Augen, sein Gesicht wurde fahl. Als aber der König verwundert schwieg, sprach er mühsam weiter:

„Ich bin, Allergnädigster Herr! dieser von Gott Verdammte und von den Menschen, den Gerichten für Mordbrennerei und Uebermut Verurteilte. Ich habe dem Radziwill gedient und mit ihm das Vaterland und Ew. Majestät verraten. Und jetzt, von Schwerthieben zerfetzt, von Pferdehufen halbtot getreten, von Schwäche ans Lager gefesselt, schlage ich an meine Brust und wiederhole reuevoll: „mea culpa, mea culpa!" und flehe die väterliche Barmherzigkeit Ew. Majestät an: „Verzeihung! Verzeihung! denn ich habe selbst meine früheren Thaten verflucht und mich von ihnen abgewendet."

Thränen rannen an den Wangen des Reiters herab, die bebenden Hände langten nach der Hand des Königs. Johann Kasimir zog die seinige zwar nicht zurück, aber er war sehr ernst geworden, als er sagte:

„Wer die Krone dieses Landes auf dem Haupte trägt, der

muß von vornherein mit einer unerschöpflichen Geduld und Barmherzigkeit von Gott ausgestattet sein, sonst steht es schlimm um ihn und sein Volk. Da du in Tschenstochau und hier Uns so treue und große Dienste geleistet hast und dein Leben für Uns in Gefahr brachtest, so sind Wir bereit, dir deine Schuld zu verzeihen . . . ."

„O, so darf ich Verzeihung und damit das Ende meiner Seelenqual hoffen?" rief Kmiziz aus.

„Eines nur können Wir dir niemals verzeihen," fuhr Johann Kasimir fort, „und zwar dieses, daß du gegen den Brauch Unserer Nation und entgegen allen Gesetzen der Menschheit dich dem Fürsten Boguslaw verpflichtet hast, die Hand gegen die Majestät zu erheben und Uns gefangen, tot oder lebendig, in die Hände der Schweden auszuliefern."

Kmiziz, welcher noch kurz zuvor versichert, daß Körperschwäche ihn an das Lager fessele, war bei diesen Worten des Königs mit beiden Füßen zugleich aufgesprungen. Er hatte nach dem über dem Bette hängenden Kruzifix gegriffen und stand nun, dasselbe in den Händen haltend, mit dunkelroten Flecken auf den Wangen und fieberhaft glänzenden Augen keuchend vor ihm:

„Das ist nicht wahr," schrie er auf. „Bei dem Seelenheil meiner Eltern und den Wunden des Gekreuzigten, das ist nicht wahr! Wenn Gott mich dieser Sünde schuldig weiß, so möge er mich augenblicks mit meinem plötzlichen Tode und der ewigen Verdammnis strafen. Mein Herr und König! Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so werde ich die Verbände von meinen Wunden reißen, dann möge der Rest des Blutes, welches die Schwedenschwerter noch in meinen Adern zurückgelassen, davonfließen, dann will ich nicht mehr leben. Ich habe niemandem und nie ein solches Versprechen gemacht, niemals ist ein solcher Gedanke meinem Kopf entsprungen. Nicht für alle Königreiche der Welt würde ich mich einer solchen That schuldig machen. Amen! Amen! auf dieses heilige Kreuz, Amen!"

Er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung und Fieber.

„So hat der Fürst gelogen?" frug der König erstaunt. „Aber warum? zu welchem Zweck?"

„Ja, Allergnädigster Herr, er hat gelogen . . ." sagte Kmiziz. „Er wollte sich mit der Lüge an mir rächen, für das, was ich ihm angethan."

„Was hast du ihm denn gethan?" frug der König wieder.

„Ich entführte ihn angesichts seines ganzen Gefolges, mitten aus dem Heere heraus; ich wollte ihn gebunden Ew. Majestät zu Füßen legen."

Der König strich sich mit der flachen Hand über die Stirn.

„Seltsam!" sagte er, „seltsam! Ich glaube dir ja, aber Ich kann noch immer nicht begreifen. Wie hängt das zusammen? Du dientest beim Fürsten Janusch und entführtest den Fürsten Boguslaw, welcher doch weniger schuldig war, um deinen Gefangenen Mir zu bringen?"

Kmiziz wollte antworten. In diesem Augenblick aber gewahrte der König seine Bläße und das Schlottern seiner Glieder, er wehrte ihm also, indem er sagte:

„Erhole dich erst; später kannst du Mir von Anfang an erzählen, Wir glauben dir. — Hier meine Hand!"

Der junge Ritter drückte diese Hand an seine Lippen und verharrte ruhig, bis er zu Atem gekommen. Er blickte dabei dem Könige unendlich liebevoll in die Augen, endlich nahm er alle Kraft zusammen und begann:

„Ich will Ew. Majestät alles erzählen. Für Chowanski war ich ein Schreckgespenst, den Unseren eine Last, denn alles, was ich brauchte, haben mußte, das mußte ich mit Gewalt nehmen. Zum Teil trieb mich die zwingende Notwendigkeit dazu, zum Teil wilder Uebermut, denn ich bin sehr heißblütig. Ich hatte eine Anzahl Kameraden — sie waren alle von gutem alten Adel, aber nicht besser als ich . . . Hier und da wurde etwas marodiert, hier und da ein Feuer angesteckt oder ein paar Menschen durchgepeitscht. Man begann uns zu verfolgen. Wo der Feind noch nicht Besitz ergriffen hatte vom Lande, dort bot man die Gerichte gegen mich auf — ich wurde in contumaciam verurteilt. Die Verurteilungen häuften sich mit der Zeit, aber ich machte mir nichts daraus, ja, ich hatte die verwegene Absicht, es darauf ankommen zu lassen, der Teufel ritt mich, sozusagen, — es reizte mich, es zu machen wie Herr Laschtsch, der mit den Urteilsurkunden sein Wohnzimmer tapezieren ließ und trotzdem ein geachteter Mann noch über den Tod hinaus ist."

„Weil er Buße that und mit Gott versöhnt starb," warf der König ein.

Nachdem Kmiziz ein wenig geruht, fuhr er fort:

„Unterdessen war der Herr Hauptmann Billewitsch — die Billewitsch sind ein altes, ehrwürdiges Geschlecht in Smudz — aus diesem Jammerthal in ein besseres Leben eingegangen und

hatte mir ein Gut und seine einzige Tochter verschrieben. Aus dem Gut mache ich mir nicht viel, denn ich habe bei den steten Kämpeleien mit den Feinden Beute genug gemacht, um nicht nur das mir von den Feinden gänzlich okkupierte Familienerbe wieder zu ersetzen, sondern noch etwas Ordentliches darüber.

„Als aber meine Partisanen sehr heruntergekommen waren, benutzte ich das mir zugefallene Erbe, weil ich gerade nahebei war, ihnen etwas Ruhe zu gönnen, und brachte sie in die Laudaer Gegend in Winterquartiere. Dort verliebte ich mich so sehr in meine Braut, daß ich bald die ganze Welt vergaß. Das ist ein Mädchen, so brav und tugendhaft, daß ich mich vor ihr meiner begangenen Thaten herzlich schämte. Sie hat einen angeborenen Abscheu vor Schlechtigkeit und Sünde; sie stürmte gleich auf mich ein, daß ich mein Leben ändern, das gethane Unrecht nach Kräften gutmachen und künftig ein ordentliches Dasein führen solle."

„Bist du ihrem Rate gefolgt?"

„Ach bewahre, Allergnädigster Herr! Ich wollte es von Herzen gern, das weiß Gott . . . aber die alten Sünden verfolgten mich überallhin. Zuerst mißhandelte man in Upit meine Soldaten; dafür steckte ich die Stadt in Brand . . ."

„Um Gotteswillen!" rief der König aus, „das ist ja ein Verbrechen."

„Das ist noch nicht das Schlimmste, Majestät!" sprach Kmiziz weiter. „Nachher haben sie mir meine Kameraden gemordet, die adligen Kavaliere, die, wenn sie auch wüst waren, immerhin nicht verdient hatten, was man ihnen gethan. Der Laudaer Adel hat sie heimtückisch überfallen und sie sämtlich hingemordet. Ich durfte sie nicht ungerächt lassen, darum habe ich in jener Nacht die Ansiedelung der Butrym überfallen und sie mit Feuer und Schwert gestraft. Es gehört aber ein großer Anhang zu diesen Grauröcken; ich mußte fliehen. Meine Braut wollte nichts mehr von mir wissen — die Grauröcke waren ihre im Testament des Vaters eingesetzten Vormünder und hatten somit das Recht, sie vor mir zu schützen. Ach, und mein Herz zog mich zu ihr, daß Gott erbarm! Ich konnte nicht ohne sie leben! Da sammelte ich eine Handvoll Leute und entführte sie."

„Du bist des Teufels, Mensch!" rief der König. „Das war nach Tartaren Art um die Braut geworben."

„Es war ein Bubenstück, ich sehe es ein. Gott hat mich daher auch durch die Hand des Herrn Wolodyjowski gestraft.

Der hat mich zusammengehauen, daß es mich wundert, daß ich meine Seele nicht dazumal schon ausgehaucht habe. Es wäre tausendmal besser für mich gewesen, ich hätte mich dann nicht mit den Radziwills zum Verderben des Vaterlands verbinden können. Was blieb mir aber zu thun übrig? Zu den alten Prozessen kam jetzt ein neuer . . ., das Verbrechen, das ich nun begangen, heischte Sühnung . . . ich wußte nicht mehr aus noch ein. Da kam mir plötzlich der Wojewode von Wilna zu Hilfe."

„Er nahm dich in seinen Schutz?" frug der König.

„Ja, er sandte mir durch Herrn Wolodyjowski einen Aufgebotsbefehl, dadurch kam ich unter seine Gerichtsbarkeit und brauchte keine anderen Gerichte mehr zu fürchten. Ich griff nach diesem Ausweg, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm. Ich hatte bald eine Kompagnie beisammen, lauter rabiates Volk; sie war die beste, in ganz Litauen kam keine ihr gleich. Ich führte sie nach Kiejdan. Dort empfing mich Radziwill wie einen Sohn, sagte mir, ich sei mütterlicherseits mit ihm verwandt und versprach mich zu schützen. Er schmeichelte meiner Tapferkeit und ich Dummkopf kroch mit Haut und Haar in die Falle.

„Noch ehe er sich mir ganz anvertraute, ließ er mich auf den Gekreuzigten schwören, daß ich in jeder Lebenslage zu ihm stehen würde, in jeder. Weil ich dachte, es handle sich um den Krieg mit den Schweden, legte ich den Eid gern ab, bis jenes gräßliche Gastmahl, bei welchem der Vertrag von Kiejdan unterschrieben worden, mir die Augen öffnete. Die anderen Hauptleute konnten sich von Radziwill lossagen, es hielt sie nichts davon zurück, „ich war durch meinen Eid, wie der Hund an der Kette gefesselt," ich mußte bleiben."

„Haben denn diejenigen, welche Uns abtrünnig geworden sind, nicht auch den Eid der Treue geleistet?" fragte der König traurig.

„Auch ich wollte mit dem offenbaren Verrat nicht noch mehr meine Seele beflecken. Was ich damals gelitten, Allergnädigster Herr, das weiß Gott allein. Ich wandt mich im Schmerz, wie der Wurm im Staube, mein Kopf brannte, als wäre leibhaftiges Feuer in ihm, denn — auch mein geliebtes Mädchen, die infolge der Entführung ohnehin nicht mehr für mich zu haben war, auch sie hatte nun das Recht, mich als Vaterlandsverräter zu verachten, wie ein ekliges Gewürm. Und ich Elender hatte geschworen den Radziwill nicht zu verlassen . . . . Sie aber,

Majeſtät! beſitzt einen ſtarken Geiſt und vermag Männer zu beſchämen durch ihren klaren Verſtand und ihre Königstreue."

„Gott ſegne ſie dafür!" ſprach der König: „das macht ſie Mir lieb."

„Anfangs glaubte ſie, aus einem Parteigenoſſen Radziwills einen treuen Anhänger des Königtums und des Vaterlandes aus mir zu machen, als ſie aber einſah, daß ihre Mühe vergeblich war, da wandelte ſich ihre große Liebe in ebenſo großen Haß. Radziwill hatte mich rufen laſſen und bemühte ſich, mich zu überzeugen, daß nur auf dieſe Weiſe, das im Untergange begriffene Vaterland zu retten ſei. Ich vermag ſeine Ausführungen nicht mehr wiederzugeben, aber er ſprach ſo überzeugend, wie ſehr ihm das Glück und Wohl des Vaterlandes am Herzen liege, daß er einen viel Klügeren als mich überzeugt haben würde, mich, einen ſo einfachen, vertrauensvollen Menſchen, er — der Künſtler in der Kunſt des Verſtellens. Ich klammerte mich an ihn mit der ganzen Kraft meines hoffenden Herzens, denn nun glaubte ich — alle anderen ſeien blind, er allein hellſehend, alle anderen elende Jammergeſtalten, er allein ein edler Heros. Damals wäre ich für ihn in den Tod gegangen, wie jetzt für meinen Allergnädigſten König, weil ich außerſtande bin, etwas halb zu thun. Ich kann weder halb lieben, noch halb haſſen!"

„Ich ſehe ein, daß du recht hatteſt," bemerkte der König.

„Es waren unſchätzbare Dienſte, die ich ihm leiſtete," erzählte Kmiziz weiter. „Leider muß ich ſagen, daß ohne meine Beihilfe ſeine verräteriſchen Thaten nicht ſo ſchlimme Früchte hätten tragen können, denn ſeine eigenen Leute drohten ihm den Gehorſam zu weigern. Schon drangen die Dragoner und ungariſchen Söldlinge auf die Schotten ein, da ſprengte ich mit meinen Leuten dazwiſchen und verhinderte die Niederlage derſelben, ebenſo wehrte ich dem Angriff der anderen Regimenter, indem ich ſie zum größten Teil aufhob. Nur dem Herrn Wolodyjowski allein gelang es, ſich und ſeine Laudaer Leute auf faſt wunderbare Weiſe aus der Gefangenſchaft zu befreien und mit Sapieha zu vereinigen. Was noch übrig geblieben war, das ſuchte und fand Unterkommen bei jenem Feldherrn, aber Gott allein weiß, welch zahlloſe Menge braver Soldaten durch meine Schuld zu Grunde gegangen ſind. Ich ſpreche die Wahrheit, wie in der Beichte.

„Darauf hat Herr Wolodyjowski ſelbſt, auf ſeinem Zuge nach Podlachien, mich mit eigener Hand gefangen genommen

und mich erschießen lassen wollen. Ich stand schon auf der Richtstätte. Auf Grund von Briefen aber, welche man bei mir fand und welche auswiesen, daß ich durch mein energisches Einschreiten verhinderte, daß der Fürst in Kiejdan ihn niederschießen ließ, gab er mir die Freiheit wieder. Ich kehrte zurück zu Radziwill und diente ihm weiter, aber schon erwachte in mir der Unwille über verschiedene seiner Handlungen. Ich erkannte bald genug, daß er weder Glauben noch Ehre und Gewissen besitzt und daß seine Versprechungen ebensoviel oder ebensowenig galten, wie die des Schwedenkönigs. Ich fing an, ihm ins Gesicht offenherzig Vorwürfe und Ausstellungen zu machen. Meine Dreistigkeit erzürnte ihn; er begann mich zu fürchten. Zuletzt wurde ich ihm unbequem, da schickte er mich mit Briefen fort . . ."

„Du erzählst wunderbare und äußerst wichtige Dinge," sagte der König. „Endlich erfahren Wir einmal von einem Augenzeugen, welcher pars magna fuit sagen kann, wie es dort zugegangen . . ."

„Es ist wahr, pars magna fui," antwortete Kmiziz. „Ich eilte freudig mit den Briefen hinweg, da mir das Feuer sozusagen unter den Sohlen brannte, und ich hoffte endlich einmal zu wirklichen Thaten zu gelangen. In Pilwischki erreichte ich den Fürsten Boguslaw! O, daß doch Gott ihn mir in die Hände liefern möchte, damit er für seine Verleumdung Rede stehen müßte! Nicht die mindesten Zugeständnisse habe ich ihm gemacht, nein, gerade dort wurde mir das ganze Lügengewebe, die Niedertracht und Frechheit dieser Heretiker klar."

„Erzähle schnell, wie war das! Man sagte Uns hier, daß Fürst Boguslaw nur gezwungen seinem Vetter sekundierte."

„Er? Allerdurchlauchtigster Herr!" rief Kmiziz aufgeregt. „Er ist ja viel schlechter als sein Vetter Janusch. In seinem Kopfe ist der Gedanke des Verrates entsprungen, er verlockte den Fürst-Hetman, indem er ihm als Ziel und Lohn die Krone wies. Gott wird ihr Richter sein. Jener gab wenigstens vor, pro bono publico zu handeln. Boguslaw aber enthüllte mir, mich für einen Erzschelm haltend, die ganze bodenlose Schlechtigkeit seiner Seele. Ich schaudere, seine Worte zu wiederholen. . . . ‚Eure Republik muß der Teufel holen,' sagte er. ‚Stelle sie dir einmal vor in Gestalt eines Stückes roten Tuches, an welchem von allen Seiten herumgezerrt wird; wir denken nicht daran, es zu retten — beileibe nicht! — Unsere Sorge wird nur sein, das möglichst größte Stück davon für

uns zu gewinnen. Litauen,' ſagte er, ‚muß uns bleiben. Ich werde als Nachfolger meines Vetters Janusch die Großherzogs-Krone mir auf das Haupt ſetzen, indem ich ſeine Tochter heirate.'

Hier bedeckte der König ſeine Augen mit der Hand.

„Großer Gott!" ſeufzte er. „Wie hätte da nicht geſchehen ſollen, was geſchehen iſt. Die Radziwills, Radziejowski, Opalinski. Sie alle langten nach der Krone, und galt es ſelbſt das zu zerſtören, was Gott zuſammengefügt . . ."

„Auch mir graute vor ſo viel Schlechtigkeit, Majeſtät. Ich rannte an die Pumpe und pumpte Waſſer auf meinen Schädel, um ihn abzukühlen, denn mir war zu Mute, als ſollte ich den Verſtand verlieren. Von dieſem Augenblick an, war mein Entſchluß gefaßt. Ich war vor mir ſelber erſchrocken. Hatte ich mich nicht der Mitarbeiterſchaft an dem ſchmachvollen Werke ſchuldig gemacht? Was war zu thun. Sollte ich ihn oder mich ſelbſt niederſtechen? Ich brüllte wie ein Stier, den man mit dem Laſſo eingefangen. Mein Verlangen, mein einziger Wunſch war nur noch: „Rache an den Radziwills." Da gab mir Gott plötzlich einen guten Gedanken. Unter dem Vorwande, ihn mein Pferd Probe reiten zu laſſen, welches ihm ſehr gut gefiel, lockte ich mit mehreren meiner Leute den Fürſten Boguslaw aus der Stadt heraus, bemächtigte mich dann plötzlich der Zügel ſeines Pferdes und wollte ihn in das Lager der Konföderierten ausliefern, um für den Preis ſeines Kopfes die Verzeihung Ew. Majeſtät und der Nation für mich zu erkaufen."

„Es ſei dir alles verziehen für dieſe That!" rief der König. „Nur Kmiziz allein war imſtande, ein ſolches Reiterſtück zu unternehmen, niemand ſonſt! Von ganzem Herzen verzeihe Ich dir! Aber erzähle weiter, wie kam es, daß er dir entſchlüpfte?"

„Als wir das erſte Mal Halt machten," fuhr Kmiziz fort, „riß er mir unverſehens die Piſtole aus dem Gürtel und ſchoß mir den Schrot ins Geſicht . . . Hier dieſe Narben . . . Mit meinen Leuten wurde er ganz allein fertig . . . er entfloh . . . Niemand kann ihm ſtreitig machen, daß er ein ausgezeichneter Kriegsheld iſt . . . aber ich finde ihn ſchon noch und ſollte das Zuſammentreffen mit ihm meine letzte Stunde werden!"

Kmiziz riß an ſeiner Decke herum, als wolle er ſie in Stücke reißen, der König wehrte ihm ſchnell und frug:

„Und um ſich zu rächen, hat er jenen Brief erdacht und gefälſcht?"

„Und aus Rache hat er ihn zu Händen Ew. Majeſtät

niedergelegt! Ach, die Wunden meines Körpers sind geheilt, aber die Wunden meiner Seele nicht . . . Zu Wolodyjowski, zu den Konföderierten konnte ich nicht zurück, die Laudaer hätten mich erschlagen, wie einen Hund . . . Da ich aber wußte, daß Radziwill gegen sie zu Felde ziehen und sie überfallen wollte, so schickte ich ihnen einen Warner, damit sie sich sammeln konnten, sonst hätte er jede einzelne ihrer Fahnen zerstreut wie Spreu. Das war meine erste gute That, denn nun halten sie ihm umzingelt wie ich höre, und lassen ihn nicht mehr frei. Gott helfe ihnen dazu und strafe den Missethäter, Amen."

„Das ist vielleicht schon geschehen und wenn nicht, so geschieht es wohl bald," sagte der König. „Was geschah weiter mit dir?"

„Da ich bei den Konföderierten Ew. Majestät nicht dienen durfte," berichtete Kmiziz weiter, „so beschloß ich, zu meinem Allergnädigsten Herrn selbst zu wandern und dort durch treue Dienste meine Sünden abzubüßen. Aber wie konnte ich zu ihm gelangen? Wer hätte wohl dem Kmiziz, dessen schmachbedeckter Name in der ganzen Republik bekannt war, auch nur einen Bissen Brot oder ein Nachtlager gewährt. So nahm ich meinen jetzigen Namen an; als Babinitsch zog ich nach Tschenstochau. Ob ich dort etwas für das Vaterland geleistet, kann der Prior Kordezki Ew. Majestät sagen. Tag und Nacht war mein Denken nur darauf gerichtet, meine Schuld an das Vaterland abzutragen, ihm mein Leben zu opfern und Ehre und Ruhm wiederzuerlangen. Der Rest meiner Geschichte ist Ew. Majestät bekannt. Wenn mein Allergnädigster Herr in seiner Herzensgüte geneigt wäre, abzuwägen, ob meine neuen Verdienste imstande sind, die alten Sünden auszugleichen, so bitte ich innigst, möchten doch Ew. Majestät mich gnädig an Ew. Herz nehmen, denn ich bin verstoßen von allen, ein Verbannter, ein Verräter und Meineidiger. Gott und Ew. Majestät allein kennen meine Reue, meine Thränen und mein Verlangen, ihm und Ew. Majestät treu zu dienen."

Bei diesen Worten stürzten Thränen aus den Augen des jungen Mannes: er schluchzte herzbrechend, während der gute König seinen Kopf zwischen beide Hände nahm, ihn auf die Stirn küßte und ihn zu trösten begann:

„Andreas!" sprach er. „Du bist Mir lieb geworden, wie ein Sohn. Ich weiß es nun, du hast in der Verblendung gehandelt, wie viele aber sündigen mit klarem Bewußtsein? . . .

Ich verzeihe dir aus vollem Herzen, denn du haſt deine Schuld getilgt. Beruhige dich, mein Sohn! Manch einer wird dich um deine Verdienſte noch beneiden! . . . Gott ſei mit dir! Ich verzeihe und das Vaterland verzeiht. Wir bleiben zuletzt noch deine Schuldner! Höre auf, dich anzuklagen."

„Gott lohne Ew. Majeſtät dieſen Troſt!" brachte Kmiziz ſchluchzend hervor. „Ich muß ohnehin doch noch in jener Welt büßen, für den Eidbruch an Radziwill, denn wenn ich auch nicht wußte, was ich beſchwor, ſo bleibt Eid doch Eid."

„Gott wird dich dafür nicht verdammen," antwortete der König, „er müßte denn die halbe Republik als Eidbrüchige zur Hölle wandern laſſen."

„Das denke ich auch," meinte Kmiziz. „Der Prior Kordezki in Tſchenſtochau ſagte auch, daß ich nicht brauchen werde zur Hölle zu fahren, nur wußte er nicht recht, ob ich ohne das Fegefeuer davonkommen werde. Es iſt doch eine ſchwere Sache, hundert Jahre dort zuzubringen. Aber ſei es! Der Menſch kann viel ertragen, wenn die Hoffnung auf Erlöſung winkt, und an Fürbitten wird es mir hoffentlich auch nicht fehlen."

„Sorge nicht darum!" ſagte Johann Kaſimir. „Ich ſelbſt will beim Nuntius einkommen, daß er für dein Seelenheil eine heilige Meſſe leſen läßt. Vertraue auf Gottes Barmherzigkeit."

Kmiziz lächelte unter Thränen.

„Vielleicht," ſprach er, „ſchenkt Gott mir noch einmal meine Kräfte wieder, dann kann ich noch manchem Schweden das Lebenslicht ausblaſen, was mir nicht nur zu himmliſchem Frieden, ſondern auch zur Herſtellung der irdiſchen Reputation verhelfen würde."

„Sei guten Mutes und gräme dich nicht um deine irdiſche Reputation. Ich werde dafür ſorgen, daß dir zukommt, was dir gebührt. Wenn ruhige Zeiten wiederkehren, werde Ich deine Verdienſte publizieren, deine bisherigen und die neuen, welche du hinzufügen wirſt. Dann ſollen deine Privatſtreitigkeiten auf dem Landtage zur Entſcheidung gebracht und dein guter Ruf wiederhergeſtellt werden."

„Ach ja, Allerdurchlauchtigſter Herr!" bat Kmiziz. „Das iſt meine größte Sorge. Denn ſobald nur der Friede im Lande leidlich hergeſtellt ſein wird, oder ſchon vorher, werden die Gerichte alle meine Prozeſſe aufs neue revidieren, davor kann ſelbſt Ew. Majeſtät mich nicht ſchützen. Aber darum geht es mir weniger. Ich werde mich verteidigen, ſolange ich

atmen und mein Arm ein Schwert führen kann . . . Doch mein Mädchen! Olenka heißt sie, Allergnädigster Herr! Ach, wie lange habe ich sie nicht mehr gesehen, ach, wie viel habe ich um sie und durch sie gelitten. Wie oft ich mich auch bemühe, sie mir aus dem Sinne zu schlagen, weil sie mich doch nicht mehr mag, — die Liebe läßt mich nicht los!"

Johann Kasimir lachte fröhlich und unendlich gutmütig.

„Wie kann ich dir Armseligen hierin helfen?"

„Wer anders könnte es wohl, wenn nicht Ew. Majestät. Das Mädchen ist treu königlich gesinnt; sie wird mir meine Kiejdaner Thaten niemals verzeihen, — es wäre denn, daß Ew. Majestät selbst für mich eintreten und mir ein Zeugnis ausstellen wollen, daß ich mich vollständig bekehrt und mich freiwillig dem Dienste des Königs und des Vaterlandes gestellt habe, durch nichts verlockt und durch nichts gezwungen, als durch meine Reue und meinen Willen."

„Wenn es nur das ist, so will Ich gern dein Fürsprecher sein. Und wenn sie so königstreu gesinnt ist, wie du sagst, so kann Meine Fürsprache nicht fruchtlos bleiben."

„Wenn das Mädchen nur auch frei bliebe oder nicht ein Unfall, wie sie zu Kriegszeiten so häufig vorkommen, sie treffen wollte. Die Engel werden sie bewahren!" sagte Kmiziz mit Ueberzeugung.

„Sie ist solchen Schutzes auch würdig," bemerkte der König. „Damit du gegenwärtig vor den Verfolgungen der Gerichte Ruhe hast, die — wie du sagst, wegen verbrecherischer Handlungen dich verfolgen werden, will Ich dir einen Aufgebotsbrief ausstellen, und weil Ich das auf den Namen Kmiziz nicht kann, so soll er auf den Namen Babinitsch lauten. Du sollst dir wieder eine Fahne werben, was jedenfalls zum Nutzen des Vaterlandes gereichen wird, da du ein erfahrener und tapferer Soldat bist . . . Du wirst unter dem Oberbefehl des Herrn Kastellan von Kijow stehen, denn bei ihm ist es ebenso leicht sich den Tod zu holen, als Lorbeeren zu erringen. Und wenn es notwendig werden sollte, so wirst du auf eigene Faust Plänkeleien gegen die Schweden unternehmen und so mit ihnen verfahren, wie du es mit Chowanski gemacht hast. Deine Bekehrung und guten Handlungen haben von der Zeit an begonnen, wo du den Namen Babinitsch annahmst . . . Nenne dich weiter so, dann wirst du auch vor den Gerichten Ruhe haben. Wenn dann die Sonne des Ruhmes wieder über dir scheint, dann soll, wenn dein Ruhm durch die ganze Republik

widerhallt, bekannt werden, wer dieſer berühmte Kavalier iſt. Manch einer wird ſich dann ſchämen, einen ſo großen Ritter anzuklagen, der Krieg wird manchen fortraffen, der dir Böſes ſinnt, andere wirſt du vielleicht begütigen können ... es werden im Wirrſal des Krieges auch eine Menge Akten verloren gegangen ſein und — Ich verſpreche dir noch einmal, deine Verdienſte für dich ſprechen zu laſſen, das haſt du um Mich verdient."

„Allergnädigſter Herr!" ſagte Kmiziz mit vor Rührung bebender Stimme, „womit habe ich ſo viel Gnade verdient?"

„Du haſt ſie mehr verdient als mancher, welcher ein Recht darauf zu haben glaubt," erwiderte der König huldvoll. „Nun gräme dich aber nicht mehr; Ich hoffe, auch deine Braut wird ſich verſöhnen laſſen und ihr ſorgt mir dann beide für ein neues königstreues Geſchlecht."

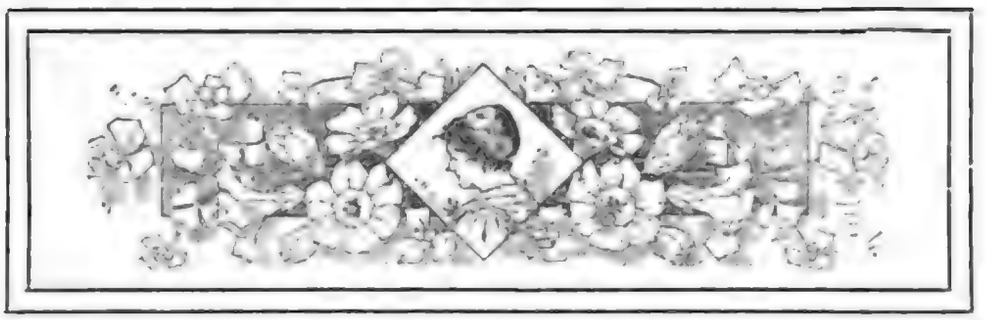
Wahrſcheinlich wollte Kmiziz dem Könige noch einmal für ſo viel Gnade danken und ihm zu Füßen ſinken. Er erhob ſich haſtig vom Lager, aber von der langen Erzählung und der damit verbundenen Aufregung ſchwach geworden, fiel er mit der ganzen Länge ſeines Körpers vor dem König zu Boden und blieb beſinnungslos liegen.

„Um Gotteswillen! Was thuſt du?" rief der König angſtvoll. „Er wird ſich verbluten! Andreas! ... Iſt denn niemand in der Nähe?"

Auf dieſen Ruf eilte der Kronenmarſchall herbei, welcher ſchon lange den König geſucht und jetzt ſeine Stimme gehört hatte.

„Beim heiligen Georg, meinem Schutzpatron! Was muß ich ſehen," ſchrie der Marſchall, als er ſah, wie der König bemüht war, höchſtſelbſt den am Boden Liegenden auf ſeine Arme zu nehmen, um ihn auf das Lager zu legen.

„Helft Mir, Herr Marſchall," entgegnete haſtig der König. „Das hier iſt Babinitſch, mein liebſter Soldat und treueſter Diener; er hat mir das Leben gerettet, helft Mir."



8. Kapitel.

Von Lubow ging der König über Dukla, Krosno, Lanzut nach Lemberg. Sein Gefolge bestand außer dem Kronenmarschall aus vielen Bischöfen, Edelleuten, Senatoren, dem Garderegiment und den Adjutanten. Wie ein mächtiger Strom in seinem Laufe durch das Land alle kleineren Gewässer aufnimmt und mit sich fortführt, so schlossen sich dem königlichen Zuge immer neue Heerscharen an; teils einzeln, teils in geordneten Haufen zogen Herren vom Adel, bewaffnet, Soldaten, die von ihren Regimentern versprengt waren, und Bauern, die der Haß gegen die Schweden zu wilden Thaten entflammte, herbei, um unter dem Schutze der Majestät weiter zu wandern.

Der Aufstand war inzwischen überall ausgebrochen. Man begann im ganzen Lande, Ordnung in die Bewegung zu bringen. Konstantin Lubomirski, der Marschall der Ritterschaft, und Johann Wielopolski, der Kastellan von Wojnitz, hatten von Sontsch aus datierte Proklamationen an den Adel der Krakauer Wojewodschaft erlassen und zu den Waffen gerufen. Nun wußte man, um wen man sich scharen konnte, und da nach dem allgemeinen Landrecht denjenigen Strafe drohte, welche dem Aufruf nicht Folge leisteten, so strömte alles, was nur einen Arm rühren konnte, zur Fahne. Das Aufgebot des Königs endlich trieb auch die Lässigen aus ihrer Ruhe auf.

Es bedurfte auch keiner Drohungen, denn ein wahrer Feuereifer hatte sich aller, ohne Unterschied des Standes, bemächtigt. Greise wie Kinder stiegen zu Pferde, die Frauen opferten freudig ihre Kleinodien und Schmucksachen, einzelne unter ihnen griffen sogar zur Wehr.

In den Feldschmieden hämmerten die Zigeuner Tag und Nacht, um Pflugschare und anderes Wirtschaftsgerät in Waffen umzuarbeiten, Städte und Dörfer lagen öde und still da, weil die Männer in den Krieg zogen, und von den Karpathen her zogen ungezählte Scharen der wilden Bergbewohner heran. Die Kriegsmacht des Königs wuchs von Stunde zu Stunde.

Sein Zug durch das Land glich einem Triumphzuge, denn überall kam dem Könige die hohe und niedere Geistlichkeit mit Prozessionen entgegen, sogar jüdische Deputationen mit ihren Rabbinern fanden sich ein und es schien ihnen allen Freude zu machen, wenn sie gute Nachrichten überbringen konnten.

In allen Teilen des Reiches, in den fernsten Provinzen, in der Steppe erhob die Rachelust dreist ihr Haupt. Je tiefer das Volk gesunken war, je schmachvoller es seine Erniedrigung empfand, desto höher richtete es sich nun empor und scheute sich in seinem Enthusiasmus nicht, kaum vernarbte Wunden aufzureißen, damit mit dem Blut auch die vergifteten Säfte der Verblendung und der Untreue davonfließen konnten.

Immer lauter verbreitete sich die Kunde von einem mächtigen Bündnis zwischen Volk und Adel. An die Spitze der Truppen sollten gestellt werden: der alte Großhetman Reverenzius Potozki und der Landeshauptmann Lanzkoronski, der Wojewode von Reußen, Herr Paul Sapieha, der Wojewode von Witebsk und der Fürst-Truchseß von Litauen, Herr Michael Radziwill, welchen sehnlichst darnach verlangte, die Schande, die Fürst Janusch auf sein Geschlecht gehäuft, wieder auszulöschen; ferner noch Herr Krystof Tyschkiewitsch, der Wojewode von Tschernichow, und viele andere Senatoren und Beamte von Adel.

Zwischen diesen Herren herrschte bereits ein lebhafter Briefwechsel, welcher vom Herrn Kronenmarschall eingeleitet worden war, da dieser einer so bedeutungsreichen Bewegung nicht fern bleiben wollte. Mit immer größerer Sicherheit traten die Gerüchte von den Unterhandlungen dieser Herren auf, bis endlich durch das ganze Land die Kunde erscholl, daß sämtliche Hetmane samt ihren Truppen sich von den Schweden losgesagt, und zum Schutz der Königlichen Majestät und des Vaterlandes die Konföderation von Tyschowietz zustande gekommen sei.

Dem Könige und der Königin waren die Bemühungen, dieselben ins Leben zu rufen, nicht verborgen geblieben. Sie hatten selbst eifrig, wenn auch indirekt, an dem Zustandekommen der Konföderation mitgearbeitet und erwarteten nun sehnlichst den Zusammentritt derselben, da sie persönlich daran nicht teil-

nehmen konnten. Ehe der König noch Lemberg erreichen konnte, kamen dann auch Herr Domaschewski aus Domaschewitsche, der Oberrichter von Lukow und Herr Sluschewski bei ihm an, und brachten im Namen der Konföderierten das Gelöbnis der Dienstwilligkeit und Treue, nebst dem Vertrage der Konföderation, zur Bestätigung.

Der König las den Vertrag der Versammlung der Senatoren und Bischöfe, welche er zu diesem Zweck zusammenberufen, laut vor. Aller Herzen jubelten vor Freude und dankten Gott, denn diese Konföderation, die in der Geschichte der Polen für ewige Zeiten verzeichnet bleiben wird, sollte der schlagendste Beweis dafür werden, daß das ganze Volk nicht nur sich aus seiner Versumpfung aufzuraffen begann, sondern daß die Nation, von welcher man sagte, sie besitze weder Treue noch Glauben, nicht Vaterlandsliebe noch Gewissen, nicht Ausdauer noch Ordnungssinn, dennoch nicht vollständig bar sei der Tugenden, welche Reichen und Nationen allein zum Schmucke dienen.

Das Zeugnis für diese Tugenden lag in der Form des Konföderationsvertrages im Original nun dem Könige vor. Die Kommission der Konföderation erwog in diesem Vertrage alle die widerrechtlichen Handlungen, deren sich Karl Gustav schuldig gemacht, und erklärte von nun an gegen die schwedischen Eindringlinge zu kämpfen bis auf den letzten Mann. Wie der Erzengel seine Posaune am Tage des letzten Gerichts erschallen lassen soll, so solle das allgemeine Aufgebot alle, die Ritter, Adligen und Standesherren, zum Vernichtungskriege gegen die Schweden auffordern. Doch nicht sie allein, sondern auch die Verbrecher und Verbannten seien verpflichtet, dem Rufe des Vaterlandes Folge zu leisten. Die Ritter sollen zu Pferde steigen, ihren Arm in den Dienst des Vaterlandes stellen und von ihren Besitzungen so viele Fußsoldaten mit sich führen, als jeder nach seinem Vermögen zu halten vermöge.

Da in diesem Lande Leiden und Freuden alle gleich treffen, so sind auch alle verpflichtet, die Gefahren dieses Krieges zu teilen und keiner, der sich Edelmann nennt, sei er angesessen oder nicht, darf sich der Pflicht entziehen, den Kampf gegen den Feind der Republik mitzukämpfen.

Da wir nun aber alle vom Kleinadel auch mehr oder minder verantwortungsvolle Aemter bekleiden, so werden sie, und mit ihnen wir, eingedenk der genossenen Würden und Ehren in eigener Person uns dem Dienste des Vaterlandes unterstellen.

Auf diese Weise proklamierte der Vertrag die Gleichheit des Adels. Der König, die Bischöfe und Senatoren, welchen längst schon eine Aufbesserung der Zustände in der Republik am Herzen lag, bemerkten zu ihrer frohen Verwunderung, daß die Nation jetzt reif geworden, den neuen Weg zu beschreiten, der das Reich in geordnete Geleise führen konnte, daß die Zeit gekommen war, wo jeder wohlgesinnte Mann bemüht sein werde, den Rost und Schimmel von den Waffen zu wischen, ein neues Leben zu beginnen.

Der Vertrag schloß mit den Worten:

„Es wird somit einem jeden Gelegenheit geboten, durch dieses Bündnis mit uns zu Ehren, Rechten und Auszeichnungen zu gelangen, die geeignet sind, den Stand der Adligen zu schmücken."

Als dieser letzte Absatz des Vertrages vorgelesen wurde, entstand eine lautlose Stille. Diejenigen, welche die Ansicht des Königs, daß das Recht der höheren Stände auch den niederen Ständen zugänglich gemacht werden müsse, und gefürchtet hatten, daß noch Jahre schwerer Kämpfe bis zu dem Zeitpunkte vergehen würden, wo man wagen dürfte, mit diesem Plane an die Oeffentlichkeit zu treten, ihn dem auf seine angeborenen Rechte so eifersüchtigen hohen Adel vorzulegen, waren erstaunt, eben diesen Adel mit weit geöffneten Armen dem grauröckigen bäuerlichen Kleinadel entgegen kommen zu sehen.

Wie von prophetischem Geiste umweht, erhob sich der Erzbischof und sprach:

„Darum, weil ihr diesen letzten Punkt dem Vertrage einverleibt habt, wird dieses Vertrages von allen kommenden Geschlechtern gedacht werden. Sofern aber jemandem einfallen sollte, diese Zeit eine Zeit des Verfalles der alten polnischen Tugenden zu nennen, den will ich im Hinweis auf diesen Vertrag eines Besseren belehren."

Der Probst Gembizki, welcher krank war, konnte nicht sprechen; er streckte nur seine zitternde Hand aus, um gerührt den Vertrag und die Gesandten zu segnen.

„Ich sehe den Feind schon mit Schimpf und Schande abziehen," sagte der König.

„Gebe Gott, daß das sehr bald geschieht!" riefen die beiden Gesandten.

„Ihr begleitet Uns sogleich nach Lemberg, Meine Herren," sprach der König wieder. „Dort wollen Wir den Vertrag be-

glaubigen und noch einen anderen schließen, den selbst die Mächte der Hölle nicht zu zerstören vermögen."

Die Gesandten und Senatoren blickten sich verwundert an. Sie hätten gern erfahren, um welche Dinge es sich noch handeln könne. Doch der König schwieg, nur sein Gesicht leuchtete und nahm einen immer froheren Ausdruck an, während er den Vertrag in den Händen haltend, lächelnd fragte:

„Nun, habt ihr viele Opponenten gehabt?"

„Allergnädigster Herr!" antwortete Herr Domaschewski, „die Konföderation wurde durch die Herren Feldhauptleute, den Herrn Wojewoden von Witebsk und den Herrn Tscharniezki eingeleitet und keiner der Herren vom Kleinadel hat auch nur ein Wort dagegen geredet; die Konföderation wurde einstimmig proklamiert, die Liebe für das Vaterland und für Ew. Majestät ist mächtig entflammt und der Haß gegen die Schweden groß und allgemein."

„Wir haben von vornherein erklärt," fügte Herr Sluschewski hinzu, „daß wir keinen Reichstag abzuhalten gedenken, sondern die ganze Nation aufgefordert sei, zu erscheinen. So konnte keine Opposition laut werden; es hätte nur einer wagen sollen zu widersprechen, man hätte ihn gemordet; denn darin sind wir alle einig, daß diesem Widerspruchsgeist ein Ende gemacht werden muß."

„O, das ist ein goldenes Wort, das Ew. Liebden da sprechen!" sagte der Erzbischof. „Ist erst eine Besserung in der Gesinnung der Bevölkerung eingetreten, so kann uns kein Feind mehr schrecken."

„Wo befindet sich jetzt der Wojewode von Witebsk," frug der König.

„Er ist sogleich nach Unterzeichnung des Vertrages in sein Heerlager bei Tykozin abgereist, wo er den Verräter, den Wojewoden von Wilna, belagert. Zu dieser Stunde muß er übrigens seiner schon habhaft geworden sein, sei es tot oder lebendig."

„War er denn seiner Sache so gewiß?" frug der König weiter.

„Er war dessen so sicher, wie daß auf die Nacht der Tag folgt. Der Verräter ist bereits sogar von seinen treuesten Dienern verlassen. Er hat nur noch eine Handvoll Schweden zu seinem Schutze bei sich. Zuzug oder Entsatz für ihn lassen wir nicht heran. Herr Sapieha auf Tyschowietz sagte uns in der Versammlung: ‚Ich hätte mich gern um einen Tag hierher

verspätet — bis zum Abend wäre ich mit Radziwill fertig geworden — aber die Angelegenheit hier erschien mir doch von größerer Wichtigkeit, denn ihn wird man auch ohne mich bekommen, eine einzige Fahne wird genügen, ihn gefangen zu nehmen.'"

„Gott sei gepriesen!" rief der König. „Wo aber befindet sich Herr Tscharniezki?"

„Das vermögen wir nicht zu sagen. Es haben sich sogleich eine Menge Männer freiwillig bei ihm gemeldet, so daß er schon am zweiten Tage ein ansehnliches Regiment übernehmen konnte. Mit diesem ist er gegen die Schweden ausgerückt."

„Und die Herren Feldhauptleute?"

„Die Herren Feldhauptleute erwarten sehnlichst die Befehle Ew. Majestät. Inzwischen beraten sie, wie der kommende Feldzug am vorteilhaftesten einzuleiten sei, und bemühen sich, mit dem Herrn Starosten von Samoschtsch abzurechnen. Sie führen ihre Kompagnieen trotz Eis und Schnee ihm entgegen."

„Also fallen alle von den Schweden ab?"

„So ist es, Allergnädigster Herr! Sogar der Herr Koniezpolski, welcher seinerzeit zu Karl Gustav übergegangen ist und zur Leibgarde des Königs kommandiert wurde, scheint nicht übel Lust zu haben, zu seiner Pflicht zurückzukehren, obgleich der König weder mit Schmeichelworten noch Versprechungen kargt. Er hat bereits wiederholt Abgesandte an die Feldhauptleute geschickt. Diese berichteten, daß sie ja nicht sogleich den Rückzug in unser Lager antreten könnten, doch die erste beste Gelegenheit benützen wollten, es zu thun."

„Das sind ja überaus gute Neuigkeiten aus allen Gegenden," sagte der König. „Die heiligste Jungfrau sei gelobt! Das ist heute der glücklichste Tag Meines Lebens; der zweite kommt, wenn die Schweden bis auf den letzten Mann das Land verlassen haben werden."

Herr Domaschewski griff bei diesen Worten des Königs an seine Schärpe.

„So Gott will, geschieht das nicht!" sprach er feierlich.

„Was soll das heißen?" frug mit Staunen der König.

„Ew. Majestät sagen, wenn die letzte Pluderhose auf eigenen Füßen die Grenzen der Republik hinter sich haben wird? Das darf nicht geschehen, Allergnädigster Herr! Wozu hätten wir denn unsere Säbel?"

„Ihr habt den Schelm im Nacken," erwiderte heiter der König. „Eine solche Kriegslust lasse Ich Mir gefallen!"

Herr Sluſchewski, welcher nicht hinter dem Herrn Domaſchewski zurückſtehen wollte, rief nun auch:

„So wahr ich lebe, das darf nicht geſchehen. Wir wollen uns mit ihrem Davonlaufen nicht begnügen, wir wollen ihnen folgen!“

Der Erzbiſchof ſchüttelte das Haupt und ſagte gutmütig:

„O! O! Der Adel ſitzt hoch zu Roſſe und reitet und reitet! Nun, Gott ſegne euren Ritt, nur reitet nicht zu ſchnell! Immer langſam, langſam! Noch befindet ſich der Feind innerhalb der Grenzen.“

„Er ſoll es nicht lange mehr ſein!“ riefen die beiden Geſandten.

„Ein neuer Geiſt iſt bei uns eingezogen, der Erfolg wird ſicher nicht ausbleiben!“ ſagte der Probſt Gembizki mit leiſer Stimme.

„Bringt Wein!“ befahl der König. „Laßt Uns auf die vollzogene Wandlung trinken!“

Der Wein wurde gebracht. Zugleich mit den Edelknaben, welche ihn hereintrugen, trat der erſte Kammerherr des Königs in das Gemach.

„Allergnädigſter Herr,“ meldete er. „Soeben iſt Herr Kſchyſtoporski aus Tſchenſtochau angekommen; er bittet Ew. Majeſtät um Audienz.“

„Führe ihn ſchleunigſt herein!“ befahl der König.

Einen Augenblick ſpäter trat ein hochgewachſener, magerer Mann ein, welcher die Verſammlung ſehr von oben herab betrachtete. Zuerſt verbeugte er ſich tief vor dem Könige, worauf er die übrigen Anweſenden herablaſſend grüßte. Darauf ſagte er:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete der König. „Was giebt es neues?“

„Es iſt fürchterlich kalt, Allergnädigſter Herr. Die Wimpern frieren einem an die Backen an.“

„Um Gotteswillen, ſprecht von den Schweden und nicht von der Kälte!“ rief Johann Kaſimir ungeduldig.

„Von denen giebt es nichts zu erzählen, ſeit ſie von Tſchenſtochau vertrieben ſind,“ erwiderte Herr Kſchyſtoporski barſch.

„Das wurde Uns bereits erzählt,“ ſprach der König erregt. „Doch wiſſen Wir nicht, ob der Bericht nur bloßes Gerede iſt, oder auf Wahrheit beruht. Wenn ihr aus Tſchenſtochau ſelbſt

kommt, dann waret ihr einer der Verteidiger und Augenzeugen der Kämpfe dort."

„Jawohl, Allergnädigster Herr! Ein Teilnehmer an den Kämpfen und ein Augenzeuge der Wunder, welche die heilige Gottesmutter gethan."

„Ihre Gnade ist grenzenlos!" sagte der König, indem er zum Himmel emporblickte, „suchen Wir dieselbe immer mehr zu verdienen."

„Ich habe viel erlebt," fuhr Kschystoporski fort, „aber so augenscheinliche Wunder, wie die zu Tschenstochau geschehenen, sah ich noch nie. Der Probst Kordezki hat Ew. Majestät in diesem Schreiben ausführlich darüber berichtet."

Johann Kasimir nahm hastig den Brief, welchen Kschystoporski ihm reichte, in Empfang und begann zu lesen. Von Zeit zu Zeit unterbrach er das Lesen, um ein Gebet zu murmeln, dann las er um so eifriger weiter. Sein Gesicht spiegelte die freudigen Gefühle, die ihn erfüllten, wieder. Endlich richtete er den Blick wieder auf Kschystoporski und sprach:

„Der Probst Kordezki schreibt Uns, daß ihr dort einen tapferen Ritter namens Babinitsch verloren habt, welcher die große schwedische Kolubrine in die Luft gesprengt hat."

„Er hat sich für uns alle geopfert, Allergnädigster Herr! Es laufen zwar Gerüchte um, daß er lebt; man erzählt sich Gott weiß was über ihn. Da wir aber keine Gewißheit haben, so beweinen wir ihn als Toten, denn ohne seine Heldenthat wäre Tschenstochau und wir mit ihm verloren gewesen."

„Ihr dürft aufhören, ihn zu beweinen. Herr Babinitsch lebt; er ist bei Uns. Er war es, der Uns zuerst die Nachricht brachte, daß die Macht der Schweden an Tschenstochau zerschellte, daß sie die Belagerung aufgeben mußten. Nachher hat er Uns so wichtige Dienste geleistet, daß Wir kaum Mittel besitzen, sie ihm zu lohnen."

„O, das wird den Probst Kordezki freuen!" rief der Edelmann, selbst hocherfreut. „Wenn Herr Babinitsch lebt, so muß er bei der allerheiligsten Jungfrau in ganz besonderer Gunst stehen. . . . Das wird den Probst freuen! Kein Vater kann seinen Sohn so lieben, wie er diesen Menschen liebt. Ew. Majestät erlauben mir doch, den Ritter zu begrüßen, den größten Haudegen, den die Republik aufzuweisen hat."

Der König las indessen weiter.

„Was erfahren Wir?" rief er nach einer Weile. „Man hat nach dem Abzuge der Schweden noch einmal versucht, das Kloster zu umgehen?"

„Ja, das hat man. Miller zwar hat ſich nicht mehr dort blicken laſſen, aber Wreſtſchowitſch erſchien ganz plötzlich, wahrſcheinlich, weil er hoffte, die Thore offen zu finden. Das war auch der Fall, doch die Bauern hieben gleich ſo gewaltig auf die Soldaten ein, daß ihr Führer bald mit Schimpf und Schande abzog. Es war fabelhaft, wie die gewöhnlichen Männer im offenen Kampfe Stand hielten. Später kam dann Herr Peter Tſcharniezki mit Herrn Kuleſcha heran, welche ſeine Kompagnie vollſtändig aufhoben."

Der König wandte ſich an die Senatoren:

„Da ſeht ihr, Meine Herren, welch ſchwache Kräfte ſelbſt ſich in den Dienſt des Vaterlandes ſtellen."

„Und wie ſie herzueilen!" ſprach Kſchyſtoporski weiter. „In der Gegend von Tſchenſtochau ſtehen ganze Dörfer leer, weil die Bauern mit ihren Senſen zu Felde gezogen ſind. Die Schweden dürfen ſich einzeln nicht blicken laſſen, nur in geſchloſſenen Kolonnen wagen ſie ſich noch hervor, ſeit den Tagen von Tſchenſtochau."

„Es ſoll von nun an in dieſem Lande niemand mehr unterdrückt werden von allen denen, die ihr Leben dem Vaterlande weihen," ſagte der König feierlich, „das helfe Uns Gott vollbringen!"

„Amen!" ſetzte der Erzbiſchof hinzu.

Plötzlich ſchlug ſich Kſchyſtoporski an die Stirn:

„Wahrhaftig!" ſagte er, „mein Gedächtnis ſcheint eingefroren zu ſein, daß ich vergeſſen konnte zu melden, der Wojewode von Poſen iſt plötzlich geſtorben."

Bei dieſer Nachricht wandten ſich aller Augen dem Könige zu. Dieſer ſchien davon nicht ſonderlich berührt zu ſein, ſondern ſagte ganz ruhig:

„Herr Johann Leſchtſchinski iſt ſchon ſeit langem für die Wojewodſchaft Poſen beſtimmt, ſchon zu Lebzeiten Opalinskis. Möge er dieſes Amt würdiger vertreten, als ſein Vorgänger. Gott ſcheint Gericht halten zu wollen, über diejenigen, welche dieſes arme Land zum Gegenſtand gemeiner Spekulationen gemacht haben . . . ."

Und zu den Senatoren gewendet fuhr er fort:

„Aber es wird Zeit! Laßt Uns ans Werk gehen! Ich brauche euren Rat und eure Hilfe!"

In diesem Sinne sprach der Herr Wojewode noch eine Weile weiter, denn — unbeschadet seiner vortrefflichen Eigenschaften — er hielt sich für einen bedeutenden Redner und liebte es, bei jeder Gelegenheit in schön gesetzten Worten Ansprachen zu halten, wobei er bei Redewendungen, die ihm besonders schön deuchten, selbstgefällig die Augen schloß.

„Da werde ich meine rechte Hand aber recht bald in kaltes Wasser legen müssen, denn sie juckt mich gewaltig," setzte Herr Sagloba den Worten des Herrn Wojewoden entgegen. „Ich bin überzeugt, daß Radziwill, wenn er mich in seine Gewalt bekäme, meinen Kopf nicht bis zum Abend auf den Schultern sitzen ließe. Er weiß nur zu gut, wer die Veranlassung war, daß das Heer von ihm abfiel, ja, daß sogar die Schweden mit ihm hadern. Eben deswegen aber kann ich nicht begreifen, warum ich nachsichtiger mit ihm verfahren soll, als er es mit mir thun würde."

„Darum, weil ihr nicht zu kommandieren, sondern zu gehorchen habt!" antwortete der Wojewode mit Würde.

„Es ist wahr, gehorchen muß ich, aber zuweilen wäre es ganz gut, das zu hören und zu befolgen, was der Sagloba sagt . . . Ich behaupte dreist, daß Radziwill besser gefahren wäre, wenn er meinen Rat befolgt hätte, sich die Verteidigung des Vaterlandes angelegen sein zu lassen, anstatt mit den Schweden zu paktieren. Er säße jetzt sicher nicht in Tykozin, sondern befände sich an der Spitze des ganzen litauischen Heeres."

„Seid ihr vielleicht der Ansicht, daß der Feldherrnstab sich jetzt in schlechten Händen befindet?"

„Das ziemt mir nicht zu sagen, denn ich selbst legte ihn in diese Hände. Unserem Allergnädigsten Herrn, Johann Kasimir, bleibt nur zu bestätigen, was ich gethan, nichts weiter."

Der Wojewode lächelte gutmütig, denn er war Herrn Sagloba gewogen und liebte seine Scherze.

„Herr Bruder!" sagte er, „du hast den Radziwill untergekriegt, du hast mich zum Hetman kreiert . . . alles das ist dein Verdienst. Erlaube, daß ich jetzt nach Tyschowietz reise, damit der Sapieha wenigstens etwas zur Ehre des Vaterlandes thun kann."

Sagloba stemmte die Arme unter und dachte anscheinend einen Augenblick nach, ob er die Erlaubnis geben solle, oder nicht. Endlich zwinkerte er listig mit dem Auge, nickte mit dem Kopfe und sagte würdevoll:

„Reisen Ew. Gnaden mit Gott und in Frieden.“

„Habt Dank für die Gewähr!“ antwortete der Wojewode lachend. Die Anwesenden stimmten in das Lachen ihres Heerführers ein. Er aber beeilte sich nun, thatsächlich seine Reise anzutreten, denn der Kutschwagen wartete schon angespannt seines Herrn, der sich bei allen verabschiedend, noch verschiedene Instruktionen erteilte für die Zeit seiner Abwesenheit. Als er sich von dem Herrn Wolodyjowski verabschiedete, sagte er:

„Hört! für den Fall der Uebergabe der Veste, mache ich euch für das Leben und Wohlbefinden des Wojewoden verantwortlich; euch vertraue ich seinen Kopf an.“

„Zu Befehl, Herr Hetman! Es soll ihm kein Haar gekrümmt werden,“ antwortete der kleine Ritter.

„Herr Michael!“ sprach nach der Abreise Sapiehas Sagloba zu ihm, „ich bin doch neugierig, was für hohe Personen das sein mögen, die unseren Sapieha drängen, den Radziwill zu töten.“

„Wie sollte ich das wissen!“ entgegnete der kleine Ritter.

„Wollt ihr damit sagen, daß euer Witz nicht imstande ist, etwas zu erraten, was man euch nicht ins Ohr flüstern mag? Es mag ja wohl so sein! Aber wer da vermag dem Herrn Wojewoden von Witebsk solches Verlangen vorzutragen, der muß schon eine sehr vornehme Persönlichkeit sein.“

„Vielleicht der König selbst?“

„Der König? O nein! Des Königs Gutmütigkeit geht so weit, daß er imstande ist, dem Hunde, der ihn gebissen, noch ein Stück Speck hinzuwerfen.“

„Ich will nicht mit euch streiten,“ entgegnete der kleine Ritter, „aber man sagt doch, daß er den Radziejowski gewaltig haßt.“

„Vor allem müßt ihr wissen,“ sprach Sagloba, „daß ein jeder seine eigene Art zu hassen hat. So z. B. meine Art zu hassen — o, wie ich den Radziejowski hasse! . . . Er haßt ihn in der Weise, daß er sich sofort seiner verlassenen Söhne angenommen hat und sie erziehen läßt, damit sie nicht in die Fußstapfen des Vaters treten. Der König hat ein goldenes Herz! Ich vermute aber, daß die Königin dem Radziejowski schon eher den Strick wünscht; sie ist eine edle Frau zwar, aber wen Frauen einmal verfolgen, den finden sie; und wenn er sich in eine Mauerspalte verberge, so klaubten sie ihn mit einer Stecknadel heraus.“

Herr Wolodyjowski seufzte tief und antwortete:

„Daß mich doch auch einmal eine so verfolgen wollte. Aber das ist nicht gut möglich, da sich noch niemals die Aufmerksamkeit irgend einer auf mich gelenkt hat.“

„Nicht wahr, das wäre euch recht! O ja, das möchte euch gefallen, daß die eine euch nachliefe. Darum also steigt ihr so verzweifelt auf die Mauern Tykozins los, weil ihr wißt, daß außer dem Radziwill auch das Fräulein Billewitsch hinter denselben sitzt. O man kennt euch, ihr Tugendspiegel! Wie? Habt ihr sie euch noch immer nicht aus dem Sinn geschlagen?“

„Es war einmal; da habe ich sie zu vergessen gesucht und Kmiziz selbst, wenn er hier gegenwärtig wäre, könnte bezeugen, daß ich meine Neigung zu ihr bezwang und wie ein Kavalier an ihr handelte. Nun aber, da ich weiß, daß sie hier in Tykozin ist, mache ich kein Hehl daraus, daß ich dieses Zusammentreffen mit ihr als einen Fingerzeig Gottes betrachte, und so Gott uns hilft die Veste zu bekommen, will ich aufs neue um sie werben. Auf Kmiziz brauche ich keine Rücksicht mehr zu nehmen; wir sind quitt. Ich hoffe, daß sie ihn mittlerweile vergessen haben wird, da er sie doch freiwillig verließ. Was mir früher mit ihr begegnet ist, wird sich nicht wiederholen.“

Während sich die Herren in dieser Weise unterhielten, waren sie in ihr Quartier gelangt, wo sie die beiden Herren Skrzetuski, den Herrn Rochus Kowalski und den Pächter von Wonsosch antrafen. Da im Heere bekannt war, zu welchem Zweck der Wojewode von Witebsk nach Tyschowietz gereist war, gaben die Ritter ihrer Freude über den Zusammentritt eines so hehren Bundes zum Schutze des Vaterlandes in beredten Worten Ausdruck.

„Gottlob, daß nun ein anderer Luftzug durch die Republik weht, der sich gegen die Schweden richtet,“ sagte Herr Stanislaus.

„Er kommt von Tschenstochau her,“ entgegnete Herr Johann. „Wir hatten gestern Nachrichten, daß das Kloster sich noch immer hält, obgleich es täglich neue Angriffe abzuwehren hat. Heilige Mutter! Lasse nicht zu, daß deine auserwählte Stätte vom Feinde entweiht wird.“

Herr Rzendzian seufzte und sagte:

„Abgesehen von der Schändung der Kirche, würden doch große Schätze in die Hände der Feinde fallen. Wenn man daran nur denkt, bleibt einem der Bissen im Halse stecken.“

„Ueberall soll das Heer zum Sturme drängen; es soll

ſchwer fallen, die Menſchen zu zügeln," ſagte Herr Michael. „Geſtern ſoll die Fahne des Stankiewitſch ohne Kommando ausgerückt ſein, denn die Leute meinten, ſie müßten zum Entſatz Tſchenſtochaus eilen."

„Wozu ſtehen auch hier unnützerweiſe ſo viele Fahnen. Zur Einnahme Tykozins würde eine auch genügen," meinte Herr Sagloba. „Darin iſt Herr Sapieha eigenſinnig; er hört nicht auf das, was ich ſage, als wollte er zeigen, daß er meinen Rat nicht gebraucht. Aber es muß doch jeder einſehen, daß wir einander hier nur im Wege herumſtehen, denn alle kommen doch nicht in das Schloß."

„Ihr habt ſo unrecht nicht," erwiderte Herr Stanislaus.

„Aha! Wie? Habe ich den Kopf auf dem rechten Fleck, oder nicht?"

„Ihr habt ihn auf dem rechten Fleck, Ohm, daran kann niemand zweifeln!" rief plötzlich Herr Rochus, indem er von einem zum andern blickte, als wolle er ergründen, ob jemand zu zweifeln wage.

„Aber auch der Herr Wojewode hat recht," warf Johann Skrzetuski ein. „Wenn er eine ſo große Anzahl Soldaten hier hält, ſo geſchieht das, weil er befürchtet, Fürſt Boguslaw könnte zum Entſatz des Vetters herbeieilen."

„So ſchicke man ihm ein paar Fahnen nach Kurzreußen entgegen," ſagte Sagloba. „Man möge Freiwillige dazu aufrufen, ich ſelbſt hätte nicht übel Luſt, preußiſches Bier zu koſten."

„Im Winter taugt Bier nicht," entgegnete Herr Michael, „höchſtens Warmbier."

„So gebt Wein, oder Branntwein, oder Met!" rief Sagloba.

Dieſem Wunſche ſtimmten noch andere bei; ſo ſchickte ſich denn Rzendzian, der Pächter von Wonſoſch, an ihn zu erfüllen. Es währte auch nicht lange, bis etliche dickbäuchige Flaſchen auf dem Tiſche ſtanden. Die Ritter erfreuten ſich an dem ſchönen, wohlſchmeckenden Met und brachten ſtets neue Geſundheiten aus.

„Tod und Verderben den Pluderhoſen," rief Herr Sagloba, „ſie ſollen nicht länger unſer Land arm eſſen, ſie müſſen nach Schweden zurück!"

„Auf das Wohl ſeiner Majeſtät des Königs und der Königin!" trank Skrzetuski.

„Und aller derjenigen, die treu zu den Majeſtäten halten!" ſetzte Wolodyjowski hinzu.

„Alſo unſer eigenes!“

„Das Wohl des Ohm!“ brüllte Rochus.

„Gott bezahls! Ich komme dir nach, aber — austrinken bis zum letzten Tropfen . . . Noch iſt Sagloba nicht zu alt dazu. Meine Herren! Auf daß wir den Dachs hier recht bald ausräuchern, um dann gen Tſchenſtochau ziehen zu können!“

„Auf! nach Tſchenſtochau!“ rief Rochus, „der heiligen Jungfrau zum Entſatz.“

„Nach Tſchenſtochau!“ riefen auch die anderen.

„Wir wollen die Schätze des blauen Berges vor den Räubern wahren.“

„Das wollen wir, ſo wahr ich Rochus Kowalski heiße. Ich ſelbſt werde bei erſter Gelegenheit mir den Schwedenkönig herausſuchen. Entweder er oder ich, ſoll es dann heißen. Ihr könnt mich für einen Narren erklären, wenn ich das nicht thue. Aufſpießen will ich ihn!“

Bei dieſen Worten holte er mit der geballten Fauſt aus, um ſie auf den Tiſch zu hauen. Er hätte dabei unfehlbar das ſchwache Gerät ſamt den darauf befindlichen Flaſchen und Gläſern zertrümmert. Glücklicherweiſe fiel Sagloba ihm rechtzeitig in den Arm, um es zu verhindern.

„Setze dich, Rochus, und ſei ſtille!“ ſagte er. „Glaube mir, wir werden nicht dann erſt in dir den Narren ſehen, wenn du dein Vorhaben nicht ausführſt, ſondern wir werden erſt dann aufhören, dich für einen ſolchen zu halten. Wie willſt du es denn fertig bekommen, den König aufzuſpießen, da du doch nie bei den Huſaren dienteſt und nur mit dem Säbel zu hantieren verſtehſt.“

„Ich will mich aber mit einer Lanze verſehen und zu des Knäſen Polubinski Fahne einſchreiben laſſen,“ erwiderte Rochus.

„Jetzt aber halte Ruhe, ſonſt bin ich der erſte, der deinen Schädel bearbeitet. . . . Von was ſprachen wir doch, meine Herren? . . . Aha! von Tſchenſtochau. Die Ungeduld frißt an mir, wir könnten dorthin zu ſpät kommen, ich brenne vor Ungeduld, ſage ich euch. Und alles das wegen dem verräteriſchen Radziwill und der Philoſophie Sapiehas.“

„Sprecht nichts wider den Wojewoden! Der iſt ein Edelmann durch und durch!“ unterbrach ihn der kleine Ritter.

„Warum deckt er denn beide Rockzipfel über Radziwill, wenn einer dazu ausreicht. Da ſtehen und liegen nun nahezu zehntauſend Mann um dieſe Budike und werden nächſtens am Ruß

aus den Schornsteinen ihren Hunger stillen, denn was darin gehangen hat, damit sind sie bald fertig."

„Es ist nicht unsere Sache, die Beschlüsse der Vorgesetzten zu kritisieren, wir haben zu gehorchen!"

„Das ziemt euch, Herr Michael, nicht mir, den die Hälfte des Radziwillschen Heeres damals zum Regimentarius gewählt hat. Ich hätte den Carolus Gustavus schon längst über die Grenze gebracht, wenn nicht meine unselige Bescheidenheit mich geheißen hätte, den Feldherrnstab in die Hände Sapiehas zu legen. Der soll aber mit seinen Kombinationen nicht lange mehr fackeln, sonst soll er zusehen, daß ich ihm nicht wieder abnehme, was er von mir erhielt."

„Ihr seid ja immer nur in trunkenem Zustande so resolut!" sagte Herr Wolodyjowski.

„So, meinst du? Nun, du wirst ja sehen! Noch heute werde ich vor die einzelnen Fahnen treten und rufen: „Wer Lust hat, mit mir nach Tschenstochau zu gehen, anstatt am Tykoziner Mauerkalk die Ellenbogen und Kniee durchzureiben, der stehe zu mir! Wer mich zum Regimentar ernannt hat, wer mir die Macht, das Vertrauen geschenkt, etwas zu thun, der trete neben mich. Es ist eine schöne Sache, einen Verräter zu strafen, aber tausendmal schöner, die heilige Jungfrau zu schützen."

Hier sprang Herr Sagloba, dem der Widerspruchsgeist schon lange aus den Augen blitzte, mit dampfendem Kopfe auf, stieg auf eine Bank und, als befände er sich vor einer großen Versammlung, begann er laut zu schreien:

„Meine Herren! Wer Katholik, wer Pole ist, wer die Mutter Gottes verehrt, der folge mir zum Entsatz von Tschenstochau!"

„Ich komme!" rief Rochus aufspringend.

Sagloba blickte einen Augenblick in die Runde und als er die verwunderten Gesichter seiner schweigend ihn anstarrenden Gefährten sah, stieg er von der Bank herab und sagte:

„Ich will dem Sapieha schon Verstand beibringen! Ein Schelm will ich sein, wenn ich bis morgen nicht, die Hälfte des Heeres als Freiwillige um mich geschart, nach Tschenstochau ausrücke!"

„Um Gotteswillen, Vater, kommt zu euch!" rief Johann Skrzetuski.

„Ein Schelm will ich sein! Sage ich dir!" wiederholte Sagloba.

Die Herren erschraken heftig, daß der Alte wahr machen könnte, was er drohte. Im Heere herrschte thatsächlich Unzufriedenheit über den langen Aufenthalt bei Tykozin, alles drängte nach Tschenstochau; es bedurfte nur des zündenden Funkens, um die Flamme lodernd zum Ausbruch zu bringen, besonders, wenn dieser Funke von einem Manne wie diesem hier hingeworfen wurde. Dazu kam, daß das Heer Sapiehas zum großen Teile aus neugeworbenen Kräften bestand, die noch wenig an Disziplin, wohl aber mehr an eigenwilliges Handeln gewöhnt waren.

Es war daher kein Wunder, wenn die Herren in ernste Besorgnis gerieten. Wolodyjowski schalt daher:

„Kaum, daß mit größter Mühe ein Heer zusammengebracht und wenigstens etwas zurechtgestutzt ist, und schon findet sich irgend ein Hergelaufener bereit, dasselbe zum Ungehorsam zu verführen. Dem Radziwill geschähe damit freilich ein großer Dienst, das wäre Wasser auf seine Mühle. Wie, schämt ihr euch denn nicht, so etwas auch nur zu denken?“

„Ein Schelm will ich sein, wenn ich es nicht thue!“ entgegnete Sagloba.

„Der Ohm thut es!“ setzte Rochus hinzu.

„Stille, du Döskopp!“ schrie Herr Michael ihn an.

Sofort schloß Rochus den Mund und nahm mit glotzenden Augen dienstliche Stellung an.

Noch einmal wandte sich Wolodyjowski an Sagloba:

„Und ich bin ein Schelm,“ sagte er, „wenn aus meiner Schwadron ein einziger Soldat mit euch geht. Und wenn ihr Unzufriedenheit im Heere schüren wollt, so wisset, daß ich der erste sein werde, welcher euer Freiwilligen-Chor in Grund und Boden reitet.“

„Heide! Türke! der ihr seid!“ rief Sagloba. „Die Ritter der heiligen Jungfrau wollt ihr angreifen? Gut! Man kennt euch! Ihr denkt, meine Herren, daß es ihm um die Disziplin zu thun ist? Bewahre! Er hat nur hinter Tykozins Mauern das Fräulein Billewitsch erwittert. Seine Privatangelegenheiten halten ihn ab, meiner richtigen Ansicht beizustimmen. Nicht wahr, es ist viel angenehmer wie ein Vogel das Gebauer zu umflattern, in welchem das Mädchen steckt. Aber daraus wird nichts! Meinen Kopf zum Pfande, daß andere euch dort zuvorkommen, sei es Kmiziz selbst, der nicht schlechter ist, als ihr es seid.“

Ganz verwirrt blickte Herr Wolodyjowski von einem der

Herren zum anderen, als wollte er sie zu Zeugen aufrufen, wie schwer man ihn hier beleidigte. Dann runzelte er die Stirn; man glaubte einen Zornesausbruch an ihm zu erleben. Statt dessen verfiel er plötzlich in eine an ihm ganz ungewohnte Rührseligkeit, denn auch er hatte etwas viel getrunken.

„Da habe ich meinen Lohn weg!“ rief er. „Vom Schulbuben her bis auf den heutigen Tag habe ich den Säbel nicht aus der Faust gelassen. Ich diene dem Vaterlande treu, denn weder Haus, Hof noch Weib und Kind habe ich je über das Wohl desselben gestellt; allein wie ein Lanzenschaft stehe ich in der Welt. Selbst die Edelsten des Reiches denken an sich; ich habe außer den Wundenmalen auf meiner Haut nichts aufzuweisen als Lohn, und jetzt werde ich beschuldigt, Privatinteressen zu verfolgen — es fehlt nur noch, daß man mich einen Vaterlandsverräter nennt.“

Bei diesen Worten kugelten ihm die hellen Thränen über die Backen in den blonden Bart. Sagloba aber, als er das sah, wurde plötzlich nüchtern und ganz weich. Seine Arme ausbreitend, rief er:

„Herr Michael! Ich habe euch schweres Unrecht gethan! Ich verdiene das Henkersbeil dafür, daß ich euch so schmähen konnte.“

Dann fielen sie einander in die Arme, herzten und küßten sich, worauf sie Frieden mit einander schlossen und diesen Frieden mit Met begossen. Als die gemütliche Stimmung dann vollkommen wieder hergestellt war, frug Wolodyjowski:

„Werdet ihr nun nicht mehr Unruhe im Heere stiften?“

„Nein, das werde ich nicht, um euretwillen nicht, Herr Michael.“

„Und wenn wir, so Gott will, Tyszkiewicz in unsere Hände bekommen, so geht das niemanden etwas an, was ich hinter jenen Mauern suche. Es hat niemand das Recht, mich zu verspotten, nicht wahr?“

Herr Sagloba kaute, von dieser Frage überrascht, an seinem Schnurrbart. Endlich sagte er:

„Nein, Herr Michael! Ich liebe euch, wie meinen Augapfel, aber diese Billewitsch schlagt euch aus dem Sinn.“

„Warum denn?“ frug Wolodyjowski verwundert.

„Schön ist sie, das ist zweifellos!“ sagte Sagloba. „Aber sie ist eine zu vornehme Person, ihr seid zu verschieden geartet. Sie ist hochgewachsen, ihr seid klein. Ihr müßtet ihr denn auf den Arm hüpfen wie ein Kanarienvogel, um Küsse statt Zucker von ihren Lippen zu nippen. Auch könnte sie euch wie einen

Edelfalken auf ihrem Handschuh tragen und euch immer gleich gegen jeglichen ihrer Feinde loslassen, denn seid ihr gleich klein, so seid ihr doch eine verdammt bissige Krabbe."

„Fangt ihr schon wieder an zu spotten?" unterbrach ihn Wolodyjowski.

„Wenn ich angefangen habe, so laßt mich auch zu Ende kommen: Für euch giebt es nur Eine, die zu euch paßt, als wäre sie für euch geschaffen; das ist dieser Kirschkern . . . wie heißt sie doch? . . . Ihr wißt doch, die, mit welcher der selige Podbipienta sich verheiraten wollte."

„Anusia Borschobohata Krasienska!" rief Johann Skrzetuski. „Wahrhaftig, das ist ja eine alte Liebe Michaels!"

„Die ist der reine Stechapfel, ein Weizenkern; sie sticht bei jedem Wort, doch das Herz ist Weizen und ihr Gesicht ist glatt und bräunlich, wie ein frischgebackenes Brot, kernig und gesund."

Da fing Herr Michael an zu seufzen und nachdenklich immer dieselben Worte zu wiederholen, wie er es zu thun pflegte jedesmal, wenn jemand den Namen Anusias nannte.

„Was mag mein armseliges Würmchen jetzt thun? O, o, wenn sie zu finden wäre!"

„Dann würdet ihr sie sicher nicht wieder aus den Fingern lassen und das wäre das Richtige, denn bei eurer Verliebtheit, Herr Michael, könnte es eines schönen Tages passieren, daß die erste beste Ziege euch einfängt und zum Ziegenbock macht. Ich habe wahrhaftig noch keinen gesehen, der so heißspornig wäre wie ihr. Ihr hättet eigentlich als Hähnchen auf die Welt kommen sollen, das kratzend und scharrend auf dem Gemüllhaufen seinen Lockruf Ko! Ko! Ko! ertönen läßt."

„Anusia! Anusia!" wiederholte Wolodyjowski noch immer träumerisch. „Dich hat Gott mir gesandt. Wer weiß, ob sie noch lebt, vielleicht auch hat sie sich schon verheiratet und führt Kinder spazieren."

„Was wird sie nicht alles! Sie war noch eine grüne Rübe als ich sie kennen lernte, und wenn sie auch mit der Zeit reifer geworden ist, deshalb braucht sie nicht schon eine Frau zu sein. Einem solchen wie Longinus Podbipienta giebt man nicht gleich den ersten besten Nachfolger, dazu denkt in diesen kriegerischen Zeiten niemand ans Heiraten."

Darauf erwiderte Herr Michael:

„Ihr kennt sie nicht so gut als ich. Sie ist edel wie keine. Aber gerade darum konnte keiner sie sehen, ohne sich

bis über die Ohren in sie zu verlieben. Sogar Leute niederen Standes entgingen diesem Schicksal nicht, wie zum Beispiel jener italienische Medikus der Fürstin Griseldis, der bis in den Tod in sie verliebt war. Wer weiß, vielleicht hat sie den geheiratet und ist mit ihm nach Italien ausgewandert . . ."

„Plappert doch nicht solchen Unsinn!" rief Sagloba entrüstet. „Ein Medikus, ein Medikus! Als ob ein Edelfräulein von so altem Blute sich an einen Menschen von so niedrigem Herkommen wegwerfen könnte. Das ist unmöglich; ich wiederhole es."

„Auch ich war schon ärgerlich darüber, daß sie allen die Köpfe verdrehte, sogar diesem Kurpfuscher; es machte ihr sichtlich Spaß, und sie vergaß darüber Maß und Ziel."

„Ich prophezeihe euch, daß ihr sie noch zu sehen bekommt," sagte Sagloba.

Die weitere Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Herrn Tokaschewitsch unterbrochen, der früher im Regiment Radziwills gedient, nach dem Verrat des Hetman ihn aber zugleich mit den anderen Offizieren verlassen hatte und gegenwärtig Fahnenträger in der Kompagnie Oskierkos war.

„Herr Hauptmann," wandte er sich an Wolodyjowski, „wir wollen die Petarde in die Luft sprengen."

„So ist also Herr Oskierko schon fertig mit den Vorbereitungen?"

„Schon seit heute Mittag ist er fertig; er möchte nicht länger warten, denn die Nacht verspricht dunkel zu werden."

„Das ist recht," sagte Wolodyjowski. „Wir wollen gehen, uns die Arbeiten ansehen, auch unsere Leute bewaffnen, für den Fall, daß man aus der Veste ausbricht. Will Herr Oskierko selbst die Sprengung unternehmen?"

„Er selbst, in eigener Person . . . Es schließen sich ihm eine Menge Freiwilliger an."

„Ich werde auch mitgehen!" sagte Wolodyjowski.

„Wir auch!" riefen die beiden Skrzetuskis.

„O! wie schade, daß der alte Vater im Finstern so schlecht sieht," warf Sagloba dazwischen, „er ließe euch sicher nicht allein gehen. Was hilft's! Ich sehe abends nicht den Säbel vor den Augen. Am Tage! am Tage! beim Lichte der Sonne, da zieht auch der Alte noch gern zu Felde."

„Ich werde mitreiten," sagte nachdenklich der Herr Pächter aus Wonsosch. „Wenn die Thore gesprengt werden, wird die

Soldateska zur Plünderung schreiten und dort im Schlosse vermute ich Kleinodien und kostbare Geräte in Menge."

Alle waren hinausgegangen, denn es dämmerte bereits draußen, nur Sagloba allein war zurückgeblieben. Er horchte erst eine Weile auf das Knirschen des Schnees unter den Füßen der Davonschreitenden, dann nahm er eine der dickbäuchigen Flaschen nach der andern in die Hand und hielt sie vor die Flamme des Kaminfeuers, um zu sehen, ob sie vollständig leer seien.

Jene schritten durch das Dunkel dem Schlosse zu. Ein Nordwind hatte sich erhoben, der immer stärker wurde und heulend und pfeifend ganze Wolken trockenen Schnees emporwirbelte.

„Das wird eine gute Nacht für unsere Arbeit," sagte Wolodyjowski.

„Aber auch für einen Ausfall aus der Veste," entgegnete Skrzetuski. „Wir müssen die Waffen in Bereitschaft, und ein wachsames Auge halten."

„Gäbe Gott, daß es bei Tschenstochau ebenso stöbert, wie hier, oder mehr noch," sagte Herr Tokaschewitsch. „Die in den Mauern werden nicht allzusehr frieren . . . aber . . . auf den Schanzen würden eine Menge Schweden erfrieren . . . Das Verderben komme über sie!"

„Eine schreckliche Nacht!" sagte Herr Stanislaus. „Hört ihr, wie es heult und pfeift; es ist als ob eine Horde Tartaren durch die Luft zur Attacke zöge."

„Oder," warf Wolodyjowski ein, „als wollten die Teufel dem Radziwill ein Requiem singen."

10. Kapitel.

Ein paar Tage später saß der große Vaterlandsverräter oben im Schloß, starrte hinaus in den vom Himmel herniederfallenden Schneeschleier und lauschte dem Heulen des Sturmes, der immer heftiger tobte.

Die Lampe seines Lebens schien im Erlöschen begriffen. Zwei Stunden früher an demselben Tage war er noch umhergegangen, hatte noch vom Balkon des Schlosses herniedergeblickt auf die Zelte und Holzbaracken des Sapiehaschen Heerlagers und nun? „Er war plötzlich so schwach geworden, daß man ihn in seine Gemächer tragen mußte. Sein Aussehen hatte sich seit jener Zeit, wo wir ihn in Kiejdan gesehen, sehr verändert; er war kaum wiederzuerkennen. Damals stand sein Begehren hoch; er langte nach einer Krone. Heute war sein Haar gebleicht, um die Augen hatten sich rote Ringe gebildet, das Gesicht war zerdunsen, die Backen hingen schlaff herab und ließen dasselbe noch größer erscheinen, als es ohnehin war, es sah aus wie eine Totenmaske, mit bläulich angelaufenen Flecken, schrecklich durch den Ausdruck des fast übermenschlichen Leidens, der darüber gebreitet lag."

Und obgleich sein Leben nur noch Stunden zählen konnte, er lebte doch schon zu lange, oder noch zu lange, denn er hatte nicht nur den Glauben an sich selbst, an seinen guten Stern begraben müssen, nicht nur alle Hoffnungen auf Glanz und Ruhm überlebt, sondern sein Fall drohte so tief zu werden, daß Entsetzen und Grauen ihn packte, wenn er in den Abgrund zu blicken wagte, der sich zu seinen Füßen aufthat und dem er rettungslos zusteuerte. Alles hatte ihn betrogen, seine

Berechnungen, die geschichtlichen Ereignisse, sogar seine Verbündeten.

Er, dem es nicht genügt hatte, der mächtigste Fürst Polens, ein römischer Großer, Großhetman und Wojewode von Wilna zu sein, er, dem die Grenzen Litauens für seine Wünsche und Habgier zu eng gewesen waren, er saß jetzt in einem seiner kleinen Schlösser eingeschlossen, von wo ihn nur der Tod oder Gefangenschaft befreien konnten, eines so schlimm als das andere. Aengstlich hatte er seit Tagen nach der Thür geblickt, welches dieser Schreckgespenster zuerst Eintritt bei ihm verlangen würde.

Noch vor kurzem bildeten seine Besitzungen in Polen ein kleines selbständiges Königreich, heute war er nicht einmal mehr Herr in Tykozin, dem kleinsten seiner befestigten Schlösser.

Vor wenigen Monaten kaum noch hatte er mit den benachbarten Königen paktiert, heute empfing seine Befehle nur ein einziger schwedischer Kapitän, von dessen gutem Willen es abhing, ob er sie ausführen wollte oder nicht.

Von dem Augenblick an, wo sein Heer ihn verlassen, wo er vom mächtigen Herrn und Magnaten zum machtlosen Manne herabgesunken war, der selbst der Hilfe bedurfte, hatte Karl Gustav ihn verachtet. Den mächtigen Helfer würde er bis in den Himmel erhoben haben, von dem Hilfsbedürftigen wandte er sich verächtlich ab.

So wie jener Strauchdieb Kostek Nazierski seiner Zeit in Tschorschtyn, so war er jetzt, er, Radziwill, in Tykozin belagert, und von wem belagert? Von Sapieha, seinem größten persönlichen Feinde. Wenn er in dessen Hände fiele, so würde man ihn vor die Gerichte schleppen, schlimmer würde man ihn behandeln wie einen Strauchdieb, denn er war ja ein Verräter.

Verwandte, Freunde, Verbündete, alle hatten ihn verlassen, sein Heer war zerstreut, seine Schätze zerstoben, die Güter verwüstet und der Herr, welcher mit der Pracht seiner Reichtümer und seines Glanzes einst den französischen Hof geblendet hatte, welcher Tausende Adliger zu seinen Gastmählern lud, er — Radziwill — mußte jetzt entbehren, er hatte in den letzten Stunden seines Lebens nicht genug mehr, um seinen Hunger zu stillen.

Im Schlosse herrschte schon lange Mangel an Lebensmitteln. Die knappen Vorräte verteilte der schwedische Kommandant in kleinen Rationen, und Radziwill wollte nicht um mehr bitten.

Ja, wenn das Fieber, das in seinen Adern tobte, ihm wenigstens die Besinnung geraubt hätte! Seine Brust arbeitete immer schwerer, der Atem ging allmählich in ein Rasseln über, die geschwollenen Hände und Füße erstarrten ihm vor Kälte, aber der Verstand, das Bewußtsein blieb, abgesehen von einzelnen Momenten, wo Visionen und Wahnideen ihn verfolgten, klar. Der arme Fürst sah sein ganzes Elend und seine Erniedrigung herankommen, er litt Qualen, die aller Beschreibung spotteten und die Größe seiner Schuld wett machten.

Wie den Orestes die Erynnien, so verfolgten ihn die Gewissensbisse. Wo in der weiten Welt gab es einen Ort, ein Heiligtum, wohin er vor ihnen hätte flüchten können. Zuweilen zerfleischte er sich die eigene Brust, um durch den physischen Schmerz die Seelenqual zu betäuben. Deutlich und streng zeigte ihm nun der innere Richter das arme zerrissene Vaterland, das unter den Schwerthieben der äußeren und inneren Feinde verblutete. Was hatte er gethan? Anstatt Erbarmen mit seinem Elend zu haben und als sein Retter aufzustehen, anstatt bis zum letzten Blutstropfen für seine Befreiung einzustehen, hatte er, der Großhetman, sich mit seinem schlimmsten Feinde verbunden, um es vollends zu zerfleischen. Jetzt stand er vor der Abrechnung mit dem Vaterlande; wie würde dieselbe ausfallen, was wartete seiner?

Seine Haare stiegen zu Berge, wenn er nur daran dachte. Wie kehrte sich alles gegen ihn. Er war sich so groß vorgekommen, als er die Hand gegen das Vaterland erhoben. Jetzt war er so klein. Dafür wuchs die Republik aus dem Staube heraus, in den er sie getreten, immer größer, majestätischer, während er in den Staub immer mehr hinabsank, er, der Fürst und Großhetman Radziwill. Er konnte nicht begreifen, wie das zuging. Hatte er denn nicht schon früher das kommen sehen können? War er denn wahnsinnig damals, als er die Hand gegen sie erhob? Furcht, entsetzliche Furcht vor der Nemesis packte ihn, während solche Gedanken sein Hirn zermarterten. Sein Geist war gebrochen. Oft war ihm, als befände er sich in fremdem Lande, unter fremden Menschen. Ueber die belagerten Mauern hinweg drang die Kunde von allem, was draußen geschah, zu ihm herüber; es waren seltsame, grausige Dinge, die sich in der Republik vollzogen. Die Erhebung gegen die Schweden, der Kampf auf Tod und Leben mit ihnen, dünkten ihm um so schreckenerregender, je weniger er sie vorausgesehen hatte. Die Republik begann ihr Straf-

gericht! Er hörte aus dem Brausen des Kriegslärmes die zornige Stimme der beleidigten Majestät Gottes.

Als die Nachricht von der Belagerung Tschenstochaus zu ihm gedrungen war, da hatte ihn, den Fürsten und Anhänger des Calvinismus, zum erstenmale die Angst gepackt; sie hatte ihn seitdem nicht mehr verlassen. Zum erstenmale hatte er das Gefühl, als könne da die geheime Welle entspringen, welche zum reißenden Strom wachsend, den Schweden Verderben bringen konnte. Damals fing zum erstenmale der Vorhang vor seinen Augen an zu weichen; er begann in der schwedischen Invasion nicht nur die Invasion mehr zu sehen, sondern einen heiligtumschändenden Raubzug.

Alle diejenigen, welche der Republik treugeblieben waren und ihr mit Herz und Hand dienten, wuchsen mit ihr empor; wer gegen sie die Hand erhoben, gegen sie gesündigt, der mußte untergehen.

„Es soll niemand sich selbst erhöhen wollen," dachte der Fürst, „weder sich noch sein Geschlecht, sondern alle seine Kräfte, sein Fühlen und Denken in den Dienst des Allgemeinwesens stellen."

Für ihn war es zu spät; er hatte nichts mehr, was er auf den Altar des Vaterlandes hätte legen können, für ihn gab es keine Zukunft mehr, höchstens jenseits des Grabes, und vor dieser graute ihm. Seitdem er den Schrei der Verzweiflung, des Entsetzens vernommen, den die ganze große Republik auf die Kunde von der Belagerung Tschenstochaus ausgestoßen, und der selbst in seine Vereinsamung gedrungen, seitdem konnte er die schwarzen Gedanken nicht mehr bannen, ihm war, als müsse sich Gott nunmehr von ihm abwenden.

Seine Verzweiflung wuchs; er begann Zweifel in die Richtigkeit seiner Glaubenslehren zu setzen. Der Verfall irdischer Macht und Größe, der Verfall innerlichen Friedens und Glaubens hatte sich an ihm vollzogen, was blieb ihm da noch übrig? Nichts! Nur Dunkel und Finsternis, wohin er sich wandte.

Anfangs war er trotzdem noch voll Hoffnung, als er von Kiejdan aus den Zug nach Podlachien unternahm. Sapieha war ein schlechterer Heerführer als er. Zwar hatte dieser ihn in offener Feldschlacht besiegt, der Rest seines eigenen Heeres hatte ihn treulos verlassen, aber damals noch hatte der Gedanke ihn aufgerichtet, daß Fürst Boguslaw mit den in Preußen geworbenen Söldlingen bald heranziehen müsse; dann wollten sie

es dem Sapieha heimzahlen, seine Fahne auflösen, die Konföderation vernichten, ihre Tatzen, raubgierigen Löwen gleich, über Litauen breiten und mit ihrem Gebrüll diejenigen verscheuchen, welche es wagen wollten, ihnen ihre Beute zu entreißen.

Doch die Zeit verging; die Macht des Fürsten Janusch schmolz immer mehr zusammen. Sogar seine ausländischen Söldlinge waren zu Sapieha übergegangen. Wochen, Monate waren verstrichen, Boguslaw kam nicht. Dann begann die Belagerung von Tykozin.

Die Handvoll Schweden, die noch bei Janusch geblieben war, wehrte sich mannhaft; wußten sie doch zu gut, daß nach den von den Schweden vollbrachten Greuelthaten auch ihre freiwillige Unterwerfung keinen Pardon mehr bei der Rachewut der Litauer auswirken könne. Zu Anfang der Belagerung hoffte der Fürst noch, daß im Falle der Not Karl Gustav selbst, oder Herr Koniezpolski, der sich beim Könige von Schweden befinden mußte, zu seiner Befreiung herbeieilen würden. Aber umsonst! Man schien ihn ganz vergessen zu haben.

„Boguslaw! Boguslaw!“ hatte der Fürst so oft gerufen, während er ruhelos in den Gemächern umherrannte. „Wenn du den Verwandten nicht retten willst, so rette wenigstens den Radziwill!“ . . .

Es blieb dem Fürsten noch ein letzter Rettungsanker. Seine ganze Seele sträubte sich zwar dawider, ihn auszuwerfen, zuletzt griff er doch nach diesem Mittel. Er schrieb an den Fürsten Michael nach Nieswiersch und bat um Rettung. Der Bote, welcher diesen Brief beförderte, war von den Leuten Sapiehas aufgefangen worden. Der Wojewode aber sandte damals dem Fürsten einen Brief zu, welchen er etwa acht Tage früher von dessen Vetter Michael erhalten hatte.

Fürst Janusch hatte in diesem Briefe eine Stelle folgenden Wortlauts gefunden:

„Sollte aber vielleicht meinem allergnädigsten Herrn und König die Nachricht zugetragen werden, daß ich beabsichtige, meinem Verwandten, dem Fürst-Wojewoden von Wilna zu Hilfe zu eilen, so bitte ich Ew. Gnaden, Höchstdemselben zu melden, daß ich Partisane nur derjenigen bin und bleiben werde, welche im Glauben, in der Liebe zum Vaterlande und zu Sr. Majestät ausharren und bemüht sind, die Republik mit allen ihren früheren Freiheiten wieder herzustellen. Es fällt mir gar nicht ein, Vaterlandsverräter vor der ihnen zukommenden Strafe zu bewahren. Auf Sukkurs von Seiten Boguslaws darf

er nicht rechnen, dieser geht viel zu sehr seinem eigenen Vorteil nach und quod attinet „Koniezpolski" dem ist darum zu thun, die Witwe Januschʼs zu freien, womit er doch desto eher zum Ziele kommt, je schneller der Fürst zu Grunde geht!"

Dieser, an Sapieha adressierte Brief, hatte dem Fürsten das letzte Restchen Hoffnung genommen. Er mußte offenen Auges der Vollendung seines Geschickes entgegensehen.

Die Belagerung nahte ihrem Ende.

Am frühen Morgen heute war die Nachricht von der Abreise Sapiehas in das Schloß gedrungen, doch die Hoffnung, daß diese Abreise die Aufhebung des Belagerungszustandes zur Folge haben könne, hatte sich nicht erfüllt. Im Gegenteil, die Agitation der Fußsoldaten wurde ungewöhnlich lebhaft. Ein paar Tage waren ruhig verflossen, denn die Absicht, die Thore zu sprengen, war mehreremale vereitelt worden. So war der heutige Tag herangekommen. Es war der einunddreißigste Dezember. Nur die niedersinkende stockfinstere Nacht konnte möglicherweise verhindern, was die Belagerer im Schilde führten. Wollten sie die Veste stürmen, oder nur eine Bresche in die schon mürbe gewordenen Mauern legen? Wer konnte es wissen?

Der Fürst lag auf dem Rücken lang ausgestreckt auf einem Ruhebett, welches man, um ihm mehr Luft zu schaffen, in die Mitte des sogenannten „Geweihesaales" geschoben hatte. Im großen Kamin brannten mächtige Kiefernscheite, deren Flammen einen hellen weißlichen Lichtschein auf die fast kahlen Wände warfen. In der Nähe des Kamins lag auf einem kleinen Teppich ein Page, welcher schlief. Neben dem Fürsten saßen müde und nickend auf Stühlen, Frau Jakimowitsch, die frühere Vorsteherin des Frauenzimmers der Fürstin in Kiejdan, ein zweiter Page, der Medikus und gleichzeitiger Astrologe des Fürsten und — Charlamp.

Dieser letztere war das letzte Ueberbleibsel aus der militärischen Glanzzeit des Fürsten. Als alle ihn verlassen hatten, war er allein bei ihm zurückgeblieben. Es war ein bitterer Dienst für ihn, denn das Herz und die Seele des Alten waren dort draußen vor den Mauern Tykozins, im Lager Sapiehas bei den alten Waffenbrüdern, trotzdem harrte er treu bei seinem alten Heerführer aus. Der arme Soldat war von den erlittenen Entbehrungen zum Skelett abgemagert. Von seinem Gesicht war nur die Nase übrig geblieben, der Schnurrbart hing ihm schlaff an den Wangen herab. Er war in voller Uniform, mit dem Panzer und Visier, welches ihm gegenwärtig am Hals-

riemen über die Schulter herabhing. Eisensplitter und Mauerbröckeln lagen auf seinen Schultern, denn er war vor einer Weile erst von den Wällen zurückgekehrt, wohin er mehreremale tagsüber ging, um nachzusehen, was da draußen vorging, auf die Mauern, wo er hoffen konnte, von einer tödlichen Kugel getroffen zu werden. Jetzt war er eingeschlummert vor übergroßer Müdigkeit, obgleich der Fürst schrecklich röchelte und der Sturm im Schornstein heulte.

Plötzlich ging ein kurzes Zucken durch den Riesenkörper Radziwills; er hörte auf zu röcheln. Seine Pfleger erwachten, blickten ihn zuerst scharf an, dann sah einer zum andern hinüber.

Der Fürst aber sagte:

„Mir ist, als sei der Alp von meiner Brust gewichen! Es wird mir leichter."

Er wandte ein wenig den Kopf, blickte dann sehr aufmerksam nach der Thür, endlich sagte er:

„Charlamp!"

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

„Was will denn Stachowitsch hier?"

Dem armen Charlamp zitterten alle Glieder, denn, obgleich ein erprobter Krieger, war er doch sehr abergläubisch. Er sah sich scheu um und antwortete dann mit gedämpfter Stimme:

„Stachowitsch ist ja nicht hier. Ew. Durchlaucht haben ihn ja in Kiejdan erschießen lassen."

Der Fürst schloß die Augen wieder und schwieg. Eine Zeitlang war nichts zu hören, als das melancholische Heulen des Sturmes.

„Es ist das Weinen und Wehklagen von Menschen, welches den Sturm durchdringt," sprach der Fürst wieder, indem er die Augen weit öffnete. „Aber nicht ich habe die Schweden in das Land gebracht, sondern Radziejowski."

Als ihm niemand antwortete, setzte er nach einer Weile hinzu:

„Er ist schuld! Er trägt die größte Schuld."

Es war, als ob dieses Selbstgespräch ihn beruhigte, als sei der Gedanke ihm tröstlich, daß er jemanden ausfindig gemacht, der noch schuldiger war, als er.

Bald jedoch mußten wiederum schwere Gedanken seinen Kopf belasten, denn sein Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an; er wiederholte verschiedenemale:

„Jesus! Jesus! Jesus!"

Da kam die Atemnot wieder. Das Röcheln klang gräßlicher noch als früher.

Unterdessen drang von draußen das Knattern von Gewehrfeuer herein, zuerst vereinzelt, dann immer häufiger. Das Schneetreiben und das Heulen des Windes dämpfte zwar den Schall so, daß man glauben konnte, es würden Schläge an die Thore geführt.

„Sie kämpfen!" sagte der Medikus.

„Wie gewöhnlich!" antwortete Charlamp. „Die Leute frieren bei der Kälte, da wollen sie sich Bewegung machen."

„Es tobt nun schon den sechsten Tag so fort," meinte der Medikus. „Es bereiten sich große Dinge im Reiche vor, die Natur schickt ihre Vorboten!"

Darauf erwiderte Charlamp:

„Wolle Gott, daß sie bald kommen. Schlimmer als es ist, kann es nicht werden."

Hier unterbrach der Fürst die Unterhaltung der beiden:

„Charlamp!" rief er.

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

„Täuscht mich meine Schwäche, oder ist es wahr, daß vor einigen Tagen Oskierko versucht hat, das Thor mittels einer Petarde zu sprengen?"

„Er hat es versucht, aber die Schweden haben die Petarde genommen, Oskierko ist leicht verwundet, die Leute Sapiehas abgewehrt."

„Wenn er nur leicht verwundet ist, so wird er wiederkommen . . . Welchen Tag haben wir?"

„Den letzten Dezember, Durchlaucht!"

„Gott sei meiner Seele gnädig! . . . Ich werde das neue Jahr nicht mehr erleben . . . Man hat mir immer gesagt, daß an jedem fünften Sylvester der Tod neben mir steht."

„Gott ist Ew. Durchlaucht gnädig!"

„Gott ist dem Sapieha gnädig!" sagte der Fürst dumpf. Plötzlich blickte er sich nach allen Seiten um und sagte:

„Es weht mir kalt von ihm entgegen; ich sehe ihn nicht, aber ich fühle seine Nähe."

„Wer ist hier, Durchlaucht?" frug Charlamp.

„Der Tod!"

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Es folgte eine Weile tiefsten Schweigens; man hörte nur das Flüstern der Betenden.

„Sagt mir," ſtöhnte der Fürſt in Abſätzen, „glaubt ihr wirklich, daß alle, die nicht eurem Glauben angehören, verdammt ſind?"

„O, es kann jeder noch in der Todesſtunde ſeine Sünden bereuen," antwortete Charlamp.

Man hörte das Knattern der Gewehre jetzt deutlicher. Plötzlich erdröhnte Kanonendonner. Die Fenſterſcheiben klirrten.

Einen Augenblick horchte der Fürſt aufmerkſam, dann richtete er ſich allmählich auf, ſeine Augen weiteten ſich und begannen zu leuchten. Nun ſaß er aufrecht und ſtützte den Kopf in die Hände. Plötzlich ſchrie er auf wie im Wahnſinn:

„Boguslaw! Boguslaw! Boguslaw!"

Wie beſeſſen rannte Charlamp hinaus aus dem Gemach.

Das ganze Schloß erbebte vom Donner der Geſchütze. Dann hörte man Geſchrei, wie aus Tauſenden von Menſchenkehlen, gleich darauf wurden die Wände des Gemachs ſo furchtbar erſchüttert, daß die Kohlen aus dem Kamin in den Saal hineinflogen. Gleichzeitig kehrte Charlamp atemlos zurück.

„Sie haben das Thor geſprengt!" rief er. „Die Schweden haben ſich in den Turm zurückgezogen — der Feind iſt hier! Durchlaucht!"

Das Wort erſtarb ihm auf den Lippen. Radziwill ſaß aufgerichtet auf dem Ruhebett. Die Augen ſchienen ihm aus dem Kopfe zu quellen, mit offenem Munde ſchnappte er nach Luft, die Zähne traten immer mehr hervor, ſeine Hände rupften an dem Kiſſen des Bettes, und während er in die dunkle Tiefe des Gemaches ſtierte, entrangen ſich ſeiner Bruſt zwiſchen den einzelnen Atemzügen mit röchelnder Stimme laute Worte:

„Das war Radziejowski . . . Ich nicht . . . Rettung! . . . Was wollt ihr? . . . Nehmt doch die Krone! . . . Es war Radziejowski . . . Rettet, Menſchen! Jeſus! Jeſus! Maria!"

Das waren Radziwills letzte Worte. Ein fürchterlicher Schlucken befiel ihn, die Augen traten noch mehr aus ihren Höhlen, er ſtreckte ſich, fiel zurück und blieb regungslos liegen.

„Er hat vollendet!" ſagte der Medikus.

„Er hat Maria angerufen! Habt ihr es gehört, obgleich er ein Calviniſt iſt," ſprach Frau Jakimowitſch.

„Werft Holz auf die Kohlen!" befahl Charlamp den erſchreckten Pagen. Er ſelbſt trat an die Leiche des Fürſten, drückte ihm die Augen zu, dann löſte er von der Kette ſeines Panzers ein kleines goldenes Bild der Gottesmutter und indem

er schweigend die Hände Radziwills faltete, drückte er ihm dasselbe zwischen die Finger.

Die Flamme im Kamin spiegelte sich auf dem goldenen Grunde des Bildes wieder. Das Bild strahlte im Licht des Feuers und ein Abglanz dieses Strahles fiel auf das Gesicht des Fürsten und ließ es freundlicher erscheinen als es gewesen.

Charlamp setzte sich neben den toten Herrn und während er die Arme auf die Kniee stützte, verbarg er sein Gesicht in den Händen.

Das Schweigen im Saale wurde nur durch den Donner der Geschütze unterbrochen. Plötzlich geschah etwas Schreckliches. Eine unheimliche Helle durchleuchtete den Saal, begleitet von einem furchtbaren Krachen. Es war, als stürzte der Boden unter dem Schlosse zusammen. Die Mauern schwankten, die Decke bekam unter gräßlichem Krachen breite Risse, die Fenster stürzten mit großem Gepolter in das Innere des Saales, während zugleich die Scheiben in tausende Splitter zerbrachen.

Durch die öden Fensterhöhlen stürzten gewaltige Schneemassen herein und der Sturm fuhr mit schauerlichem Sausen durch das Gemach, alle Anwesenden fielen mit den Gesichtern zu Boden und waren vor Schreck sprachlos.

Der erste, welcher wieder auf den Füßen stand, war Charlamp. Sein erster Blick fiel auf die Leiche des Fürsten, doch diese lag still und unberührt, wie er sie zuvor gebettet hatte, nur das Bild der Gottesmutter in ihren Händen hatte sich etwas verschoben.

Charlamp atmete auf. Er hatte geglaubt, eine Schar Teufel wäre hereingebrochen, um den Körper Radziwills zu holen.

„Und das Wort ist Fleisch geworden!“ rief er aus. „Die Schweden müssen sich samt dem Turm in die Luft gesprengt haben.“

Von außen drang kein Laut herein. Die Truppen Sapiehas mußten vor Staunen über die That des Feindes verstummt sein, oder sie befürchteten, das ganze Schloß sei unterminiert und werde stückweise in die Luft gesprengt.

Wieder befahl Charlamp den Pagen das Feuer zu schüren. Und wieder durchflammte das helle Licht das Gemach mit unsicherem Schein, denn während der Totenstille, die darin herrschte, trug der Sturm immer neue Schneemassen zu den Fenstern herein.

Endlich vernahmen die im Gemach Befindlichen Stimmen-

gewirr, welches die Stiegen herauf näher kam, dann ertönte Sporenklirren, Fußtritte wurden laut, zuletzt wurden die Saalthüren aufgerissen und Soldaten drängten herein. Schwerter blitzten, in den Harnischen und Visierhelmen spiegelten sich die Flammen des Kaminfeuers wieder. Immer mehr Soldaten betraten den Raum, welcher schon bis zur Mitte gefüllt war. Etliche von ihnen trugen Laternen, und obgleich das Kaminfeuer den Saal hinreichend beleuchtete, so leuchteten sie dennoch damit vorsichtig in jeden Winkel hinein.

Jetzt machte sich der kleine Ritter, vom Kopf bis zum Fuß mit einem Stahlpanzer bekleidet, Bahn durch die Menge.

„Wo befindet sich der Wojewode von Wilna?" frug er laut.

„Hier!" antwortete Charlamp auf den Leichnam des Fürsten weisend. Herr Wolodyjowski sah genauer hin.

„Er lebt nicht mehr!" schrie er fast auf.

„Er lebt nicht mehr! Er lebt nicht mehr!" pflanzte sich der Ruf fort.

„Er lebt nicht mehr, der Verräter, der Makler!"

„Nein, er lebt nicht mehr!" sagte Charlamp ernst. „Doch wenn ihr beabsichtigt, seinen Leichnam zu schänden, oder den Toten in Stücke zu hauen, so laßt euch sagen, daß ihr ein großes Unrecht begehen würdet, da er noch in seiner Todesstunde die Gottesmutter angerufen hat und ihr Bildnis in den Händen hält."

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. Das Geschrei hörte auf, die Soldaten näherten sich dem Ruhebett und hielten Totenschau. Diejenigen, welche eine Laterne trugen, leuchteten ihm in das Gesicht und sahen ihn genau an, wie er dalag, ein gefällter Riese, im erkalteten Antlitz trotz aller vorausgegangenen Leiden den Ausdruck der majestätischen Größe, die er im Leben vorgestellt, und die Würde und den Ernst des Todes.

Der Reihe nach kamen die Soldaten und mit ihnen die Offiziere und Hauptleute. Allen voran Stankiewitsch, die beiden Skrzetuskis, Horotkiewitsch, Jakob Kmiziz, Oskierko und Herr Sagloba.

„Es ist wahr!" sagte Sagloba leise, als fürchte er den Fürsten zu wecken. „Er hält das Bild fest; der Abglanz desselben wirft einen Schein über sein Gesicht."

Während er das sagte, nahm er den Helm vom Kopfe. Die anderen folgten sogleich seinem Beispiel. Es trat eine

achtungsvolle Stille ein, welche endlich Herr Wolodyjowski unterbrach.

„Ach!“ sagte er ernst. „Dieser hier steht schon vor dem Richterstuhl Gottes, das irdische Tribunal hat kein Recht mehr an ihn.“

Zu Charlamp gewendet fuhr er fort:

„Aber du Unglückseliger! Warum hast du seinetwegen das Vaterland und deinen Herrn und König verlassen?“

„Faßt ihn! Her mit ihm!“ schrieen mehrere Stimmen durcheinander.

Da stand Charlamp auf, riß seinen Säbel aus der Scheide und warf ihn klirrend zu Boden.

„Da habt ihr mich!“ rief er. „Schlagt mich doch tot! Weil ich ihn nicht gleichzeitig mit euch verließ, als er mächtig war, wie ein König, so wäre es schlecht von mir gewesen, hätte ich ihn im Elend verlassen wollen, als selbst seine Freunde ihn im Stiche ließen. Mein Dienst hat mich nicht fett gemacht: seit drei Tagen habe ich nichts gegessen, die Füße tragen mich kaum . . . Aber nehmt mich, schlagt mich nieder, denn auch das bekenne ich offen und ehrlich, hier zitterte die Stimme Charlamps, denn — ich habe ihn aufrichtig geliebt.“

Er schwankte und wäre hingefallen, hätte Sagloba ihn nicht in seinen Armen aufgefangen und festgehalten:

„Beim lebendigen Gotte!“ rief er. „Gebt ihm zu essen.“

Mit diesen Worten hatte er die Herzen der Umstehenden gewonnen. Man faßte Charlamp unter den Armen und führte ihn aus dem Gemach. Darauf verließen auch die Soldaten dasselbe der Reihe nach, sich fromm bekreuzend.

Auf dem Wege zurück nach den Quartieren schien Herr Sagloba etwas ernsthaft zu erwägen. Er räusperte sich, endlich faßte er den Rockzipfel des Herrn Wolodyjowski.

„Herr Michael!“ sagte er.

„Was giebt es?“

„Mein Haß gegen den Radziwill ist verraucht. Ein Toter ist nun einmal ein Toter! . . . Ich verzeihe ihm von Herzen, daß er mir einst nach dem Leben getrachtet.“

„Er steht vor dem himmlischen Tribunal!“ antwortete Wolodyjowski.

„Das ist es! Das ist es eben! . . . Hm! Wenn ich wüßte, daß es ihm etwas nützte, würde ich auf eine heilige Messe für ihn geben; ich glaube seine Sache steht schlecht dort oben!“

„Gott ist barmherzig!“

„Ja, Gott ist gerecht! Aber ein Vaterlandsverräter ist auch ein ganz apartes Objekt. Doch da fällt mir etwas ein!“

Hier legte er den Kopf in den Nacken zurück und blickte nach oben.

„Ich fürchte nämlich,“ sagte er nach einer Weile, „es könnte mir einer jener Schweden auf den Kopf fallen, die sich mit dem Turme in die Luft gesprengt haben; denn daß die Einlaß in den Himmel finden, das bezweifle ich doch.“

„Es waren brave Jungen,“ sagte Wolodyjowski anerkennend. Sie gingen lieber in den Tod, als daß sie sich ergaben. Solche Soldaten giebt es nicht viele in der Welt!“

Stillschweigend gingen sie weiter. Plötzlich blieb Herr Michael stehen.

„Das Fräulein Billewitsch war nicht im Schloß,“ sagte er.

„Woher wißt ihr das?“

„Ich frug die Pagen nach ihr. Boguslaw hat sie mit sich nach Tauroggen geführt.“

„O, o!“ sprach Sagloba. „Da hat man die Ziege dem Wolf anvertraut. Aber das ist nicht eure Sache: für euch ist die kleine Kernige bestimmt.“

II. Kapitel.

Seit dem Einzuge des Königs in Lemberg war dieſe Stadt die Hauptſtadt, der Sammelpunkt der Republik. Mit dem Könige zugleich waren die größte Zahl der Biſchöfe des Reiches in Lemberg eingekehrt und alle diejenigen Senatoren, welche nicht zum Feinde hielten. Die ausgegebenen Befehle beriefen ebenfalls den Adel von Reußen und anderer benachbarten Provinzen, der um ſo ungehinderter und zahlreicher erſchien, da jene Gegend ganz frei von Schweden war. Es war wirklich herzerquickend zu ſehen, wie freudig alles, was fähig war eine Waffe zu führen, herbeieilte, um ſich der allgemeinen Erhebung anzuſchließen. Und wie verſchieden war dieſe Erhebung von derjenigen dazumal in Großpolen, die bei Uſchtz ein ſo klägliches Ende fand. Hier ſammelte ſich um den König ein Heer wackerer, kriegstüchtiger Männer, die von Kindesbeinen an ein Leben im Sattel gewöhnt waren und die im ſteten Kampfe mit den Horden blutgieriger, brandſchatzender Tartaren gelernt hatten mit dem Schwert, ſtatt mit der Zunge zu fechten. Noch waren ihnen die ſieben Jahre währenden Metzeleien Chmielnizkis zu friſch im Gedächtnis, als daß ſie die Führung der Waffen hätten verlernen ſollen; es befand ſich kaum ein Mann darunter, der nicht ſo viele Schlachten und Gefechte mitgemacht hatte, als er Jahre zählte. Die Zuzüge mehrten ſich von Tag zu Tag. Sie kamen aus allen Gegenden, von dem zerklüfteten Bieſchtſchadow die Einen, die Anderen vom Prut, und vom Seret her. Die Anſiedler aus den Niederungen des Dniepr mit ſeinen reißenden Waſſern, diejenigen, die am glatt und breit dahinſtrömenden Bohem und den lieblichen Ufern der Sieniucha ihre Hütten gebaut hatten, und aus dem

Inneren des Landes die Bauern, bis hinein in die tartarischen Gebiete sie Alle, Alle, folgten dem Rufe des Königs. Auch aus Wolhynien und den ferner liegenden Wojewodschaften eilten Adlige und Bauern herbei, denn die Nachricht, daß der Feind Tschenstochau belagert halte und die Klosterschätze mit dem Bilde der Gottesmutter in Gefahr seien, den Schweden in die Hände zu fallen, hatte die ganze Republik bis in die fernsten Winkel mit Entsetzen erfüllt. Von den Kosaken brauchte man nichts zu befürchten, selbst die rohesten Gemüter wurden von dem Elend im Vaterlande erweicht, auch sie lehnten sich gegen die Schwedenherrschaft auf und wer von ihnen nicht freiwillig gegen den Landesfeind auszog, der wurde von den Tartaren gezwungen, dem König Johann Kasimir zum so und sovielten Male den Eid der Treue zu leisten.

Unter der Führung Subaghasi-Beis befand sich auch bereits eine tartarische Gesandtschaft in Lemberg, welche dem Könige im Namen des Chan ein Heer von hunderttausend Tartaren zur Vertreibung der Schweden zur Verfügung stellte, von welchem vierzigtausend Mann in Kamienz bereits des Befehls harrten, abzumarschieren.

Außerdem fand sich eine Deputation aus Siedmiogrod ein, zwecks Einleitung der Verhandlungen, betreffend die Feststellung der Thronfolge Rakotschys. Ein Gesandter des Kaisers, ein päpstlicher Nuntius, der zugleich mit dem Könige eingetroffen war, verschiedene Deputationen der litauischen Kronenheere, der verschiedenen Wojewodschaften und Provinzen befanden sich ebenfalls bereits in Lemberg, um dem Könige ihre Gelöbnisse der Treue zu Füßen zu legen.

Das Ansehen des Königs war in stetem Steigen begriffen und die noch vor kurzem tief in den Staub getretene Republik erhob sich langsam, aber stetig, zur Verwunderung der Nationen und Zeitgenossen. Die Herzen der Menschen entbrannten in Kriegs- und Rachelust, trotzdem waren alle frohgemut, denn eine neue Zeit war angebrochen. Wie der laue Frühlingsregen den Winterschnee hinwegtaut, so verdrängte hier die mächtige Hoffnung die Verzweiflung. Man wollte nicht nur siegen, nein, man glaubte auch an den Sieg. Eine gute Nachricht drängte die andere und waren sie auch oft erfunden, oder ihre Wahrheit anzuzweifeln, so erfüllten sie doch die bedrückten Herzen mit Freude und säeten überall die Saat guter Hoffnung. Wie verlautete, erhoben sich ganze Scharen Bauern und Köhler gegen den Feind, den sie von ihren Wäldern aus oft unver-

mutet überfielen. Der Name Stefan Tscharniezkis wurde immer häufiger genannt und lebte bald in aller Munde.

Die Einzelheiten der Begebenheiten beruhten selten auf Wahrheit, aber es genügte, daß sie überhaupt sich begaben, und alles in allem waren sie das beste Spiegelbild dessen, was sich im ganzen Reiche regte und zutrug.

In Lemberg war ständig Feiertag. Als der König einzog, hatte ihn die Stadt feierlich begrüßt. Die Geistlichkeit dreier Glaubensgenossenschaften, die Stadträte, die Handelskammer und Gewerke, sie alle waren zu seinem Empfang ausgezogen. Auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen wehten, so weit das Auge reichte, weiße, blaue, purpurrote und goldgelbe Fahnen. Stolz ließen die Lemberger ihren goldenen Löwen im blauen Felde flattern, während sie selbstgefällig von den Ueberfällen der Kosaken und Tartaren erzählten, die sie ausgehalten und abgewehrt hatten. Ueberall, wo der König sich blicken ließ, wurde er mit Jubel begrüßt.

Die Einwohnerzahl Lembergs hatte sich in den letzten zwei Tagen verdoppelt. Außer den Bischöfen, Senatoren, dem Adel war eine Menge Bauern herzugeströmt. Es hatte sich sehr bald die Nachricht verbreitet, der König wolle das Los der armen Bauern verbessern, und nun kamen sie herbei in Kitteln und langem Tuchrock, die neben den gelben Gehröcken der Städter ein hübsches buntes Bild gaben. Die gewerbetreibenden Armenier mit ihren schmalen Gesichtern schlugen ihre Zelte auf und boten Waren und Waffen feil, die von dem anwesenden Adel gern gekauft wurden.

Bei den Gesandtschaften befanden sich auch eine Menge vornehmer Tartaren, Ungarn, Italiener u. s. w., eine Unzahl Hofbediensteter, Pagen, Heiducken, Janitscharen, Kosaken, Läufer, die in den verschiedensten bunten Trachten und Uniformen in den Straßen umherwandelten.

Vom Morgen bis zum Abend, ja bis spät in die Nacht dauerte das Lärmen in den Straßen. Mit dem Geplauder und den Rufen der Menschen mischte sich das Pferdegetrappel der ankommenden und durchreitenden Schwadronen, das Wiehern der Rosse, das Rasseln der Räder, Kommandorufe, ja sogar Lieder tönten durch die Straßen.

Die Glocken aller Kirchen, der polnischen, reußischen und armenischen, läuteten unaufhörlich, allen verkündend, daß der König in Lemberg sei und daß Lemberg die erste seiner Resi-

denzstädte, in deren Mauern der vertriebene Monarch nach seiner Rückkehr in das Land eingekehrt war.

Man brannte sogar nachts auf den freien Plätzen Holzfeuer, an welchen diejenigen sich wärmen konnten, welche aus Mangel an Quartieren kein Obdach fanden.

Der Monarch brachte ganze Tage mit Beratungen im Kreise der Senatoren zu. Er empfing die auswärtigen Deputationen der Provinzen und des Kronenheeres, um zu beraten, auf welche Weise man die geleerte Reichskasse, die Schatzkammern wieder füllen könnte, und wo der Aufstand gegen den Feinden noch nicht entfacht war, dorthin brachten Boten die Kunde von der allgemeinen Erhebung. Bis weit nach dem fernen Preußen, nach Smudz, nach Tyschowietz, zu den Hetmanen wurden Eilboten geschickt, auch zu Sapieha, welcher nach der Zerstörung von Tykozin mit seinem Heere in Eilmärschen dem Süden zuzog, sogar an Herrn Koniezpolski, welcher noch bei den Schweden sich befand. Wo Geld nötig war, mußte die Schatzkammer es hergeben, wo der Nationalgeist noch schlummerte, da wurde er durch Manifeste geweckt.

Die Konföderation von Tyschowietz wurde vom Könige anerkannt und bestätigt. Er trat ihr selbst bei, indem er die Leitung der sämtlichen Geschäfte in die Hand nahm und mit unermüdlichem Fleiße führte. Er arbeitete an dem Wohle und der Wiederherstellung der alten Rechte, ohne seine Gesundheit zu schonen. Aber nicht genug damit! Er beschloß für sich und im Namen aller Stände des Reiches noch einen Bund zu schließen, den keine menschliche Macht zu bewältigen imstande sein würde und der dazu dienen sollte, die Moral aller der Republik angehörenden Unterthanen zu heben.

Der Augenblick war jetzt gekommen, wo das Geheimnis dieses Bundes offenbar werden sollte. Von den Senatoren zum Adel, vom Adel zum Volk drang die Kunde, daß während des heutigen Gottesdienstes etwas Außergewöhnliches sich zutragen werde. Es hieß, der König wolle ein feierliches Gelübde ablegen. Man sprach von der Aufbesserung der Verhältnisse der leibeigenen Bauern und einem Bündnis mit dem Himmel. Andere meinten, das wären Dinge, die in der Weltgeschichte noch nie dagewesen wären und auch nie vorkommen könnten. Dennoch war die allgemeine Neugier erweckt und aufs höchste gesteigert.

Der Tag war frostig und klar. Kleine Schneeflitterchen flogen umher und blitzten wie Funken im Sonnenlicht. Die

Lemberger Fußsoldaten und diejenigen aus dem Kreise Sydatschkow in goldverbrämten Pelzjacken und ein halbes Regiment Ungarn bildeten vor der Kathedrale Spalier mit den Musketen bei Fuß. Offiziere mit Rohrstöcken in der Hand schritten die Reihen entlang. Zwischen diesen beiden Spalierreihen strömte eine buntfarbige Menge in die Kirche. Zuerst kam der königliche Zug, voran die Adligen und die Ritter, dann die Herren vom städtischen Rat mit goldenen Ketten auf der Brust. Sie trugen brennende Wachskerzen und wurden vom Bürgermeister angeführt, der ein weithin berühmter Medikus war; er war mit einer schwarzen Toga bekleidet, auf dem Kopfe trug er ein schwarzes Barett. Hinter den Stadträten schritten die Kaufleute, darunter viele Armenier mit grünen, goldgestickten Mützen und weiten morgenländischen Gewändern. Wenngleich die Letzteren nicht eigentlich zur Gemeinschaft gehörten, so gingen sie doch mit, um den Stand zu repräsentieren. Ihnen folgten die Innungen mit Fahnen: die Fleischer, Bäcker, Schuhmacher, Goldarbeiter, Tuchmacher, Teppichknüpfer, Honigküchler u. a. Jeder Innung voran schritt der stattlichste Mann derselben mit der Fahne. Dann erst kamen die verschiedenen Orden, Bruderschaften und zuletzt die große Menge.

Endlich fuhren auch die Kutschwagen heran, doch diese fuhren an dem Haupteingange vorüber und lenkten einem Seitenthor zu, durch welches der König, die Geistlichkeit und Würdenträger sogleich in die Nähe des Hochaltares gelangten. Das Militär präsentierte das Gewehr, so oft einer der hohen Herren vorüber fuhr; oft stellten sie die Musketen wieder an Fuß, nur um schnell einmal in die erstarrten Hände zu hauchen.

Der Monarch kam zusammen mit dem Nuntius Widon in einem Wagen. Dann folgte der Erzbischof von Gnesen mit dem Bischof Tschartoryski, dann die Bischöfe von Krakau und Lemberg, der Kronenkanzler, viele Wojewoden und Kastellane. Sie alle traten durch die Seitenthüre in die Kathedrale, während ihre Wagen, Karossen und Kutschen vor derselben einen dichten Wall bildeten.

Der päpstliche Nuntius las die heilige Messe in purpurroter Soutane, über welche er ein weißes, reich mit Gold und Perlen gesticktes Ornat trug.

Für den König war zwischen dem Hochaltar und der Stalla ein Betstuhl aufgestellt, vor welchem ein türkischer Teppich ausgebreitet lag. Die Sitzplätze der Domherren

wurden von den Bischöfen und den hohen Würdenträgern eingenommen.

Durch die buntgemalten Fenster fielen farbige Lichtstreifen herein und vermischten sich mit dem Strahle der Kerzen; sie ergossen sich über die Gesichter der in den Stühlen Sitzenden und beleuchteten dieselben mit magischem Schimmer, sie flammten auf in den goldenen, mit Edelsteinen besetzten Ketten, fielen auf die bunten Sammetröcke und schienen ihre Leuchtkraft zu verdoppeln. Ernst und majestätisch saßen die greisen Herren mit den weißen Bärten, die Augen fest auf den Altar gerichtet. Von der anderen Seite der Stalla war die Kathedrale vollgepfropft mit Menschen, eine Kopf an Kopf gedrängte Menge, und über allem eine Wolke von Weihrauch.

Der Monarch war niedergekniet und lag nun, seiner Gewohnheit gemäß, demütig zu Kreuze. Während der Messe entnahm der Nuntius dem Ciborium den Kelch und schritt mit demselben dem Betstuhl des Königs zu. Der König richtete sich heiteren Antlitzes auf, der Nuntius sprach laut die Worte: „Ecce Agnus dei" und der König empfing die Kommunion.

Eine Weile verharrte er gebeugt, dann richtete er sich auf, erhob die Augen und streckte beide Arme empor.

Lautlose Stille herrschte in der Kathedrale; nicht ein Atemzug wurde laut. Es ahnte allen, daß jetzt der Augenblick gekommen war, wo der König sein feierliches Gelübde ablegen werde. Die Menge lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit, während der König mit bewegter, aber deutlich vernehmbarer Stimme zu sprechen begann:

„Du große Mutter des Mensch gewordenen Gottes und heilige Jungfrau! Ich, Johann Kasimir, durch deines Sohnes, des Königs der Könige und meines Herrn Gnade und Barmherzigkeit König, nahe den Stufen deines Thrones, um dieses Gelübde vor dir abzulegen.

„Ich nehme dich vom heutigen Tage an zu Meiner und Meines Reiches Schutzpatronin und Königin. Mich, Mein Königreich Polen, die Großfürstentümer Litauen, Reußen, Preußen, Masowien, Smudz, Lievland und Tschernichow, die Heere beider Nationen und Mein gesamtes Volk stelle Ich unter deinen besonderen Schutz. Deine Hilfe und Barmherzigkeit flehe Ich an in der jetzigen kummervollen Lage Meines Reiches . . ."

Hier fiel der König auf die Kniee nieder und schwieg eine Weile. Die Totenstille wurde durch nichts unterbrochen. Dann stand er wieder auf und fuhr zu sprechen fort:

„Uebervältigt von deinen großen Wohlthaten, fühle Ich Mich samt Meinem polnischen Volke gedrungen, in ein neues Dienstverhältnis zu dir zu treten und gelobe dir in Meinem, Meiner Minister, Senatoren, Adligen und allen Volkes Namen, Deines Sohnes Jesu Christi, unseres Heilandes Lob und Ehre zu verbreiten, seinen Willen zu erfüllen, und wenn Ich durch die Barmherzigkeit Deines Sohnes Sieger über die Schweden werde, Mich zu bemühen, daß am Jahrestage dieses Ereignisses in Meinem Reiche ein Dankfest gefeiert werden soll, jedes Jahr, bis an das Ende der Tage, an welchem der Gottesgnade und der deinigen, du reinste Jungfrau, gedacht werden soll!"

Hier hielt der König wieder inne und kniete nieder. Ein leises Gemurmel wollte sich erheben, doch die vor Bewegung zitternde Stimme des Königs übertönte es; er sprach noch lauter als vorher:

„Und da Ich mit tiefster Betrübnis und reuigem Herzen bekenne, daß Ich die während sieben Jahren erlittenen Plagen und Sorgen und die schweren Heimsuchungen, die Mein Reich getroffen, als eine Strafe Gottes ansehe für die Unterdrückung des Ackerbau treibenden Teiles Meiner Unterthanen, so verpflichte ich Mich, daß nach eingetretenem Frieden Ich samt den Ständen der Republik dafür sorgen will, daß der bisher so gequälte Bauernstand fernerhin von jeglicher Bedrückung und Grausamkeit verschont bleibe. Zu diesem Meinem Vorhaben bitte ich dich, Mutter der Barmherzigkeit, Königin und Frau, Mir durch Fürbitte bei deinem Sohne beizustehen, damit Ich erfüllen kann, was Ich jetzt feierlich gelobe."

Mit Andacht war die Geistlichkeit, der Adel, die Senatoren und das Volk den Worten des Königs gefolgt. Als er geendet, währte die Totenstille noch einen Moment fort, dann ertönte aus der Tiefe der Kathedrale erst ein leises Schluchzen, welches immer lauter wurde und sich zuletzt zu einem allgemeinen lauten Weinen steigerte. Mit hoch zum Himmel erhobenen, gefalteten Händen rief die Gemeine Amen! Amen! Amen! zum Zeichen, daß ihr Fühlen und ihr Denken mit demjenigen des Königs übereinstimmte. Kein Auge war trocken geblieben, die Begeisterung leuchtete aus aller Augen, die Flamme der Liebe zum Vaterlande und der Gottesmutter loderte hoch empor.

In dieſer erhebenden Stunde war niemand mehr, welcher am Siege über die Schweden gezweifelt hätte.

Nach beendetem Gottesdienſte verließ der König unter dem Jubelgeſchrei der begeiſterten Menge, unter dem Knallen der Musketen und den „Viktoria"-Rufen der Soldaten die Kathedrale und fuhr zum Schloß, wo er einen ſchriftlichen Akt über die Ablegung des Gelübdes aufnehmen ließ, welchen er dann ſamt dem Vertrage von Tyſchowietz durch ſeine Unterſchrift beglaubigte.

12. Kapitel.

Bald nach jenen Festlichkeiten in Lemberg gelangten die verschiedensten Nachrichten in die Stadt. Neue gesellten sich zu den alten, die einen lauteten günstiger, andere weniger gut, doch alle waren geeignet, den Mut des Volkes zu stärken.

Die Konföderation von Tyschowietz fand immer mehr Anhänger unter dem Adel wie unter dem Volke. Die Städte stellten Wagen und lieferten Waffen, Fußsoldaten aus allen Ständen sammelten sich um die Fahnen, die Juden gaben Geld her, kurz, niemand entzog sich der Pflicht, dem Vaterlande beizustehen, wie seine Kräfte und Mittel es erlaubten.

Auf die Kunde des Zusammentritts der Konföderation hatte Wittemberg ein Manifest gegen dieselbe erlassen unter Androhung der härtesten Strafen für diejenigen, welche ihr beizutreten sich unterfangen sollten. Dieselbe hatte jedoch nur zur Folge, daß das Volk sich noch inniger aneinander schloß. Ob mit oder ohne Zustimmung des Königs wurde dieses Manifest in Tausenden von Exemplaren in Lemberg verbreitet. Das Volk beschmutzte und zerriß dasselbe und ließ die Fetzen in alle Winde flattern. Die Gaukler benutzten die Gelegenheit sogleich zur Inszenierung einer Schaustellung, betitelt „Die Konfusion Wittembergs", wobei sie das folgende Spottlied sangen:

Wittemberg, Aermster, schere
Dich nur schnell hinter die Meere.
Wie ein Hase entlaufe!

Denn du bekommst sonst Schläge.
Laufe nur, sei nicht träge,
Daß du verlierst die Reithosen.

Und Wittemberg, als wolle er die Worte des Liedes wahr machen, legte sein Kommando in Krakau schleunigst in die Hände des vortrefflichen Wirtz und eilte selbst nach Elbing, wo der König von Schweden mit der Königin Hof hielt und seine Zeit mit Festlichkeiten und Gastmählern verbrachte, aus Freude darüber, daß er der Herrscher eines so herrlichen Königreiches geworden.

Auch die Kunde von dem Falle Tykozins drang schnell nach Lemberg und erregte dort große Freude. Merkwürdigerweise hatte man schon davon zu sprechen angefangen, noch ehe ein Bote die Bestätigung des Gerüchtes gebracht. Nur darüber war man noch im Ungewissen, ob der Fürst-Wojewode gestorben oder gefangen war, man nahm aber an, daß Herr Sapieha mit seinem ganzen Heere bereits auf dem Marsche von Podlachien nach der Wojewodschaft Lublin sich befinde, um sich mit den Feldhauptleuten zu vereinigen, und unterwegs schon manches erfolgreiche Scharmützel mit den Schweden ausgefochten habe, während sein Heer durch immer neue Zuzüge sich täglich vergrößere.

Endlich kam auch von ihm selbst Botschaft, d. h. er sandte gleich eine ganze Fahne zur Disposition des Monarchen, mit der unterthänigen Bitte, dieselbe als Ehrenwache gnädigst anzunehmen, damit die Majestät vor jeder möglichen Gefahr geschützt werde.

Der Führer dieser Fahne war Herr Wolodyjowski. Dem Könige bereits von früher her wohlbekannt, ließ der Monarch ihn sogleich zu sich rufen und ihm den Kopf herzlich drückend, sprach er:

„Sei Uns gegrüßt, tapferer Krieger; es ist viel Zeit dahingeschwunden, seit Wir dich aus den Augen verloren. Irren Wir nicht, so sahen Wir dich zum letztenmale in Berestetsch völlig im Blute schwimmend."

Herr Wolodyjowski fiel dem Könige zu Füßen, während er antwortete:

„Und später in Warschau, Allergnädigster Herr. Ich war damals mit dem jetzigen Kastellan von Kijow im Schlosse."

„Dienst du denn noch immer im Heere? Hast noch gar nicht daran gedacht, einmal auszuruhen?"

„So lange die Republik voller Unruhe und in Nöten, denke ich nicht daran . . . Ich nenne kein Fleckchen Erde mein eigen, wo ich die Glieder zum Ruhen hinstrecken könnte, aber

ich ſorge auch nicht darum, da ich es als erſte Pflicht betrachte, meinem Könige und dem Vaterlande zu dienen."

„O, daß Wir viele ſolcher hätten!" rief der König. „Der Feind hätte niemals eine ſolche Uebermacht gewinnen können. Will's Gott, ſo kommt auch die Zeit des Lohnens für Uns. Und nun erzähle, was ihr mit dem Wojewoden von Wilna gemacht habt."

„Der Wojewode ſteht vor dem Throne Gottes. Er gab ſeinen Geiſt gerade auf, als wir den letzten Sturm auf Tykozin unternahmen."

„Wie iſt das zugegangen?"

„Hier iſt der Bericht des Herrn Wojewoden von Witebsk," ſagte Herr Michael, dem Könige einen Brief überreichend.

Der König nahm denſelben in Empfang, doch kaum hatte er zu leſen begonnen, da unterbrach er ſich ſchon.

„Herr Sapieha irrt!" ſagte er. „Er ſchreibt Uns, daß die Würde des Großfürſten von Litauen vakant iſt. Sie iſt es nicht, denn Wir legen das Szepter in ſeine Hände."

„Dasſelbe kann in keine würdigeren kommen," ſagte Herr Michael. „Das ganze Heer wird Ew. Majeſtät ewig dankbar ſein für dieſe Ernennung."

Der König belächelte die offenherzige Meinungsäußerung des Soldaten und fuhr fort zu leſen.

Plötzlich ſeufzte er laut.

„Welch köſtliche Perle in der Krone Polens hätte Radziwill ſein können, wenn nicht Hochmut und Habgier ſeine Seele vergiftet hätten ... Es iſt geſchehen ... Die Ratſchlüſſe Gottes ſind unerforſchlich! ... Radziwill und Opalinski! ... Beide faſt zu gleicher Zeit ... Herr, richte ſie nicht nach ihren Thaten, ſondern nach deiner Barmherzigkeit."

Nachdem der König eine Weile ſchweigend weiter geleſen, hub er von neuem zu ſprechen an:

„Wir ſind dem Herrn Wojewoden dankbar," ſagte er, „daß er Uns eine ganze Fahne und an ihrer Spitze den größten ſeiner Kavaliere — wie er ſchreibt — in Unſeren perſönlichen Dienſt ſtellt. Aber Ich befinde mich hier in Sicherheit, während draußen Leute wie ihr viel nötiger ſind. Ruhe dich bei Uns ein wenig aus, dann ſollt ihr dem Herrn Tſcharniezki zu Hilfe ziehen, denn Wir fürchten, daß der Hauptanprall ſich gegen ihn richten wird."

„Wir haben Zeit genug gehabt, bei Tykozin auszuruhen," rief der kleine Ritter begeiſtert, „nur den Pferden möchte ich

etwas Ruhe und ein paar Tage beſſeres Futter gönnen, die ſind arg mitgenommen. Dann wollen wir eilen, zu Herrn Tſcharniezki zu kommen; das ſoll ein fröhlicher Krieg werden ... So groß das Glück iſt, das Antlitz Ew. Majeſtät ſchauen zu dürfen, ſo nötig iſt es doch, den Schweden auf den Leib zu rücken."

Das Antlitz des Königs ſtrahlte. Väterliche Güte malte ſich in ſeinen Zügen, wohlwollend maß er die kleine Geſtalt des Ritters, während er ſagte:

„Du alſo, kleiner Soldat, warſt es, der dem verſtorbenen Fürſten zuerſt den Dienſt gekündigt?"

„Nicht der erſte war ich, der es that, ſondern das erſte Mal war es, hoffentlich auch das letzte Mal, daß ich gegen die Disziplin ſündigte."

Hier ſtockte Herr Michael, dann fuhr er fort:

„Es war nichts leichtes, wahrhaftig."

„Sicherlich nicht!" entgegnete der König. „Es war eine ſchwere Zeit für diejenigen, welche Soldatenpflicht kennen und ehren, aber alles hat ſeine Grenzen und es giebt einen Punkt, wo die Pflicht zur Schuld werden kann. Sind denn viele von den Hauptleuten bei Radziwill geblieben?"

„Wir haben in Tykozin nur Herrn Charlamp gefunden, welcher, da er nicht gleichzeitig mit uns ſich vom Fürſten losgeſagt, ihn im Elend nicht verlaſſen wollte. Ihn hielt nur ein falſches Mitleid dort zurück, denn die Vaterlandsliebe feſſelte ſeine Seele an uns. Er war dem Hungertode nahe, trotzdem hat er entbehrt, um den Fürſten zu ſättigen. Ich habe ihn mit hierher gebracht, denn er ſehnt ſich, Ew. Majeſtät fußfällig um Verzeihung zu flehen. Auch ich wage den Fußfall für ihn, denn er iſt ein guter, braver Soldat."

„Er ſoll kommen," ſagte der König.

„Außerdem bittet er um Audienz in einer hochwichtigen Angelegenheit. Er möchte Ew. Majeſtät eine Mitteilung machen über Dinge, die er aus dem eigenen Munde des verſtorbenen Fürſten vernommen zu haben behauptet und die das Wohlbefinden und die Sicherheit Ew. Majeſtät angehen."

„Betreffen dieſe Dinge Kmiziz?"

„Jawohl, Allergnädigſter Herr!"

„Kannteſt du Kmiziz?"

„Ich kannte ihn und ſchlug mich mit ihm. Wo er ſich jetzt befindet, weiß ich nicht."

„Was hältſt du von ihm?"

„Wer sich solchen Verrates schuldig gemacht, wie er, für den sind keine Qualen groß genug, denn er gehört zum Auswurf der Hölle."

„Das ist nicht wahr," sagte der König. „Was der Fürst über Kmiziz auch sagen mochte, es ist alles Erfindung! . . . Doch lassen wir das. Erzähle Mir lieber, was dir aus früheren Zeiten über diesen Menschen bekannt ist."

„Er war immer ein großer Soldat und als Kommandeur unerreichbar. So wie er den Chowanski mit seinen Tausenden tartarischer Horden an der Spitze einiger hundert Soldaten in Schach hielt, wird keiner imstande sein, ihm nachzumachen. Wenn Kmiziz dem Chowanski in die Hände fiele, würde er viel mehr jubeln, als wenn man ihm den Großhetman zum Geschenk machte. Es ist ein wahres Wunder, daß er ihn noch nicht hat, da er doch alle List gebraucht, ihn zu bekommen. Wahr ist es, daß Kmiziz mit dem Tischmesser Chowanskis gegessen, daß er auf dessen Lager geschlafen, auf seinem Rosse geritten ist. Dann aber wurde er übermütig; bis zur Grausamkeit quälte er die Menschen, mit den Standesgenossen verfuhr er nach Laune, bis er in Kiejdan allen seinen Unthaten die Krone aufsetzte."

Hier erzählte Herr Wolodyjowski ausführlich die Begebnisse in Kiejdan, wie er sie als Augenzeuge mit erlebt.

Johann Kasimir lauschte begierig den Worten Michaels, und als dieser endlich dabei angelangt war, wie Herr Sagloba zuerst sich, dann die anderen aus der Radziwillschen Gefangenschaft befreit hatte, lachte er, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Vir incomparabilis! Vir incomparabilis!" rief der Monarch wiederholt aus. „Hast du den auch mitgebracht?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„Dieser Edelmann übertrifft ja noch den Ulysses! Bringe ihn Uns doch auf eine fröhliche Stunde zur Tafel und die Herren Skrzetuski dazu. Aber nun weiter von Kmiziz."

„Wir erfuhren dann erst aus den bei dem Rochus Kowalski vorgefundenen Papieren, daß man uns nach Birz in den Tod hatte senden wollen. Der Fürst jagte uns noch nach; er wollte uns umgehen, aber wir entwischten ihm. Unweit Kiejdan wurden wir dann Kmiziz' habhaft. Ich befahl sogleich, ihn niederzuschießen."

„O! O!" sagte der König. „Ihr scheint in Litauen schnell zu richten."

„Herr Sagloba aber ordnete an, daß erſt ſeine Taſchen durchſucht werden ſollten. Wir fanden einen Brief bei ihm, aus deſſen Inhalt hervorging, daß wir es nur ihm zu danken hatten, wenn wir nicht ſchon ſofort in Kiejdan erſchoſſen, ſondern erſt nach Birz expediert worden waren.“

„Siehſt du wohl?“ bemerkte der König.

„Nachdem wir das erfahren, ziemte es uns nicht, nach ſeinem Leben zu trachten. Wir ließen ihn laufen! . . . Was er weiter gethan, weiß ich nicht, nur das eine iſt mir bekannt, daß er den Radziwill nicht verlaſſen hat. Gott weiß, was man von dem Menſchen halten ſoll; es iſt leichter, ſich von jedem anderen eine Meinung zu bilden, als von ihm . . . Er blieb bei Radziwill, als er davonritt . . . Später warnte er uns noch einmal brieflich vor dem Fürſten, welcher auf dem Zuge nach Kiejdan uns zu trennen und dann jede einzelne Fahne niederzumetzeln beabſichtige. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Dienſt, den er uns damit leiſtete, ein ſehr großer war, denn ohne ihn wäre dem Fürſten ſein Vorhaben gelungen. Ich weiß ſelbſt nicht, was ich von ihm denken ſoll! Wenn das, was der Fürſt geſagt, wirklich Verleumdung wäre, dann . . .“

„Das wird ſich leicht feſtſtellen laſſen,“ ſagte der König. Indem er das ſagte, klatſchte er in die Hände.

„Rufe den Herrn Babinitſch hierher,“ befahl er dem Pagen, welcher auf der Schwelle erſchien.

Der Page ging und eine kleine Weile nachher trat Herr Andreas in das Gemach. Herr Wolodyjowski erkannte ihn nicht ſogleich, denn der junge Ritter war ſehr bleich und verändert, da er ſich nach dem letzten Kampfe im Engpaß von ſeinen Wunden noch nicht erholt hatte. Verwundert blickte der kleine Ritter ihn ſcharf an.

„Wunderbar!“ ſprach er endlich. „Wäre nicht dieſe große Magerkeit und hätten Ew. Majeſtät nicht einen anderen Namen genannt, — ich könnte glauben — Herr Kmiziz!“

Der König lächelte, indem er antwortete:

„Soeben hat dieſer kleine Ritter hier Uns von einem ungeheuren Taugenichts dieſes Namens erzählt, aber Wir haben ihm ganz klar bewieſen, daß er ſich arg getäuſcht hat, und ſind überzeugt, daß Herr Babinitſch Uns das bezeugen wird.“

„Allergnädigſter Herr!“ entgegnete Herr Babinitſch haſtig.

„Ein Wort Ew. Majestät vermag diesen Taugenichts besser zu reinigen, als meine heiligsten Eide.“

„Auch die Stimme ist dieselbe,“ sagte mit großer Bewegung der kleine Ritter, „nur die Narbe über das Gesicht war früher nicht da.“

„Der Schädel eines Edelmannes,“ antwortete Kmiziz, „ist eine Tafel, auf welche von verschiedener Hand Vermerke gemacht werden . . . Hier ist die Notiz, welche ihr darauf geschrieben habt. Erkennt ihr eure Handschrift?“

Indem er das sagte, neigte er das geschorene Haupt und wies auf eine lange, weiße Narbe, welche fast quer über den Schädel ging.

„Das ist meine Hand!“ rief da Wolodyjowski aus. „Ihr seid Kmiziz.“

„Aber Wir sagen dir, daß du den echten Kmiziz gar nicht kennst,“ versetzte der König.

„Wie das, Allergnädigster Herr?“

„Du kanntest einen großen Soldaten, der grenzenlos übermütig und ein Genosse der Radziwillschen Verrätereien war . . . Vor dir aber steht der Held von Tschenstochau, welchem nächst dem Probst Kordezki der heilige Berg seine Rettung zu danken hat. Hier steht der Verteidiger des Vaterlandes und Unser getreuer Diener, welcher sein Leben einsetzte, um das Unsrige zu retten, als Wir in einem Engpaß mitten unter die Schweden gerieten, wie unter eine Herde Wölfe. Das ist der echte, der neue Kmiziz. Erkenne und liebe ihn, denn er verdient es.“

Bei diesen Worten des Königs begann es um den Mund Wolodyjowskis zu zucken.

Der König aber setzte noch hinzu:

„Und wisse, daß er dem Fürsten Boguslaw nicht nur nichts versprochen hat, sondern daß er der erste war, der wegen ihrer Verrätereien Rache an ihnen üben wollte, denn er nahm Boguslaw gefangen und wollte ihn euch ausliefern.“

„Und uns warnte er vor dem Fürst-Wojewoden,“ rief der kleine Ritter . . . „Welcher Engel hat euch so bekehrt?“

„Umarmt euch!“ befahl der König.

„O, ich liebte euch gleich anfangs!“ sagte Kmiziz.

Während sie sich umarmten, verwandte der Monarch kein Auge von den beiden und kniff, wie er immer bei freudigen Anlässen zu thun pflegte, wiederholt die Lippen ein. Kmiziz preßte den kleinen Ritter so herzhaft an die Brust, daß er

ihn hoch emporhob und erſt nach einer Weile wieder auf die Füße ſtellte.

Jetzt verließ der König das Gemach, um ſeine tägliche Beſchäftigung anzutreten; die Beratungen wurden um ſo dringender, da beide Kronenhetmane in Lemberg angekommen waren, wo ſie zwei Armeen bilden wollten, um ſie nachher als Hilfstruppen dem Herrn Tſcharniezki und den Konföderierten zuzuführen, die unter verſchiedenen Heerführern im Lande umherzogen.

Die Ritter blieben allein.

„Kommt mit in mein Quartier," ſagte Wolodyjowski. „Ihr findet dort die Skrzetuskis und Herrn Sagloba, welche gern hören werden, was Se. Majeſtät mir von euch erzählt hat. Auch Charlamp iſt bei ihnen."

Kmiziz aber hielt ihn noch zurück, indem er unruhig frug:

„Fandet ihr viele Menſchen beim Fürſten Radziwill?"

„Nur Charlamp allein war bei ihm."

„Ich frage nicht nach Soldaten ... Um Gotteswillen! ... Waren auch Frauen in Tykozin? ..."

„Ich errate, um wen es ſich handelt," ſagte errötend der kleine Ritter.

„Das Fräulein Billewitſch hat der Fürſt Boguslaw mit nach Tauroggen genommen."

Kmiziz erbleichte, dann ſtieg ihm das Blut zu Kopfe, um einer noch größeren Bläſſe Platz zu machen. Er brachte zuerſt kein Wort hervor, plötzlich griff er ſich an die Schläfen und ſchrie:

„Wehe! Wehe! die Aermſte!"

„Kommt mit mir, Charlamp wird euch das Nähere erzählen," ſagte Herr Wolodyjowski.

13. Kapitel.

Nachdem die beiden Ritter das Schloß verlaſſen hatten, gingen ſie ſchweigend nebeneinander her. Wolodyjowski wollte nicht ſprechen, Kmiziz konnte es nicht, denn Schmerz und Wut ſchnürten ihm die Kehle zu. Sie drängten ſich ſo gut ſie konnten durch das Gewühl in den Straßen, wo ſich auf die Nachricht hin, daß der erſte Tartarenzuzug vor den Mauern der Stadt angelangt ſei und bald einziehen werde, eine noch größere Anzahl Menſchen eingefunden hatte, als das ſonſt ſchon der Fall war. Der kleine Ritter war der Führer, Kmiziz ging ihm nach, ohne ſich klar darüber zu ſein, was er that und wo er ſich befand. Er hatte die Mütze tief in die Stirn gedrückt und rannte bald hier, bald dort mit den Menſchen zuſammen.

Erſt als ſie ein wenig mehr Raum gewannen, faßte Herr Michael Kmiziz am Ellenbogen und ſprach:

„Faßt euch doch! . . . Mit der Verzweiflung ſchafft man nichts! . . .“

„Ich verzweifle ja nicht,“ antwortete Kmiziz, „nur lechze ich nach ſeinem Blute.“

„Ihr könnt ſicher ſein, daß ihr ihn unter den Feinden des Vaterlandes irgendwo findet.“

„Um ſo beſſer, wenn ich ihn auf dem Schlachtfelde finde!“ ſagte Kmiziz mit fieberhafter Haſt, „aber ſelbſt wenn ich ihn vor dem Altar fände —“

„Um Gotteswillen, läſtert nicht,“ unterbrach ihn ſchnell der kleine Ritter.

„Dieſer Verräter macht mich zu einem Sünder!“

Sie ſchwiegen wieder eine Weile, dann begann Kmiziz, indem er frug:

„Wo mag er jetzt sein?“

„Vielleicht in Tauroggen, vielleicht auch nicht. Charlamp wird es besser wissen.“

„Eilen wir!“

„Wir haben nicht mehr weit. Unsere Fahne liegt außerhalb der Stadt, wir wohnen hier und Charlamp ist bei uns.“

Kmiziz keuchte, als ob er im Begriff stehe, einen hohen Berg zu ersteigen.

„Ich bin doch noch sehr schwach,“ stammelte er.

„Um so notwendiger ist es, daß ihr euch beruhigt und zu Kräften zu kommen sucht, denn ihr bekommt es mit einem starken Gegner zu thun.“

„Ich hatte schon mit ihm zu thun, da seht, das ist mir davon geblieben.“

Er zeigte auf eine Schmarre im Gesicht.

„Wie kam das eigentlich? Erzählt mir doch. Der König berührte nur flüchtig die Sache.“

Kmiziz erzählte, und obgleich er zähneknirschend vor Wut seinen Bericht zuweilen unterbrach, so erreichte Wolodyjowski doch, was er wollte, der Ritter sprach sich aus und darüber vergaß er etwas sein Unglück und wurde ruhiger.

„Daß ihr ein Heißsporn seid, wußte ich ja immer,“ sagte der kleine Ritter, „auch, daß ihr stets schnell entschlossen seid. Doch den Radziwill mitten aus seinem Heerlager heraus zu entführen und gefangen zu nehmen, das hätte ich euch doch nicht zugetraut.“

Inzwischen waren sie im Quartier angelangt. Die Skrzetuskis, Sagloba, der Pächter von Wonsotsch und Charlamp waren eben dabei, Krimmerpelze auszuwählen, deren ein tartarischer Händler eine Anzahl zur Auswahl gebracht hatte. Charlamp, welcher den Ritter am besten kannte, ließ bei seinem Anblick den Pelzrock, welchen er gerade in der Hand hielt, fallen und schrie laut auf:

„Jesus, Maria!“

„Der Name Gottes sei gepriesen!“ rief der Pächter von Wonsotsch.

Aber noch ehe sich die Anwesenden von ihrem Erstaunen erholt hatten, sagte Wolodyjowski:

„Hier bringe ich euch den Hektor von Tschenstochau, den treuen Diener des Königs, der für seinen Glauben und seinen Herrn das Leben eingesetzt hat.“

Da das Staunen der anderen bei der Vorstellung Wolo-

dyjowskis noch wuchs, begann dieser bald in beredten Worten zu erzählen, was er vom Könige von den Verdiensten des Ritters und von Herrn Andreas selbst über die Entführung Boguslaws vernommen hatte. Er schloß dann also:

„Es ist also nicht nur nicht wahr, was der Fürst Boguslaw über diesen Kavalier gesagt hat, nein, im Gegenteil, er hat keinen grimmigeren Feind als ihn, Kmiziz, und darum hat er das Fräulein Billewitsch nach Tauroggen geführt, um gewissermaßen Rache an ihm zu nehmen."

Jetzt konnte Sagloba, der Redelustige, nicht länger an sich halten.

„Er hat ja auch uns vor dem Fürst-Wojewoden gewarnt," rief er aus. „Angesichts solcher Verdienste schwinden frühere Sünden dahin! Wahrhaftig! es ist gut, Michael, daß er mit dir und nicht allein hierhergekommen ist; es ist auch gut, daß unsere Fahne außerhalb der Stadt liegt, denn ihr wißt ja, wie sehr die Laudaer ihn hassen. Ehe er noch vermöchte, einen einzigen Laut hervorzubringen, wäre er zu Brei gehauen."

„Seid uns von ganzem Herzen willkommen, als Freund und Waffenbruder," sagte Johann Skrzetuski.

Charlamp konnte aus seinem Staunen nicht herauskommen.

„So einer kommt nicht um!" sagte er. „Von allen Seiten strömen ihm Ehren zu und tragen ihn an ein sicheres Ufer."

„Sagte ich es euch nicht gleich, als ich ihn in Kiejdan sah," versetzte Sagloba. „Ich dachte mir gleich: das ist ein resoluter Soldat! Und wißt ihr noch, wie wir uns gleich befreundeten? Es ist wahr, daß Radziwill durch mich zu Grunde ging, aber auch durch ihn. Gott gab mir wohl ein, daß ich ihn in Billewitsche damals nicht erschießen ließ. . . . Meine Herren, es ziemt sich nicht, daß wir diesen Kavalier so trocken aufnehmen, er könnte uns sonst verdächtigen, daß wir nicht aufrichtig sind."

Als Rzendzian das hörte, beförderte er den Tartaren samt seinen Pelzröcken hinaus und machte sich mit dem Knappen sogleich daran, etwas Trinkbares herbeizuschaffen.

Herr Kmiziz aber hatte keinen anderen Gedanken als den, von Charlamp recht viel über Olenka zu hören.

„Waret ihr dabei, als man sie von Kiejdan fortbrachte?" frug er.

„Ich bin ja von Kiejdan gar nicht fortgekommen," ant-

wortete der Naſenkönig. „Der Fürſt Boguslaw kam zu unſerem Fürſt-Wojewoden. Er ſchmückte ſich zur Abendtafel, daß man ganz geblendet wurde, und man merkte es ihm an, daß das Fräulein Billewitſch ihm ſehr wohlgefiel. Er buckelte um ſie herum, wie ein Kater, dem man das Fell ſtreicht. Es heißt, auch die Tiere loben den Herrn, der Fürſt Boguslaw aber, der kann doch wohl nur dem Teufel zu Maule reden; er ſchmeichelte, kratzfußte . . .“

„Haltet ein!“ ſagte Herr Wolodyjowski. „Ihr peinigt den Ritter.“

„Im Gegenteil! Sprecht! ſprecht!“ rief Kmiziz.

„Man ſprach bei Tiſche auch davon, daß es für einen Radziwill durchaus keine Unehre ſei, ein adliges Fräulein zu heiraten, daß er ſelbſt viel eher geneigt wäre, ein ſolches zu ehelichen, als eine jener Prinzeſſinnen, mit denen man ihn in Frankreich verkuppeln wolle. Er hat ſie aufgezählt, aber ich habe mir die Namen nicht behalten, ſie klangen alle ähnlich wie die Namen unſerer Jagdhunde.“

„Das iſt ja Nebenſache!“ unterbrach ihn Sagloba.

„Er ſagte das alles nur, um das Fräulein zu gewinnen; das haben wir ſehr bald gemerkt. Wir ſahen uns einer den anderen an, zwinkerten uns mit den Augen zu und erwarteten beſtimmt, daß er ihr in unſerer Gegenwart einen Heiratsantrag machen werde.“

„Und ſie?“ frug Kmiziz lebhaft.

„Sie? Wie eine vornehme Dame mit feinen Manieren benahm ſie ſich. Sie ſah ihn gar nicht an und war anſcheinend gar nicht zufrieden mit ſeinem Benehmen. Erſt, als der Fürſt von euch zu ſprechen anfing, heftete ſie den Blick feſt auf ſein Antlitz. Es war ſchrecklich anzuſehen, wie ſie litt, als er ihr erzählte, daß ihr ihm angeboten habt, für ſo und ſo viel Dukaten den König lebend oder tot den Schweden auszuliefern. Wir alle glaubten, ſie würde ohnmächtig werden, aber ihr Zorn und ihre Verachtung für euch muß ſehr groß ſein, denn ſie überwand die Schwächeanwandlung, und als er großprahleriſch erzählte, wie er eure Anerbietungen abgewieſen, da lobte ſie ihn, ſah ihn dankbar an und entzog ihm auch nicht mehr die Hand, als er ſie aus dem Saale führen wollte.“

Kmiziz bedeckte die Augen mit der Hand.

„Wer an Gott glaubt, der ſchlage drein!“ ſagte er wiederholt.

Plötzlich ſprang er auf.

„Lebt wohl!“ rief er.

„Wohin wollt ihr?“ frug Sagloba, ihm den Weg vertretend.

„Der König wird mir Urlaub bewilligen: ich will mich aufmachen, ihn zu ſuchen und werde ihn finden,“ antwortete Kmiziz.

„Bei den Wunden Jeſu! Wartet noch! Ihr habt noch lange nicht alles erfahren und noch viel Zeit, ihn zu ſuchen. Wo wollt ihr ihn finden, wen wollt ihr mitnehmen?“

Kmiziz ſah und hörte aber nichts von dem, was der alte Herr ſagte, denn die Kräfte verließen ihn plötzlich, er fiel auf die Bank nieder, lehnte den Rücken an die Wand und ſchloß die Augen.

Sagloba reichte ihm einen Humpen Wein, den er gierig mit beiden Händen ergriff. Aber die Hände zitterten: ein Teil des edlen Getränks ſchüttete er über Wams und Bart, den Reſt trank er bis auf den letzten Tropfen aus.

„Es iſt ja noch nichts verloren,“ ſagte Johann Skrzetuski, „nur Vorſicht, größte Vorſicht habt ihr nötig. Ihr könnt durch unüberlegtes Handeln nur die Sicherheit des Fräuleins gefährden und euch ſelbſt ins Verderben ſtürzen.“

„Laßt euch doch erſt zu Ende erzählen,“ warf Sagloba ein.

Kmiziz biß die Zähne aufeinander.

„Ich will geduldig hören!“

„Ob das Fräulein ihm willig gefolgt iſt, vermag ich nicht zu ſagen, da ich bei der Abreiſe nicht zugegen war. Ich weiß nur, daß der Herr Schwertträger von Reußen gegen die Abreiſe proteſtiert hat, daß man erſt verſucht hat, ihn von der Notwendigkeit derſelben zu überzeugen und ihn zuletzt, als er ſich nicht überzeugen ließ, im Zeughaus einſperrte und ihn nach der Abreiſe ungehindert nach Billewitſche abfahren ließ. Das Fräulein befindet ſich in ſchlechten Händen, das iſt nicht zu leugnen. Nach dem, was man ſich von dem Fürſten erzählt, iſt er ſchlimmer wie ein Biſſurmane auf die Weiber verſeſſen, ganz gleich, ob ſie verheiratet oder unverheiratet ſind.“

„Wehe! Wehe!“ ſtöhnte Kmiziz.

„Der Schuft!“ rief Sagloba.

„Mich wundert nur, daß der Fürſt-Wojewode ſie ſeinem Vetter auslieferte,“ ſagte Skrzetuski.

„Ich kann darüber nichts ſagen, als was die Offiziere ſich damals erzählten, beſonders Ganhof, der alle Pläne des Fürſten kannte. Ich hörte mit eigenen Ohren wie einer derſelben einmal laut ausrief: ‚Kmiziz wird niemals der Nachfolger unſeres

jungen Fürsten werden wollen!' und Ganhof erwiderte darauf: ‚Die Entführung ist mehr eine Handlung von politischer Bedeutung als eine Liebesaffäre. Boguslaw läßt keine in Frieden; wenn aber das Fräulein fest bleibt und ihm Widerstand leistet, dann ist sie in Tauroggen sicherer als irgendwo. Eine Vergewaltigung würde dort großen Skandal hervorrufen, denn die Fürstin-Wojewodin wohnt dort mit ihrer Tochter, und Boguslaw ist gezwungen, große Rücksicht auf sie zu nehmen, da er doch auf die Hand der Prinzessin spekuliert. . . . Es wird ihm sehr schwer fallen, aber in Tauroggen muß er den Tugendhaften spielen.'"

„Fällt euch nicht ein Stein vom Herzen?" wandte sich Sagloba an Kmiziz. „Ihr seht doch, daß dem Mädchen keine Gefahr droht."

„Wozu hat er sie dann aber mitgeschleppt?" polterte Kmiziz.

„Ihr thut wohl, euch mit dieser Frage an mich zu wenden," antwortete der Alte. „Ich begreife manches schneller als andere Menschen, die sich oft ein Jahr lang über einem Dinge den Kopf zerbrechen. Warum er sie mitgenommen hat? Unstreitig gefällt sie ihm sehr gut; doch hat er jedenfalls noch einen anderen Plan dabei verfolgt. Er glaubt dadurch alle Billewitsche, die insgesamt sehr reich und auch sehr zahlreich sind, von feindseligen Schritten gegen die Radziwills zurückzuhalten."

„Das ist möglich," warf Charlamp ein. „Sicher ist, daß Boguslaw in Tauroggen seine Gelüste zügeln und jede Ausschreitung vermeiden muß."

„Wo befindet er sich gegenwärtig."

„Der Fürst-Wojewode war der Ansicht, daß sein Vetter beim Könige von Schweden in Elbing sein müsse, wohin er ihn nach Hilfstruppen gesandt."

„In Tauroggen ist er nicht, sonst hätten ihn die Sendboten dort gefunden."

Hier wandte sich Charlamp an Kmiziz:

„Wenn ihr den Rat eines einfachen Soldaten nicht verschmäht, so will ich euch sagen, was ich denke: Sollte dem Fräulein, mit oder ohne ihren Willen, in Tauroggen ein Unfall zugestoßen sein, dann ist eure Reise dorthin doch zwecklos. Ist das nicht geschehen, ist sie bei der Fürstin und reist sie mit dieser nach Kurland, dann könntet ihr in der ganzen kriegsbezogenen Republik keinen sicherern Aufenthaltsort für sie finden."

„Wenn ihr wirklich der Held seid, für den man euch hält, und für den auch ich euch halte," warf Skrzetuski dazwischen,

„so ist es besser, ihr haltet euch zuvor an Boguslaw. Habt ihr den, dann habt ihr alles."

„Wo ist er denn eigentlich jetzt?" wandte sich Kmiziz wiederholt an Charlamp.

„Ich sagte es euch bereits," entgegnete der Nasenkönig. „Ihr seht und hört ja aber nichts vor lauter Kummer. Wahrscheinlich ist er in Elbing und wird mit Karl Gustav demnächst gegen Tscharniezki zu Felde ziehen."

„Es wird das Beste sein, ihr schließt euch uns an, wenn wir bald unsere Truppen dem Herrn Tscharniezki zuführen. Auf diese Weise trefft ihr am ehesten mit Boguslaw zusammen," schlug Herr Wolodyjowski vor.

„Ich danke euch herzlich für eure wohlgemeinten Ratschläge, meine Herren!" rief Kmiziz.

Er nahm lebhaft Abschied von allen, und sie versuchten nicht mehr, ihn zurückzuhalten, weil sie begriffen, daß ein bekümmertes Gemüt unfähig ist, in Gesellschaft heiter zu sein. Herr Wolodyjowski sagte nur:

„Ich bringe euch ins Erzbischöfliche Palais, denn ihr seid so hinfällig, daß euch auf der Straße ein Unfall zustoßen kann."

„Ich begleite euch," versetzte Johann Skrzetuski.

„Gehen wir doch alle mit," fügte Herr Sagloba hinzu.

Sie gürteten ihre Säbel um, warfen ein jeder seine Burka über und gingen hinaus. Das Gedränge in den Straßen war fürchterlich. Alle paar Schritte stießen die Herren auf berittene Abteilungen Adliger, Soldaten, Diener, auf ganze Züge Armenier, Juden, Italiener, Russen u. s. w. Die Kaufleute standen vor ihren Gewölben, alle Fenster der Häuser waren mit Köpfen Neugieriger besetzt. Alle diese Menschen wollten die Tartaren sehen, welche jeden Augenblick in der Stadt erwartet wurden, um sich dem Könige zu präsentieren. Es war nämlich etwas sehr Seltenes, diese Menschenrasse einmal in Ruhe ansehen zu können; Lemberg hatte sie ganz anders kennen gelernt. Wolkenschatten gleich waren die wilden Gäste durch die Straßen geflogen, als lichten Hintergrund die brennenden Häuser der Vorstädte hinter sich lassend. Heute sollten sie als Verbündete gegen die schwedischen Eindringlinge einziehen. Da war es kein Wunder, wenn unsere Ritter durch das Gedränge kaum einen Weg finden konnten.

„Sie kommen! Sie kommen!" Dieser Ruf ertönte alle Augenblicke. Dann wurde das Gedränge noch größer.

„Ha!" sagte Sagloba, „bleiben wir ein wenig stehen. —

Herr Michael! Vergangene Zeiten rücken uns näher. Wißt ihr? Damals haben wir sie nicht von der Seite gesehen, sondern diesen Halsabschneidern Auge in Auge gegenüber gestanden. Ich war sogar einmal ihr Gefangener. Man erzählt sich, daß der zukünftige Chan mir ähnlich sei, wie ein Ei dem andern . . . Doch wozu alte Unthaten aufwärmen!"

„Sie kommen! Sie kommen!" hörte man wieder rufen.

„Gott hat die Herzen dieser Bluthunde uns zugewendet," fuhr Sagloba fort. „Anstatt die Fluren der Ukraine zu verwüsten, wollen sie uns Sukkurs bringen. Ein wahres Wunder! Denn ihr müßt wissen! — Wenn mir für jeden dieser Heiden, den diese alte Hand in die Hölle geschickt, nur eine Sünde erlassen wird, müßte ich kanonisiert werden; ihr müßtet zu mir fasten, oder ich würde wie Elias im feurigen Wagen bei lebendigem Leibe in den Himmel befördert."

„Wißt ihr noch, denkt ihr es noch, wie wir zu jener Zeit von Raschkow her an der Waladynka lang nach Sbarasch zogen? . . ."

„Wie sollten wir nicht! Ihr fielt in einen Hinterhalt, als ich durch dick und dünn die Hunde hetzte, bis ich die Landstraße erreichte. Wie wir euch dann suchten, waren wir nicht wenig erstaunt, euch wohlauf zu finden, um euch herum aber lagen bei jedem Strauche eine solche Bestie."

Herr Wolodyjowski kannte die Begebenheit von der umgekehrten Seite. Das Erstaunen über diesen Bericht Saglobas ließ ihn zuerst verstummen und als er sich endlich so weit erholt hatte, um sprechen zu können, da ließen ihn die Rufe nicht zu Worte kommen:

„Sie kommen! Sie kommen!"

Immer zahlreicher wurden die Rufe laut, dann trat plötzliche Stille ein, die Köpfe aller wandten sich nach der Seite, von welcher eine lärmende Musik das Herannahen der Erwarteten verkündete. Bald auch wurden die ersten Reiter sichtbar.

„Ei, seht doch!" plauderte Sagloba weiter. „Sie haben sogar eine Kapelle, das ist bei den Tartaren etwas ganz Ungewöhnliches."

„Sie wollen sich auf das Beste präsentieren," entgegnete Johann Skrzetuski. „Einige Tschambuls führen Musikanten mit sich, welche spielen, wenn sie längere Zeit an einem Orte verweilen. Es muß aber eine auserlesene Gesellschaft sein — das will ich meinen."

Unterdessen waren die Reiter herangekommen. Voraus

ritt auf einem mächtigen Schecken ein Tartar, so schwarz, als käme er direkt aus dem Rauchfang; er hielt zwei Pickelpfeifen im Munde, welchen er schrille, kreischende Töne entlockte, wobei er so schnell pfiff und auf den Pfeifen herumfingerte, daß weder Auge noch Ohr zu folgen vermochten. Hinter ihm ritten zwei Musikanten, die in beiden Händen Stöcke hielten, deren Spitzen kupferne Schellen trugen, mit welchen sie durch fortwährendes rasendes Schütteln ein gräßliches Geräusch verursachten. Dazu tönten Beckenschläge, Trommelwirbel, während alles dieses von einem fürchterlichen Gesange begleitet wurde, der eher einem wilden Geheule glich. Die weißen Zähne blitzten in den schwarzen Gesichtern und die Augen der Spielleute rollten, daß viele der Frauen in den Straßen entsetzt aufschrieen. Hinter dieser schrecklichen Kapelle trottete zu Vieren in einer Reihe, eine ganze Abteilung von etwa vierhundert Mann.

Es schien in der That ein Paradezug, den der Chan dem Könige als Angeld auf spätere Leistungen gesandt hatte. Derselbe stand unter dem Kommando Akbah-Ulans aus der Dobrudscha, der wegen seiner Tapferkeit und Kriegskunst, als mächtigster Tartarenfeldherr, von allen morgenländischen Völkern hochgeschätzt war. Er ritt jetzt zwischen den Musikanten und der übrigen Abteilung. Seine Uniform bestand in einem rosenfarbenen, aber sehr verschossenen und für seine kolossale Körperfülle viel zu engem Schnürenrock, dessen Aufschläge von Marderpelz schon viele kahle Stellen aufwiesen. Auf dem Bauche befestigt trug er ein Szepter, wie es gewöhnlich die Kosakenhäuptlinge tragen. Sein dickes rotes Gesicht war von der Kälte blau angelaufen; er wiegte in dem etwas hohen Sattel hin und her. Von Zeit zu Zeit schielte er nach beiden Seiten hin, oder blickte rückwärts auf seine Tartaren, als traue er ihnen nicht, daß sie beim Anblick der wogenden Menge, der Weiber und Kinder und der offenen Geschäfte mit den ausgelegten Kostbarkeiten, imstande sein würden, ihre wilden Begierden zu zügeln. Doch sie verhielten sich ruhig, wie Hunde, welche die Geißel über sich spüren, und nur die düsteren, lüsternen Blicke verrieten, was in dem Innern dieser Barbaren vorging. Aus dem Gewühl in den Straßen flogen neugierige, fast feindselige Blicke hinüber zu ihnen, denn der Haß und das Mißtrauen der Bewohner dieses Teiles der Republik gegen die Heiden waren groß. Trotzdem hörte man von Zeit zu Zeit den Willkommenruf „Ahu! Ahu!“ aus dem Volke, da es auch solche gab, die

ſich viel von der Hilfe dieſer Horden verſprachen. Man konnte Bemerkungen hören, die unter den Schauenden ausgetauſcht wurden, welche darauf hinwieſen.

„Die Schweden haben eine fürchterliche Angſt vor den Tartaren," ſagten die einen. „Die Soldaten ſollen ſich Wunderdinge von ihrer Grauſamkeit erzählen, was dazu beiträgt, die Angſt der Schweden nur noch zu erhöhen."

„Und mit Recht!" entgegneten andere. „Wenn ſchon unſere leichte Reiterei oft kaum imſtande iſt, den Tartaren Widerſtand zu leiſten, wie viel weniger die ſchwere ſchwediſche. Ehe ſo ein Schwede ſich's verſieht, hat ihn der Tartar ſchon am Laſſo."

„Es iſt ſündhaft, dieſe Barbaren zu Hilfe zu rufen," ließen ſich einzelne Stimmen vernehmen.

„Wie man es nimmt," meinten andere.

„Es iſt ein ganz anſtändiger Tſchambul," ſagte Herr Sagloba.

Und wirklich! Die Leute waren gut gekleidet. Sie trugen weiße, ſchwarze und bunte Pelze mit der Wolle nach außen. Schwarze Bogen und Köcher mit Pfeilen gefüllt ſchaukelten auf ihren Rücken, ein jeder von ihnen trug einen Säbel an der Seite, was ſelbſt in den größten Tſchambuls nicht immer der Fall war, da die Aermeren ſich einen ſolchen Luxus nicht erlauben konnten und im Handgemenge an Stelle des Säbels einen an einem Stocke befeſtigten Pferdekiefer benutzten. Aber dieſer hier war ja ein Parade-Tſchambul, darum hatten einzelne ſogar Selbſtzünder bei ſich und alle ſaßen auf guten Pferden, die, wenn auch klein, mager und langmähnig mit geſenkten Köpfen daherſchritten, doch unvergleichlich ſchnell liefen. In der Mitte der Abteilung ſchritten auch vier Kamele. Das Volk mutmaßte, daß in dem Gepäck derſelben ſich Geſchenke des Chans für den König befänden. Aber man irrte; der Chan nahm lieber Geſchenke, als daß er welche austeilte. Er hatte zwar Hilfstruppen verſprochen, doch war er nicht geſonnen, dieſelben umſonſt herzugeben.

In dieſem Sinne äußerte ſich auch Sagloba, als er ſagte:

„Dieſe Hilfe wird uns teuer zu ſtehen kommen. Sind die Tartaren auch Bundesgenoſſen, ſo werden ſie doch das Land arg verwüſten. Wenn wir die Schweden und ſie los ſein werden, wird in der ganzen Republik kaum ein ganzes Dach übrig geblieben ſein."

„Das iſt ſicher! Sie ſind eine fürchterliche Bundes-

genoſſenſchaft," ſeufzte Johann Skrzetuski, „das kennen wir ſchon!"

„Ich habe unterwegs gehört," verſetzte Herr Michael, „daß der König mit dem Chan einen Vertrag geſchloſſen hat, nach welchem je fünfhundert Mann ſeiner Horden einer unſerer Offiziere beigegeben werden ſoll, welcher das Kommando übernimmt und das Strafrecht erhält. Sonſt würden unſere ſogenannten Freunde zwiſchen Himmel und Erde nichts übrig laſſen."

„Und dieſer Tſchambul hier? . . . Was ſoll mit ihm geſchehen?"

„Derſelbe iſt dem Könige zur Dispoſition geſtellt, ſozuſagen ein Geſchenk des Chans an den König, und wenn auch dieſer ihm nicht ganz umſonſt überlaſſen bleibt, ſo darf der Monarch doch nach Belieben mit ihm ſchalten und walten. Ich glaube, er wird mit uns zu Herrn Tſcharniezki geſandt werden."

„Nun, der wird die Banditen ſchon im Zaume zu halten verſtehen . . ."

„Um das zu können, müßte er ſtets mit ihnen ſein, denn hinter ſeinem Rücken würden ſie dennoch ſtehlen. Das glaube ich nicht! Man wird den Tſchambul auch dort gleich einem Offizier unterſtellen."

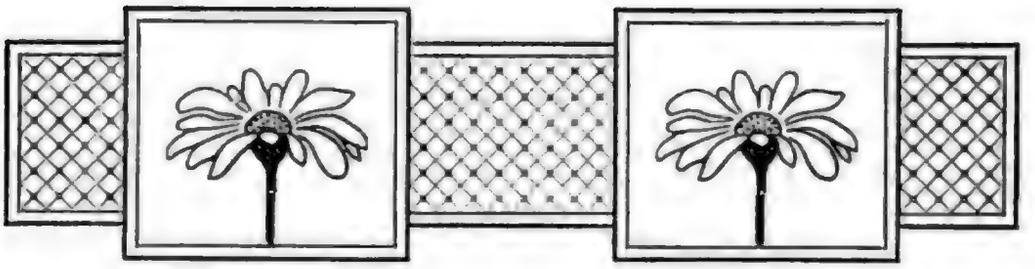
„Und ihr meint, daß der das Kommando bekommt? Was ſoll denn dann jener fette Aga thun?"

„Wenn der Offizier nicht auf den Kopf gefallen iſt, ſo wird dieſer Aga ihm gehorchen."

„Lebt wohl, meine Herren, lebt wohl! lebt mir wohl!" rief Kmiziz plötzlich.

„Wohin ſo eilig?"

„Zum Monarchen, ihn um die Gnade zu bitten, daß er dieſem Tſchambul mich an die Spitze ſtellt, daß er mir das Kommando anvertraut."



14. Kapitel.

Noch an demselben Tage erhielt Akbah-Ulan Audienz bei dem Könige. Er händigte dem Monarchen die Beglaubigungsschreiben und den Brief des Chan aus. Der letztere enthielt eine Wiederholung des Versprechens, ihm hunderttausend Mann Hilfstruppen gegen die Schweden zu stellen, sofern er auf der Stelle vierzigtausend Thaler ausgezahlt bekomme und sobald das erste Gras auf den Feldern, Wiesen und Steppen groß genug sein werde, eine so große Menge Pferde zu ernähren.

Bezüglich des soeben angelangten Tschambuls schrieb der Chan: „Diesen habe ich gesandt als Beweis meiner Liebe zu dem „liebsten Bruder", damit die Kosaken, welche noch immer widerspenstig sind, mit eigenen Augen sehen, daß die Verbrüderung zwischen uns wirklich besteht. Jede kleinste Ausschreitung gegen den schuldigen Gehorsam, die zu meiner Kenntnis gelangt, bin ich gesonnen, auf das Grausamste an den gesamten Kosakenstämmen zu strafen."

Der König empfing Akbah-Ulan sehr artig und schenkte ihm einen schönen Dolch, indem er ihm erklärte, daß Akbah unverzüglich mit seinen Tartaren zu Herrn Tscharniezki in das Feldlager gesandt werden würde, da es sein, des Königs, Wunsch sei, die Schweden zu überzeugen, daß der Chan ihm wirklich mit Hilfstruppen zur Seite stehe. Die Augen des Tartarenhäuptlings erglänzten, als er hörte, daß er unter Herrn Tscharniezkis Oberbefehl gestellt werden sollte, denn er kannte ihn aus der Zeit der Krimkriege und zollte ihm dieselbe Hochachtung, die alle die anderen Agas dem tapferen Polen entgegentrugen.

Weniger gefiel dem Aga ein anderer Passus in dem Briefe des Chan, worin der König gebeten wurde, den Tschambul unter das Kommando eines bewährten Offiziers zu stellen, welcher das Land genau kannte und gleichzeitig imstande war, den Akbah-Ulan samt seinen Tartaren von Raub und Brandschatzungen zurückzuhalten. Es hätte dem Aga viel mehr gefallen, wenn er keinen Patron über sich bekommen hätte; da es aber nun einmal Wunsch des Königs und ausdrücklicher Befehl des Chan war, so verbarg er sorgfältig seinen Aerger darüber, verneigte sich tief vor dem Könige und hoffte im Stillen, daß nicht der Patron sein Herr, sondern er der Herr des Patrons werden würde.

Kaum war der Tartar entlassen, kaum hatten sich die Senatoren entfernt, als Kmiziz, welcher während der ganzen Audienz sich im Gemach des Monarchen aufgehalten hatte, sich diesem zu Füßen warf und flehte:

„Allergnädigster Herr! Ich bin zwar der Gnade nicht würdig, die ich für mich erbitten will, aber sie ist mir so teuer als mein Leben. Beim Vater der Barmherzigkeit flehe ich um das Kommando über diesen Tschambul und die Erlaubnis, sogleich mit demselben ausrücken zu dürfen."

„Wir wollen dir diese Bitte nicht versagen," entgegnete Johann Kasimir etwas verwundert, „denn einen besseren Führer wüßten Wir nicht für denselben zu finden! Um diese Banditen im Zügel und Manneszucht zu halten, dazu bedarf es eines Mutes und einer Energie, wie nur du sie besitzest. Nur das können wir nicht zulassen, daß du sogleich ausrückst, denn deine Wunden sind noch nicht heil."

„O, ich fühle mich gesund! Streicht mir erst der Wind draußen um das Gesicht, dann schwindet auch die Schwäche, die Kraft kehrt wieder, und was die Tartaren betrifft — mit denen werde ich schon fertig, die werden in meinen Händen weich wie Wachs," antwortete Kmiziz.

„Warum aber hast du es denn so eilig? Wohin willst du?" frug der König.

„Zu den Schweden, Allergnädigster Herr! . . . Meine Mission hier ist zu Ende, denn was ich so sehnlich erstrebt, habe ich erreicht. Meine Sünden sind von mir genommen . . . . Ich will mit Wolodyjowski zu Tscharniezki, doch möchte ich auch auf eigene Faust nebenbei Krieg führen, d. h. den Feind hetzen und beunruhigen, wie ich einst den Chowanski gehetzt habe.

Ich vertraue auf Gott, daß er mein Vorhaben gelingen läßt," erklärte Kmiziz.

„Sprich! Dich zieht noch anderes ins Feld," befahl der König.

Kmiziz senkte das Haupt.

„Ich will Ew. Majestät wie einem eigenen Vater meine Seele offenbaren. Fürst Boguslaw, nicht zufrieden damit, daß er mich schmählich verleumdet hat, entführte das Mädchen, das ich liebe, von Kiejdan nach Tauroggen, ja er thut Schlimmeres als das, er stellt ihrer Unschuld nach, er beabsichtigt, sie zu entehren, oder er hat es schon gethan! . . . Allergnädigster Herr! . . . Ich verliere den Verstand bei dem bloßen Gedanken, in wessen Händen die Unglückselige sich befindet . . . Bei den Leiden Christi! Die Wundmale, die ich am Körper trage, schmerzen weniger als die Seelenpein, die ich leide. . . . Er hat sie glauben gemacht, daß ich ihm Ew. Majestät Leben verkaufen wollte; er hat mich zum Königsmörder gestempelt! . . . Ich ertrage das nicht länger, ich werde nicht ruhen, bis er in meinen Händen ist, bis ich sie von diesem Ungeheuer befreit habe . . . . Gebt mir, Allergnädigster Herr, diese Tartaren, und ich will schwören, daß ich nicht nur meine eigenen Interessen verfolgen, sondern auch so viel Schwedenköpfe Ew. Majestät zu Füßen legen will, daß dieser Schloßhof mit ihren Schädeln gepflastert werden könnte."

„Beruhige dich!" sagte der König.

„Wenn ich über meinen Privatsachen das wichtigste, die Verteidigung der Republik und der Majestät je versäumen könnte," fuhr Kmiziz fort, „würde ich nicht wagen, um dieses Glück zu bitten . . . Hier läßt sich beides vereinigen . . . Wird sich Gelegenheit bieten, die Schweden zu schlagen, so will ich an nichts anderes denken . . . . Finde ich aber den Verräter, so werde ich ihn verfolgen, sei es nach Kurland, sei es sogar bis über das Meer nach Schweden."

„Wir empfingen heute Nachrichten, daß Boguslaw mit Karolus im Begriff stehen, Elbing zu verlassen," erzählte der König.

„So will ich ihnen entgegen ziehen!" rief Kmiziz begeistert.

„Mit dem kleinen Tschambul? Du würdest gut zugedeckt werden!"

„Chowanski hatte Achtzigtausend bei sich und vermochte mich doch nicht zuzudecken."

„Was Wir an treuen Männern Unser nennen, das befindet

ſich bei Tſcharniezki. Sie werden ante omnia gegen ihn losziehen."

„Um ſo nötiger braucht er Sukkurs, Allergnädigſter Herr; ich will mich beeilen, zu ihm zu ſtoßen."

„Wohl! zu Herrn Tſcharniezki ſollſt du ziehen. Doch verbiete Ich dir, mit ſo geringen Streitkräften den Verſuch zu machen, nach Tauroggen vorzudringen. Der Fürſt hat alle ſeine Schlöſſer in Smudz dem Feinde zur Verfügung geſtellt; überall haben ſich dort ſchwediſche Kommandos eingeniſtet und Tauroggen liegt, wenn Ich nicht irre, dicht an der preußiſchen Grenze, unweit Tilſit," ſagte der König.

„Das iſt richtig," wagte Kmiziz einzuwerfen. „Ganz nahe der Grenze, doch auf polniſchem Gebiet, vier Meilen von Tilſit. Warum ſollte ich nicht dorthin gelangen können. Ich denke, daß ich nicht nur nicht Leute verlieren werde, ſondern auf dem Wege dahin eine Menge Zuzügler aufnehmen könnte. Auch das bitte ich Ew. Majeſtät in Betracht zu ziehen. Wo ich mich werde blicken laſſen, dort wird die ganze Gegend aufſäſſig gegen die Schweden werden. Ich möchte der Erſte ſein, der den Aufruf zur Erhebung nach Smudz, mitten in das Neſt der Feinde trägt; o, laßt mich gewähren, Allergnädigſter Herr! Ich bin es gewöhnt, mich in Gefahren zu bewegen."

„Du bedenkſt nicht, daß die Tartaren ſich weigern könnten, dir ſo weit zu folgen?"

„Sie ſollten es nur wagen," ſagte Kmiziz zähneknirſchend. „Seien es ihrer auch Vierhundert, ſo laſſe ich alle Vierhundert aufhängen. Bäume giebt es genug! . . . Sie ſollen es nur wagen, zu mucken! . . ."

„Androſch!" ſprach da der König gutgelaunt, während er mit den Augen zwinkerte, „wahrhaftig! einen beſſeren Hirten konnte Ich dieſer Herde nicht geben. Nimm ſie nur und führe ſie, wohin du Luſt haſt."

„Ich danke, Allergnädigſter Herr, mein gütiger Vater!" rief der Ritter, die Kniee des Monarchen umfaſſend.

„Wann willſt du ausrücken?"

„So Gott mir beiſteht, morgen!"

„Vielleicht wird das dem Aga noch zu früh ſein; möglicherweiſe will er die Pferde noch ſchonen."

„Wenn es ihm leid um ſeinen Gaul ſein ſollte, dann nehme ich ihn am Strick an den Sattelknopf, da kann er neben mir hertraben."

„Es ſcheint, du willſt ſehr ſtreng ins Zeug gehen. Verſuche

es mit Milde, solange es angeht, lasse Milde walten. . . . Und nun . . . Androsch . . . es ist heute schon spät, Wir sehen dich morgen noch vor deiner Abreise . . . Unterdessen nimm hier diesen Ring. . . . Sage deiner Königstreuen, du habest ihn von deinem Könige bekommen; er ließe ihr befehlen, seinen treuen Diener standhaft und treu zu lieben. . . ."

„Das walte Gott!" sagte Kmiziz, während seine Augen sich vor Rührung mit Thränen füllten. „Helfe mir Gott, keines anderen Todes zu sterben, als den Heldentod für König und Vaterland!"

Der König zog sich in seine Gemächer zurück. Kmiziz ging in sein Quartier, um Reisevorbereitungen zu treffen und zu überlegen, wohin zuerst er seine Schritte lenken sollte. Ihm fiel der Rat Charlamps ein, Olenka ruhig in Tauroggen unter dem Schutze der Fürstin zu belassen, falls sich herausstellen sollte, daß Boguslaw sich nicht dort befand. Bei der großen Nähe der Grenze konnte es nicht schwer fallen, in der höchsten Bedrängnis nach Tilsit zu entkommen. Uebrigens war anzunehmen, daß die Schweden immerhin die Witwe Radziwills respektieren würden, wenngleich sie auch ihren Bundesgenossen schmählich verlassen hatten. Reiste aber die Fürstin mit ihrem Gefolge nach Kurland, dann um so besser. Nach Kurland aber durfte Kmiziz seine Tartaren nicht führen, das war schon fremdes Gebiet.

Stunde um Stunde verrann unter diesen Vorbereitungen und Ueberlegungen. Noch immer dachte Kmiziz nicht an ein Ausruhen. Der Gedanke an den neuen Feldzug belebte ihn so sehr, daß er keine Müdigkeit spürte, vielmehr die Elastizität seines Körpers sich zu heben begann.

Endlich, gegen Morgen, waren die Knappen mit dem Verschnüren der Gepäckstücke fertig; sie schickten sich soeben an, zur Ruhe zu gehen, da kratzte plötzlich jemand an der Thüre herum.

„Wer ist da?" frug Kmiziz.

Da keine Antwort erfolgte, befahl er dem Pagen:

„Sieh nach, wer dort ist!"

Der Page ging und nachdem man hinter der Thür einen kurzen Wortwechsel vernommen, kehrte er zurück:

„Es steht ein Soldat draußen," meldete er, „der Ew. Liebden gleich zu sprechen wünscht; er sagt, Soroka sei sein Name."

„Laß ihn eintreten, schnell, schnell!" rief Kmiziz erregt.

Ehe noch der Page die Thür öffnen konnte, hatte er selbst sie schon aufgerissen und zog den Draußenstehenden herein.

„Soroka! alter Soroka! Herein!“

Der Soldat wollte, dem ersten Impulse folgend, seinem Hauptmann zu Füßen fallen und seine Kniee umklammern. War er ihm doch mehr Freund als Diener, ebenso treu, wie anhänglich. Doch das Subordinationsgefühl des Soldaten überwog; sich stramm in die Höhe richtend, sprach er:

„Ich melde mich gehorsamst zum Dienst!“

„Sei mir willkommen, lieber Waffenbruder!“ rief Kmiziz mit vor Freude blitzenden Augen. „Ich dachte, sie hätten dich bei Tschenstochau zu Mus gestampft!“

Er preßte den Kopf des Alten in seinen Händen, schüttelte und tätschelte ihn, was er sich wohl erlauben durfte, ohne sich selbst zu nahe zu treten, da Soroka von dem litauischen Kleinadel abstammte.

Jetzt erst wurde auch der alte Wachtmeister zutraulich.

„Woher kommst du?“ frug Kmiziz.

„Aus Tschenstochau, Ew. Liebden.“

„Und du hast mich gesucht?“

„Jawohl!“

„Wer hat euch dort denn gesagt, daß ich lebe?“

„Die Leute Kuklinowskis haben es erzählt. Der Herr Probst Kordezki hat einen Dankgottesdienst für eure Errettung abgehalten. Als später die Kunde zu uns drang, daß ein gewisser Babinitsch den König im Engpaß vom Tode errettet hat, da wußte ich gleich, daß niemand sonst als Ew. Liebden das sein konnte.“

„Wie geht es dem Herrn Probst? Ist er gesund geblieben?“

„Er ist gesund. Nur fürchten wir, daß eines Tages die Engel vom Himmel herniedersteigen und ihn uns bei lebendigem Leibe fortholen, denn er ist ein wahrer Heiliger.“

„Das ist er,“ stimmte Kmiziz zu. „Wie hast du erfahren, daß ich bei dem Könige in Lemberg bin?“

„Ich dachte mir, daß, wenn Ew. Liebden den König über die Berge geleitet haben, ihr auch hierher mitgegangen sein werdet. Aber ich hatte schon Furcht, zu spät zu kommen.“

„Morgen wäre es zu spät gewesen. Wir rücken morgen mit den Tartaren aus.“

„Das trifft sich gut, denn ich bringe Ew. Liebden zwei Geldkatzen; die eine, die ich stets tragen mußte, die andere, die ihr trugt. Sie sind beide noch gefüllt. Außerdem habe ich jene glänzenden Steinchen mitgebracht, welche wir einmal den

Bojaren abgenommen, und auch diejenigen, welche wir der Schatzkammer Chowanskis entnommen haben," sagte Soroka.

„Ach, das waren gute Zeiten," versetzte Kmiziz. „Doch viel kann davon nicht mehr vorhanden sein, denn ich habe ein paar Handvoll davon dem Probst Kordezki für das Kloster dagelassen."

„Ich weiß nicht, wie viel noch da ist," entgegnete Soroka, „aber der Herr Probst sagte, man könne gut noch zwei große Güter dafür kaufen."

Während er das sagte, näherte der Wachtmeister sich dem Tische und begann die Geldkatzen abzuschnallen.

„Die Steinchen sind in dieser Blechflasche," setzte er hinzu, indem er neben die beiden Ledersäcke eine Blechbüchse stellte, wie die Soldaten sie zur Aufbewahrung von Branntwein hatten.

Kmiziz sprach nicht. Er schüttete aus einem der Säcke eine Handvoll Goldgulden und reichte sie, ohne sie zu zählen, dem Wachtmeister hin.

„Da nimm!"

„Ich lege mich Ew. Liebden zu Füßen!" sagte dankend Soroka. „Ach, wenn ich doch unterwegs nur einen einzigen solchen Dukaten gehabt hätte."

„Was willst du damit sagen?" frug der Ritter.

„Ich bin vom Hungern ganz schwach geworden. Man wird in jetziger Zeit selten mit einem Bissen Brot traktiert, denn jeder fürchtet selbst den Hunger. Da konnte ich vor Schwäche kaum noch meine Beine erschleppen."

„Aber Mensch! Du hattest doch alles das bei dir," sagte Kmiziz.

„Ohne Erlaubnis durfte ich nichts davon nehmen," entgegnete Soroka barsch.

„Halt fest!" rief Herr Kmiziz, ihm noch eine Handvoll reichend. Dann herrschte er die Knappen an:

„Hurtig, ihr Schelme! Schafft Essen her! Seid ihr nicht bald damit da? Ich reiße euch die Köpfe ab."

Die Knappen rannten einander in der Eile fast um; in wenigen Augenblicken darauf stand vor Soroka eine große Schüssel mit geräucherter Bratwurst und eine Flasche Branntwein.

Der Soldat verschlang mit den Augen die begehrte Stärkung; er wagte aber nicht, in Gegenwart des Hauptmanns sich zu sättigen.

„Setz' dich nieder! Iß!" kommandierte Kmiziz.

Kaum war das Kommando gesprochen, da knackte auch

ſchon die Wurſt zwiſchen den Zähnen Sorokas. Verwundert ſchauten die Knappen ihm zu.

„Macht, daß ihr fortkommt," ſchnauzte Kmiziz ſie an.

Die Jungen verſchwanden augenblicklich hinter der Thür. Kmiziz ging ſtillſchweigend in der Stube auf und nieder, denn er wollte den treuen Diener nicht beim Eſſen ſtören. Dieſer ſchielte jedesmal, wenn er einen Schluck aus der Flaſche nehmen wollte, ſeitwärts nach dem Hauptmann, um zu ſehen, ob dieſer auch nicht darüber zürne, zuletzt drehte er ſich der Wand zu und leerte die Flaſche in einem Zuge.

Kmiziz wanderte unaufhörlich auf und nieder. Er ſchien die Anweſenheit Sorokas ganz vergeſſen zu haben, denn er begann im Selbſtgeſpräch zu reden:

„Es hilft nichts!" murmelte er. „Ich muß jenen hinſchicken . . . Ich werde ihr ſagen laſſen . . . Das wird nichts nützen! . . . Sie wird nicht glauben! . . . Einen Brief wird ſie nicht leſen wollen, weil ſie mich für einen ſchlechten Hund hält . . . Er ſoll ihr nicht unter die Augen treten . . . nein, . . . nur ſehen ſoll er und mir berichten, was dort geſchieht."

Hier rief er plötzlich:

„Soroka!"

Der Soldat ſprang ſo haſtig auf, daß er faſt den Tiſch umgeworfen hätte, und ſtand ſtramm.

„Zu Befehl!"

„Du biſt eine treue Seele und zuverläſſig in der Not. Du ſollſt einen weiten Weg machen, doch nicht dabei hungern."

„Zu Befehl!"

„Du gehſt nach Tauroggen an der preußiſchen Grenze . . . dort wohnt das Fräulein Billewitſch . . . beim Fürſten Boguslaw . . . Du wirſt auskundſchaften, ob er ſelbſt dort iſt und alles genau ſehen und behalten, was dort vorgeht . . . Dem Fräulein wirſt du nicht unter die Augen treten, es ſei denn, daß der Zufall es fügt . . . Dann kannſt du ihr auf Eid verſichern, daß ich es war, der den König durch das Gebirge brachte, und daß ich bei der Perſon des Königs bin. Sie wird dir zwar nicht glauben wollen, denn der Fürſt hat ihr geſagt, daß ich dem Leben des Königs nachſtelle, was eine hundsſöttiſche Lüge iſt."

„Zu Befehl!"

„Du trittſt ihr nicht unter die Augen, denn ſie wird dir doch nicht glauben . . . Aber ſollte der Zufall es fügen, daß ſie dich ſieht, dann ſage ihr alles, was du weißt. Und habe

ein wachſames Auge und Ohr! Und ſei vorſichtig bezüglich deiner, denn wenn der Fürſt dort iſt und er oder einer ſeiner Hofſchranzen dich erkennt, dann kannſt du ſicher ſein, daß ſie dich pfählen! . . .“

„Zu Befehl!“

„Ich hätte den alten Kiemlitſch geſchickt, doch der iſt in jener Welt; er iſt im Engpaß tot geblieben und ſeine Söhne ſind zu dumm zu ſolch einer Miſſion, die ſollen bei mir bleiben. Warſt du ſchon einmal in Tauroggen?“

„Nein, Ew. Liebden!“

„Du gehſt alſo nach Schtſchutſchin, von dort immer die Grenze entlang bis nach Tilſit hinauf . . . Tauroggen wird etwa vier Meilen davon, gradeüber liegen . . . auf unſerer Seite . . . Bleibe dort in Tauroggen, bis du alles gut ausgekundſchaftet haſt, dann kehre zu mir zurück . . . Du wirſt mich finden, wo ich bin . . . Frage nur nach den Tartaren und nach dem Herrn Babinitſch . . . Und nun mache, daß du ſchlafen kommſt; gehe zu den Kiemlitſch! . . . Morgen reiten wir!“

Nach dieſen Worten entfernte ſich Soroka. Kmiziz konnte noch lange nicht einſchlafen; endlich übermannte ihn die Müdigkeit, er ſchlief feſt, wie ein Stein.

Am Morgen erwachte er erfriſcht und geſtärkt; er fühlte ſich kräftiger als am Tage zuvor. Bei Hofe war ſchon alles auf den Beinen, die täglichen Beſchäftigungen in vollem Gange. Kmiziz lenkte ſeine Schritte der Kanzlei zu, um ſich ſeine Ernennung zum Kommandanten des Tſchambul ausfertigen und den Geleitſchein aushändigen zu laſſen. Dann ging er zu Subaghaſi-Bei, dem Führer der Geſandſchaft des Chan in Lemberg, mit welchem er eine lange Unterredung hatte.

Im Verlaufe dieſer Unterredung waren die Hände des Herrn Andreas zweimal in die Tiefen ſeiner Rocktaſche verſchwunden und gefüllt wieder daraus aufgetaucht. Dafür tauſchte der Geſandte beim Abſchied mit ihm den Helm und händigte ihm ein Szepter mit grünem Federbuſch an der Spitze und etliche Ellen gleichfarbige ſeidene Schnur ein.

So ausgeſtattet ließ Kmiziz ſich beim Könige melden, welcher ſoeben von der heiligen Meſſe aus der Kathedrale zurückgekehrt war. Noch einmal dankte er ſeinem Wohlthäter fußfällig für die empfangenen Gnaden, ſodann begab er ſich mit den beiden Kiemlitſch und ſeinen Knappen direkt zu Akbah-Ulan, welcher mit ſeinem Tſchambul außerhalb der Stadt lag.

Der alte Tartar legte bei seinem Anblick die Hand an Stirn, Lippen und Brust, zum Zeichen der Ergebenheit. Als er aber erfuhr, wer Kmiziz war und zu welchem Zweck er hier erschienen war, verdüsterte sich sein Angesicht und nahm den Ausdruck hochmütigen Stolzes an.

„Da der König dich mir als Führer sendet," sagte er in gebrochenem Reußisch, „so wirst du mir die Wege weisen, auf denen wir dorthin gelangen, wohin wir gehen sollen, obgleich ich auch ohne dich meinen Weg finden würde. Du scheinst mir noch jung und unerfahren."

„Er schreibt mir die Stellung vor, die er mir zu geben gedenkt," dachte Kmiziz, „ich will politisch mit ihm verfahren, so lange es angeht."

Dann sagte er laut:

„Höre Akbah-Ulan! Der König hat mich als Kommandierenden und nicht als Wegweiser hierher gesandt . . . Ich sage dir, du thätest gut, dich dem Willen des Königs zu fügen."

„Ueber die Tartaren hat der Chan, nicht der König das Oberkommando!" antwortete Akbah-Ulan.

„Akbah-Ulan! merke dir!" wiederholte Kmiziz mit Nachdruck. „Der Chan hat dich dem Könige geschenkt, so wie man etwa einen Hund oder einen Falken verschenkt, darum widersetze dich ihm nicht, sonst könnte geschehen, daß man dich wie einen Hund an den Strick nimmt."

„Allah!" schrie der Tartar empört auf.

„Mäßige dich und reize mich nicht!" warnte Herr Andreas.

Die Augen Akbah-Ulans unterliefen mit Blut, die Adern in seinem Nacken schwollen an, daß sie wie dicke Stricke hervortraten, seine Hand fuhr nach dem Krummsäbel. Er konnte lange keinen Laut hervorbringen, endlich preßte er zwischen den Zähnen hervor:

„Ich morde dich! Ich morde dich!"

Herr Andreas war als Hitzkopf bekannt. Er hatte lange genug politisiert; seine Geduld war am Ende. Wie von einem giftigen Insekt gestochen fuhr er empor, faßte mit der Hand den Kinnbart des Tartaren, riß ihm das Kinn in die Höhe, so daß das Gesicht desselben nach der Stubendecke gerichtet war, und rief zähneknirschend:

„Jetzt höre, du Hundesohn! Du möchtest niemanden über dir wissen, damit du brandschatzen, rauben, morden kannst! . . . Zum Wegweiser möchtest du mich degradieren! Da, hier hast du den Wegweiser! hier hast du ihn!"

Während er das sagte, schlug Kmiziz den Kopf Akbah-Ulans ein über das andere Mal an die Wand.

Endlich ließ er ihn los. Der Aga war ganz betäubt; er griff nicht mehr nach der Waffe. Kmiziz hatte, seinem Impulse folgend, das rechte Mittel gefunden, den Morgenländer von seinem Abhängigkeitsverhältnis zu überzeugen. So konnte Akbah-Ulan trotz seiner Wut und seinem zerschlagenen Kopfe doch dem Gedanken nicht wehren, wie mächtig und siegesgewohnt dieser junge Ritter sein müsse, da er es wagte, mit ihm, dem Akbah-Ulan, auf diese Weise umzuspringen. Seine bluttriefenden Lippen abwischend, wiederholte er dreimal das Wort:

„Bagadyr! Bagadyr! Bagadyr!"

Inzwischen hatte Kmiziz sich den Helm Subaghasis aufgestülpt und das grüne Szepter, das Abzeichen der tartarischen Oberfeldherren, welches er bisher im Gürtel seines Wamses verborgen gehalten hatte, hervorgezogen.

„Sieh' hier, Kanaille! und hier!"

„Allah!" schrie Ulan entsetzt.

„Und hier!" setzte Kmiziz hinzu, während er die grüne Schnur aus der Tasche zog.

Aber Akbah-Ulan lag schon zu den Füßen seines Herrn und Meisters und berührte demütig den Boden mit seiner Stirn.

Eine Stunde später bewegte sich der Tschambul in langem Zuge auf der Landstraße, welche von Lemberg nach Groß-Otschy zu führt. Kmiziz saß auf einem herrlichen Streitroß, welches der König ihm beim Abschied geschenkt, und umkreiste den Zug, wie ein Schäferhund seine Herde. Akbah-Ulan verwandte keinen Blick von dem jungen Ritter; in seinem Angesicht malte sich ein Gemisch von Schrecken und Bewunderung.

Die Tartaren, meist große Kenner kriegstüchtiger Männer, hatten auf den ersten Blick das Uebergewicht des Helden erkannt; sie wußten im voraus, daß ihnen unter seiner Leitung reiche Beute sicher sei, daher zogen sie fröhlich mit ihm, singend und pfeifend. Kmiziz aber schwoll das Herz beim Anblick dieser Gestalten vor Freude. Glichen sie doch den Tieren des Waldes, da sie mit Pelzen und Elefantenhäuten bekleidet waren, deren haarige Seite nach außen gekehrt war. Ein Meer zottiger Köpfe wogte, den Bewegungen der Rosse nach, vor ihm her. Er zählte sie und überlegte dabei, was alles sich mit diesen Wilden unternehmen und erreichen lassen würde.

„Ein seltsames Kriegsheer," dachte er. „Mir ist als stünde

ich an der Spitze einer Herde raubgieriger Wölfe. Aber gerade sie brauche ich. Warte Boguslaw, warte!"

Er war stets sehr selbstbewußt. So kamen ihm auch jetzt Gedanken, die dieser Charaktereigenschaft entsprangen.

„Gott hat mich mit Besonnenheit und Entschlossenheit ausgestattet," sagte er für sich — „auch mit Glück! Gestern noch war ich nur Befehlshaber meiner beiden Kiemlitsch — heut bin ich Kommandant über vierhundert berittene Leute . . . Wenn erst der Tanz beginnt, hoffe ich bald ein Tausend oder zwei solcher Vagabunden unter mir zu haben, die den früheren Genossen gleich kommen . . . Warte nur, Boguslaw! Warte!"

Gleich darauf suchte er sein böses Gewissen zu beruhigen:

„Dabei soll das Vaterland und die Majestät nicht zu kurz kommen; ich will ihnen redlich dienen."

Seine gute Laune nahm zu, je länger er unterwegs war. Es machte ihm Vergnügen, zu sehen, wie die Juden, die Bauern, selbst Adlige und sogar größere Abteilungen der Mannschaften vom allgemeinen Aufgebot sich beim Anblick seiner Soldateska entsetzten. Es war neblig, die Luft von feuchten Dünsten erfüllt; da geschah es, daß Entgegenkommende erst ganz in der Nähe erkannten, wen sie vor sich hatten. Schreckensrufe wurden alsdann laut:

„Das Wort ist Fleisch geworden!"

„Jesus, Maria, Josef!"

„Die Tartaren! Eine Horde!"

Aber die Tartaren zogen friedlich an den Britschkas, den Frachtwagen, Pferdekoppeln und Vorüberziehenden vorbei. Ihr Kommandant erteilte die Erlaubnis zum Rauben nicht; er hatte es verboten und ihm hatten sie zu gehorchen, denn sie hatten mit eigenen Augen gesehen, wie Akbah-Ulan ihm beim Aufsteigen auf das Pferd den Steigbügel gehalten hatte.

Lemberg lag schon weit hinter ihnen im Nebel. Die Tartaren hatten aufgehört zu singen. Sie zogen schweigend ihres Weges, ganz eingehüllt in die Wolken, die den dampfenden Pferden entstiegen. Plötzlich ertönte lautes Pferdegetrappel hinter ihnen.

Gleich darauf erschienen zwei Reiter, welche schnurstracks an dem Zuge vorüber auf Kmiziz zu ritten. Es war Herr Wolodyjowski und der Pächter von Wonsotsch.

„Halt! halt!" rief der kleine Ritter.

Kmiziz hielt sein Pferd an.

„Ihr seid es?" frug er erstaunt.

Wolodyjowski riß sein Pferd, daß es auf dem Fleck stille stand.

„Meine Reverenz!“ sagte er. „Hier sind Briefe vom Könige. Einer an euch, einer an den Wojewoden von Witebsk.“

„Ich bin doch auf dem Wege zu Herrn Tscharniezki und nicht zu dem Herrn Sapieha.“

„Lest nur erst den Brief!“

Kmiziz erbrach das Siegel und las wie folgt:

„Wir erfahren soeben durch einen Eilboten vom Herrn Wojewoden von Witebsk, daß der Herr Wojewode seinen Zug nach Kleinpolen nicht fortsetzen kann und nach Podlachien zurückkehren muß, weil Fürst Boguslaw mit einer ungeheuren Heeresmacht nicht beim Könige von Schweden geblieben ist, sondern gen Tykozin zieht, um den Herrn Sapieha zu überfallen. Da nun Herr Sapieha viele seiner Truppen auf Stationen hat verteilen müssen, so befehlen Wir Dir, mit Deinen Tartaren dem Herrn Wojewoden zu Hilfe zu eilen, und da mit dieser Aenderung des Reiseplanes auch Deinem Wunsche Genüge geschehen muß, so brauchen Wir Dir Eile wohl nicht erst anzuempfehlen. Der zweite Brief ist an den Herrn Wojewoden gerichtet. Wir empfehlen in demselben Unseren treuen Diener, den Herrn Babinitsch, dem Wohlwollen des Herrn Wojewoden auf das Wärmste und stellen Euch beide unter den Schutz Gottes. Johann Kasimir, König.“

„Beim allmächtigen Gott! Das ist eine Nachricht für mich!“ rief Kmiziz aus. „Wie soll ich das meinem Herrn und Könige danken!“

„Das dachte ich mir!“ entgegnete der kleine Ritter. „Darum habe ich mich erboten, euch selbst die Nachricht zu bringen, aus purer Liebe zu euch und aus Barmherzigkeit, denn ich habe ja eure Verzweiflung mit angesehen und ich wollte die Briefe sicher in euren Händen wissen.“

„Wann kam der Bote des Wojewoden an?“

„Wir waren beim Könige zu Tische geladen; die beiden Herren Skrzetuski, Herr Sagloba, Charlamp und ich. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was Sagloba dort aufgeschnitten hat; wie er von der Unbeholfenheit Sapiehas sprach und seine eigenen Verdienste hervorhob. Dem Könige rannte vor Lachen das Wasser über die Wangen und die beiden Hetmane hielten sich unaufhörlich die Seiten. Da trat der Kammerdiener mit einem Briefe in der Hand ein. Der König fuhr ihn an: ‚Laßt Mir doch eine Stunde Ruhe, scheer dich zum Henker jetzt mit

dem Briefe bis auf später; vielleicht enthält er schlimme Nachrichten'. Erst als der Kammerdiener meldete, der Brief sei von Herrn Sapieha durch einen Eilboten gesandt, las er ihn. Es waren wirklich schlechte Nachrichten, denn der Brief bestätigte das, was man schon lange befürchtet hatte. Der Kurfürst hat sich, allen seinen Versprechungen zum Trotz, mit den Schweden verbunden."

„Also ein neuer Feind!" rief Kmiziz. „Als ob wir ihrer nicht ohnehin genug hätten."

Er faltete die Hände.

„Großer Gott!" seufzte er. „Herr Sapieha soll mich nur auf acht Tage nach Kurpreußen schicken. Man sollte dort bis ins zehnte Glied meiner und meiner Tartaren gedenken!"

„Es ist nicht unmöglich, daß es geschieht," antwortete Herr Wolodyjowski. „Doch zuvor müßt ihr Boguslaw aus dem Wege räumen, der, durch kurfürstliche Truppen stark unterstützt, den Zug nach Podlachien angetreten hat."

„Ich werde ihn treffen, so wahr Gott im Himmel ist!" schwor Kmiziz mit leuchtenden Augen. „Hättet ihr mir die Ernennung zum Wojewoden von Wilna gebracht, eine größere Freude wäre mir nicht dadurch widerfahren, als durch den erhaltenen Befehl!"

„Das sagte der König auch. Seine Majestät meinte gleich: ‚Das ist etwas für Androsch, dem wird das Herz im Leibe hüpfen vor Vergnügen!' Der Kammerdiener sollte sofort mit der Botschaft an euch fortreiten, doch ich erbot mich sogleich dazu, indem ich betonte, daß ich noch Abschied von euch nehmen müsse."

Kmiziz beugte sich vom Pferde herab und küßte den kleinen Ritter.

„Kein Bruder hätte das für mich gethan, was ihr mir schon Gutes erwiesen," sagte er gerührt. „Ich hoffe zu Gott, daß ich euch einmal alles danken kann!"

„Bah!" entgegnete Wolodyjowski. „Ich wollte euch ja einst erschießen lassen!"

„Weil ich damals nichts Besseres wert war. Mir wäre nur recht geschehen! Gott soll mich gleich in der ersten Schlacht umkommen lassen, wenn ich unter allen Rittern einen mehr liebe als euch!"

Sie herzten sich wieder. Beim Abschiednehmen sagte Wolodyjowski noch:

„Hütet euch vor Boguslaw! Hütet euch! Mit ihm ist nicht gut Kirschen essen!“

„Einer von uns beiden muß sterben!“

„Gut!“ sprach Wolodyjowski.

„Ach, daß ihr mir doch etwas von eurer Fechtkunst lehren könntet!“ seufzte Kmiziz. „Ihr seid ein genialer Fechtmeister! Doch dazu fehlt uns die Zeit! . . . Aber die Engel im Himmel werden mir beistehen. Sein Blut muß ich sehen; es sei denn, daß Gott vorher schon meine Augen auf ewig schließt.“

„Gott stehe euch bei! . . . Glückliche Fahrt! . . . Und übt gute Rache an den Feinden!“

„Das soll geschehen!“ rief Kmiziz. „Lebt wohl!“

Herr Wolodyjowski winkte Rzendzian herbei, welcher sich unterdessen mit Akbah-Ulan über die Heldenthaten Kmiziz' und seinen Sieg über Chowanski unterhalten hatte. Sie traten den Rückweg nach Lemberg an, während Kmiziz auf dem Flecke seine Tartaren schwenken ließ und mit ihnen dem Norden zuzog.

15. Kapitel.

Obgleich die Tartaren, besonders die aus der Dobrudscha, auch in der offenen Feldschlacht tapfer ihren Mann standen, so führten sie doch viel lieber Krieg gegen Wehrlose, d. h. gegen alte Männer, gegen unschuldige Frauen, welche sie besonders gern in Gefangenschaft mit sich nahmen, gegen Bauern, die sie ihrer Habe beraubten. Darum war dem Tschambul, welchen Kmiziz führte, der Ritt durch das Land kein kurzweiliger, weil die unerbittliche Strenge ihres Kommandanten sie von jeder Ausschreitung zurückhielt. Die Wölfe mußten sich in Lämmer verwandeln, ihre Beile in den Scheiden halten, die Sehnen der Bogen lose spannen und die Lassos in den Taschen aufbewahren. Anfangs murrten sie heftig.

In der Nähe von Tarnogrod blieben absichtlich einige von ihnen zurück, um den roten Hahn auf ein Dach zu setzen und ein paar junge Dirnen einzufangen. Kmiziz war beim ersten Aufleuchten der Flamme auf dem Wege nach Tomaschow zu umgekehrt und hatte sie, immer einer den anderen, sich aufzuhängen befohlen. Akbah-Ulan sah der Exekution nicht nur ruhig zu, sondern feuerte die Missethäter an, das Aufhängen zu beschleunigen, da sonst der „Bagadyr" zornig werden möchte. Seitdem gingen die übrigen wie die Lämmer im Zuge und drängten sich in den Ortschaften in dichte Haufen zusammen, damit nicht etwa einen von ihnen der Verdacht einer Schuld treffen konnte. Trotz der großen Strenge, mit welcher die Exekution ausgeführt worden war, erweckte sie nicht einmal Haß bei ihnen gegen den Hauptmann. Kmiziz war immer so glücklich, von seinen Untergebenen geliebt zu werden.

Er ließ ihnen aber auch keine Not ankommen und kein Unrecht widerfahren. Das Land war zwar durch die Raubzüge Chmielnizkis und Scheremets arg verwüstet, so daß die Beschaffung von Lebensmitteln ein schweres Stück Arbeit war. Trotzdem sorgte er, daß die Leute zur rechten Zeit ihre Nahrung erhielten und nicht Hunger zu leiden brauchten. Wo die Einwohner widerspenstig die ihnen zu Gebote stehenden Lebensmittel vorenthalten wollten, da half er ihren Starrsinn mit etlichen Stockschlägen überwinden.

Das nahm die Tartaren sehr für ihren Hauptmann ein. Für ihre Ohren war das Geschrei der Geschlagenen Musik. Sie lobten ihn und sagten dann stets: „Eh! unser Kmita, unser Falke, läßt seine Lämmer nicht Not leiden.“ So kam es, daß die Leute nicht abmagerten, sondern eher an Körperfülle zunahmen. Der alte Ulan, dessen Bäuchlein immer runder wurde, betrachtete den jungen Ritter mit immer größerer Bewunderung.

„Wenn Allah mir einen Sohn geschenkt hätte, dann hätte ich ihn mir gewünscht wie diesen; ich würde einst im Alter nicht Hungers zu sterben brauchen,“ sprach er oft für sich.

Kmiziz klopfte ihm von Zeit zu Zeit den Schmerbauch und sagte scherzend:

„Höre einmal, Eberchen! Wenn die Schweden dir nicht etwa deinen Bauch aufschlitzen, dann sammelst du mit der Zeit alle Vorratskammern der Welt hier drinnen!“

„Die Schweden? Wo sollen die herkommen? Die Lassos faulen in unseren Taschen,“ seufzte Ulan.

Seine Seele lechzte nach einer Schlacht. Zuerst war der Tschambul durch eine Gegend gezogen, die von der schwedischen Invasion noch unberührt geblieben war, weiterhin durch Ländereien, wo die Schweden einzelne größere Trupps in Schlössern stationiert hatten, die aber bereits sämtlich von den Konföderierten vertrieben worden waren. Dafür begegneten sie häufig kleineren und größeren Abteilungen Adliger und Bauern, die nach allen Richtungen hin das Land durchschwärmten. Zuweilen geschah es, daß dieselben sie aufhielten und eine drohende Haltung gegen sie annahmen. Es bedurfte dann oft großer Mühe, die Angreifer zu überzeugen, daß sie es nicht mit Feinden, sondern mit Verbündeten zu thun hatten.

Endlich langten sie in Samoschtsch an. Wie staunten die Tartaren über die Stärke der Mauern dieser Festung, und ihre

Bewunderung wuchs noch, als sie vernahmen, daß an diesen Mauern die Macht Chmielnizkis gebrochen worden war.

Als ein Zeichen großer Gnade und Vertrauens, gestattete ihnen Herr Samojski, der Kommandant der Festung, in dieselbe einzutreten und die Stadt in Augenschein zu nehmen. Man öffnete ihnen das sogenannte Ziegelthor, weil es das stattlichste war, die anderen beiden Thore waren aus Steinen aufgeführt. Kmiziz selbst konnte sein Staunen über die Schönheit der breiten geradlinigen Straßen, der schönen Häuser, des Schlosses, der Akademie und die Stärke der mächtigen Festungswerke nicht bemeistern. So wenig, wie irgend ein anderer Magnat mit dem Enkel des großen Kanzlers einen Vergleich auszuhalten vermochte, so wenig konnte das jede andere befestigte Stadt mit Samoschtsch.

Wahrhaftes Entzücken aber ergriff die Tartaren beim Anblick desjenigen Teiles der Stadt, welcher den Armeniern eingeräumt war. Ihre Nüstern sogen mit Behagen den Duft, welchen die großen Lager Saffian ausströmten, welchen die Kunsthändler aus Saffa direkt bezogen, während die kostbaren Kleinigkeiten, morgenländische Teppiche, Gürtel, mit Edelsteinen besetzte Säbel, Dolche, Bogen und Köcher, türkische Lampen und sonstige schönen Dinge, ihnen herrliche Augenweide boten.

Herr Samojski selbst gefiel Herrn Andreas ausnehmend gut. Er war ein kleiner König in seinem Samoschtsch; ein Mann in der Blüte der Jahre, obwohl etwas kränklich, da er in frühester Jugend seinen Leidenschaften nicht genügend Zügel angelegt hatte. Er liebte noch heute das zarte Geschlecht, und seine Gesundheit war nicht so sehr zerrüttet, daß der ihm angeborene Frohsinn darunter hätte leiden sollen. Er war noch unvermählt, denn — obgleich er überall in den höchsten Adelskreisen mit offenen Armen empfangen worden wäre, — war er doch der Ansicht, daß kein Fräulein schön genug für ihn sei. Etwas später dann fand er eine Frau nach seinem Geschmack in der Person einer jungen Französin, die, obgleich bis über die Ohren in einen anderen verliebt, dennoch ohne Zaudern die Hand Samojskis seines Reichtums wegen annahm, nicht ahnend, daß jener andere Verschmähte dereinst sein und damit auch ihr Haupt mit einer Krone zu schmücken vom Schicksal bestimmt war.

Der Herr von Samoschtsch zeichnete sich nicht durch großen Witz aus; er besaß davon gerade so viel, als er für sich brauchte. Er bemühte sich nicht um Aemter und Würden, die ihm un-

verlangt zufloſſen, und wenn ſeine Freunde ihn wegen ſeines Mangels an Ehrgeiz tadelten, dann widerlegte er ſie, indem er ſagte:

„Das iſt nicht wahr! Mir fehlt der Ehrgeiz nicht; ich beſitze mehr davon als diejenigen, welche aus Sucht nach Erhöhungen zu Schmeichlern werden. Wozu ſoll ich mich in den Winkeln der großen adligen Hofhaltungen herumquetſchen? Hier in Samoſchtſch bin ich nicht nur Ich, der Johann Samojski, ſondern vor allem der Selbſtherr Samojski.“

Darum nannte man ihn allgemein den Selbſtherrn, worüber er ſehr vergnügt war. Gern kehrte er den ſchlichten Mann heraus; wenngleich er eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen hatte und in ſeiner Jugend viel gereiſt war. Er nannte ſich ſelbſt nur einen ſchlichten Edelmann und betonte bei jeder Gelegenheit die Mittelmäßigkeit ſeines Standes; vielleicht wollte er dadurch den Widerſpruch der anderen herausfordern, vielleicht auch unter dieſer Beſcheidenheit ſeine mittelmäßigen Geiſtesgaben verbergen. Im übrigen war er ein ſehr geachteter Mann und ein beſſerer Sohn der Republik, als viele andere.

Er war Kmiziz ſehr lieb geworden und auch Kmiziz gefiel dem Herrn ſehr wohl. Deshalb lud er den Ritter in die Gemächer ſeines Schloſſes, denn auch das liebte er, daß man ſeine Gaſtfreundſchaft lobte.

Herr Andreas lernte im Schloſſe viele angeſehene Perſonen kennen, beſonders die Fürſtin Griſeldis Wisniowiezka, welche die Schweſter Herrn Samojskis und die Witwe des großen Jeremias Wisniowiezki war, der ſeinerzeit der größte Magnat der Republik geweſen, aber ſein ganzes ungeheures Vermögen während der Invaſion der Koſaken verloren hatte, ſo daß nunmehr die Fürſtin bei ihrem Bruder Johann das Gnadenbrot aß. Sie war eine impoſante, majeſtätiſche Erſcheinung, ausgeſtattet mit den ſchönſten weiblichen Tugenden, und ihr Bruder Johann war der eifrigſte ihrer Verehrer, denn er fürchtete ihr geiſtiges Uebergewicht wie das Feuer. Er that ihr allen Willen und holte in jeder Angelegenheit von Wichtigkeit ihren Rat ein. Man ſagte, die Fürſtin wäre eigentlich der Herr von Samoſchtſch, die Gebieterin über alle Schätze, Wälle und Kanonen der Stadt, ja ihres Eigentümers ſelbſt. Doch machte ſie nie Gebrauch von ihrer Macht; ſie lebte ſtill dem Andenken ihres Mannes und der Erziehung ihres Sohnes.

Dieſer Sohn war vor kurzem vom Wiener Hofe auf kurze Zeit in die Heimat zurückgekehrt und weilte gegenwärtig bei

der Mutter. Er war noch sehr jung, aber Kmiziz suchte vergebens bei ihm nach Eigenschaften, welche den Sohn eines so großen Mannes hätten auszeichnen sollen.

Die Gestalt des jungen Fürsten war schön, das Gesicht ungewöhnlich groß, aber die Züge desselben verschwommen, die Augen hervortretend, der Blick scheu. Sein Mund war groß, die Lippen stark entwickelt und immer feucht, wie bei Menschen, die die Freuden der Tafel lieben. Dichtes, rabenschwarzes Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab. Dieses Haar und die hellbräunliche Hautfarbe waren sein Erbteil vom Vater.

Diejenigen, welche ihn näher kannten, versicherten Herrn Kmiziz, daß dem jungen Fürsten eine edle Seele innewohne, daß er ein sehr entwickeltes Begriffsvermögen, ein außerordentliches Gedächtnis besitze, vermöge dessen er fast alle fremden Sprachen sprechen gelernt, und daß nur seine große körperliche und geistige Trägheit, sowie seine große, an Gefräßigkeit grenzende Eßlust, diesem sonst ungewöhnlichen Prinzen als Fehler angerechnet werden könnten.

Während einer längeren Unterhaltung mit dem Prinzen überzeugte sich Kmiziz auch, daß derselbe viel Verstand, ein treffendes Urteil und außerdem die Gabe besaß, die Menschen für sich einzunehmen. Er gewann ihn bald lieb, d. h. er fühlte ein gewisses Mitleid mit ihm, ein Verlangen, dieser vaterlosen Waise zu dem glänzenden Lose zu verhelfen, auf welches er durch seine hohe Geburt ein Recht hatte.

Doch schon bei dem nächsten Mittagessen konnte Kmiziz sich überzeugen, wie Recht diejenigen hatten, die des Prinzen Gefräßigkeit tadelten! Der Prinz schien für nichts anderes Sinn zu haben, als für das Essen. Seine hervorstehenden Augen folgten unaufhörlich den verschiedenen Schüsseln, sie schienen die Speisen zu verschlingen, und wenn er sich vorlegte, that er es in ungeheuren Mengen, welche er hastig und mit häßlichem Schnalzen der Lippen verschlang. Das blasse Gesicht der Fürstin erbleichte bei diesem Anblick noch mehr und nahm den Ausdruck tiefer Betrübnis an. Dem Herrn Andreas aber wurde so übel zu Mute, daß er den Prinzen nicht mehr ansah und seinen Blick dem Selbstherrn Samojski zuwandte.

Der Herr Starost sah aber weder den Prinzen Michael, noch seinen Gast, er schien nur von einem Gegenstande gefesselt zu sein, und als Kmiziz dem Blicke des Gastgebers folgte, erblickte er hinter der Schulter der Fürstin Griseldis etwas ganz Wunderbares, dem er bisher keine Beachtung geschenkt hatte.

Es war dies ein kleiner Mädchenkopf, mit Haaren weiß wie Milch, mit Wangen wie die Rosen, das Ganze lieblich, wie ein schönes Bild. Ganz kleine, natürliche Löckchen ringelten sich über ihrer Stirn, die blitzenden Augen flogen von einem Offizier zum anderen, die neben dem Staroſten ſaßen, vermieden auch ihn ſelbſt nicht und blieben zuletzt an ihm, Kmiziz, ſo feſt und voll verliebter Schelmerei haften, als wollten ſie ihm bis in das Herz dringen.

Doch Kmiziz war nicht ſo leicht in Verlegenheit zu ſetzen; er erwiderte den Blick dreiſt, während er dem neben ihm ſitzenden Herrn Schurski einen leichten Rippenſtoß gab und halblaut frug:

„Wer iſt die feurige Elſter dort?“

„Mein Herr!“ antwortete Herr Schurski laut. „Sprecht nicht ſo leichtfertig; ihr wißt nicht, wen ihr vor euch habt. . . . Das iſt keine feurige Elſter, ſondern Fräulein Anuſia Borſchobohata Kraſienska . . . Ich verbiete euch, ſie anders zu nennen, wenn ihr eure Grobheit nicht bereuen ſollt!“

„Ihr wißt wahrſcheinlich nicht, daß eine Elſter ein ſehr artiger Vogel iſt, darum auch ſein Name für ein Frauenzimmer keine Beleidigung ſein kann,“ entgegnete Kmiziz lachend. „Aber nach eurer Heftigkeit zu urteilen, müßt ihr ſchrecklich in ſie verliebt ſein!“

„Wer wäre hier nicht verliebt in ſie!“ brummte Schurski unwirſch. „Guckt ſich doch ſelbſt der Herr Staroſt die Augen nach ihr aus. Seht ihr nicht? Er ſitzt wie auf Nadeln.“

„Freilich ſehe ich es!“

„Nichts ſeht ihr! . . . Er, ich, Grabowski, Stolongiewitſch, Konojadzki, Rubezki von den Dragonern, Pietſchynka, alle hat ſie in ihrem Netze . . . Auch euch wird das Gleiche geſchehen, falls ihr hier bleibt, ſei es auch nur vierundzwanzig Stunden.“

„Ei, ihr täuſcht euch! Bei mir würde ſie in vierundzwanzig Jahren nichts ausrichten.“

„Wie das?“ frug Herr Schurski beleidigt. „Habt ihr denn ein Herz von Schieferſtein?“

„Das nicht! Doch wenn man jemandem alle Taſchen ausgeräumt hat, dann finden die Taſchendiebe nichts mehr bei ihm . . .“

„Ach, ſo iſt es gemeint!“ erwiderte Schurski.

Kmiziz war plötzlich nachdenklich geworden. Der eigene Kummer ließ ihn alles rings umher vergeſſen; er bemerkte auch nicht, daß jene ſchwarzen Aeuglein immer hartnäckiger ihren

Blick auf ihn hefteten, als wollten sie ergründen: „wer bist du? wie heißest du? und woher kommst du? junger Ritter.“

Und Schurski murmelte:

„Sie bohrt! Sie bohrt! So hat sie es auch mit mir gemacht, bis mein Herz durchbohrt war! . . . Nun kümmert sie das nicht mehr!“

Kmiziz schüttelte gewaltsam die Gedanken ab, die sich ihm aufdrängten.

„Warum heiratet einer oder der andere von euch sie nicht?“

„Weil einer dem anderen im Wege ist.“

„Bah! auf diese Weise kann das Mädchen ledig bleiben . . . Zwar hat es den Anschein, daß diese Birne noch weiße Kerne hat.“

Schurski riß die Augen weit auf. Er neigte sich dicht an das Ohr Kmiziz' und flüsterte geheimnisvoll da hinein:

„Man sagt, sie zählt fünfundzwanzig Jahre. Sie war schon vor dem Feldzug gegen Chmielnizki bei der Fürstin.“

„Wunderbar!“ versetzte Kmiziz. „Ich hätte sie für eine Sechzehnjährige gehalten, höchstens!“

Unterdessen hatte „die Elster“ jedenfalls erraten, daß die Rede drüben von ihr war; sie hatte die Lider gesenkt und schielte nur von Zeit zu Zeit unter ihnen hervor nach dem Ritter, vielleicht um zu erforschen, wer er sei, woher er komme.

Fast wider Willen drehte Kmiziz verlegen an seinem Barte.

Nach beendeter Tafel nahm der Starost seinen Gast unter den Arm. Er behandelte ihn mit Rücksicht auf seine höfischen Manieren mit besonderer Auszeichnung.

„Herr Babinitsch!“ redete er ihn an. „Sagtet ihr nicht, daß ihr aus Litauen kämet?“

„So ist es, Herr Starost.“

„Kanntet oder kennt ihr in Litauen vielleicht eine Familie Podbipienta?“

„Nein, ich kenne niemanden dieses Geschlechtes; sie leben alle nicht mehr, wenigstens von derjenigen Linie nicht, welche den Hutschläger im Wappen führen. Der letzte von ihnen ist bei Sbarasch gefallen; er war der tapferste Ritter Litauens. Wer wüßte das bei uns daheim nicht?“

„Auch ich habe von ihm gehört. Aber — warum ich nach ihm frage? Seht! es befindet sich unter dem Frauenzimmer meiner Schwester eine Respektsdame, welche Borschobohata Krasienska heißt. . . . Sie stammt aus edlem Geschlecht. . . . Das war die Verlobte jenes Podbipienta, der bei Sbarasch gefallen ist. Das Mädchen ist vater- und mutterlose Waise, aber

obgleich die Fürstin Griseldis sie sehr liebt, so bevormunde ich als natürlicher Vormund meiner Schwester auch sie ein wenig."

„Eine angenehme Vormundschaft," bemerkte Kmiziz.

Der Herr Staroſt lächelte, blinzelte mit den Augen und ſchnalzte mit der Zunge.

„Wie? Ein ſüßes Marzipänchen?"

Doch ſchnell brach er ab, da er fürchtete, ſich zu verraten; er ſteckte eine ernſte Miene auf.

„Verräter," ſagte er halb ſcherzend, halb ernſt. „Ihr wolltet mir eine Falle ſtellen; faſt hätte ich mich verplaudert."

„Womit?" frug Kmiziz, ihn feſt anblickend.

Der Staroſt merkte, daß er es in der Gewandtheit der Rede mit dem Gaſte nicht aufnehmen konnte. Er kam ſogleich zur Sache.

„Dieſer Podbipienta," ſagte er, „hat ihr verſchiedene Vorwerke in Litauen verſchrieben; — die Namen ſind ſo ſeltſam, ich kann ſie nicht recht behalten: Baltylup, Syrutſch, Myſchykiſchki — kurz, alles war er beſaß — fünf oder ſechs Vorwerke."

„Aber das ſind ja gar keine Vorwerke," wandte Kmiziz ein. „Das ſind lauter große Rittergüter! Podbipienta war ſehr reich, und wenn das Fräulein einmal ſeine ſämtlichen Herrſchaften in Beſitz nimmt, ſo iſt ſie in der Lage, ſich ein eigenes Frauenzimmer zu halten und unter den Senatoren des Reiches ihren Gatten zu wählen."

„Meint ihr? Kennt ihr die Güter?"

„Ich kenne nur Lubowitze und Scheputy, da dieſe an meine Beſitzungen grenzen. Die Wälder und Felder, die dazu gehören, haben einen Umfang von etwa vier Quadratmeilen."

„Wo liegen ſie?"

„In der Wojewodſchaft Witebsk."

„Oho! das iſt ſehr weit. Die Sache lohnt nicht die Reiſe in einen Landesteil, welcher von den Feinden okkupiert iſt."

„Wenn wir die Feinde hinausgetrieben haben werden, werden wir auch zu den Gütern gelangen. Doch die Podbipientas haben auch noch Güter in Smudz und anderen Gegenden von ſehr bedeutendem Flächeninhalt; ich weiß das, denn auch ich beſitze in Smudz ein Stück Erde."

„Ich merke ſchon, daß auch eure Subſtanz mehr ausmacht, als einen Beutel voll Siede," ſagte der Staroſt.

„Die Güter bringen jetzt nichts ein," verſetzte Kmiziz. „Dennoch brauche ich fremde Unterſtützung nicht."

„Ratet mir doch, Ew. Liebden, wie ich dem Mädchen zu ihrem Besitz verhelfen kann.“

Kmiziz lachte.

„Wenn jeder Rat so leicht wäre wie dieser! Am besten wäre es, diese Angelegenheit den Händen des Herrn Sapieha anzuvertrauen. Wenn er sich die Sache angelegen sein läßt, so kann er viel dazu thun, denn als Wojewode von Witebsk übt er eine große Macht in Litauen aus.“

„Er könnte die Tribunale in Kenntnis setzen, daß das Vermögen Podbipientas testamentarisch der Borschobohata verschrieben ist, damit andere entfernte Verwandte nicht Besitz von den Gütern ergreifen.“

„Das könnte er; aber die Tribunale tagen jetzt nicht und der Herr Sapieha hat jetzt auch wichtigere Dinge zu thun.“

„Man könnte das Mädchen auch unter seinen persönlichen Schutz stellen, sie zu ihm schicken,“ schlug der Staroſt vor. „Wenn er sie unter den Augen hätte, würde er eher daran denken, etwas für sie zu thun.“

Herr Kmiziz stutzte und sah den Staroſten forschend an.

„Was fällt ihm ein?“ dachte er. „Was kann ihm daran liegen, sie los zu werden.“

Der Staroſt fuhr fort:

„Es würde sich freilich schlecht machen, daß sie im Lager bei dem Wojewoden verbliebe, aber man könnte sie zu den Töchtern desselben bringen.“

Kmiziz begriff noch immer nicht.

„Sollte Herr Samojski wirklich nur ihr Vormund sein wollen?“ dachte er wieder.

„Nur eine Schwierigkeit stünde dem im Wege,“ sprach Samojski weiter. „Wie könnte man das Mädchen in diesen unruhigen Zeiten zu ihm bringen? Es gehörten zu ihrem Schutze mindestens einige hundert Mann und ich kann Samoschtsch jetzt nicht seiner Verteidiger entblößen. Wenn sich jemand fände, unter dessen Schutze sie reisen könnte . . . Wie wäre es, wenn ihr sie mitnehmt, da ihr doch zu Herrn Sapieha reist? . . . Ich würde euch Briefe an den Wojewoden mitgeben; ihr aber müßtet bei eurer Kavaliersehre versprechen, sie sicher und wohlbehalten hinzubringen.“

„Ich soll das Fräulein zu Herrn Sapieha bringen?“ frug Kmiziz sehr verwundert.

„Wäre das eine so unangenehme Mission? . . . Gesetzt den Fall, ihr entbrenntet in Liebe zu dem Mädchen . . .“

„Oho!“ warf Kmiziz ſchnell ein ... Meine Liebe hat eine ganz andere im Beſitz und wenn ſie mir auch nicht mit Gegenliebe lohnt, ſo beabſichtige ich doch nicht, die Beſitzerin zu wechſeln.“

„Um ſo beſſer! Ich kann ſie euch alſo in Ruhe anvertrauen.“

Es entſtand eine Weile tiefſten Schweigens zwiſchen beiden.

„Wie alſo? Wollt ihr ſie mitnehmen?“ frug dann der Staroſt.

„Ich führe doch einen Tſchambul Tartaren,“ antwortete Kmiziz.

„Meine Leute haben mir geſagt, daß die Tartaren euch fürchten wie das Feuer. Nun? Wollt ihr?“

„Hm! Warum nicht, wenn ich euch einen Gefallen damit thun kann. Nur ...“

„Aha, ich errate. Ihr meint, die Fürſtin müſſe ihre Einwilligung erſt dazu geben ... Sie wird ſie geben, ſo wahr ich Gott liebe! Denn denkt euch, ſie hat mich im Verdacht, daß ich dem Mädchen nachſtelle.“

Hier flüſterte der Staroſt ſeinem Gaſte lange etwas in das Ohr, endlich ſagte er laut:

„Sie war ſehr böſe deshalb auf mich und ich zog die Ohren ein, denn wißt ihr! ... Kämpft erſt einmal mit den Weibern ... Ah! man richtet nichts aus. Lieber ſehe ich die Schweden vor den Mauern Samoſchtſchs. Ich kann ihr alſo jetzt den beſten Beweis liefern, daß ich nichts Schlimmes im Schilde führe, wenn ich ſelbſt darauf dringe, daß das Mädchen von hier fort geht ... Na! bei der erſten beſten Gelegenheit will ich mit ihr darüber ſprechen.“

Nachdem er das geſagt, drehte der Staroſt ſich auf dem Abſatz herum und ging davon. Kmiziz ſah ihm lange nach und murmelte:

„Ihr ſtellt mir eine Schlinge, Herr Staroſt, und wenn ich auch noch nicht begreifen kann, was für eine, ſo durchſchaue ich euch doch; ihr ſeid ein ſehr ungeſchickter Vogelſteller.“

Der Herr Staroſt aber war ſehr zufrieden mit ſich ſelber, wenn er auch begriff, daß erſt die Hälfte ſeiner Arbeit gethan war, während die andere, bei weitem ſchwerere Hälfte, noch zu erledigen war. Ihm graute bei dem Gedanken daran; Zweifel und Angſt, ob es ihm gelingen werde, was er vorhatte, befiel ihn. Es galt die Einwilligung der Fürſtin Griſeldis zur Abreiſe Anuſias zu erlangen und der Staroſt fürchtete ihre

Strenge und ihren Scharfblick mehr, wie eine Belagerung seiner Festung.

Da er einmal die Sache eingefädelt hatte, wollte er sie auch so schnell als möglich zu Ende führen. Am nächsten Morgen also, nach der Messe, nachdem er gefrühstückt und seine Kompagnie deutscher Söldlinge besichtigt hatte, begab er sich in die Gemächer der Fürstin.

Der Starost fand die Fürstin allein, fleißig an einem Ornate für das Kollegium stickend. Hinter ihr wickelte Anusia einen über zwei Stuhllehnen gespannten Seidensträhn ab; einen zweiten rosenfarbenen hatte sie um den Hals gelegt. Sie ging, die kleinen Hände schnell bewegend, dem Faden folgend immer um die Stühle herum.

Bei diesem Anblick leuchteten die Augen des Starosten auf, doch bemühte er sich sogleich unter einer ernsten Miene die verräterischen Blitze zu verbergen. Nachdem er die Fürstin begrüßt, bemerkte er wie beiläufig:

„Dieser Herr Babinitsch, welcher mit den Tartaren hier durchreist, ist ein Litauer. Er muß sehr viel Geld haben, ist ein artiger, hübscher Mensch, dazu soll er ein tapferer Soldat sein. Habt ihr ihn bemerkt, Frau Schwester?“

„Du hast ihn ja selbst zu mir gebracht,“ antwortete die Fürstin gleichgültig.

„Er hat ein ehrliches Gesicht und scheint ein guter Soldat zu sein.“

„Ich habe ihn über die geerbten Güter des Fräulein Borschobohata ausgefragt. Er meint, dieselben seien sehr große Rittergüter.“

„Gott wende sie der Anusia zu. Sie würde weniger fühlen, daß sie eine Waise ist und könnte dem Alter ruhig entgegensehen,“ sagte die Fürstin.

„Es liegt aber die Gefahr vor, daß entfernte Verwandte Ansprüche darauf erheben und die Besitzungen zerstückeln. Babinitsch sagt, der Fürst-Wojewode von Witebsk könnte, wenn er wollte sich die Sache angelegen sein lassen, viel für Anusia thun. Er ist ein edler Mann, unserer Familie zugethan; ich würde ihm ohne Bedenken eine eigene Tochter anvertrauen ... Es würde genügen, wenn er bei den Tribunalen seine Vormundschaft über Anusia anmeldete. Aber Babinitsch sagt, dazu bedürfte es der Anwesenheit des Fräuleins, sie müßte selbst zum Fürsten reisen.“

„Wohin? Zu Herrn Sapieha?“ frug die Fürstin interessiert.

„Oder zu deſſen Prinzeſſinnen Töchtern," antwortete der Staroſt. „Es iſt nur darum, daß ſie pro forma dort iſt, wenn die Inſtallation erfolgt."

Der Staroſt ſimulierte in dieſem Augenblick, weil er darauf rechnete, die Fürſtin werde die Inſtallation für bare Münze halten.

Sie dachte ein Weilchen nach, dann ſagte die edle Frau:

„Wie ſollte ſie jetzt reiſen, da die Schweden alle Wege beſetzt halten?"

„Ich habe ſichere Nachrichten, daß der Feind Lublin verlaſſen hat. Das ganze Land diesſeits der Weichſel iſt frei."

„Ja, aber wer ſollte denn Anka begleiten?" warf die Fürſtin ein.

„Babinitſch hat ſich erboten, ſie mitzunehmen, da er zu Sapieha zieht."

„Mit den Tartaren ſoll ich das Mädchen ziehen laſſen? Du biſt von Sinnen, Herr Bruder! Mit dieſen wilden, ungeſchlachten Menſchen?"

Die Fürſtin ſagte das ſehr indigniert.

„Ich fürchte dieſe Menſchen gar nicht!" warf Fräulein Kraſienska achſelzuckend ein.

Die Fürſtin aber hatte bereits erraten, daß der Staroſt einen beſtimmten Plan verfolgte. Sie ſchickte das Fräulein hinaus, während ſie ihren Bruder forſchend anblickte.

Er aber ſprach leiſe, wie im Selbſtgeſpräch, vor ſich hin:

„Die Tartaren kriechen in den Staub vor Babinitſch: er läßt jede geringſte Widerſetzlichkeit mit dem Tode durch den Strick beſtrafen."

„Ich kann dieſer Expedition nicht zuſtimmen," entgegnete die Fürſtin. „Das Mädchen iſt zwar aus edlem Geſchlecht, aber ſie liebt es, den Männern die Köpfe zu verdrehen und ihre Sinne zu entflammen . . . Du weißt das am beſten . . . Niemals werde ich Anuſia einem unbekannten jungen Manne anvertrauen."

„Unbekannt iſt er nicht; denn wer kennt die Babinitſch nicht als ein altes erprobtes Geſchlecht! (Der Staroſt hatte den Namen Babinitſch geſtern nämlich zum erſten Mal gehört.) Uebrigens, fuhr er fort, könnteſt du ihr irgend eine ältere Frau als Anſtandsdame mitgeben, das decorum wäre damit gewahrt. Für die Ehrenhaftigkeit des Herrn Babinitſch garantiere ich; du kannſt bezüglich ſeiner beruhigt ſein, denn er ſelbſt hat mir erzählt, daß er in Litauen eine Verlobte hat, in die er

ſchrecklich verliebt iſt . . . Wer aber gründlich in eine verliebt iſt, dem kann eine andere nichts anhaben ... Doch die Hauptſache iſt, daß eine zweite günſtige Gelegenheit ſich ſchwerlich finden dürfte. Unterdeſſen können ihr die Güter verfallen oder von anderen genommen werden und dann bleibt das Mädchen im Alter vermögens- und obdachlos."

Die Fürſtin legte ihre Stickerei fort und indem ſie langſam das Haupt emporrichtete, heftete ſie ihre durchdringenden Augen feſt auf des Bruders Geſicht.

„Was haſt du, daß du das Mädchen durchaus fort haben willſt?" frug ſie langſam Wort für Wort betonend.

„Was ich habe? Was ich dabei haben ſollte? Nichts!" antwortete der Staroſt, während er die Augen niederſchlug.

„Geſtehe Johann! Du haſt mit dem Babinitſch einen Anſchlag auf die Tugend Anuſias vor!"

„Da haben wir's! Wahrhaftig! Das hat nur gefehlt!" rief der Staroſt anſcheinend entrüſtet. „Du ſollſt den Brief leſen, welchen ich an Herrn Sapieha ſchreiben will, du ſollſt ſelbſt einen hinzufügen . . . Ich verſpreche dir, daß ich Samoſchtſch nicht verlaſſe . . . Zudem kannſt du Babinitſch ſelbſt ausforſchen und ihn darum bitten, das Schutzgeleit zu übernehmen. Da du mich wieder verdächtigſt, ſo will ich nichts weiter mit dieſer Angelegenheit zu thun haben."

„Ja, aber warum dringſt du dann ſo darauf, daß ſie fort ſoll?"

„Weil ich ihr Beſtes will und es ſich um ein enormes Vermögen für ſie handelt. Endlich . . . geſtehe ich, daß mir auch darum ſehr viel daran liegt, ſie von hier fortzubekommen, weil ich es überdrüſſig bin, mich ihretwegen unaufhörlich von dir hofmeiſtern zu laſſen . . . . Ich denke durch ihre Entfernung deine häßlichen Verdächtigungen am beſten zu widerlegen . . . Wahrhaftig, es iſt ſo! Ich bin doch kein dummer Schulbube, der nachts bei den Mädchen fenſterln geht . . . Noch mehr! Meine Offiziere ſind ihretwegen untereinander ſchon ganz verhetzt und fauchen einander an, wie die Kater. Weder Ordnung noch Disziplin kann ich mehr aufrecht halten. Genug, ich bin es überdrüſſig! Und da du noch nicht aufhörſt, mich mit den Augen zu durchbohren, ſo ſage ich dir, — hüte dir deinen Sohn ſelbſt, Michael gehört dir — nun thue wie du willſt!"

„Michael?" ſagte die Fürſtin gedehnt.

„Ich kann ſeinetwegen dem Mädchen nichts vorwerfen; ſie kokettiert mit ihm nicht mehr, wie mit allen anderen, aber wenn

du, Schweſter, deines Sohnes verliebte Blicke und heiße Gefühle für Anuſia noch nicht bemerkt haſt, dann iſt es wahr, daß Kupido nicht ſo blind iſt, als Mutterliebe."

Die Fürſtin runzelte die Brauen; ihre Wangen wurden um einen Ton bläſſer.

Der Staroſt, welcher ſogleich bemerkte, wie getroffen die Fürſtin ſich fühlte, klatſchte ſich mit den Händen die Kniee und ſprach weiter:

„Sieh' ſo, ſieh' ſo, liebe Schweſter! . . Was geht das mich an! . . . Mag Michael meinetwegen ihr die Seide beim Wickeln halten, mag er lachen, wenn er ſie ſieht, mag er verlegen erröten, oder mag er durch das Schlüſſelloch ſie betrachten . . . Was kümmert mich das! . . . Endlich . . . ſo unrecht wäre das nicht . . . Die Herrſchaft in Litauen ſoll fürſtlich ſein, ſie ſelbſt von altem Adel . . . ich ſtelle mich nicht ſo hoch über andere . . . Wenn es dir recht iſt, — gut! Ich finde nur, im Alter paſſen ſie nicht zuſammen, doch das geht mich wieder nichts an."

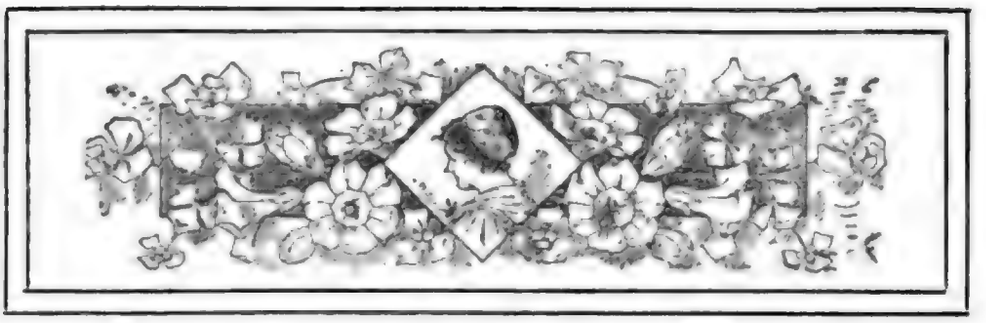
Während der letzten Worte hatte der Staroſt ſich erhoben und ſchickte ſich an, hinauszugehen.

Der Fürſtin war das Blut nach dem Kopfe geſtiegen. Der ſtolzen Frau war kein Adelsfräulein in der Republik gut genug für einen Wisniowiezki; ſie wählte bereits unter den Erzherzoginnen Oeſterreichs für ihren Sohn. Die Worte des Bruders trafen ſie wie Dolchſtiche.

„Warte noch, Johann, warte noch!" ſtammelte ſie.

„Ich wollte nur, pro primo! dir beweiſen, daß du mich fälſchlich verdächtigſt, pro secundo! daß du ganz jemand anderen zu hüten Urſache haſt als mich. Nun thue, was dir beliebt; ich habe nichts mehr zu ſagen."

Bei dieſen Worten verbeugte ſich der Staroſt tief vor der Fürſtin und verließ das Gemach.



16. Kapitel.

So ganz unrecht hatte der Herr Staroſt nicht bezüglich der Affekte ſeines Neffen; der junge Fürſt war gerade ſo verliebt in Anuſia Borſchobohata, wie alle die anderen auch, die Pagen der Fürſtin nicht ausgeſchloſſen. Aber dieſe Liebe war durchaus keine gewaltige und unternehmende, vielmehr ein ſüßer, Kopf und Sinne berauſchender Trieb des Herzens, ohne den Wunſch, den geliebten Gegenſtand für immer zu beſitzen. Einer ſolchen ſtarken, alles beſiegenden Liebe war Fürſt Michael nicht fähig; dazu war er zu energielos.

Doch darum war die Fürſtin Griſeldis nicht weniger beſorgt wegen des ſoeben Gehörten; da ſie für ihren Sohn eine glänzende Zukunft träumte, erſchreckte ſie die drohende Gefahr.

Anfangs hatte ſie der Wunſch des Staroſten, Anuſia fortzuſchicken, ſehr in Erſtaunen verſetzt, da er ihr ſo überraſchend kam. Dann erfüllte namenloſe Angſt ihre Seele. Sie hatte eine Unterredung mit dem Sohne gehabt, welcher bei der erſten Anſpielung der Fürſtin auf ein mögliches Verhältnis zwiſchen ihm und Fräulein Borſchobohata erbleichte, am ganzen Körper zitterte und zuletzt, noch ehe er ein Bekenntnis abgelegt, in Thränen ausgebrochen war. Dieſes Gebahren hatte ihre Angſt vor der drohenden Gefahr noch verſtärkt.

Trotzdem konnte ſie ſich nicht entſchließen, das verwaiſte Mädchen aus ihrer Nähe zu entfernen. Erſt als Anuſia ſelbſt fußfällig bat, ſie mit Herrn Kmiziz reiſen zu laſſen, konnte die gütige Vormünderin dem allgemeinen Drängen nicht länger widerſtehen. Was das Fräulein zu der Reiſe bewog, konnte ſie nicht ergründen. Vielleicht war es der Wunſch, neue Gegenden,

neue Menschen kennen zu lernen, vielleicht auch machte ihrem Flattersinn die Aussicht, den jungen Ritter in sich verliebt zu sehen, an ihm eine neue Eroberung zu machen, Vergnügen.

Zwar zerfloß Anusia in Thränen bei dem bloßen Gedanken an eine Trennung von ihrer gütigen Wohlthäterin, das kluge Mädchen aber war sich völlig klar darüber, daß, indem sie selbst um Trennung bat, sie mit dieser Bitte von vornherein dem Verdachte, zu dem jungen Fürsten in etwelche intimere Beziehungen getreten zu sein, jeden Grund entzog; sie brach dadurch auch jenem Gerede, welches ein Einverständnis zwischen ihr und dem Staroſten zum Gegenstand machte, die Spitze ab.

Um sich zu überzeugen, ob nicht dennoch ein Komplott zwischen dem Staroſten und Kmiziz im Gange war, hatte die Fürstin den Ritter zu sich rufen lassen. Das Versprechen ihres Bruders, Samoschtsch nicht zu verlassen, hatte sie zwar etwas beruhigt, aber sie wollte den Mann, dessem Schutze sie das Fräulein anvertrauen sollte, doch näher kennen lernen.

Die Unterredung mit ihm hatte sie völlig zufrieden gestellt. Aus den grauen Augen des Edelmannes leuchtete ihr so viel Offenheit und Ehrlichkeit entgegen, daß sie unmöglich an seinem Charakter zweifeln konnte. Er erklärte der Fürstin rund heraus, daß er eine andere liebe und ihm gar nicht einfallen könne, einer anderen als seiner Angebeteten den Hof zu machen. Außerdem verpfändete er sein Ehrenwort, daß er seine Schutzbefohlene mit Einsetzung des eigenen Lebens vor jeder Gefahr bewahren wolle.

„Ich werde das Fräulein sicher zu Herrn Sapieha bringen," versicherte er der Fürstin, „besonders, da der Herr Staroſt behauptet, daß die Gegend bis hinter Lublin frei vom Feinde ist.... Dann aber kann ich mich nicht mehr um sie bekümmern, . . . nicht etwa, daß ich Ew. Fürstlichen Durchlaucht ergebenster Diener nicht mehr sein wollte —, für die Witwe des größten Feldherrn unserer Nation wäre ich gern mit Gut und Blut jederzeit zu dienen bereit, . . . sondern weil ich eine sehr schwere Angelegenheit zu erledigen habe, bei welcher ich sehr leicht mein Leben verlieren kann."

„Es ist auch nichts weiter nötig," antwortete die Fürstin, „als das ihr das Fräulein glücklich bis zum Herrn Sapieha bringt —, nur, daß ihr sie ihm persönlich übergebt. Der Herr Wojewode wird mir dann schon den Gefallen thun, für ihr Wohlergehen zu sorgen."

Die Fürſtin reichte Kmiziz bei dieſen Worten die Hand, welche er ſehr ehrerbietig küßte. Darauf ſagte ſie noch zum Abſchied:

„Bewahrt das Mädchen gut, Herr Kavalier, ſeid wachſam! Gebt euch keinem Sicherheitsgefühl hin, das Land könnte dennoch von Feinden nicht ganz frei ſein.“

Dieſe Worte machten Kmiziz ſtutzen. Man ließ ihm aber nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn kaum hatte er die Gemächer der Fürſtin verlaſſen, ſo griff ihn auch ſchon der Staroſt auf.

„Nun, Herr Rittersmann,“ ſprach er fröhlich, „ihr werdet alſo die ſchönſte Zier der Stadt aus Samoſchtſch entführen?“

„Das wohl, jedoch mit eurer Bewilligung,“ verſetzte Kmiziz.

„Behütet das Mädchen nur gut, ſie iſt ein rarer Artikel. Daß ſie euch nicht etwa geraubt wird.“

„Das ſollte nur wer verſuchen! Wehe ihm! Ich gab der durchlauchtigen Fürſtin mein Ehrenwort, das Fräulein ſicher abzuliefern und mein Ehrenwort iſt mir heilig!“

„Nun, ich ſcherzte ja nur,“ ſagte Herr Samojski lachend. „Ihr braucht euch nicht zu ängſtigen, auch nicht zu vorſichtig zu ſein, was ſollte ihr auch begegnen.“

„So habe ich nur die eine Bitte. Gebt mir einen feſten, gut mit Blech beſchlagenen Wagen für ſie.“

„Ihr ſollt deren zweie haben! . . . Aber ihr reiſt doch nicht gleich ab?“

„Ei freilich! Ich habe es eilig und ſitze ſchon viel zu lange hier?“

„Dann ſendet eure Tartaren nach Krasnoſtaw voraus. Ich werde ſofort einen Eilboten dorthin ſenden, auf daß man ihnen Fourage bereit halten ſoll; euch will ich morgen ein Geleit mitgeben . . . Ihr dürft nichts für eure Sicherheit befürchten, denn hier ringsherum gehört das Land mir . . . Ihr nehmet zwei tüchtige Lanzknechte von den deutſchen Dragonern mit, zuverläſſige Leute, die die Wege kennen. Zudem führt die Landſtraße von hier nach Krasnoſtaw gradeaus, wie aus der Piſtole geſchoſſen.“

„Und warum ſoll ich allein zurückbleiben?“

„Damit wir uns noch zuſammen amüſieren; ihr ſeid mir ein lieber Gaſt, ich behielte euch am liebſten ganz hier. Auch erwarte ich jeden Augenblick die Ankunft meiner Pferdekoppel aus Peresz, vielleicht gefällt euch irgend ein Rößlein, das euch künftig gute Dienſte leiſten ſoll.“

Kmiziz sah den Staroſten feſt in die Augen. Dann, als folge er einem plötzlichen Entſchluſſe, ſagte er:

„Gut! ich danke! Ich werde bleiben und die Tartaren vorausſchicken.“

Er ging ſogleich, Befehle auszugeben. Während die Vorbereitungen zum Abmarſch getroffen wurden, nahm Kmiziz den Akbah-Ulan auf die Seite und ſprach zu ihm.

„Akbah-Ulan, merke, was ich dir ſage: „Du ſollſt mit den Tartaren nach Krasnoſtaw vorausgehen. Der Weg führt geradeaus dorthin, wie aus der Piſtole geſchoſſen. Ich bleibe hier, komme aber morgen mit einer Eskorte des Staroſten nach. Jetzt merke aber gut, was ich ſage! Du wirſt die Tartaren nicht nach Krasnoſtaw führen, ſondern im nächſten Walde unweit von Samoſchtſch Verſtecke für euch ſuchen, ſo gut und vorſichtig, daß kein Menſch euer Hierſein ahnt. Wenn ihr auf der Landſtraße einen Schuß fallen hört, ſo eilt ihr mir augenblicklich zu Hilfe. Man will mir hier eine Falle ſtellen. Haſt du verſtanden?“

„Dein Wille geſchehe, Herr!“ antwortete Akbah-Ulan, indem er die Hand auf Stirn, Lippen und Bruſt legte.

Kmiziz aber dachte im Stillen:

„Ich durchſchaue euch, Herr Staroſte! In Samoſchtſch fürchtet ihr den Scharfblick eurer Schweſter, darum wollt ihr das Mädchen rauben und irgendwo in der Gegend unterbringen. Mich wollt ihr zum Werkzeug eurer böſen Gelüſte machen, im Notfall mich ganz aus dem Wege ſchaffen. Aber wartet! Ihr habt euren Mann gefunden und ſollt in eure eigene Falle gehen!“

Abends klopfte der Hauptmann Schurski an die Zimmerthür bei Kmiziz. Der Offizier ſchien auch Ungeheuerliches zu merken und da er Anuſia aufrichtig liebte, wünſchte er, daß ſie lieber abreiſen, als in die Hände des Staroſten fallen möchte. Da er aber ſeiner Sache doch nicht ganz ſicher war, wagte er nicht offen darüber zu ſprechen. Er wunderte ſich nur, daß Kmiziz auf die Vorausſchickung der Tartaren eingegangen war und gab nun ſeiner Verwunderung darüber Ausdruck.

„Die Wege ſind nicht ganz ſo ſicher, wie ihr meint,“ beteuerte er. „Es ſtrolchen überall Haufen Bewaffneter umher, die zu Gewaltthätigkeiten aufgelegt ſind.“

Herr Andreas war entſchloſſen zu thun, als ob er nichts merke.

„Was sollte mir passieren," sagte er, „da der Herr Staroſt mir ein Geleit mitgeben will."

„Bah! was will das sagen!"

„Sind es nicht zuverlässige Menschen?"

„Man darf Söldlingen niemals zu sehr trauen. Es ist schon vorgekommen, daß sie unterwegs sich widersetzt haben und zum Feinde übergegangen sind . . ."

„Die Gegend diesseits der Weichsel soll doch aber frei sein von Schweden?"

„Glaubt das nicht! Sie sind nicht fort. In Lublin sitzen sie fest. Ich rate Ew. Liebden, — sendet eure Tartaren nicht voraus, man ist unter der Begleitung einer größeren Eskorte immer sicherer."

„Es thut mir leid, daß ihr mir das nicht eher sagtet. Ich habe nur eine Zunge und nehme einen einmal gegebenen Befehl niemals zurück."

Am nächsten Morgen in der Frühe rückten die Tartaren aus. Kmiziz wollte ihnen gegen Abend folgen, so daß er noch zum Nachtquartier in Krasnoſtaw eintreffen konnte. Inzwischen hatte man ihm zwei Briefe an Herrn Sapieha übergeben. Der eine war von der Fürstin, der andere vom Staroſten.

Kmiziz hatte große Lust, den letzteren zu öffnen; er wagte es doch nicht, aber als er ihn gegen das Licht hielt, sah er, daß der Umschlag nur reines unbeschriebenes Papier barg. Dieser Umstand bestärkte seinen Verdacht, daß man ihm unterwegs das Mädchen und die Briefe wieder abnehmen wolle.

Unterdessen war auch die Pferdekoppel aus Peresz angelangt. Der Herr Staroſt schenkte dem jungen Ritter ein außerordentlich schönes junges Roß, welches Kmiziz dankbar annahm, indem er dabei dachte, daß er sicher auf demselben weiter reiten würde, als der Herr Staroſt vielleicht glaubt. Er mußte auch daran denken, daß seine Tartaren bereits im Hinterhalte seiner warteten und dieser Gedanke machte ihn laut lachen. Zuweilen auch überfiel ihn eine gelinde Wut über die Falschheit der Menschen; er beschloß, dem Staroſten eine derbe Lehre zu geben.

Die Zeit der Mittagstafel war herangekommen. Das Essen verlief in düsterem Schweigen. Anusia hatte rotgeweinte Augen, die Offiziere schwiegen still, nur der Herr Staroſt war guter Dinge. Er ließ immer wieder die Becher füllen und Kmiziz trank fleißig. Als endlich die Zeit der Abreise gekommen war, da waren zum Abschiednehmen nicht viele Personen

mehr geblieben, denn der Staroſt hatte immer einen der Offiziere nach dem anderen in Dienſt geſchickt.

Anuſia fiel der Fürſtin zu Füßen; man konnte ſie lange nicht von derſelben losreißen und die Fürſtin ſelbſt war ſehr bewegt. Vielleicht machte ſie ſich im Stillen doch Vorwürfe, daß ſie in die Abreiſe dieſer treuen Dienerin gewilligt hatte, zu einer Zeit, wo das ganze Land nicht die geringſte Sicherheit bot. Aber das laute Schluchzen des Prinzen Michael, der mit beiden Fäuſten vor den Augen weinte wie ein Schulbube, befeſtigte in der ſtolzen Frau die Ueberzeugung, daß die Trennung zur Beſeitigung der Folgen einer ſolchen Liebe durchaus notwendig ſei. Endlich beruhigte ſie der Gedanke, daß Anuſia in der Familie des Fürſten eine Zuflucht finden und durch die Erlangung der geerbten Güter eine geſicherte Zukunft erlangen werde, vollſtändig.

„Ich vertraue das Mädchen eurer Tugend, eurer Ehrenhaftigkeit und eurem Mut," ſagte die Fürſtin noch einmal zu Kmiziz, „und denkt daran, daß ihr geſchworen, ſie ungefährdet zum Wojewoden zu geleiten."

„Was geſchehen kann, dem Fräulein die Reiſe bequem zu machen, das ſoll geſchehen; ſchlimmſten Falles wickele ich ſie in weiches Werg, und da ich mein Ehrenwort verpfändete, ſo kann mich höchſtens der Tod verhindern, mein Verſprechen zu halten," antwortete der Ritter.

Er reichte dem Fräulein ſeinen Arm. Anuſia fühlte ſich gekränkt, daß er ſie ſo obenhin behandelte; ſie legte ihre Hand nur loſe auf den Arm und wandte mit einer hochmütigen Gebärde ihren Kopf nach der anderen Seite.

Es war ihr ſehr ſchmerzlich, ihre Wohlthäterin zu verlaſſen, dazu befiel ſie jetzt eine unnennbare Angſt; dennoch war es zu ſpät, ihren Entſchluß rückgängig zu machen.

Der Augenblick der Abreiſe war da. Sie ſtieg mit ihrer alten Dienerin, Fräulein Suwalska, in die Kutſche, Kmiziz auf das Pferd, die Fahrt begann. Zwölf Söldlinge umgaben die Kutſche und die Britſchka mit dem Gepäck der Frauen. Als das Gatter des Warſchauer Thores in den Angeln knarrte und die Räder über die niedergelaſſene Zugbrücke raſſelten, da weinte Anuſia laut auf.

Kmiziz beugte ſich zu dem Kutſchenſchlag nieder.

„Weint nicht, Fräulein," tröſtete er, „und fürchtet euch nicht, ich beiße euch nicht an."

„Alter Grobian!" dachte Anuſia.

Sie fuhren eine Weile zwischen den Häusern der Vorstadt hin direkt auf Alt-Samoschtsch zu, worauf sie in freies Feld kamen und dann den Wald erreichten, welcher zu jener Zeit das ganze Hügelland auf einer Seite bis hin zum Bug und noch weiter bedeckte, auf der anderen Seite von verstreut liegenden Dörfern bis nach Sawichost unterbrochen war.

Die Nacht senkte sich hernieder; sie war sehr klar und hell. Die Landstraße zog sich wie ein silberner Streifen hin, die Stille wurde nur durch das Rasseln der Räder und das Getrappel der Pferde unterbrochen.

„Hier müssen meine Tartaren schon irgendwo in der Wildnis stecken," dachte Kmiziz. Da horchte er plötzlich auf.

„Was ist das?" frug er den Offizier, welcher die Reiterabteilung führte.

„Es scheint Pferdegetrappel zu sein; ein Reiter kommt hinter uns hergesprengt," antwortete der Offizier.

Er hatte kaum geendet, als auf schaumbedecktem Pferde ein Kosak sie erreichte und rief:

„Herr Babinitsch! Herr Babinitsch! Ein Brief vom Herrn Starosten!"

Der Zug hielt an. Der Kosak reichte Kmiziz den Brief und dieser las beim Licht der Wagenlaterne wie folgt:

„Lieber und mir sehr werter Herr Babinitsch!

Bald nach der Abreise des Fräulein Borschobohata Krasienska erreichte mich die Nachricht, daß die Schweden Lublin nicht nur nicht verlassen haben, sondern sogar beabsichtigen, gegen mein Samoschtsch vorzurücken. Angesichts dessen ist an eine Weiterreise des Fräuleins nicht zu denken. In Erwägung der bevorstehenden pericula, welchen das Weißköpfchen ausgesetzt sein würde, wollen wir das Fräulein Borschobohata zurück nach Samoschtsch haben. Die Reiter können sie zurückbegleiten. Ihr aber, der es so eilig hat, fortzukommen, sollt dadurch nicht von der Weiterreise abgehalten werden. Indem wir Ew. Liebden diesen unseren Willen kund thun, bitten wir Euch, den Reitern unsere Befehle kund zu geben."

„Er ist wenigstens so ehrlich, nicht nach meinem Kopfe zu trachten; er will nur einen Narren aus mir machen," dachte Kmiziz. „Nun, es wird sich ja bald zeigen, ob es auf einen Ueberfall abgesehen ist oder nicht."

Unterdessen war Fräulein Anusia aufmerksam geworden; sie steckte den Kopf zum Wagenfenster heraus.

„Was giebt es?" frug sie.

„Nichts! Der Herr Staroſt empfiehlt euch nochmals meiner Ritterlichkeit. Sonſt nichts!“

„Auf! weiter des Weges!“ befahl er dem Offizier.

Doch der Offizier hielt ſein Pferd feſt am Zügel.

„Halt!“ rief er dem Kutſcher zu, welcher ſoeben die Pferde am Wagen antrieb. Dann wandte er ſich dem Ritter zu.

„Was ſoll das heißen! Wir reiten nicht weiter.“

„Doch!“ erwiderte Kmiziz. „Wozu ſollen wir noch länger hier im Walde halten.“

Er ſagte das ganz harmlos, als wüßte er gar nicht, um was es ſich handelte.

„Aber Ew. Liebden haben doch einen Befehl erhalten.“

„Eben darum! Was geht euch dieſer Befehl an! Vorwärts!“

„Halt!“ rief der Offizier.

„Vorwärts!“ befahl Kmiziz noch einmal.

„Was giebt es denn eigentlich?“ frug Anuſia wieder.

„Wir rühren uns nicht von der Stelle, bevor ich den Befehl nicht geleſen habe,“ beharrte der Offizier feſt.

„Der Befehl iſt an mich gerichtet, er geht euch nichts an.“

„Wenn ihr ihn doch nicht befolgen wollt, ſo werde ich ihn ausführen. Ew. Liebden können alſo mit Gott nach Krasnoſtaw weiterziehen; nur ſeht zu, daß wir euch nicht eine Wegzehrung mitgeben. Wir aber kehren mit dem Fräulein nach Samoſchtſch zurück.“

Das hatte Kmiziz nur hören wollen. Er wollte ſich vergewiſſern, ob dem Offizier der Inhalt des Schreibens bekannt war. Nun wußte er, daß es ſich um ein Komplott handelte, deſſen Opfer das Fräulein werden ſollte.

„Scheert euch fort!“ wiederholte der Offizier drohend.

Gleichzeitig zogen ſämtliche Reiter wie auf Verabredung die Säbel aus den Scheiden.

„O, ihr Hunde!“ rief da Kmiziz. „Nicht nach Samoſchtſch zurück wollt ihr das Fräulein bringen, ſondern ſie irgendwohin in einen Hinterhalt locken, damit der Staroſt ungeſtört ſeine Begierden an ihr ſättigen kann. Doch, ihr habt euch in mir verrechnet!“

Bei dieſen Worten ſchoß er ſeine Piſtole in die Luft ab. Gleich darauf vernahm man im Walde ein ſeltſames Knacken und Raſcheln; es war, als hätte der Knall der Piſtole ganze Herden von Wölfen aufgeſchreckt, die nun mit entſetzlichem Geheul durch die Zweige des Unterholzes brachen. Das Geheul

kam von vorn, von beiden Seiten und vom Rücken her. Pferdegetrappel wurde auf der Landstraße laut und eine Menge Reiter hatte bald die Reisegesellschaft umzingelt.

„Jesus! Maria! Josef!“ schrieen die erschreckten Frauen im Wagen.

Die Tartaren waren eilends herangesaust. Kmiziz brachte sie mit einem dreimaligen Kommandoruf zum Stillstehen. Darauf wandte er sich an den Offizier, der vor Schreck zur Bildsäule erstarrt schien, und begann ihn auszuhöhnen.

„Erkennt ihr nun, wen ihr vor euch habt?... Der Herr Staroſt wollte mich zum Hans Narr machen, mich als Mittel zum Zweck gebrauchen, und glaubte, ich würde blindlings folgen... Euch, Herr Offizier, hat er die Ausführung des sauberen Streiches anvertraut und ihr wolltet um Herrengunst ein Verbrechen begehen!... Grüßt den Herrn Staroſten von Babinitsch; er läßt ihm sagen, daß das Fräulein unter sicherem Geleit zu Herrn Sapieha gebracht werden soll.“

Der Offizier blickte erschrocken um sich, als er die schwarzen Gesichter der Tartaren sah, deren Augen gierigen Blickes ihn und die Reiter anstarrten. Es bedurfte nur eines einzigen Lautes seitens ihres Führers und sie waren alle Kinder des Todes.

„Ew. Liebden können thun, was euch beliebt,“ stammelte er, „aber der Herr Staroſt versteht Rache zu üben. Wir können gegen die Uebermacht nichts ausrichten.“

Kmiziz lachte laut auf.

„Möge seine Rache euch treffen,“ rief er. „Hättet ihr euch nicht vorzeitig verraten, hättet ihr eure Mitwissenschaft an dem Komplott vor mir verborgen gehalten, wer weiß — ohne euren Protest gegen die Weiterreise hätte ich das Fräulein wahrscheinlich von Krasnoſtaw aus nach Samoschtsch zurückgesandt. Sagt auch das dem Herrn Staroſten; er möge sich künftig klügere Helfershelfer als euch aussuchen.“

Der ruhige Ton, in welchem Kmiziz gesprochen hatte, machte den Offizier sicher. Er wußte nun, daß weder ihm noch den Reitknechten Lebensgefahr drohte. Er atmete erleichtert auf und frug:

„Wir sollen also mit leeren Händen nach Samoschtsch zurückkehren?“

Und Kmiziz antwortete:

„O nein! Ich will euch ein Handschreiben mitgeben, welches ich auf eurer Haut niederschreiben will.“

„Ew. Liebden!“

„Faßt zu!“ kommandierte Kmiziz, „während er ſelbſt den Offizier im Genick packte.“

Es entſtand ein Getummel rings um die Kutſche herum, welches jedoch nur ganz kurz währte. Das Geſchrei der Tartaren übertönte die Hilfe- und Klagerufe der Reiter und die Entſetzensſchreie der beiden erſchreckten Frauen. Bald lagen die Reiter gebunden in einer Reihe auf der Landſtraße ausgeſtreckt. Kmiziz ließ ihnen Rutenhiebe austeilen, nicht zu viele, damit ſie zu Fuß nach Samoſchtſch zurückkehren konnten. Jeder Reiter erhielt hundert, der Offizier hundertundfünfzig, trotz der Rufe, Bitten und Beſchwörungen Anuſias, welche nicht begreifen konnte, um was es ſich handelte und glaubte, ſie ſei in die Hände eines grauſamen Barbaren gefallen.

Weinend und die Hände faltend, flehte ſie ein um das andere Mal:

„Verzeiht doch, Ritter! Was habe ich euch denn gethan? Erbarmt euch! Schont uns!“

„Seid ſtille, Fräulein!“ fuhr er ſie an.

„Was habe ich denn gethan, daß ihr ſo grauſam verfahret?“

„Vielleicht ſeid auch ihr Mitwiſſerin des Komplotts?“

„Welchen Komplotts? Gott ſei mir armen Sünderin gnädig! . . .“

„Ihr wißt alſo nicht, daß der Staroſt nur zum Schein eure Abreiſe betrieben hat? Ihr wißt nicht, daß er euch nur von der Fürſtin trennen, euch jetzt aber entführen und in irgend ein entlegenes Waldhaus bringen und dort eure Tugend zu Falle bringen wollte?“

„Jeſus von Nazareth!“ ſchrie Anuſia.

Dieſer Schrei, ſo voll Angſt und Entſetzen, überzeugte Kmiziz von der Unſchuld des Mädchens.

„Wie? Ihr wußtet wirklich nichts von dem Komplott? Iſt das möglich?“ frug Kmiziz ſchon viel milder.

Anuſia bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen; ſie konnte nicht antworten, ſondern rief nur immer:

„Jeſus, Maria! Jeſus, Maria!“

„Beruhigt euch doch,“ tröſtete Kmiziz ſanft. „Ich bringe euch unverſehrt zu Herrn Sapieha, denn der Herr Staroſt hat nicht geahnt, daß ich ihn durchſchaute. Seht da, die Menſchen, denen ich Rutenhiebe geben laſſe, ſollten euch entführen. Ich ſchenke ihnen das Leben, damit ſie dem Herrn Staroſten erzählen können, was ſich zugetragen hat.“

„So habt ihr mich also vor der Schande bewahrt?“

„Das habe ich, obgleich ich nicht einmal wußte, ob ich euch damit einen Gefallen erwies.“

Ehe sich Kmiziz dessen versehen konnte, ergriff das Fräulein statt aller Antwort die Hand des Ritters, und führte dieselbe an ihre erbleichten Lippen.

Er wurde rot im Gesicht, wie ein Truthahn.

„Laßt doch solchen Unsinn!“ rief er, ihr die Hand entziehend. „Setzt euch in den Wagen, ihr erkältet euch sonst die Füße! . . . Und fürchtet nichts . . . Bei eurer Mutter könntet ihr nicht sicherer sein, als hier.“

„Nun vertraue ich mich eurem Schutze bis an das Ende der Welt!“ sprach Anusia Borschobohata.

„Sprecht doch nicht solche Worte,“ versetzte Kmiziz.

„Gott wird euch lohnen, daß ihr ein wehrloses Mädchen beschützet.“

„Es ist mir heute zum erstenmale Gelegenheit dazu geboten worden.“

Und leise murmelte er vor sich hin:

„Bis jetzt habe ich sie noch gar nicht in Schutz genommen, im Gegenteil, ich hatte sie mit im Verdacht.“

Unterdessen hatten die Reiter ihre Schläge wegbekommen. Herr Andreas ließ sie entblößt auf der Landstraße nach Samoschtsch zu ein Stück forttreiben; sie liefen weinend und wehklagend davon. Ihre Pferde und Waffen schenkte Kmiziz den Tartaren, dann machte sich der Tschambul mit dem Fräulein eiligst auf den Weg, denn die Zeit drängte.

Der Ritter konnte sich nicht enthalten, unterwegs von Zeit zu Zeit in den Wagen, vielmehr in die munteren Aeugelein des Fräuleins zu blicken und sie zu fragen, ob ihr etwas fehle, ob der Wagen bequem sei und ob die schnelle Fahrt sie nicht zu sehr ermüde.

Anusia antwortete ihm, daß sie sich nie besser befunden habe. Sie hatte sich von dem Schrecken bald erholt, Vertrauen war an die Stelle der Angst getreten und im Stillen dachte sie:

„Er ist gar nicht so uneben und grob, wie ich anfangs dachte.“

Kmiziz hingegen dachte auch etwas, aber anderes. Er seufzte leise und murmelte vor sich hin:

„Ach, Olenka, was leide ich um deinetwillen. Ob ich wohl

jemals Dank dafür von dir ernten werde? — Wie war das früher anders."

Seine toten Kumpane kamen ihm in Erinnerung und verschiedene Schelmenstücke, die er mit ihnen gemeinschaftlich verübt, und als wollte er dem Versucher wehren, betete er ein „Vater Unser" für den Frieden ihrer Seelen.

In Krasnostaw angekommen, hielt Kmiziz es für geraten, Nachrichten aus Samoschtsch nicht erst abzuwarten, sondern sogleich weiter zu reisen. Zuvor jedoch schrieb er einen Brief an den Staroſten, welchen er durch einen Boten aus Krasnostaw ihm zusandte. Der Brief lautete:

„Erlauchter Herr Staroſt und mir sehr werter Herr und Wohlthäter!

Wem Gott ein hohes Amt und eine angesehene Stellung in der Welt giebt, den stattet er auch mit ganz besonderen Geistesgaben aus. Ich erkannte sofort, daß Ew. Erlaucht mich auf die Probe stellen wolltet, als Ihr mir den Brief mit dem Befehl der Rücksendung des Fräulein Anusia Borschobohata Krasienska zustellen ließet. Das leuchtete mir um so mehr ein, da die Reiter merken ließen, daß ihnen der Inhalt des Schreibens bekannt sei, obgleich ich ihnen kein Wort davon gesagt und Ew. Erlaucht mir schriebet, daß erst nach unserer Abreise Euch die Gefahr, welcher das Fräulein entgegenging, klar geworden ist. Wie ich nun einerseits die Umsicht und Vorsicht Ew. Erlaucht aus vollstem Herzen bewundere, so verspreche ich andererseits, mich des in mich gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen und mich durch nichts der übernommenen Pflicht abwendig machen zu lassen. Da nun die Eskortereiter wahrscheinlich in einem Irrtum befangen, sich gegen meine Person sehr grob und ungebührlich benommen, ja sogar in Drohungen ergangen und mein Leben bedroht haben, so hätte ich sicher im Sinne Ew. Erlaucht gehandelt, wenn ich die Widersetzlichen hätte aufhängen lassen. Daß ich es nicht gethan, dafür habe ich Ew. Erlaucht ergebenst um Entschuldigung zu bitten. Ich habe ihnen nur einige Stockschläge applizieren lassen, deren Anzahl Ew. Erlaucht, falls Ihr die Strafe zu gering erachten solltet, nachträglich von Euch nach Belieben multipliziert werden kann. In der Hoffnung, daß ich immer im Genusse Ew. Erlaucht größten Vertrauens verbleibe, schreibe ich mich Ew. Erlaucht

ergebener Diener Babinitsch."

Die Dragoner, welche erst spät in der Nacht in Samoschtsch angekommen waren, hatten aus Angst sich gar nicht vor dem

Staroſten blicken laſſen; dieſer erfuhr daher erſt am nächſten Tage durch den Brief das Geſchehene. Nachdem er das Schreiben geleſen, ſchloß er ſich während drei Tagen in ſeinem Zimmer ein, ohne jemand anderen vorzulaſſen, als den Kammerdiener, welcher ihm das Eſſen brachte. Man hörte ihn in dieſer Zeit viel franzöſiſch fluchen, was er nur that, wenn er ſehr zornig war.

Allmählich jedoch ging das Unwetter vorüber. Am vierten und fünften Tag war Herr Samojski noch etwas ſchweigſam; er ſchien etwas noch nicht ganz verdaut zu haben, denn er zerrte viel an ſeinem Schnurrbart herum. Nach acht Tagen hatte er ſeinen Humor wiedergefunden. Der Schnurrbart wurde nicht mehr gezerrt, ſondern flott in die Höhe gedreht, endlich eines Tages ſagte er zu der Fürſtin Griſeldis:

„Weißt du, liebe Schweſter, ich bin doch immer ein ſehr umſichtiger Menſch. Vor einigen Tagen habe ich jenen jungen Edelmann, unter deſſen Schutz wir Anuſia zu Herrn Sapieha ſchickten, auf eine harte Probe geſtellt. Er hat dieſelbe glänzend beſtanden, du kannſt ſicher ſein, daß er ſeine Schutzbefohlene ungefährdet an ihren Beſtimmungsort bringt.“

Einen Monat ſpäter hatte das Herz des Staroſten einen anderen liebenswerten Gegenſtand gefunden. Er war feſt überzeugt, daß alles, was geſchehen, auf ſeine Anordnung und mit ſeiner Bewilligung geſchehen war.

17. Kapitel.

Die ganze Wojewodschaft Lublin und zum großen Teil Podlachien waren in polnischer Hand, d. h. in der Hand der Konföderierten unter dem Kommando Sapiehas. Da der König von Schweden sich noch immer in Kurpreußen befand, um mit dem Kurfürsten zu verhandeln, wagten die Schweden, angesichts des allgemeinen Aufstandes der Republik, sich nicht aus den Schlössern heraus, wo sie ihre Standquartiere hatten. Die Weichsel zu überschreiten, konnten sie sich nicht entschließen, weil diesseits derselben sich die Hauptmacht der Konföderation konzentrierte. Dadurch gewann man Zeit ein bedeutendes Heer regulärer Truppen zu sammeln und auszubilden, welches wohl imstande war, eine offene Feldschlacht mit den Schweden aufzunehmen und seine Kraft an der schwedischen zu messen. In den Kreisstädten drillte man die Fußsoldaten für den Dienst; da die Bauern freiwillig in ganzen Haufen zu den Waffen griffen, so fehlte es an Männern nicht. Es galt nur, sie für den Dienst auszubilden, damit sie, unter ein reguläres Kommando gestellt, vor Ausschreitungen und Unternehmungen gegen die eigenen Landesgenossen zurückgehalten würden.

Die Kreisrittmeister übernahmen dieses Werk. Außerdem hatte der König eine große Anzahl Aufgebotsbriefe an verschiedene alte, erfahrene Soldaten verteilt. Die Aushebungen gingen also in allen Provinzen schnell und glatt von statten, und da es auch an kampfbereiten Männern nirgends fehlte, so hatte man bald mehrere ausgezeichnete Reiterregimenter beisammen. Einige davon überschritten die Weichsel, um jenseits

derſelben den Aufſtand zu ſchüren, andere ſtießen zu Herrn Tſcharniezki und wieder andere ſchloſſen ſich dem Herrn Sapieha an. Die Erhebung war ſo allgemein geworden, daß das Heer Johann Kaſimirs das ſchwediſche an Streitkräften bald übertraf.

Das Land, über deſſen Machtloſigkeit ganz Europa geſtaunt hatte, lieferte jetzt Beweiſe von Kraft und Intelligenz, welche nicht der Feind, noch diejenigen, deren Herzen über das Elend des Vaterlandes vor Trauer geweint, noch der König ſelbſt jemals in dieſem Volke vermutet hatte. Es fand ſich Geld, Begeiſterung, Mannesmut, und ſelbſt die zaghafteſten Seelen gewannen immer mehr die Ueberzeugung, daß keine Lage ſo hoffnungslos ſei, daß nicht ein Ausweg daraus gefunden werden könnte und daß überall da, wo Kinder geboren werden, auch die Zuverſicht nicht wanken dürfe.

Kmiziz kam anfangs ohne Unterbrechung vorwärts, indem er unterwegs alle jene unruhigen Geiſter aufſammelte und mitnahm, welche dem Tſchambul gern folgten, in der Hoffnung, im Verein mit den Tartaren reiche Kriegsbeute zu gewinnen. Er hatte ſie bald in gehorſame und geſchickte Soldaten verwandelt, da er die ſeltene Gabe beſaß, ſich und ſeinem Willen die Menſchen unterzuordnen. Ueberall begrüßte man ihn mit Jubel, denn ſeine Tartaren waren ja der beſte Beweis, daß der Chan thatſächlich der Republik zu Hilfe eilte. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß dem Herrn Sapieha vierzigtauſend Mann tartariſche Hilfstruppen zugeführt würden; man konnte nicht genug die beſcheidene Zurückhaltung dieſer Verbündeten rühmen, ja, man ſtellte ſie den eigenen Soldaten als Muſter auf.

Herr Sapieha hatte ſein Hauptquartier gegenwärtig in Biala. Seine Heeresmacht beſtand nun ſchon aus faſt zehntauſend Mann regulärer Landestruppen, teils Reitern, teils Fußſoldaten. Den Grundſtock dieſer Macht bildeten die Reſte des litauiſchen Heeres, welches durch Zuzüge zu ſo großer Stärke angewachſen war. Die Reiterregimenter, beſonders einzelne Fahnen, übertrafen an Geſchicklichkeit und Vortrefflichkeit bereits die ſchwediſchen, aber den Fußſoldaten mangelte es noch an Ausbildung, es fehlten ihnen Waffen und Munition. Ebenſo machte ſich der Mangel an Kanonen fühlbar. Der Wojewode hatte gehofft, in Tykozin ſich mit Geſchützen verſehen zu können, doch die Schweden hatten, indem ſie ſich ſamt dem Turme in die Luft ſprengten, zugleich auch alle Kanonen vernichtet.

Neben den bereits erwähnten Streitkräften standen unfern von Biala gegen zwölftausend Freiwillige, welche Litauen, Masowien und Podlachien gestellt hatten, doch von diesen versprach sich der Wojewode nicht viel Nutzen, besonders, da sie eine Menge Wagen mit unnützem Gepäck mit sich führten, welche jede freie Bewegung hinderten.

Kmiziz beunruhigte eines, während er in Biala einzog. Bei Sapieha dienten so viele Adlige Litauens und so viele frühere Offiziere Radziwills, daß er befürchten mußte, erkannt zu werden. War das der Fall, so wußte er, was ihm bevorstand; man würde über ihn herfallen und ihn töten, noch ehe er den Namen Jesu und Maria anrufen konnte. War doch sein Name in ganz Litauen und auch im Lager Sapiehas verfehmt und noch allen in zu frischer Erinnerung, daß er im Dienste Radziwills sich gegen jene Fahnen vergriffen, die sich damals von dem Fürsten losgesagt hatten.

Doch hoffte er viel für sich von der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er war sehr abgemagert, dazu kam die Narbe im Gesicht, welche ihm die Kugel Boguslaws hinterlassen, und zuletzt trug er jetzt einen langen Knebelbart, welcher nach schwedischer Art an seinem unteren Ende fest zusammengedreht war, und da er den Schnurrbart nach oben bürstete, so sah er eher aus wie ein Nachkomme Eriks, als wie ein polnischer Edelmann.

„Wenn nicht gleich in der ersten Zeit eine Revolte gegen mich losbricht, dann bin ich gerettet. Nach der ersten Schlacht werden sie anders über mich denken."

So mit seinen Gedanken beschäftigt, ritt Kmiziz in Biala ein.

Es dämmerte bereits, als er am Thore sich meldete und man ihn über das Woher und Wohin ausfragte. Er sagte dem wachthabenden Offizier, daß er mit Briefen vom Könige komme und sofort um eine geheime Audienz bei dem Herrn Wojewoden bitte.

Der Wojewode empfing ihn gnädig, weil der König ihn warm befürwortete.

„Wir senden euch Unseren treuesten Diener," schrieb der König, „den Hektor von Tschenstochau, wie er seit der Belagerung Tschenstochaus allgemein genannt wird, und der Retter Unseres Lebens aus höchster Gefahr. Wir empfehlen ihn eurem besonderen Schutze, besonders darum, damit ihm von seiten der Soldaten keine Unbill geschehe. Er trägt einen angenommenen Namen, sein wahrer Name ist Uns aber bekannt; auch die Ur-

ſachen, um derentwillen er den andern angenommen hat. Wir befehlen auch, daß um dieſeswillen niemand ſich herausnehme ihn zu verdächtigen oder ihm Schlechtes zuzutrauen!“

„Warum habt ihr denn einen anderen Namen angenommen? Darf man das erfahren?“ frug der Wojewode.

„Weil ich ein Verfehmter bin und unter meinem eigenen Namen ein Aufgebot der Truppen nicht führen dürfte . . . Se. Majeſtät der König aber hat mich mit einem Aufgebotsbriefe betraut, als Babinitſch darf ich Soldaten werben.“

„Wozu wollt ihr noch werben, da ihr doch den Tartarentſchambul habt?“

„Eine größere Truppenmacht kann nicht ſchaden.“

„Warum ſeid ihr verfehmt?“

„Dem Manne, unter deſſen Kommando ich treten, deſſen Schutz ich anrufen will, bin ich verpflichtet, alles zu bekennen, wie einem zweiten Vater. Mein wahrer Name iſt — Kmiziz!“

Der Wojewode trat entſetzt ein paar Schritte zurück.

„Derſelbe Kmiziz, welcher den König an Boguslaw auszuliefern verſprochen hat?“

Nun erzählte Kmiziz mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Beredtſamkeit, wie Radziwill ihn überrumpelt, wie er dann Boguslaw, nachdem er aus deſſen eigenem Munde den Verrat der beiden fürſtlichen Vettern beſtätigen gehört, mitten aus deſſen Heerlager entführt und dadurch des Fürſten unerſättlichen Rachedurſt auf ſich gelenkt hatte.

Der Wojewode mußte den Worten des Ritters umſomehr Glauben ſchenken, da der König deſſen Ausſagen beſtätigte. Zudem war der Wojewode ſo hocherfreut durch einen Abſatz im Briefe des Königs, daß er heute wohl ſelbſt ſeinen Todfeind an das Herz gedrückt und ihm alle Sünden verziehen hätte. Dieſer Abſatz lautete:

„Dieweilen nach dem Tode des Wojewoden von Wilna die Wojewodſchaft vakant iſt, nach dem allgemeinen Landrecht aber die Wiederbeſetzung einer Wojewodſchaft nur von dem ganzen Senat beſchloſſen werden kann, ſo beſchließen Wir in dieſem Falle, der erſchwerenden Umſtände während der jetzigen unruhigen Zeitläufe halber, ein Extraordinarium und belehnen euch, Unſeren Viellieben, für die Republik durch die unvergeßlichen Verdienſte um das Vaterland unentbehrlich Gewordenen, mit dem Szepter der Wojewodſchaft Wilna, im guten Glauben, daß, falls Gott Frieden in Unſer Land einkehren läßt, keine

Stimme sich gegen dieses Extraordinarium erheben wird und Unsere selbständige Handlung die allgemeine Approbation erhält."

Es war allgemein bekannt, daß Herr Sapieha seinen letzten Oberrock und seinen letzten silbernen Löffel verkauft hatte, um Geld zur Armierung der Truppen zu erlangen; er hatte in selbstlosester Weise alles hergegeben zur Rettung des Vaterlandes. Aber auch der selbstloseste Mensch freut sich, wenn er für seine Verdienste Anerkennung findet. Darum leuchtete heute aus seinem sonst so ernsten Gesicht eine so reine Freude.

Dieser Akt des Königs schmückte das Geschlecht der Sapiehas mit einem neuen Ehrenkranze; das war keinem der derzeitigen Magnaten von fürstlichem Geblüt gleichgültig. Es war sehr erfreulich, daß es noch solche gab, welche keine, alles Ehrgefühl hintansetzenden Streber waren. So war denn Herr Sapieha gewillt, für den König zu thun, was in seiner Macht lag.

„Da ich nun Hetman bin", sagte Herr Sapieha zu Kmiziz, „so tretet ihr unter meine Gerichtsbarkeit, die soll euch Schutz gewähren. Da aber viele Bekannte von euch sich in den Regimentern hier befinden, so haltet euch möglichst verborgen, bis ich die Soldaten vorbereitet und die Verleumdung von euch genommen habe, die Boguslaw über euch ausgesprengt."

Kmiziz dankte herzlichst für die Güte des Wojewoden, dann erzählte er von Anusia, weshalb er sie mit nach Biala gebracht. Der Hetman hätte darüber am liebsten ernstlich gescholten, doch da er fröhlicher Laune war, so schalt er auch nur scherzhaft.

„Der Selbstherr ist verrückt geworden! Wahrhaftig!" sagte er.

„Da sitzen nun beide, er mit seiner Schwester, hinter den sicheren Mauern von Samoschtsch, wie im Himmel und denkt, es könne jeder wie er die Rockschöße auseinanderfalten, sich mit dem Rücken gegen den Kamin wenden, um ihn auszuwärmen. Ich kannte die Podbipientas wohl; sie waren mit den Brschostowskis verwandt und die letzteren sind meine Verwandten. Die Güter sind herrliche Besitzungen, da ist nichts zu sagen. Aber, wie sollte man gegenwärtig irgend ein Recht nachsuchen, da es gar keine Gerichtsordnung giebt. Wer sollte wohl die Erbschaftsregulierung einleiten und die Besitzerin installieren. Sie sind verrückt, total verrückt! Mir sitzt Boguslaw auf den Fersen, ich habe militärische Funktionen zu verrichten und keine Zeit, mich mit alten Weibern zu befassen . . ."

„Sie ist aber kein altes Weib, sondern frisch wie eine

Kirsche," entgegnete Kmiziz. „Aber das ist Nebensache! . . . Man hat mir sie mitgegeben und ich bringe sie her, um sie abzuliefern!"

Der alte Hetman faßte Kmiziz freundschaftlich am Ohrläppchen und sagte:

„So, so! Aber wer kann denn wissen, in welchem Zustande ihr mir sie abliefert. Bewahre mich der Himmel vor übler Nachrede! Man soll nicht sagen dürfen, die Bevormundung des Sapieha habe ihr Koliken zugezogen, die ein anderer verschuldet . . . Wie war es in den Futterquartieren? Habt ihr bei euren Tartaren etwa bissurmanische Sitten gelernt?"

„In den Futterquartieren?" antwortete Kmiziz fröhlich. „Ich ließ mich, so oft wir einige Stunden die Tiere ruhen lassen mußten, von meinen Knappen geißeln, um die weniger anständigen Gelüste zu unterdrücken, die jeder Mensch mit sich herumträgt, d. h. ich betete mit ihnen ein Konfiteor, weil das weniger schmerzt, als Geißelhiebe."

„Aha! . . . Ist sie denn ein anständiges Mädchen?"

„Ei, wie man's nimmt. Sie ist gefallsüchtig wie eine Ziege und sehr bethulich."

„Da kommt ja der Bissurmane doch noch zum Vorschein!" sagte der Hetman.

„Aber tugendhaft wie eine Nonne, das muß ich ihr nachsagen. Und was die Koliken betrifft, so würde sie unter Samojskis Vormundschaft viel eher dazugekommen sein, als irgend wo anders."

Hier erzählte Kmiziz ausführlich, was er erlebt hatte. Der Hetman lachte herzlich und klopfte ihn auf die Schulter.

„Ihr seid ja ein ganz durchtriebener Schlaukopf," meinte er. „Man spricht nicht umsonst so viel von Kmiziz. Aber fürchtet nichts! Herr Samojski ist nicht rachsüchtig, dazu ist er mein Vertrauter. Wenn sein erster Zorn verraucht sein wird, so wird er sich die Sache belachen und euch noch für euren Querstreich belohnen."

„Dafür bedanke ich mich! ich brauche keinen Lohn," unterbrach Kmiziz den Hetman.

„Auch das gefällt mir, daß ihr stolz seid und niemandes Hilfe beansprucht. Dient mir nur wacker und helft mir den Boguslaw bekriegen, dann soll es später auch nicht fehlen, daß ich euch alte Verschuldungen sühnen helfe . . ."

Sapieha hielt plötzlich inne. Als er den Namen Boguslaws nannte, hatte das fröhliche, offene Gesicht des Soldaten

sich plötzlich verfinstert und verzerrt, wie die Fresse eines Hundes, wenn er beißen will.

„Möge dieser Verräter an seinem eigenen Speichel verenden, wenn ich ihn nur noch unter die Hände bekomme, ehe sein Leben ausliſcht!“ sagte Kmiziz düster.

„Ich begreife euren Haß . . . Doch seht zu, daß der Haß die Vorsicht nicht überwuchert, ihr habt es nicht mit einem Kriegsknecht zu thun. Es ist gut, daß der König euch zu mir geschickt, ihr sollt mir den Boguslaw ebenso in Unrast halten, wie vordem den Chowanski.“

„Ich werde noch anders mit ihm umspringen, als mit jenem!“ versetzte Kmiziz mit gepreßter Stimme.

Damit war die Unterredung zu Ende. Kmiziz ritt in sein Quartier, um auszuruhen, denn er war sehr müde.

Unterdessen hatte sich im Heere die Nachricht von der Ernennung des geliebten Führers zum Wojewoden von Wilna und der damit verbundenen Würde eines Großhetman von Polen verbreitet. Eine große Freude flammte wie ein heiliges Feuer in den Herzen der Tausende darüber auf.

Die Offiziere und Wachtmeister der verschiedenen Regimenter und Fahnen eilten in das Quartier des Hetman, denselben zu beglückwünschen. Die bereits in Schlaf versunkene Stadt erwachte wieder. Man entzündete Freudenfeuer. Die Fahnenträger eilten mit den Fahnen herbei, Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, Kanonendonner wechselte mit dem Knattern des Gewehrfeuers, und Herr Sapieha ließ in Eile ein herrliches Mahl herrichten. Man verjubelte die ganze Nacht, die Gesundheit des Königs, des Hetmans immer von neuem ausbringend und manchen Becher auf den künftigen Sieg über Boguslaw leerend.

Herr Andreas war selbstverständlich nicht bei dem Gastmahle gegenwärtig.

Während die Speisen herumgingen, brachte der Hetman das Gespräch auf Boguslaw, und während er vermied, zu erwähnen, wer der Offizier sei, welcher die Tartaren hergebracht und ihm das Ernennungsdekret des Königs überreicht, sprach er im allgemeinen über die Aufschneidereien Boguslaws, der immer gern von der Wahrheit abweiche.

„Beide Radziwills,“ sagte er, „intriguierten gern, aber Fürst Boguslaw übertrifft den verstorbenen Vetter noch. . . . Erinnert ihr Herren euch noch des Kmiziz? Wenn nicht, so habt ihr doch wenigstens von ihm gehört. Stellt euch vor,

alles das, was der Fürſt Boguslaw über ihn verbreitet hat, iſt nicht wahr. Es iſt eine Lüge, daß Kmiziz ihm den König auszuliefern ſich erboten hat!“

„Er hat doch aber dem Fürſten Januſch beigeſtanden, als dieſer ſich mit den Schweden verbündete, und hat in Kiejdan mitgeholfen, die aufſtändiſchen Offiziere zu töten,“ bemerkte ein Edelmann.

„Das iſt richtig,“ ſprach der Hetman weiter. „Aber auch er kam hinter den Verrat und als er ihn erfuhr, da warf er nicht allein dem Fürſten ſeinen Säbel vor die Füße ſondern, verwegen wie er iſt, hat er auch an Boguslaw ſich rächen wollen. Es ſoll ſchon ſehr ſchlimm um den jungen Fürſten beſtellt geweſen ſein; er kam kaum mit dem Leben davon.“

„Kmiziz war ein großer Soldat! Das muß man ihm laſſen,“ warfen mehrere Stimmen dazwiſchen.

„Der Fürſt hat dann eine Rache an ihm erſonnen, ſo ſchrecklich, daß die Seele davor erſchauert,“ fuhr Sapieha fort. „Der Teufel hätte nichts Schlimmeres erſinnen können!“

„Ihr müßt wiſſen, daß ich Beweiſe in der Hand habe, Beweiſe ſchwarz auf weiß, daß die Verleumdung nur ein Racheakt war.“

„Aber eines Menſchen Namen ſo zu verunehren.“

„Ich hörte,“ erzählte der Hetman weiter, „daß Kmiziz aus Verzweiflung darüber, was er unwiſſentlich geſündigt, dann nach Tſchenſtochau gegangen iſt und dort dem Kloſter ſehr bedeutende Dienſte geleiſtet hat. Später hat er mit eigener Lebensgefahr dem Könige das Leben gerettet.“

Als die Anweſenden das hörten, begannen diejenigen, welche ſeine erbittertſten Feinde waren, milder über Kmiziz zu urteilen.

„Kmiziz wird ihm das nie verzeihen,“ meinten einige. „Er iſt ein zu eigen gearteter Menſch; der wird dem Radziwill ſchon auszahlen.“

„Der Fürſt-Stallmeiſter hat den ganzen Soldatenſtand in dieſem einen entehrt!“

„Kmiziz war ein mutwilliger, oft grauſamer Menſch, niemals dennoch ein Abtrünniger!“

„Er wird ſich rächen! O, er wird ſich rächen!“

„Wir wollen ihn rächen!“

„Wenn Seine Gnaden der Herr Hetman für ſeine Ehre eintritt, dann muß wahr ſein, was er ſagte.“

„So ist es! Es ist wahr!“

„Es lebe der Hetman! Es lebe der Hetman!“

Fast hätte nicht viel gefehlt, so hätte man auch Kmiziz' Wohl ausgebracht. Doch wurden zwischendurch auch gewichtige Stimmen laut, die gegen ihn auftraten, besonders unter den Offizieren, die früher in Radziwillschen Diensten gestanden. Als der Hetman das hörte, sagte er:

„Ich will euch Herren sagen, wie mir dieser Kmiziz jetzt in den Sinn gekommen ist. Babinitsch, der Eilbote des Königs ist ihm sehr ähnlich. Im ersten Augenblick glaubte ich ihn selbst vor mir zu sehen.“

Herr Sapieha runzelte ein wenig die Stirn und sagte mit Würde:

„Wenn aber auch Kmiziz in eigener Person hierherkäme, würde ich ihn, nachdem er sich bekehrt und den heiligen Berg Tschenstochaus durch seine Heldenthat beschirmt hat, mittels meiner Würde als Hetman vor allen Angriffen schützen. Ich bitte also die Herren, daß anläßlich dieses Eilboten des Königs keinerlei Streitigkeiten hier entstehen. Ich erinnere daran, daß er als Bestallter Sr. Majestät und auch des Chan zu uns gekommen. Besonders aber lege ich seine Sicherheit den Herren Hauptleuten vom allgemeinen Aufgebot an das Herz, denn bei ihnen ist die Disziplin etwas locker.“

Wenn Herr Sapieha so sprach, wagte in der Regel Herr Sagloba allein etwas unter der Nase zu brummen, alle anderen Offiziere saßen totenstill. So auch jetzt hier, nur, daß Herr Sagloba fehlte. Erst als das Gesicht des Hetman sich wieder aufheiterte, wurden auch sie wieder lebhafter. Die Becher kreisten oft und erhöhten die allgemeine Heiterkeit. Die ganze Stadt brauste bis zum Morgen im Freudentaumel, daß die Mauern der Häuser in ihren Grundfesten bebten. Der Rauch der abgefeuerten Geschütze hüllte sie ein, wie nach einer Schlacht.

Am anderen Morgen sandte Herr Sapieha das Fräulein Borschobohata nach Grodno, unter dem Schutze des Herrn Kotschütz. In Grodno, welches Chowanski schon längst verlassen hatte, residierte die Familie des Wojewoden.

Die arme Anusia, deren Herz für den schönen Kmiziz doch etwas Feuer gefangen hatte, nahm sehr rührenden Abschied von ihm. Er aber blieb sehr ernst, und erst als sie schon im Wagen saß, sagte er ihr:

„Wenn nicht die eine ſich wie ein Dorn in meinem Herzen feſtgehaſpelt hätte, wer weiß, ich hätte mich wahrſcheinlich auf Tod und Leben in euch verliebt.“

Anuſia, als ſie das hörte, dachte bei ſich, daß kein Dorn ſo tief im Fleiſch ſitzt, der nicht mit Geduld und einer Stecknadel herausgebohrt werden könnte. Sie fürchtete ſich aber etwas vor dieſem Herrn Babinitſch, deshalb ſchwieg ſie lieber — ſeufzte leiſe und fuhr von dannen.

18. Kapitel.

Nach der Abreise Anusias mit Herrn Kotschütz blieb das Heerlager Sapiehas noch acht Tage in Biala. Kmiziz, welcher mit seinen Tartaren nach dem nahen Rokitno abkommandiert war, konnte der Ruhe pflegen, denn es war notwendig, für Roß und Mann neue Kräfte zu sammeln, da die Pferde besonders von der langen Reise sehr heruntergekommen waren. Vor einigen Tagen war auch der Grundherr Bialas, der Fürst-Truchseß Michael Kasimir Radziwill in Biala angekommen. Er war ein mächtiger und steinreicher Herr, von der Seitenlinie Nieswiersch, von der man erzählte, daß sie allein von den Rischkows siebzig Städte und vierhundert Dörfer geerbt hatten. Dieser Fürst Michael glich in nichts seinen Birzer Verwandten. Er war nicht weniger stolz als jene, aber anderen Glaubens. Ein eifriger Patriot und Anhänger des rechtmäßigen Königs, war er mit ganzer Seele der Tyschowietzer Konföderation beigetreten und unterstützte dieselbe nach Kräften. Obgleich seine ungeheuren Besitzungen durch den letzten hyperboräischen Krieg stark mitgenommen waren, so war ihm doch noch genug geblieben, um den Hetman mit einer ansehnlichen Truppenzahl zu unterstützen.

Doch war es weniger die Zahl seiner Soldaten, die hier ins Gewicht fiel, wie die Thatsache, daß hier ein Radziwill gegen den anderen stand. Auf diese Weise wurde den Handlungen Boguslaws jeder Anschein von Rechtmäßigkeit entzogen und ihnen der Stempel des Vaterlandsverrates aufgeprägt.

Darum begrüßte auch Herr Sapieha den Fürst-Truchseß mit Freuden in seinem Lager. Mit seiner Ankunft war auch dem Hetman die Zuversicht gekommen, daß er über Boguslaw siegen werde, da auch seine Streitkräfte durch die

Truppen des Fürsten eine Verstärkung erhalten hatten. Seiner alten Gewohnheit gemäß machte er langsam seine Pläne, überlegte hin und her und berief seine Offiziere zu den Beratungen.

Auch Kmiziz wohnte diesen Beratungen bei. Als er das erste Mal mit dem Fürsten Michael zusammentraf, packte ihn bei seinem Anblick eine grenzenlose Wut; der Haß gegen den Namen Radziwill war zu mächtig in ihm. Aber der Fürst gewann durch den Ausdruck der Güte in seinem schönen Gesicht und durch seine hervorragenden Charaktereigenschaften die Herzen der Menschen. Die schwere Zeit, die er soeben erst durchgemacht, indem er das Land gegen die Einfälle Soltarenkas und Srebrnis geschützt hatte, seine Liebe zum Könige und zum Vaterlande, das alles machte ihn zu einem der hervorragendsten Kavaliere seiner Zeit. Seine Anwesenheit im Lager Sapiehas allein genügte, um allen zu beweisen, wie dieser junge Fürst alle seine Privatinteressen auf dem Altar des Vaterlandes opferte. Wer ihn kannte, der mußte ihn hochachten und diesem Gefühle konnte selbst Kmiziz, trotz der tiefen Abneigung gegen die Radziwills, nicht wehren.

Zuletzt gewann der junge Fürst das ganze Herz des Ritters durch die Ratschläge, die er erteilte. Er riet zum schnellen Handeln, zum schleunigen Ausrücken gegen die heranziehende Macht Boguslaws, damit dieser nicht Zeit gewinne, die verlorenen Schlösser und Vesten wieder zu besetzen. Man solle ihn angreifen, ihn nicht zu Atem kommen lassen, ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen, und auf keinen Fall sich mit ihm in Verträge irgendwelcher Art einlassen. Nur im resoluten, schnellen Handeln erblickte er einen sicheren, schnellen Sieg.

„Es wird nicht fehlen," führte der Fürst des weiteren aus, „daß auch Karl Gustav sich zu regen beginnt. Deshalb müssen wir uns freie Hand schaffen, um so schnell als möglich dem Herrn Tscharniezki Hilfe bringen zu können."

Auch Kmiziz war dieser Ansicht; es brannte ihn schon nach dreitägiger Ruhe, thätig in die Ereignisse eingreifen zu dürfen. Am liebsten wäre er, ohne ein Kommando abzuwarten, auf eigene Faust dem Feinde entgegen gezogen.

Aber Sapieha wollte sicher gehen; er fürchtete jeden unüberlegten Schritt, er wollte erst bestimmte Nachrichten abwarten.

Und die Gründe des Hetman waren auch stichhaltig. Der Zug Boguslaws nach Podlachien konnte ebenso gut nur unter-

nommen worden sein, um die Konföderierten irre zu führen. Vielleicht war das ganze Unternehmen nur ein fingiertes, vielleicht sandte man nur zum Schein eine Anzahl irgendwelchen Kriegsvolkes aus, um die Vereinigung des Sapiehaschen Heerlagers mit dem Kronenheere zu verhindern. Verhielt es sich so, dann würde Boguslaw vor Sapieha nur herumflanieren, eine Schlacht aber auf alle Fälle vermeiden, das Heer unaufhörlich durch Streifereien in Unruhe versetzen, während inzwischen Karl Gustav mit dem Kurfürsten gegen Herrn Tscharniezki anrücken, sein Heer mit ihrer Uebermacht erdrücken, dann dem Kronenheere entgegenziehen und so ungestört das ganze mühselig durch das Beispiel Tschenstochaus aufgerichtete Verteidigungswerk vernichten konnten.

Herr Sapieha war nicht nur ein wackerer Feldherr, er war auch ein Stratege. Er begründete seine Ansichten in den Sitzungen so klar und energisch, daß selbst Kmiziz ihm zustimmen mußte. Man mußte unbedingt erst Klarheit in die Sachlage bringen. Erwies es sich, daß Boguslaw nur zum Scheine den Kriegszug unternommen, dann genügte es, ein paar Fahnen unter fester kriegstüchtiger Leitung hier zurückzulassen, mit der ganzen Heeresmacht aber in Eilmärschen zu Herrn Tscharniezki zu stoßen, um der schwedischen Hauptmacht erfolgreich entgegen zu treten. Auf die paar hier zurückbleibenden Fahnen konnte es hierbei nicht ankommen, denn nicht alle Streitkräfte des Hetman waren bei Biala stationiert. Der junge Herr Kschyschtof, Kschyschtofek Sapieha genannt, stand mit zwei Fahnen leichter Reiterei in Jaworowo; Horotkiewitsch trieb sich noch in der Gegend von Tykozin mit einem halben Regiment Dragoner umher, denen sich mit der Zeit etwa fünfhundert Freiwillige angeschlossen hatten, außerdem mehrere Petyhor-Fahnen und in Bialystock ein Regiment Fußsoldaten.

Wenn Boguslaws Heer, wie Sapieha mutmaßte, nur aus etlichen Hunderten Reiter bestand, dann genügte es, die letztgenannten Truppen zusammenzuziehen, um Boguslaw in Schach zu halten.

So begnügte sich denn der Hetman vorläufig damit, nach allen Richtungen hin Kundschafter auszusenden, und wartete die ersehnten Nachrichten ab.

Und endlich trafen sie ein. Wie Keulenschläge fuhren sie in die Stille des Lagers, welche um so schwerer trafen, als die ausgesandten Kundschafter fast gleichzeitig zurückkehrten.

Man hielt im Schlosse in Biala soeben wieder eine Sitzung

ab, als ein Ordonnanz-Offizier eintrat und dem Hetman ein Schreiben überreichte.

Kaum hatte dieser einen Blick in dasselbe geworfen, als er auch schon ganz aufgeregt ausrief:

„Mein Verwandter in Jawarowo ist vollständig geschlagen und zwar durch Boguslaw selbst. Herr Kschyschtof selbst ist kaum mit dem Leben entronnen."

Die Anwesenden verstummten plötzlich bei dieser eben vernommenen Kunde.

„Der Brief ist auf der Flucht in Bransk geschrieben," fuhr der Hetmann fort. „Wahrscheinlich war die Konfusion groß, denn es steht nichts in dem Briefe von der Stärke der Boguslawschen Armee . . . Ich denke, sie muß schon bedeutend sein, da sie die zwei Fahnen nebst allen Fußsoldaten vollständig aufgerieben hat! . . . Möglich ist aber auch, daß Fürst Boguslaw sie unversehens überrumpelt hat . . . Man kann dem Briefe gar nichts Sicheres entnehmen . . ."

„Herr Hetman!" entgegnete der Fürst Michael. „Ich bin dessen gewiß, daß Boguslaw ganz Podlachien für sich okkupieren will, um es dann mittels eines Vertrages, entweder als festes Eigentum, oder als Lehen an sich zu bringen . . . Dazu aber braucht er eine große Truppenmacht. Ich habe für meine Behauptung zwar keinen anderen Beweis, als meine Kenntnis der Charaktereigentümlichkeiten Boguslaws, doch das genügt mir. Nicht um Schweden und Brandenburg ist er besorgt, sondern um seine eigene Habgier . . . Er ist ein Feldherr von außerordentlichen Fähigkeiten und vertraut dabei seinem guten Stern. Er will eine Provinz für sich erobern, den Tod Januschs rächen, Ruhm ernten; zu alle dem braucht er ein Heer, ein großes Heer. Wir müssen ihn schleunigst überrumpeln, sonst überrumpelt er uns."

„Zu allen Unternehmungen ist Gottes Segen vonnöten," sagte Oskierko, „und dieser Segen ist bei uns!"

„Herr Hetmann!" sagte Kmiziz. „Wir entbehren noch sicherer Nachrichten, bitte schickt mich aus mit meinen Tartaren; ich will bald bringen, was uns zu wissen not thut."

Oskierko, welcher in das Geheimnis eingeweiht war und wußte, wer Babinitsch war, unterstützte diesen Antrag kräftig.

„Bei Gott! Das ist ein ausgezeichneter Gedanke! Einen solchen Kundschafter und solche Helfer sind dort am Platz. Wenn nur die Pferde ausgeruht sind . . ."

Oskierko stockte . . . Wieder trat eine Ordonnanz in das Gemach.

„So, Herr Hetman," sagte Sapieha, sich mit den Händen auf die Kniee stützend, „nun bekommen wir näheres zu hören. . . . Laßt den Boten herein!" rief er dem Offizier zu.

Gleich darauf betraten zwei Petyhor-Ulanen das Gemach. Ihre Uniformen waren zerrissen und ganz beschmutzt.

„Von Horotkiewitsch?" rief Sapieha ihnen fragend entgegen.

„Von Horotkiewitsch! Zu Befehl!"

„Wo ist er jetzt?"

„Erschlagen! Und wenn nicht erschlagen, dann weiß Gott allein, wo er sich befindet."

Der Wojewode erhob sich, setzte sich aber sogleich wieder nieder und forschte anscheinend ruhig weiter.

„Wo befindet sich die Fahne?"

„Sie ist vernichtet durch den Fürsten Boguslaw."

„Sind viele von euch gefallen?"

„Es sind unserer nicht viele übrig geblieben. Die wenigen, die am Leben sind, gerieten in Gefangenschaft. Einige wollen behaupten, daß der Hauptmann auch entkommen sei. Daß er verwundet ist, habe ich selbst gesehen. Wir sind aus der Gefangenschaft entflohen."

„Wo seid ihr überfallen worden?"

„Bei Tykozin."

„Warum habt ihr euch nicht hinter die Mauern des Schlosses verschanzt, da ihr in der Minderzahl waret?"

„Tykozin ist in den Händen der Feinde."

Der Hetman bedeckte einen Augenblick die Augen mit der Hand. Dann rieb er sich die Stirn.

„Ist das Heer Boguslaws stark?"

„Etwa viertausend Reiter, außer den Fußsoldaten und den Geschützen. Die Füsiliere sind ganz marode; sie blieben zurück. Die Reiter gehen vorwärts, die Gefangenen mit sich führend. Wir sind ihnen glücklich entwischt."

„Wo seid ihr entflohen?"

„In Drohotschyn."

Sapieha riß die Augen weit auf.

„Mensch! du bist betrunken!" rief er. „Wie sollte Boguslaw nach Drohotschyn kommen. Wann hat er euch denn aufgehoben?"

„Vor zwei Wochen."

„Und er befindet sich in Drohotschyn?"

„Seine Vorschübe sind dort: er selbst ist noch zurückgeblieben, denn man hat einen Reisetransport aufgefangen, welchen Herr Kotschütz führte."

„Kotschütz mit Fräulein Borschobohata!" rief Kmiziz aus.

Das Stillschweigen, welches nun eintrat, währte länger, als zuvor, niemand wagte zu sprechen. Das rasche erfolgreiche Vorgehen Boguslaws hatte alle Köpfe verwirrt. Gleichzeitig suchten die Gedanken eines jeden im Stillen im Hetman den Schuldigen; hätte er nicht so lange überlegt, sondern rasch gehandelt, wie ihm geraten worden — doch niemand wagte seine Meinung laut zu äußern.

Sapieha aber war sich bewußt, recht und vorsichtig gehandelt zu haben. Er überwand auch zuerst den niederdrückenden Eindruck der erhaltenen Mitteilungen. Mit einer Handbewegung entließ er die beiden Ulanen, dann sprach er:

„Das alles sind Unfälle, die jeder Krieg mit sich bringt, die uns auch nicht entmutigen dürfen. Glaubt nur nicht, daß wir schon eine Niederlage erlitten haben, meine Herren. Schade, schade, um jene unglücklichen Fahnen, das ist wahr. Doch der Schaden hätte größer werden können, wenn Boguslaw uns listiger Weise in entfernte Provinzen gelockt hätte. Er kommt zu uns . . . Gut! als freigebige Wirte wollen wir ihm entgegengehen."

Hier wandte er sich an die Hauptleute.

„Ich befehle also, alle Truppen marschbereit zu halten."

„Sie sind es bereits," sagte Oskierko, „die Pferde dürfen nur aufgezäumt und zum Aufsitzen geblasen werden."

„Noch heute Abend soll es geschehen . . . Wir rücken morgen mit dem ersten Tagesgrauen aus . . . Herr Babinitsch kann mit den Tartaren voraus sprengen, um möglichst bald und viel auszukundschaften."

Kaum hatte Kmiziz das gehört, so war er auch schon hinter der Thür. Einige Augenblicke nachher sprengte er in vollem Galopp auf der Landstraße Rokitno zu.

Auch Herr Sapieha zauderte nun nicht länger. Es war noch tiefe Nacht, als die Trompeten in langgezogenen Tönen zum Aufsitzen bliesen und gleich darauf Reiter und Fußvolk in langen Zügen aus der Stadt dem Schlachtfelde zu marschierten. Hinterdrein fuhren knarrend eine ganze Reihe beladener Wagen. Die ersten Morgenlichter spiegelten sich in den Läufen der Musketen und in den Lanzenschäften.

Ein Regiment nach dem anderen, eine Fahne nach der

anderen zogen zierlich und wohlgeordnet dahin. Die Reiter sangen die Tagzeiten und die Pferde schnauften in der Morgenkühle, was die Soldaten für eine gute Vorbedeutung kommenden Sieges hielten. Die Zuversicht auf bessere Tage erfüllte die Herzen der Krieger, denn sie wußten, daß Herr Sapieha, wenn er auch lange kopfschüttelnd zu erwägen liebte, doch ein großer Feldherr war, wenn es galt, loszuschlagen.

In Rokitno waren inzwischen die Lagerstellen der Tartaren schon kalt geworden, die waren längst über alle Berge. Herr Sapieha wunderte sich nur, daß er nichts über sie erfahren konnte, trotz vieler Nachfragen. Man wollte sie nirgends gesehen haben, obgleich es eigentlich undenkbar war, daß eine Abteilung von mehreren hundert Mann unbemerkt durch die Ortschaften gekommen sein sollte.

Die erfahreneren Offiziere bewunderten die Geschicklichkeit, mit welcher Babinitsch einen solchen Zug in lautloser Disziplin zu halten verstand.

„Er schleicht wie ein Wolf und beißt wie ein Wolf," sagte man untereinander. „Er muß ein schlauer Praktikant sein."

Und Herr Oskierko sagte heimlich zu Herrn Sapieha, da er doch wußte, wer Babinitsch war:

„Chowanski hat nicht umsonst einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt. Wer kann wissen, wem Gott den Sieg zugedacht hat, aber Boguslaw wird den Krieg mit uns bald überdrüssig sein."

„Schade nur, daß Babinitsch wie in einen Abgrund versunken scheint," sagte der Hetman.

So waren drei Tage vergangen, ohne daß etwas neues vorgefallen wäre. Die Hauptarmee Sapiehas hatte den Bug überschritten, Drohitschyn erreicht und noch immer war vom Feinde keine Spur zu finden. Der Hetman fing an unruhig zu werden. Nach den Berichten der Petyhors waren doch die Vorposten Boguslaws schon bis Drohitschyn vorgedrungen. Da man sie nicht fand, mußte Boguslaw sie wohl zurückgezogen haben. Was aber hatte dieser Rückzug zu bedeuten? Hatte der Fürst von der Uebermacht Sapiehas gehört und fürchtete er dieselbe, oder wollte er den Hetman dennoch weit hinauf nach dem Norden locken, um dem Könige von Schweden den Ueberfall Tscharniezkis zu erleichtern? Babinitsch mußte schon einen Kundschafter haben, um den Hetman benachrichtigen zu können. Die Angaben der Petyhors über die Stärke der feindlichen Heeresmacht konnten irrige sein, es war durchaus notwendig, bald sichere Berichte zu empfangen.

Aber es vergingen weitere fünf Tage, ohne daß Babinitsch ein Lebenszeichen gegeben hätte. Der Frühling war im Anzuge, die Tage wurden immer wärmer. Der Schnee schmolz. Die Gegend stand fast ganz unter Wasser, das sumpfige Erdreich erschwerte ungeheuer die weitere Bewegung. Der Hetman mußte eine Anzahl Geschütze nebst einigen Wagen in Drohitschyn zurücklassen, was kleine Unbequemlichkeiten zur Folge hatte.

In Bransk wurden die Wege so schlecht, daß auch die Fußsoldaten nicht mehr weiter konnten. Der Hetman requirierte unterwegs Pferde von den Bauern und ließ die Musketiere aufsitzen. Andere wurden von den Ulanen mitgenommen. An ein Zurück war nicht zu denken; der Hetman wußte, daß nur eins zu thun blieb. „Vorwärts“ galt die Losung.

Boguslaw wich immer weiter zurück. Man traf jetzt hier und da schon Spuren seines Durchzuges, bald ein niedergebranntes Dorf, bald einige arme Erhängte, deren Körper noch an den Bäumen baumelten. Wohl brachte der ansässige Kleinadel Nachrichten über Boguslaw in das Lager Sapiehas, aber sie widersprachen sich und beruhten eben nur auf Erzählungen von Menschen, die vom Kriegshandwerk keine Ahnung hatten. Manche von ihnen wollten auch hier und da Tartaren gesehen haben, aber gerade bezüglich ihrer lauteten die Berichte am unwahrscheinlichsten. Bald hatte man sie hinter, bald vor dem fürstlichen Heere gesehen.

Herr Sapieha war wütend, wenn jemand nur den Namen Babinitsch nannte und sagte zu Oskierko:

„Ihr habt ihn zu früh gelobt! Ich habe Wolodyjowski sehr zur Unzeit fortgeschickt, wenn ich ihn hier hätte, so wüßte ich lange, woran ich bin; dieser hier ist ein Wirbelwind oder Schlimmeres. . . . Wer weiß, vielleicht haben gar die Menschen recht, welche seine Tartaren an der Spitze des feindlichen Heeres gesehen haben wollen, vielleicht macht er mit Boguslaw gemeinschaftliche Sache.“

Oskierko wußte selbst nicht, was er denken sollte. Wieder war eine Woche verstrichen, das Heer war in Bialystock angelangt.

Es war um Mittag. Etwa zwei Stunden später meldeten die Vorposten, daß eine Abteilung Soldaten sich dem Orte nähere.

„Vielleicht Babinitsch!“ rief der Hetman. „Er soll nur kommen, ich habe schon das pater noster für ihn bereit.“

Aber es war nicht Babinitsch selbst. Im Lager entstand

bei Ankunft jener Trupps ein so großer Auflauf, daß Herr Sapieha selbst hinausging, um zu sehen, was geschehen war.

Etliche Offiziere verschiedener Abzeichen kamen ihm entgegen geeilt.

„Von Babinitsch!“ meldeten sie. „Gefangene! Eine große Anzahl! Er muß viele Menschen umgebracht haben.“

Bald sah auch der Hetman eine Anzahl Menschen vor sich, auf abgemagerten, struppigen Kleppern hockend. Sie umringten etwa dreihundert an den Händen gefesselte Gefangene, welche sie mit ledernen Riemen peitschten. Die Gefangenen boten einen schrecklichen Anblick. Sie glichen eher Schatten, denn lebenden Wesen. Abgerissene Lumpen schlotterten um die halbnackten Leiber, die so mager waren, daß die Knochen aus der stellenweise blutig geschlagenen Haut hervorsahen. Kaum noch imstande, sich fortzuschleppen, ließen sie gleichgültig alles über sich ergehen.

„Was sind das für Leute?“ frug der Hetman.

„Vom Heere Boguslaws,“ antwortete einer der Volontäre Kmiziz', welcher mit den Tartaren die Gefangenen hergebracht.

„Wo habt ihr ihrer so viele her?“

„O, fast die Hälfte davon ist vor Erschöpfung unterwegs liegen geblieben.“

Ein alter Tartar, der bei dem Tschambul das Amt eines Wachtmeisters bekleidete, näherte sich nun dem Hetman und nachdem er mit der Stirn den Boden berührt, überreichte er ihm einen Brief Kmiziz'.

Ohne zu zaudern, erbrach der Hetman das Siegel und begann laut zu lesen:

„Erlauchter Herr Hetman!

Daß ich bis jetzt keine Nachrichten und auch keinen Kundschafter gesandt habe, liegt daran, daß ich anstatt hinter dem Heere Boguslaws an der Spitze desselben ritt und lieber gleich mit einer größeren Anzahl Kundschafter vor Euch erscheinen wollte . . .“

Der Hetman unterbrach das Lesen.

„Er ist ein Teufel!“ sagte er. „Anstatt ihm zu folgen, hat er ihn umgangen und seine Frontstellung angegriffen!“

„Da schlage doch das Wetter drein! . . .“ setzte Herr Oskierko hinzu.

Der Hetman las weiter:

„Denn, obgleich das eine schwierige Operation war, da die Vorschübe überall in breiter Linie gingen, quetschte ich mich,

nachdem ich zwei derselben vollständig ausgehauen hatte, doch nach vorn durch und stellte mich plötzlich der Front des feindlichen Heeres entgegen. Das verwirrte den Fürsten vollkommen; er begriff sogleich, daß er umgangen worden und in eine Falle geraten war. . . ."

„Daher der plötzliche Rückzug!" rief der Hetman. . . . „Er ist ein Teufel, der reine Teufel!"

Seine Neugier wuchs immer mehr; er las weiter:

„Der Fürst, welcher sich jedenfalls nicht erklären konnte, wie das zugegangen war, verlor ganz die Besinnung. Er sandte Patrouillen über Patrouillen aus, welche wir stets abfingen und dafür sorgten, daß sie vollzählig nie zu ihm zurückkehrten. Da ich dem Heere vorauseilte, nahm ich ihm die Fourage vorweg, zerstörte die Wälle und ließ die Zugbrücken niederreißen, so daß er nur mühselig weiter marschieren konnte, und ließ ihm Tag und Nacht weder Zeit zum Essen noch zum Schlafen. Keiner wagte es, das Lager einen Augenblick zu verlassen, denn die Unvorsichtigen wurden von meinen Tartaren sogleich aufgegriffen; wenn die müden Soldaten endlich eingeschlafen waren, dann stimmten meine Leute in ihren Verstecken ein entsetzliches Geheul an, sodaß die Schläfer entsetzt emporfuhren, weil sie glaubten, eine große Armee rücke gegen sie an. Sie hielten dann die ganze Nacht Wachtfeuer. Dadurch ist der Fürst der Verzweiflung nahe gebracht; er weiß nicht, wohin er sich wenden, wohin er sich begeben soll. Daher ist es notwendig, daß bald gegen ihn vorgegangen wird, damit er nicht seinen Irrtum erkennt und nicht zu Atem kommt. Er hatte etwa sechstausend Mann bei sich, aber nahezu ein Tausend hat er schon verloren. Die Pferde fallen ihm. Die Reiterregimenter sind sonst gut imstande, die Fußsoldaten gut bewaffnet. Doch half Gott den Haufen etwas schmelzen; es werden von Tag zu Tag weniger, und wenn unsere Armee ihn nur bald erreicht, dann wird sein Heer beim ersten Anprall zerschellen. Die Karossen des Fürsten, sechs Kredenzwagen mit verschiedenen Kostbarkeiten habe ich in Bialystock weggenommen, samt zwei Geschützen, welche ich jedoch, weil sie zu schwer sind, ins Wasser versenken mußte. Der fürstliche Verräter ist vor Aerger schon bedenklich erkrankt; er kann sich kaum mehr auf dem Pferde halten, das Fieber verläßt ihn Tag und Nacht nicht. Fräulein Borschobohata wird im Lager festgehalten, doch da der Fürst krank ist, wird er ihrer Tugend nicht gefährlich werden. Diese Nachrichten von der Verzweiflung des

Fürſten habe ich von den Gefangenen, welche meine Tartaren durch Anſengen der Haut zum Sprechen zwangen. Sie werden ihre Ausſagen wiederholen, wenn man das Experiment wiederholen wollte. Damit empfehle ich Ew. Erlaucht meine unterthänigen Dienſte und bitte um Verzeihung, wenn ich in etwas gefehlt haben ſollte. Die Tartaren ſind gute Jungen und hauen, wenn ſie reiche Beute wittern, kräftig zu."

„Ew. Erlaucht bedauert wohl jetzt ſchon weniger, den Herrn Wolodyjowski fortgeſchickt zu haben," ſagte Oskierko. „Ich glaube, er hätte es dieſem Teufel nicht gleichgethan."

„Es iſt zum Staunen!" rief Sapieha, indem er ſich den Kopf hielt.

„Lügt er nicht etwa doch?"

„O, er beſitzt zuviel Stolz dazu! Hat er doch ſelbſt dem Fürſt-Wojewoden in das Geſicht geſagt, was er über ihn dachte, und nicht darnach gefragt, ob es ihm angenehm war oder nicht. Er wiederholt dieſelbe Prozedur an Radziwill, die er an Chowanski erprobt, nur daß der letztere fünfzehnmal mehr Soldaten hatte, als dieſer," verteidigte Oskierko.

„Wenn er die Wahrheit ſchreibt, dann iſt es notwendig, ſogleich weiter zu marſchieren," überlegte der Hetman.

„Gewiß! Ehe der Fürſt zur Beſinnung kommt."

„Auf alſo! Jener zerſtört ihm die Brücken, holen wir ihn ein."

Inzwiſchen waren die Gefangenen, als ſie vernommen, der Hetman ſtehe vor ihnen, in Klagelaute ausgebrochen. Sie ſchilderten ihr Elend in den verſchiedenen Dialekten der litauiſchen Zunge unter Thränen und flehentlichen Bitten. Es befanden ſich unter ihnen auch Schweden, Deutſche und Schotten von der Leibgarde Boguslaws. Herr Sapieha befahl, ihnen Speiſe und Trank zu reichen, dann ohne Martern ein Verhör mit ihnen vorzunehmen.

Ihre Ausſagen beſtätigten die Wahrheit des von Kmiziz Geſagten. So marſchierte denn die Armee Sapiehas in Eilmärſchen vorwärts.

19. Kapitel.

Der nächste Bericht Kmiziz' kam von Sokolki und lautete kurz: „Der Fürst simuliert, um unsere Armee irre zu führen, einen Rückzug nach Schtschutschin, wohin er einen Vortrab gesandt hat. Seine Hauptmacht steht bei Janowo. Er hat dort einen Zuzug von Fußsoldaten unter dem Kommando des Kapitän Kyritz erhalten. Wir können die Lagerfeuer im Lager des Fürsten leuchten sehen. In Janowo soll acht Tage gerastet werden. Die Gefangenen sagen aus, daß der Fürst es auf eine Schlacht ankommen lassen will. Das Fieber hat ihn noch immer nicht verlassen."

Nach dem Empfange dieses Berichtes, ließ Herr Sapieha den Rest seiner Wagen und Kanonen zurück und marschierte nach Sokolki. Da endlich standen sich die beiden feindlichen Heere gegenüber. Die Schlacht war nun unvermeidlich, da das eine Heer nicht mehr entfliehen, das andere nicht mehr verfolgen konnte. Vorläufig standen sie, wie zwei nach langer Hetzjagd ermüdete Rüden sich gegenüber, den rechten Zeitpunkt des Angriffs erwartend, verschnaufend und Kräfte sammelnd.

Als der Hetman Kmiziz wiedersah, umarmte er ihn und sprach:

„Ich war sehr zornig auf euch, als ihr so lange nichts von euch hören ließet; aber ich sehe, daß ihr mehr geleistet habt, als ich hoffen durfte. Wenn Gott uns den Sieg giebt, so wird das euer, nicht mein Verdienst sein. Ihr habt ja den Bogusław begleitet, als wolltet ihr sein Schutzgeist werden."

Die Augen Kmiziz' leuchteten unheilverkündend auf.

„Wenn ich je sein Schutzgeist bin, dann muß ich in der Stunde seines Todes bei ihm sein," sagte der Ritter.

„Das ſteht in Gottes Hand," entgegnete der Hetman ernſt. „Soll Gott euch aber ſeinen Segen verleihen, ſo ſeht allezeit in ihm den Feind des Vaterlandes und nicht den perſönlichen Feind."

Kmiziz verbeugte ſich zuſtimmend, trotzdem konnte man nicht wahrnehmen, daß die ſchönen Worte des Hetman irgendwelchen Eindruck auf ihn gemacht hätten; ſein Geſicht hielt den Ausdruck unauslöſchlichen Haſſes feſt und er trat um ſo ſchärfer hervor, als während der großen Mühſale der letzten Wochen ſein Körper noch mehr abgemagert war. Früher malte ſich in dieſem Geſicht nur der Widerſchein eines mutigen, verwegenen Charakters, jetzt blickte Grauſamkeit und Haß daraus. Man gewann die Ueberzeugung, daß derjenige, welchem dieſer Menſch Rache geſchworen hatte, verloren war, ſei es auch gleich ein Radziwill.

Sein Rachewerk hatte ſchon begonnen. Durch ſein ſchlaues Vorgehen hatte er Boguslaws Berechnungen verwirrt; er hatte ihm die Angſt eingeflößt, daß er ſich vom Feinde umringt wähnte. Er hatte ihn zum Rückzug gezwungen, ihn Tag und Nacht begleitet. Patrouillen aufgegriffen und die Gefangenen grauſam mißhandelt. Bei Siemiatyze, bei Bocki und Orla hatte er mitten in der Nacht das ganze Lager aufgeſtört. In Wojſchki unweit Sabludowo, welches ein rechtmäßiges, altes Beſitztum der Radziwills war, hatte er wie ein Wirbelwind das Hauptquartier des Fürſten überfallen, während derſelbe beim Mittagstiſch ſaß. Um ein Haar wäre der Fürſt damals in Gefangenſchaft geraten und nur dem Herrn Sakowitſch, dem Unterkämmerer von Orſchmian, hatte er es zu danken, daß er mit heiler Haut davonkam. Bei Bialyſtock hatte Kmiziz die Karoſſen und Kredenzwagen dem Fürſten weggenommen, ſeine Soldaten gehetzt bis zur völligen Ermüdung. Die ſchöne deutſche Fußſoldateska und die ſchwediſchen Reiter ſchwankten einher, wie ausgehungerte Schatten, fortwährend geängſtigt und faſt ſinnlos von den ſchlafloſen Nächten. Von allen Seiten her hatte er durch das Geheul der Tartaren ihre Ruhe ſtören laſſen. Kaum hatte der müde Soldat die Augen zum Schlaf geſchloſſen, da mußte er ſchon wieder zur Waffe greifen. Je länger, deſto toller hatte er es getrieben.

Der die Gegend bewohnende Kleinadel ſchloß ſich den Tartaren an, teils aus Haß gegen die Radziwills, teils aus Furcht vor Kmiziz, welcher die Widerſpenſtigen unbarmherzig ſtrafte.

Dazu war Boguslaw thatſächlich erkrankt und wenn im

Herzen dieſes Menſchen die Sorge auch niemals ſich ernſtlich einzuniſten vermochte und die Aſtrologen, an die er blindlings glaubte, ihm vor ſeiner Abreiſe aus Preußen prophezeit hatten, daß ſeine Perſon von nichts Schlimmem betroffen werden würde, ſo litt ſein Feldherrnſtolz doch unſäglich unter dieſen Zuſtänden. Er, deſſen Feldherrnruhm ganz Frankreich, die Nieder- und die Rheinlande erfüllte, konnte in dieſen vermaledeiten Wäldern nichts gegen einen unbekannten und unſichtbaren Feind ausrichten, der ihn täglich bekriegte.

Die Verfolgung ſeiner Armee überſtieg an Hartnäckigkeit das ſonſt in Kriegen übliche Maß ſo ſehr, daß Boguslaw mittels ſeines angeborenen Scharfſinnes ſchon nach wenigen Tagen zu vermuten begann, daß ein unerbittlicher perſönlicher Feind ihn derartig in Aufregung hielt. Den Namen desſelben erfuhr er bald, denn die ganze Gegend kannte ihn, aber Babinitſch war ihm fremd. Er hätte ihm ſo gern Auge in Auge gegenüber geſtanden, doch wie ſehr er ſich auch Mühe gab, während der Patrouillenritte, die er ſelbſt ohne Zahl unternahm, ſeinen Gegner einmal zu Geſicht zu bekommen; es war alles umſonſt! Babinitſch verſtand ſo vortrefflich ihm auszuweichen und ihn da zu treffen, wo Boguslaw es am wenigſten vermutete.

Jetzt endlich ſtanden die Heere ſich gegenüber. Boguslaw hatte thatſächlich durch Herrn von Kyritz Zuzug erhalten, welcher, nicht ahnend, wo der Fürſt ſich befand, aus eigener Initiative nach Janowo gekommen war. Hier ſollte die Entſcheidung fallen.

Kmiziz beſetzte ſorgfältig alle von Janowo führenden Wege nach Sokolki, Korotſchin, Kuſchnitza und Suchowola. In den umliegenden Wäldern, Weiden und Dickicht erhielten die Tartaren ihre Standorte. Keine Botſchaft, kein Fouragewagen wurde durchgelaſſen. Darum lag Boguslaw viel daran, eine Entſcheidung herbeizuführen, noch ehe ſeine Soldaten den letzten Zwieback aufgegeſſen hatten. Aber als ſcharfſinniger und in allerlei Liſten erfahrener Mann wollte er erſt verſuchen, einen für ſich günſtigen Vertrag zuſtande zu bringen. Er wußte noch nicht, daß Herr Sapieha ihm in ſolchen Fällen an Schlauheit und Verſtand weit überlegen war.

So kam denn eines Tages in Sokolki ein Abgeſandter Radziwills, Namens Sakowitſch, an, welcher dem Gefolge des Fürſten angehörend, deſſen intimer Freund war. Er brachte Briefe von Boguslaw und die Vollmacht, Frieden zu ſchließen.

Dieſer Herr Sakowitſch war ein angeſehener Mann, der

ſpäter zur Senatorenwürde gelangte, da er Wojewode von Smolensk und Schatzmeiſter des Großherzogtums wurde; er war ſchon jetzt einer der berühmteſten Kavaliere Litauens, ebenſo ſehr durch ſeinen perſönlichen Mut, wie durch ſeine große Schönheit bekannt. Er war von mittlerer Größe, hatte rabenſchwarzes Haar und ebenſolche Augenbrauen, während ein paar hellblaue Augen mit einer unvergleichlichen Dreiſtigkeit, kühn und verwegen in die Welt blickten, ſo daß der Fürſt von ihnen zu ſagen pflegte, ſie ſtechen wie Skorpione.

Er trug gerne ausländiſche Kleider, welche er, gleich Boguslaw, von ſeinen Reiſen mitgebracht hatte, ſprach faſt alle fremden Sprachen und warf ſich mit faſt wahnſinniger Heftigkeit in das Schlachtgetümmel, wo es einen Kampf gab. Deshalb nannte man ihn den „Verderbenbringer“. Dank ſeiner außerordentlichen Körperſtärke und Geiſtesgegenwart kam er immer mit heiler Haut davon. Man erzählte von ihm, daß er eine in voller Fahrt begriffene Karoſſe ſofort zum Stehen bringen konnte, indem er ihre Hinterräder packte; er konnte maßlos trinken, ein Quart in Spiritus eingelegte Pflaumen verſchlang er, ohne davon betrunken zu ſein, als ſei das nichts. Mit den Untergebenen grauſam und unzugänglich, ſchmolz er in Boguslaws Hand wie Wachs. Seine feinen Manieren, die ihn befähigten, ſich ſelbſt in höchſter Geſellſchaft zu bewegen, konnten doch nicht hindern, daß eine ungezügelte, wilde Leidenſchaftlichkeit von Zeit zu Zeit zum Durchbruch kam.

Herr Sakowitſch war eher ein Genoſſe, denn ein Diener des Fürſten Boguslaw. Er, der Fürſt, welcher niemanden liebte als ſich ſelber, beſaß eine ungewöhnliche Schwäche für dieſen Menſchen. Von Natur geizig, war er doch ſtets freigebig gegen Sakowitſch. Er hatte ihn durch ſeinen Einfluß zum Unterkämmerer gemacht und ihm die Staroſtei Orſchmian geſchenkt. Nach jedem Gefecht war des Fürſten erſte Frage die: „Wo iſt Sakowitſch? Iſt ihm auch nichts zugeſtoßen?“ Es lag ihm viel an dem Rate Sakowitſch's; er holte denſelben ein, überall da, wo die Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit des Herrn Staroſten Nutzen zu ſchaffen verſprach.

Jetzt hatte er ihn zu Sapieha geſchickt. Die Miſſion war eine äußerſt ſchwierige, erſtens, weil man im feindlichen Lager leicht geneigt ſein konnte, ihn für einen zu halten, der gekommen war, die Stellung der Sapieha'ſchen Truppen auszukundſchaften, zweitens, weil er viel zu verlangen, dagegen nichts zu bieten hatte.

Glücklicherweise war Herr Sakowitsch nicht so leicht ins Bockshorn zu jagen. Er trat also bei Herrn Sapieha ein, als ob er als Sieger käme, dem Besiegten seine Bedingungen zu diktieren, und heftete seine blassen Augen sogleich auf den Hetman.

Als Herr Sapieha dieses Manöver bemerkte, lächelte er mitleidig. Man kann mit einem dreisten, unverschämten Auftreten nur gewissen Menschen imponieren. Der Hetman aber war dem Abgesandten unendlich überlegen.

„Mein Gebieter, der Fürst auf Birz und Dubinki, Stallmeister des Großherzogtums und oberster Feldherr der Armee Seiner Herrlichkeit des Kurfürsten, sendet mich, euch seinen Gruß zu entbieten und mich nach eurem Ergehen zu erkundigen," sprach Sakowitsch, während er auf den Hetman zuschritt.

„Bringt dem Fürsten meinen Dank und erzählt ihm, daß ihr mich gesund gesehen."

„Ich habe auch ein Schreiben an Ew. Erlaucht abzugeben."

Sapieha nahm den Brief in Empfang, öffnete ihn nachlässig, las den Inhalt desselben, dann sagte er gleichgültig:

„Mich reut die Zeit. . . . Ich kann nicht herausfinden, was der Fürst eigentlich mit dem Schreiben bezweckt. . . . Wollt ihr euch freiwillig ergeben oder euer Kriegsglück versuchen?"

Sakowitsch spielte den Verwunderten.

„Wir uns ergeben?" sprach er gedehnt. „Ich bin der Meinung, daß der Fürst eben in diesem Briefe Ew. Erlaucht proponiert, sich zu ergeben, . . . meine Instruktion wenigstens . . ."

„Eure Instruktionen auf später, mein Herr Sakowitsch! Wir jagen nun schon die dreißig Meilen hinter euch her, wie der Jagdhund hinter dem Hasen. . . . Habt ihr jemals gehört, daß der Hase dem Hunde den Vorschlag macht, sich zu ergeben?"

„Wir haben Verstärkung bekommen."

„Von Kyritz mit achthundert Mann! . . . ich weiß! . . . Die anderen sind so mürbe, daß sie sich noch vor der Schlacht hinlegen werden. . . . Ich will euch sagen, was Chmielnizki zu sagen pflegte: . . . schade ums Maulen!"

„Der Kurfürst steht mit seiner ganzen Macht hinter uns."

„Das kann mich nicht anfechten. Uebrigens! wenn ihr euch so stark fühlt, warum laßt ihr es nicht auf eine Entscheidungsschlacht ankommen?"

„Der Fürst wäre schon längst vorgegangen, wenn ihn nicht das Blut der Landsleute dauerte."

„Es hätte ihn schon früher dauern sollen!"

„Den Fürsten wundert auch der Haß der Sapiehas auf das Geschlecht der Radziwills und auch, daß Ew. Erlaucht sich nicht entblöden, einer Privatrache wegen das Vaterland mit Bruderblut zu tränken."

Hier konnte Kmiziz, welcher hinter dem Sessel des Hetman der Unterredung zugehört hatte, nicht länger an sich halten.

„Pfui!" rief er.

Herr Sakowitsch stand auf, schritt bis dicht an Kmiziz heran und starrte ihm frech in die Augen.

Er hatte seinen Mann gefunden, aber einen, der ihm überlegen war. Der Staroſt mußte vor dem Blick Kmiziz' den seinigen senken.

Der Hetman runzelte die Stirn.

„Setzt euch, Herr Sakowitsch," sagte er barsch, „und ihr da seid stille." Dann wandte er sich dem Abgesandten zu:

„Das Gewissen sagt wohl die Wahrheit, der Mund aber zerkaut dieselbe und speit sie als Lüge in die Welt. Derjenige, welcher mit fremdländischem Heere das Vaterland überfällt, macht demjenigen Vorwürfe, der es verteidigt. Die Lüge schreit zu Gott und der himmlische Chronist schreibt sie in das Buch der ewigen Gerechtigkeit."

„Die Verachtung und der Haß der Sapiehas haben den Fürst-Wojewoden von Wilna zu Grunde gerichtet," versetzte Sakowitsch.

„Ich verachtete niemals die Radziwills, sondern die Vaterlandsverräter. Der beste Beweis dafür ist, daß der Fürst-Truchseß Michael Radziwill sich in meinem Lager befindet ... Sprecht endlich, was wollt ihr?"

„Ew. Erlaucht sollen hören, was ich auf dem Herzen habe: man verachtet denjenigen, welcher heimlicherweise Mörder gegen seinen Feind sendet."

Der Hetman schaute etwas verblüfft drein.

„Ich hätte Meuchelmörder gegen den Fürsten ausgeschickt?" rief er.

Sakowitsch heftete seinen Skorpionblick wieder fest auf das Gesicht des Hetman.

„So ist es!" sagte er.

„Ihr seid von Sinnen, Mensch!"

„Man hat vorgestern unweit Janowo einen Menschen aufgegriffen, einen Totschläger, welcher schon einmal bei einem Anschlag auf das Leben des Fürsten hilfreiche Hand geleistet

hat. Wir werden ihn durch die Folter zwingen, auszusagen, wer ihn ausgeschickt hat."

Es entstand eine Pause, während welcher Sapieha hörte, wie Kmiziz leise ein paar Worte durch die zusammengepreßten Lippen zischte.

„O, wehe! Wehe!"

„Gott allein soll mich richten!" sagte der Hetman mit ernster Würde.

„Ich bin nicht gesonnen, weder vor euch, noch vor eurem Fürsten mich zu rechtfertigen, denn ich erkenne euch als Richter nicht an. Zum letztenmal fordere ich euch auf — kommt zur Sache! Wozu seid ihr hergekommen und was für Vorschläge habt ihr zu machen?"

„Mein fürstlicher Herr hat euren Rittmeister Horotkiewitsch vernichtet, Herrn Kschyschtof Sapieha geschlagen, Tykozin besetzt, er kann sich also als Sieger betrachten und euch Friedensbedingungen stellen, die ihm großen Nutzen bringen. Da er nun unnützes Vergießen von Christenblut vermeiden will und den Wunsch hat, in Frieden nach Preußen zurückziehen zu dürfen, verlangt er nichts weiter, als daß ihm erlaubt wird, in alle Schlösser Kommandos legen zu dürfen. Wir haben eine Menge Gefangene gemacht, unter denen sich auch höhere Offiziere befinden, das Fräulein Borschobohata Krasienska, welche schon nach Tauroggen geschickt worden ist, gar nicht zu erwähnen. Diese alle können im Rummel ausgetauscht werden."

„Brüstet euch nicht mit euren Siegen," unterbrach der Hetman. „Meine Vorhut hat unter dem Kommando des hier anwesenden Herrn Babinitsch euch dreißig Meilen weit gedrängt ... auf der Flucht vor ihr habt ihr zweimal so viele Gefangene verloren, als ihr vorher genommen. Ihr habt eure Wagen, eure Kanonen und euer Kredenzgeschirr verloren; eure Soldaten fallen vor Müdigkeit und Hunger wie die Fliegen, ihr habt weder etwas zu essen, noch könnt ihr euch vom Fleck rühren. Ich ließ euch absichtlich mit unverbundenen Augen durch das Lager führen, damit ihr erkennen solltet, daß ihr euch mit uns nicht messen könnt. Was jenes Fräulein betrifft, so steht sie nicht unter meinem Schutze, sondern unter demjenigen des Herrn Samojski und seiner Schwester, der Fürstin Griseldis Wisniowiezka. Mit ihnen wird der Fürst abzurechnen haben, falls ihr ein Unfall zustoßen sollte. Ihr aber sagt, was ihr noch auszurichten habt, in verständiger Weise, sonst gebe ich dem Herrn Babinitsch Befehl, euch hinauszubringen."

Anſtatt zu antworten, wandte ſich Sakowitſch an Kmiziz:

„Ihr ſeid alſo derjenige, welcher uns unterwegs ſo zugeſetzt hat? Wahrhaftig, ihr müßt bei Kmiziz in die Lehre gegangen ſein . . .“

„An eurer eigenen Haut ſollt ihr erfahren, ob ich meine Sache verſtehe!“

Der Hetman runzelte wieder die Stirn.

„Ihr habt hier nichts mehr zu ſuchen,“ ſagte er zu Sakowitſch, „ihr könnt gehen.“

„Gebt mir, Erlaucht, wenigſtens einen Ausweis an den Fürſten mit.“

„Den ſollt ihr haben. Ihr könnt auf das Schreiben bei Herrn Oskierko warten.“

Als Oskierko das hörte, führte er Sakowitſch ſogleich hinaus. Der Hetman winkte ihn noch mit der Hand ab, dann wandte er ſich Kmiziz zu.

„Warum rieſet ihr ‚O weh!‘ als von jenem eingefangenen Menſchen die Rede war,“ frug er, während er dem Ritter gerade und feſt in die Augen blickte. „Hat der Haß ſo ſehr das Gewiſſen in euch ertötet, daß ihr wirklich den Fürſten meuchlings morden laſſen wolltet?“

„Bei der heiligen Jungfrau, deren Heiligtum ich ſchützte, — nein!“ antwortete Kmiziz. „Nicht durch fremde Hände will ich ſeinen Tod.“

„Warum dann alſo rieſet ihr ‚Wehe!‘ Kennt ihr dieſen Menſchen?“

„Jawohl, ich kenne ihn,“ antwortete Kmiziz, ganz bleich vor Erregung und Zorn. „Ich ſchickte ihn von Lemberg aus nach Tauroggen . . . Fürſt Boguslaw hat das Fräulein Billewitſch nach Tauroggen entführt, . . . ich liebe das Fräulein! . . . Wir ſollten uns ehelichen . . . Ich ſandte den Mann, damit er mir Nachrichten über ſie einhole . . . Sie befand ſich in ſolchen ſchlechten Händen . . .“

„Beruhigt euch,“ ſagte der Hetman. „Gabt ihr ihm Briefe mit?“

„Nein! Sie würde ſie doch nicht leſen.“

„Warum nicht?“

„Weil Boguslaw ihr geſagt hat, daß ich den König an ihn verraten wollte . . .“

„O, ihr habt ſchwerwiegende Gründe, ihn zu haſſen. Ich gebe das zu . . .“

„Ach ja, Erlaucht, ach ja!“ ſeufzte Kmiziz.

„Kennt der Fürſt den Mann?“

„Er kennt ihn. Es iſt mein Wachtmeiſter Soroka . . . Er war es, der mir half, den Fürſten entführen.“

„Ich verſtehe!“ ſagte der Hetman. „Die Rache des Fürſten wartet ſeiner.“

Sie ſchwiegen beide.

„Der Fürſt ſitzt im Netz,“ ſprach nach einer Weile der Hetman. „Vielleicht läßt er ſich bewegen, ihn auszuliefern.“

„Erlaucht!“ bat Kmiziz, „erlaubt mir zum Fürſten zu gehen und behaltet Sakowitſch als Geißel. Vielleicht gelingt es mir, Soroka zu befreien.“

„Liegt euch ſo viel an ihm?“

„Er iſt ein alter Soldat, ein alter Diener unſeres Hauſes, der mich als Kind auf den Armen trug. Er hat mir oft das Leben gerettet. Gott würde mich ſtrafen, wenn ich ihn jetzt im Stiche ließe.“

Kmiziz bebte vor Schmerz und Unruhe und der Hetman ſagte:

„Ich wundere mich nicht mehr, daß die Soldaten euch lieben, denn auch ihr liebt ſie. Ich will thun, was ich kann. Ich will dem Fürſten ſchreiben, daß ich ihm von unſeren Gefangenen gebe, wen er will, für dieſen Mann, der doch damals nur als willenloſes Werkzeug ſeines Herrn handelte.“

Kmiziz ſtützte den Kopf in die Hände.

„Was kümmern ihn unſere Gefangene. Nicht für dreißig ſeiner Leute giebt er uns den einen.“

„So wird er ihn euch erſt recht nicht ausliefern; er wird auch euch noch nach dem Leben trachten.“

„Erlaucht! . . . Er giebt ihn für einen her — für Sakowitſch.“

„Ich kann doch einen Geſandten nicht als Gefangenen hier behalten,“ rief der Fürſt.

„Behaltet ihn zurück, Erlaucht; ich werde mit dem Briefe zum Fürſten gehen. Vielleicht richte ich etwas aus . . . Gott iſt mit ihm! Meinen Haß bringe ich zum Opfer, wenn er mir dieſen Soldaten herausgiebt.“

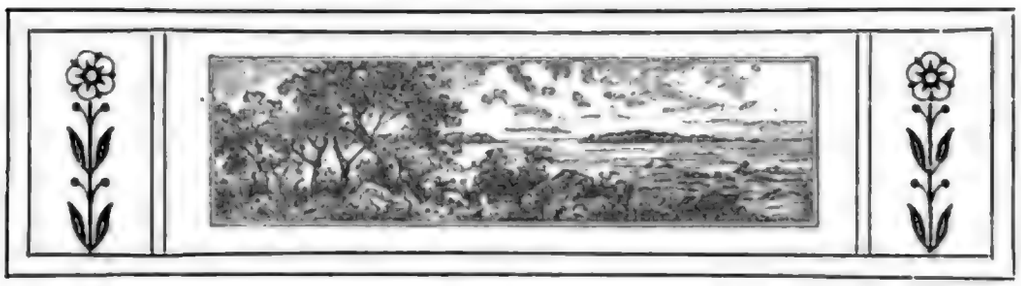
„Wartet!“ ſagte der Hetman. „Ich darf den Sakowitſch zurückhalten. Außerdem will ich dem Fürſten ſchreiben, daß er einen unausgefüllten Geleitsbrief herſendet.“

Während der Hetman das ſagte, fing er ſchon zu ſchreiben an. Eine Viertelſtunde ſpäter ſprengte ein Koſak mit dem Briefe nach Janowo und gegen Abend kehrte er mit der Antwort Boguslaws zurück.

„Den Geleitsbrief ſende ich auf Verlangen,“ ſchrieb

Boguslaw, „auf welchen jeder Bote ſicher zurückkehrt, obgleich ich mich wundere, daß Ew. Erlaucht einen Geleitsbrief verlangt, da Ihr doch als Geißel meinen Diener und Freund, den Herrn Staroſten von Orſchmian bei Euch habt, einen Mann, den ich ſo ſehr liebe, daß ich um ſeinetwillen alle Offiziere, die zur Armee Ew. Erlaucht gehören, herausgeben würde. Bekanntlich werden Geſandte nicht getötet. Selbſt die wilden Tartaren, welche Ew. Erlaucht gegen mein chriſtliches Heer ausſendet, ſind gewöhnt, ſie zu ehren. Indem ich die ſichere Rückkehr Eures Boten mit meinem fürſtlichen Worte verbürge, unterzeichne ich u. ſ. w.“

Noch an demſelben Abend nahm Kmiziz den Geleitsbrief und ritt mit den beiden Kiemlitſch davon. Herr Sakowitſch aber blieb als Geißel in Sokolki.



20. Kapitel.

Mitternacht war nicht weit, als Herr Kmiziz ſich bei den erſten Wachtpoſten des fürſtlichen Lagers meldete. Das ganze Lager war belebt, niemand ſchlief, denn man konnte jeden Augenblick einen Angriff des Feindes erwarten und wollte denſelben nicht unvorbereitet empfangen. Die Armee des Fürſten nahm ganz Janowo ein, ſie beherrſchte die Landſtraße nach Sokolki durch Geſchütze, welche von gut ausgebildeten Artilleriſten des Kurfürſten bedient wurden. Zwar befanden ſich nur drei Kanonen dort, dafür aber reichlich Pulver und Kugeln. Zwiſchen den Birkengehölzen zu beiden Seiten Janowos hatte der Fürſt kleine Schanzen aufwerfen laſſen und hinter ihnen die Füſiliere und kleine Mörſer aufgeſtellt. Die Reiterei hielt Janowo ſelbſt, die Landſtraße hinter den Geſchützen und die Lücken zwiſchen den Schanzen beſetzt. Die Poſition war ſehr gut; mit friſchen Streitkräften hätte ſie lange gehalten und nur mit ſchweren Blutverluſten erobert werden können. Außer den achthundert neu hinzugekommenen Füſilieren unter Kyritz aber war die Armee bis zur Kampfunfähigkeit erſchöpft. Außerdem hielt das Geheul der Tartaren, welches bis von Suchowola her zu hören war, alſo im Rücken der Armee, die Soldaten fortwährend in Angſt und Schrecken. Boguslaw war genötigt, nach jener Seite hin alle ſeine leichte Reiterei auszuſenden, welche, nachdem ſie eine halbe Meile weit vorgerückt war, weder rückwärts durfte, noch vorwärts wollte, da ſie ſtets einen Ueberfall aus der Tiefe der Wälder, aus welcher das Geheul drang, gewärtigen mußte.

Boguslaw beaufſichtigte und ordnete ſelbſt alles an, ob-

gleich das Fieber ihm mehr zusetzte als sonst. Da er das Pferd aber nur mit Mühe besteigen konnte, so ließ er sich von vier Trabanten in einer offenen Sänfte herumtragen. Auf diese Weise besuchte er die Landstraße, die Birkengehölze, und war soeben nach Janowo zurückgekehrt, als man ihm meldete, daß ein Abgesandter des Fürsten Sapieha angekommen sei.

Er befand sich schon in den Straßen Janowos. Boguslaw konnte Kmiziz nicht gleich erkennen, da das Dunkel der Nacht und ein Beutel, welchen die wachthabenden Offiziere dem Abgesandten vorsichtshalber über den Kopf gestülpt hatten, ihn daran hinderten. Der Beutel hatte nur eine Oeffnung für den Mund.

Sobald der Fürst den Beutel erblickt hatte, befahl er, denselben abzunehmen, dann ersuchte er Kmiziz, vom Pferde zu steigen und dicht neben ihn zu treten.

„Wir sind hier in Janowo," sagte er, „und wir haben nichts zu verheimlichen."

Darauf wandte er sich zu Herrn Kmiziz:

„Ihr kommt vom Herrn Sapieha?"

„Jawohl!"

„Was macht Herr Sakowitsch dort?"

„Herr Oskierko vertreibt ihm die Zeit."

„Wozu habt ihr einen Geleitschein verlangt, da ihr doch den Sakowitsch habt? Herr Sapieha ist allzu vorsichtig: er möge zusehen, daß seine Superklugheit ihm nicht Schaden bringt."

„Das ist nicht meine Sache," entgegnete Kmiziz.

„Ich merke, der Herr Gesandte ist nicht sehr redselig."

„Ich habe einen Brief abzugeben, meine Privatangelegenheit möchte ich im Quartier vortragen."

„Ihr habt also auch eine Privatsache?"

„Es findet sich wohl eine Bitte an Ew. fürstliche Durchlaucht."

„Es soll mir lieb sein, wenn ich dieselbe erfüllen kann. Jetzt bitte, mir nach. Steigt, bitte, auf das Pferd. Ich würde euch gern in die Sänfte nehmen, doch sie ist zu eng."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Kmiziz ritt neben der Sänfte her. Ein jeder von ihnen suchte in der Dunkelheit die Züge des anderen zu erkennen, ohne daß es gelang. Trotz der warmen Pelzhüllen schüttelte den Fürsten der Fieberfrost. Kmiziz hörte, wie seine Zähne aufeinanderschlugen. Endlich sprach Boguslaw.

„Das Elend hat mich wieder befallen .... Wäre das nicht ... brr! ... Ich wollte andere Bedingungen stellen."

Kmiziz antwortete nicht. Er versuchte, mit den Augen das Dunkel zu durchbohren, doch er konnte nur den Kopf des Fürsten und die Form seines Gesichtes in unsicheren, fahlen Umrissen erkennen. Bei dem Klange der Stimme Boguslavs und beim Anblick dieser Umrisse waren alle Uebelthaten dieses Mannes wieder in seiner Erinnerung lebendig, der ganze Haß und der Rachedurst des Ritters wieder in ihm erwacht und erfüllten sein Herz bis zur Raserei . . . Die Hand fuhr unwillkürlich nach dem Schwert, welches man ihm abgenommen hatte. An Stelle dieses fühlte er aber im Gürtel seinen Hauptmannstab mit dem eisernen Knopf, das Abzeichen seiner Würde, der genügte. Der Versucher begann ihm den Verstand zu umnebeln:

„Schrei ihm ins Ohr," flüsterte er, „sage ihm, wer du bist und zerschmettere ihm den Schädel . . . Die Nacht ist finster . . . Du kannst entkommen . . . Die Kiemlitsche sind dir nahe . . . Du schlägst doch nur einen Verräter tot, bezahlst ihm seinen Sündenlohn . . . Olenka wäre gerettet und Soroka . . . Schlag zu! Schlag zu!"

Kmiziz ritt ganz nahe an die Sänfte heran. Die zitternde Hand nestelte an den Falten des Gurtes, um das Mordinstrument hervorzuholen.

„Schlag zu!" flüsterte der Versucher. „Du leistest dem Vaterlande einen Dienst."

Kmiziz hatte den Stab in der Hand. Er preßte ihn, als wolle er ihn zerquetschen.

„Eins, zwei, drei!" flüsterte der Versucher.

In diesem Augenblick bäumte sein Pferd und setzte sich scharf auf die Hinterhufe. War es mit den Nüstern dem Helm eines der Trabanten zu nahe gekommen, oder sonst vor etwas erschrocken? Als es wieder fest im Zügel ging, war die Sänfte des Fürsten um einige Schritte voraus.

Kmiziz standen die Haare zu Berge.

„Heilige Mutter!" betete er leise. „Wahre meine Hand! Heilige Mutter rette mich! Ich, ein Gesandter, vom Hetman ausgeschickt, wollte ein Meuchelmörder werden . . . Ich, ein Edelmann, dein Diener! . . . . Führe uns nicht in Versuchung!"

„Was habt ihr da zu brammeln?" frug der Fürst mit unsicherer, von Fieberschauern unterbrochener Stimme.

„Ich bin schon zur Stelle!" antwortete Kmiziz noch ganz verstört.

„Hört ihr's? Die Hähne krähen in den Hintergaſſen. . . . Wir müſſen uns beeilen, denn ich bin krank und bedarf der Ruhe.“

Kmiziz ſteckte ſeinen Stab wieder hinter den Gürtel und hielt ſich in der Nähe der Sänfte. Aber die Ruhe, die er zu erzwingen ſtrebte, wollte nicht kommen. Er fühlte nur zu gut, daß die größte Kaltblütigkeit und Selbſtbeherrſchung nötig war, wenn er Soroka befreien wollte. Er legte ſich alſo genau die Worte zurecht, mit welchen er dem Fürſten ſeine Bitte vortragen wollte und die Herausgabe ſeines treuen Dieners auszuwirken hoffte. Er ſchwor ſich zu, daß er nur Soroka in Gedanken haben wolle, nichts anderes, am wenigſten Olenka.

Und er fühlte in der Dunkelheit, wie ſeine Wangen heiß brannten ſchon bei dem Gedanken, daß der Fürſt ſelbſt ihren Namen ausſprechen könnte, in Verbindung mit etwas, das anzuhören oder zu ertragen ſeine Kräfte überſteigen mußte.

„Mag er ſich hüten, es zu thun,“ dachte er im Stillen. „Es wäre ſein und mein Tod. . . . Möge das Mitleid mit ihm ſelbſt ihn davor bewahren, wenn ſein Schamgefühl nicht ausreicht . . .“

Herr Andreas litt unendlich. Er rang nach Atem. Der Hals war ihm wie zugeſchnürt und er fürchtete, daß er kein Wort herausbringen werde, wenn die Zeit zum Sprechen für ihn gekommen war.

In dieſer Seelennot begann er die Litanei zu beten.

Er fühlte allmählich den Alp weichen, der ihm auf der Bruſt laſtete, das Blut begann ruhiger in den Adern zu kreiſen.

Man war unterdeſſen am fürſtlichen Quartier angelangt. Die Trabanten ſetzten die Sänfte nieder; zwei Höflinge faßten den Fürſten unter den Armen. Er aber wandte ſich an Kmiziz und ſprach zähneklappernd:

„Ich bitte, mir zu folgen. . . . Der Paroxismus wird bald vorübergehen. . . . Wir werden verhandeln können.“

Bald darauf befanden ſich beide in einem beſonderen Gemach. In einem Kamin ſtrömten glühende Kohlen eine faſt unerträgliche Hitze aus. Die Höflinge betteten Boguslaw auf ein bereitſtehendes Feldbett, deckten ihn mit Pelzen zu und brachten Licht. Nachdem ſie ſich entfernt hatten, lehnte der Fürſt den Kopf zurück, ſchloß die Augen und verharrte ſo eine Zeitlang ganz regungslos.

Endlich begann er zu ſprechen:

„Gleich! . . . Laßt mich noch ein wenig ruhen!“

Kmiziz betrachtete den Fürsten. Er hatte sich wenig verändert, nur hatte das Fieber ihm einige Furchen durch das Gesicht gezogen.

Dasselbe war, wie immer, gepudert, die Wangen rosig bemalt. Eben darum aber glich die ganze Gestalt, wie sie mit geschlossenen Augen dalag, etwas einer Leiche, oder einer Wachsfigur.

Herr Andreas stand vor ihm im Scheine des brennenden Lichtes. Träge hoben sich die Lider des Fürsten, plötzlich öffneten sich die Augen ganz und flammende Röte überzog das Gesicht desselben. Doch das währte nur eine Sekunde, die Augen schlossen sich wieder.

„Bist du ein Geist, so fürchte ich dich nicht," sagte Boguslaw, „aber hebe dich weg!"

„Ich bin mit einem Briefe vom Hetman hierher gekommen," antwortete Kmiziz.

Boguslaw fuhr leicht zusammen. Er machte eine Bewegung, als wolle er etwas abschütteln. Dann sah er Kmiziz an und sprach wie vor sich hin:

„Sollte euch meine Kugel gefehlt haben?"

„Nicht ganz," entgegnete Kmiziz düster, während er mit dem Finger über die Narbe im Gesicht fuhr.

„Das ist schon der zweite! . . ." murmelte der Fürst für sich.

Laut setzte er hinzu:

„Wo ist der Brief?"

„Hier!" antwortete Kmiziz, das Schreiben überreichend.

Boguslaw las. Es flackerte seltsam in seinen Augen, als er geendet.

„Gut!" rief er aus. „Genug der Nörgeleien! . . . Morgen geht es zur Schlacht. . . . Ich freue mich darauf, denn morgen bin ich fieberfrei."

„Auch wir freuen uns auf die Entscheidung," versetzte Kmiziz.

Darauf entstand eine Pause, während welcher die beiden Todfeinde sich mit dem Ausdruck schreckhafter Neugier gegenseitig maßen.

Der Fürst ergriff zuerst wieder das Wort:

„Ich errate, daß ihr es waret, der mich während der letzten Wochen so hetzte. . . ."

„Ich war es . . ."

„Hattet ihr denn keine Furcht, hierher zu kommen?"

Kmiziz antwortete nicht.

„Ihr habt wohl auf die Verwandtſchaft mit den Kiſchkows gerechnet? . . . Wir haben noch abzurechnen miteinander. . . . Ich könnte euch jetzt ſkalpieren laſſen, . . . wißt ihr das? . . .“

„Es ſteht Ew. Durchlaucht frei, es zu thun.“

„Ihr fußet auf den Geleitſchein, nicht wahr? . . . Ich begreife nun, warum Sapieha ihn verlangte! . . . Aber ihr habt mir einſt nach dem Leben getrachtet . . . Sakowitſch iſt zwar in euren Händen; gleichviel . . . der Herr Wojewode hat kein Recht an Sakowitſch, . . . aber ich habe ein Recht an euch, . . . Herr Vetter . . .“

„Ich komme mit einer Bitte zu Ew. Durchlaucht,“ unterbrach Kmiziz den Fürſten ruhig . . .

„Bitte! womit kann ich dienen? Rechnet darauf, daß ich alles für euch thue.“

„Es iſt hier ein Soldat eingefangen worden, einer von denen, die mir halfen, Ew. Durchlaucht zu entführen. Ich gab damals den Befehl, er war mein willenloſes Werkzeug. Dieſen Soldaten erbitte ich von Ew. Durchlaucht Gnade.“

Boguslaw überlegte eine Weile.

„Herr Kavalier!“ ſagte er dann. „Ich überlege ſoeben, ob ihr ein beſſerer Soldat, oder ein beſſerer Bittſteller ſeid. Eure Bitte iſt unverſchämt . . .“

„Ich verlange die Herausgabe dieſes Menſchen nicht umſonſt.“

„Und was bietet ihr mir für ihn.“

„Mich ſelbſt, Durchlaucht!“

„Oho! ein ſo koſtbares Kleinod iſt der Mann? . . . Ihr ſeid freigebig, aber ſeht zu, daß ihr euch nicht ganz verausgabt; es könnte ſein, daß ihr noch für jemanden Löſegeld bei mir zahlen wolltet.“

Kmiziz trat bei dieſen Worten ſo dicht an den Fürſten heran und wurde ſo bleich, daß dieſer unwillkürlich nach der Thür blickte und trotz ſeinem perſönlichen Mute den Gegenſtand wechſelte.

„Herr Sapieha wird einen ſolchen Vergleich nicht annehmen wollen,“ ſagte er ſchnell. „So gern ich euch nehmen möchte, aber ich habe mein Fürſtenwort für eure Sicherheit verpfändet.“

„Ich will durch dieſen Soldaten dem Herrn Hetman ſchreiben, daß ich freiwillig geblieben bin.“

„Und er wird verlangen, daß ich euch gegen euren Willen zurückſchicke . . . Er wird dann auch den Sakowitſch nicht frei geben und ich ſchätze ihn höher als euch.“

„So wollen Ew. Durchlaucht den Soldaten ohne das freigeben. Ich werde mich auf Ehrenwort dort ſtellen, wo Ew. Durchlaucht befehlen.“

„Was ſollen mir Verträge für übermorgen, wenn ich doch morgen ſchon ein toter Mann auf dem Schlachtfelde bleiben kann.“

„Durchlaucht! Ich flehe! Für dieſen Mann opfere ich . . .“ Kmiziz ſtockte.

„Was opfert ihr?“

„Meine Rache.“

„Seht, mein Herr Kmiziz,“ antwortete der Fürſt cyniſch. „Ich bin unzählige Male im Leben dem Bären nur mit einer Lanze bewaffnet entgegen gegangen, nicht darum, weil ich mußte, ſondern darum, weil es mir Vergnügen machte. Ich liebe es, wenn Gefahren mich umgeben, das Leben iſt dann weniger langweilig. Seht, eure Rache ſoll mir auch zu einer Freude werden, die ich mir für die Zukunft aufſparen will, beſonders da ihr zu den Bären gehört, die nicht warten, bis ſie angegriffen werden, ſondern die den Gegner ſuchen.“

„Durchlaucht!“ bat Kmiziz. „Gott vergiebt oft große Sünden für kleine Werke der Barmherzigkeit. Keiner von uns weiß, wann er vor den Thron Gottes zu ſtehen kommt . . .“

„Genug!“ unterbrach ihn der Fürſt. „Wenn das Fieber an mir zehrt, habe ich Zeit genug, mir ſelber Bußpſalmen zu komponieren, um vor dem Herrn ein Verdienſt zu erringen; und wenn ich dazu einen Prediger brauche, werde ich mir einen meines Glaubens holen laſſen . . . Ihr verſteht nicht demütig zu bitten und möchtet mich überliſten . . . Ich will euch aber einen Vorſchlag machen: wenn morgen die Schlacht entbrannt iſt, dann erhebt euer Schwert gegen Sapieha. Uebermorgen ſoll dann jener Gemeine freigelaſſen und eure Schuld an mich vergeben ſein . . . Einſt verrietet ihr die Radziwills, auf! jetzt verratet den Sapieha! . . .“

„Iſt das Ew. Durchlaucht letztes Wort? . . . Bei allem, was heilig iſt, laßt ihr den Soldaten frei oder nicht,“ knirſchte Kmiziz.

„Nein! Der Teufel packt euch? . . . Ich ſehe es! . . . Euer Geſicht iſt verzerrt . . . Kommt mir nicht zu nahe, denn, wenn ich auch die Leute nicht rufe, da ſeht! hier! Ihr ſeid zu heißſpornig!“

Während er ſprach, hatte Boguslaw aus der Taſche des Pelzes, welcher ihn bedeckte, eine Piſtole gezogen und hielt ihm mit ſprühenden Blicken den Lauf derſelben entgegen.

„Durchlaucht!“ flehte Kmiziz, die Hände faltend wie zum Gebet, während der Ausdruck seines Gesichts höchste Empörung kundgab.

„Ihr bittet und droht zugleich?“ sagte Boguslaw. „Euer Nacken beugt sich, aber der Teufel blickt hinter dem Kragen hervor und fletscht mich an . . . Der Hochmut leuchtet aus euren Augen, die Stimme grollt wie Donner! . . . Wer von einem Radziwill etwas erbitten will, der muß ihm zu Füßen liegen, demütig — die Stirn an der Erde! . . . Dann will ich euch antworten.“

Das Gesicht des Herrn Andreas war kreideweiß; seine Hand fuhr über die feuchte Stirn, die Augen und Wangen. Sein ganzer Körper bebte. Es war, als hätte das Fieber, welches den Fürsten verlassen zu haben schien, ihn überfallen.

„Wenn Ew. Durchlaucht mir den alten Soldaten heraus-gebt . . . dann . . . ja . . . dann . . . bin ich bereit . . . Ew. Durchlaucht . . . zu Füßen . . . zu fallen.“

Eine Genugthuung ohne Gleichen leuchtete aus den Augen des Fürsten. Er hatte den Todfeind gedemütigt, seinen Nacken gebeugt. Das war seinem Haß süße Speise.

Kmiziz stand, nachdem er die inhaltschweren Worte hervorgestammelt, an allen Gliedern zitternd vor seinem Peiniger. Sein Haar sträubte sich. Das Gesicht, welches schon im Zu-stande der Ruhe dem Profil eines Falken glich, ähnelte jetzt vollständig demjenigen eines gereizten Raubvogels. Man wußte nicht, würde er im nächsten Augenblick sich dem Fürsten zu Füßen stürzen oder ihn an der Kehle packen.

Und Boguslaw, der kein Auge von ihm verwandte, sagte:

„Vor Zeugen! Vor meinen Leuten!“

Und nach der Thür gewendet, rief er laut:

„Tretet ein, wer da ist!“

Durch die geöffnete Thür schritten erst einige Höflinge, teils Polen, teils Ausländer, hinter ihnen mehrere Offiziere.

„Meine Herren!“ sagte der Fürst. „Hier, dieser Herr Kmiziz, Fahnenträger von Orschan und Gesandter des Herrn Sapieha, hat mir eine Bitte vorzutragen und will euch als Zeugen dabei haben!“

Kmiziz stöhnte laut auf, wankte, dann sank er zu Bogus-laws Füßen. Der Fürst reckte seine Beine absichtlich so lang vom Lager aus, daß die Spitze seines Reiterstiefels die Stirn des Ritters berührte.

Aufs Höchste verwundert und tief schweigend blickten die

Eingetretenen auf den Mann, der mit seinem berühmten Namen und als Gesandter Sapiehas sich einer so demütigen Handlung unterzog. Alle hatten die Empfindung, daß hier etwas ganz Außerordentliches vorging.

Der Fürst war inzwischen aufgestanden und ohne ein Wort zu sprechen, winkte er zwei Höflingen, welche ihm in das anstoßende Gemach folgen mußten.

Auch Kmiziz hatte sich erhoben. Sein Gesicht trug nicht mehr den Ausdruck wilden Hasses. Gleichgültig, fast stumpfsinnig schaute der Ritter drein, als wäre alle Energie von ihm gewichen.

Es verstrich eine halbe Stunde, eine Stunde. Draußen vor dem Fenster hörte man das Stampfen von Pferdehufen und den gleichmäßigen Tritt der Wachen; er saß wie aus Stein gemeißelt.

Plötzlich wurde die Thür vom Flur her geöffnet. Ein Offizier trat ein, ein früherer Bekannter von Kmiziz, von Birz her, mit acht Soldaten, von denen vier mit Musketen bewaffnet waren, die anderen vier Säbel trugen.

„Herr Hauptmann, steht auf!“ sagte der Offizier artig.

Kmiziz starrte ihn wie geistesabwesend an.

„Glowbitsch! . . .“ sagte er, ihn endlich erkennend.

„Ich habe Befehl, euch zu binden,“ sprach Glowbitsch weiter, „und euch aus dem Lager hinaus zu bringen. Ich werde euch dann der Fesseln entledigen, ihr dürft frei zu den eurigen zurückkehren. Deshalb bitte ich, setzt mir keinen Widerstand entgegen . . .“

„Bindet mich!“ versetzte Kmiziz lakonisch.

Ohne daß er Widerstand geleistet hätte, wurden ihm die Arme gebunden, die Füße ließ man ihm frei. Der Offizier führte ihn aus dem Gemach und aus der Stadt. Sie waren fast eine Stunde gegangen; unterwegs hatten sich ihnen etliche Reiter angeschlossen. Kmiziz hörte, daß sie sich polnisch unterhielten.

Die Polen, welche noch unter Radziwill dienten, kannten alle Kmiziz's Namen; sie waren daher am neugierigsten, was mit ihm geschehen würde. Der Zug hatte das Birkengehölz verlassen, man befand sich jetzt auf freiem Felde Kmiziz sah dicht vor sich eine Abteilung der leichten polnischen Reiterei Boguslaws.

Die Soldaten standen im Quadrat Mann an Mann. Der Raum, den sie umschlossen, war leer, nur ein paar Männer

mit Fackeln und zwei Füsiliere, welche ein Paar Pferde am Zaum hielten, befanden sich darin.

Beim Scheine der Fackeln erblickte Herr Andreas einen frisch angespitzten Pfahl schräg am Boden liegen, mit seinem unteren Ende an einem dicken Wurzelstock befestigt.

Unwillkürlich wurde Kmiziz von einem Schauer überlaufen.

„Der ist mir bestimmt," dachte er. „Er will mich mit den Pferden auf den Pfahl ziehen lassen . . . . Er opfert seiner Rache seinen Freund Sakowitsch."

Aber er irrte. Der Pfahl war für den armen Soroka bestimmt. Beim Flackern der Flammen sah er endlich den Alten vor sich. Er saß dicht bei dem Wurzelstock auf einem Holzklotz, ohne Mütze, die Hände gefesselt, von vier Musketieren bewacht. Ein Mann, mit einem Schafpelz ohne Aermel angethan, reichte ihm in diesem Augenblick einen flachen Becher mit Branntwein, welchen Soroka gierig trank. Nachdem er getrunken, spie er aus, und da man gerade jetzt Kmiziz zwischen zwei Berittenen in die vorderste Reihe führte, so erblickte der alte Soldat ihn. Er sprang von seinem Sitze auf und stand stramm da, wie wenn es zur Parade ginge.

Eine Sekunde lang starrten sich beide wortlos an. Das Gesicht Sorokas war ruhig, resigniert, nur die Kinnbacken zuckten hin und her, als ob er kaute.

„Soroka!" stöhnte Kmiziz endlich.

„Zu Befehl!" antwortete der Soldat.

Wieder wurde es still. Was hätten sie auch in diesem Augenblick zu sprechen gehabt? Da trat der Henkersknecht, welcher dem Delinquenten zuvor den Branntwein gereicht hatte, auf ihn zu.

„Es ist Zeit mit dir, Alter!" sprach er.

„Und zieht ihn gerade auf!"

„Fürchte dich nicht."

Soroka fürchtete sich nicht, aber als er den Arm des Henkers auf seiner Schulter fühlte, begann er laut und schnell zu atmen, zuletzt rief er:

„Mehr Branntwein! . . ."

„Es ist nichts mehr da!" versetzte der Henker.

Da trat plötzlich einer der Reiter aus der Reihe und indem er eine Flasche aus seiner Rocktasche hervorzog, rief er:

„Hier! gebt ihm!"

„Zurück!" kommandierte Glowbitsch.

Doch der Mann im Pelze hatte die Flasche bereits an

den Mund Sorokas gesetzt und dieser trank in vollen Zügen. Als die Flasche leer war, atmete er tief auf.

„Seht!“ sagte er. „Das ist Soldatenlos! Der Lohn für dreißigjährige Dienste . . . Ich bin bereit!“

Der zweite Henker näherte sich ihm. Man begann ihn auszukleiden. Ringsum herrschte Totenstille. Die Fackeln flackerten unruhig in den zitternden Händen der Männer. Entsetzen hatte alle gepackt.

Da plötzlich entstand ein Gemurmel in den Reihen der Krieger, erst leise, dann immer lauter. Man konnte Worte unterscheiden: „Der Soldat ist doch kein Henker! Er führt wohl den Todesstoß in der Schlacht, aber nicht ein Marterwerkzeug.“

„Stillgestanden! Schweigen!“ kommandierte Glowbitsch.

Das Murmeln verwandelte sich in lautes Murren, aus welchem einzelne Stimmen ganz laut riefen: „Bei allen Teufeln!“ „Donnerwetter!“ „Das ist ein Heidendienst! . . .“

Plötzlich schrie Kmiziz auf, als sollte er selbst auf den Pfahl gezogen werden:

„Halt!“ rief er.

Die Henkersknechte hielten unwillkürlich inne. Aller Augen wandten sich ihm zu.

„Soldaten!“ schrie Herr Andreas. „Der Fürst Boguslaw ist ein Verräter am König und an der Republik! Ihr seid umzingelt und werdet morgen alle euren Tod finden! Ihr dient einem Vaterlandsverräter! Eure Waffen sind gegen das Vaterland gerichtet! Wer aber diesen Dienst, diesen Verräter aufgiebt, dem ist die Verzeihung des Königs, des Hetman sicher! . . . Wählt! Morgen entweder Tod und Schande, oder Verzeihung und Lohn! Ich gebe euch Angeld, einen Dukaten der Kopf, auch zweie! . . . Wählt! Es ist nicht die Sache ehrenwerter Soldaten, einem Verräter zu dienen. Es lebe der König! Es lebe der Hetman!“

Das Murren ging in ein Lärmen über. Die Reihen lösten sich. Etliche Stimmen schrieen:

„Es lebe der König!“

„Genug dieses Dienstes!“

„Tod dem Verräter!“

„Stillgestanden! Stillgestanden!“ hörte man andere rufen.

„Morgen kommt ihr mit Schimpf und Schande um,“ brüllte Kmiziz.

„Die Tartaren heulen in Suchowola!“

„Der Fürſt, ein Verräter!“

„Wir kämpfen gegen den König!“

„Schlagt zu!“

„Zum Fürſten!“

„Halt!“

In dem Tumult hatte jemand die Feſſeln an Kmiziz' Handgelenk mit einem Säbel durchſchnitten. Gleich darauf ſaß er auf einem der Pferde, welche den Soroka auf den Pfahl ziehen ſollten, und kommandierte ſchon vom Pferde herab:

„Mir nach, zum Hetman!“

„Ich gehe mit!“ rief Glowbitſch. „Es lebe der König!“

„Er lebe!“ antworteten fünfzig Stimmen und fünfzig Säbel blitzten in der Luft.

„Hebt den Soroka aufs Pferd!“ kommandierte Kmiziz wieder.

Es fanden ſich einige, die ſich widerſetzen wollten, ſie verſtummten aber beim Anblick der gezogenen Säbel. Einer wandte dennoch ſein Pferd und war den Blicken der anderen bald entſchwunden. Die Fackeln erloſchen, tiefes Dunkel umhüllte alle.

„Mir nach!“ ertönte die Stimme Kmiziz'.

Ein unförmlicher Haufen wälzte ſich vom Platze, er ordnete ſich aber bald zum langen Zuge. Etwa zwei bis drei Gewände weiter trafen die Abziehenden auf die Wachen der Füſiliere, deren größter Teil die linke Seite des Birkengebüſches einnahm.

„Wer da!“ ertönte der Anruf.

„Glowbitſch mit einer Patrouille!“

„Die Loſung?“

„Trompeten!“

„Vorwärts!“

Und ſie ritten weiter, nicht zu eilig. Ein wenig ſpäter ſetzten ſie die Pferde in Galopp.

„Soroka!“ rief während dem Ritt Kmiziz ſeinen Getreuen an.

„Zu Befehl!“ antwortete die Stimme des Wachtmeiſters neben ihm.

Herr Andreas ſagte nichts weiter, nur die Hand ſtreckte er aus und betaſtete damit den Kopf des Alten, wie um ſich zu überzeugen, daß er wirklich neben ihm reite.

Der Soldat preßte ſtillſchweigend dieſe Hand an ſeine Lippen.

Da ertönte von der anderen Seite des Ritters die Stimme Glowbitſch':

„Ew. Liebden," ſagte er. „Was ich jetzt thue, wollte ich gern längſt thun."

„Ihr werdet es niemals bereuen!" entgegnete Kmiziz.

„Mein Leben lang will ich Ew. Liebden dankbar ſein!"

„Sagt einmal, Glowbitſch," frug Kmiziz. „Warum eigentlich hat der Fürſt nicht Leute von den fremden Regimentern zu der Exekution geſchickt?"

„Weil er Ew. Liebden in Gegenwart der Polen ſchänden wollte. Ein fremder Soldat kennt euren Namen nicht."

„Und meiner Perſon ſollte nichts geſchehen?"

„Ich hatte den Befehl, Ew. Liebden nach der Exekution die Feſſeln zu löſen. Für den Fall, daß ihr etwas zur Verteidigung Sorokas unternähmet, ſollten wir euch zum Fürſten zurückbringen, der euch dann ſtrafen wollte."

„Er hätte alſo ſelbſt den Sakowitſch geopfert," murmelte Kmiziz.

Unterdeſſen war in Janowo Fürſt Boguslaw, vom Fieber und den überſtandenen Mühſalen völlig erſchöpft, ſchlafen gegangen. Ein Lärmen vor dem Quartier und ein heftiges Klopfen an der Thür weckten ihn aus dem erſten Schlummer.

„Durchlaucht! Durchlaucht!" ſchrieen verſchiedene Stimmen durcheinander.

„Er ſchläft! Weckt ihn nicht!" wehrten die Pagen.

Aber der Fürſt ſaß ſchon aufrecht im Bett und rief nach Licht.

Man brachte Licht. Gleichzeitig trat der Offizier vom Dienſt ein.

„Durchlaucht!" meldete er. „Der Geſandte Sapiehas hat Glowbitſch mit ſeiner Fahne zum Verrat aufgewiegelt und ſie dem Hetman zugeführt."

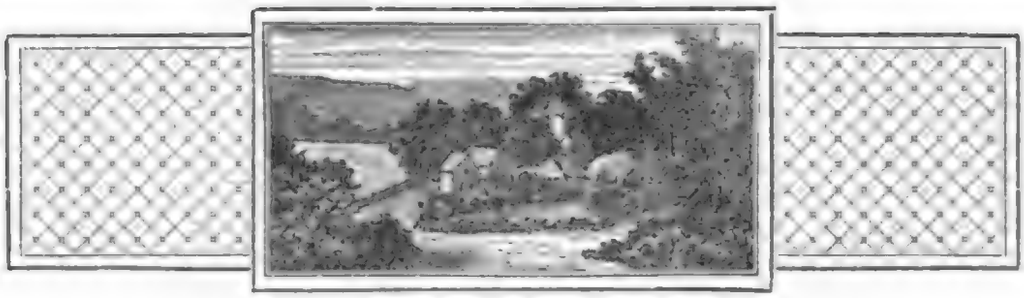
Einen Augenblick herrſchte nach dieſer Meldung tiefe Stille.

„Laßt die Pauken und Trommeln rühren!" befahl endlich Boguslaw. „Das Heer ſoll ſich kampfbereit halten."

Der Offizier entfernte ſich; der Fürſt blieb allein.

„Das iſt ein ſchrecklicher Menſch!" ſprach er für ſich.

Er fühlte, daß der Fieberfroſt ihn wieder zu rütteln begann.



21. Kapitel.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie verwundert Herr Sapieha dreinſchaute, als Kmiziz nicht nur ſelbſt unverſehrt zurückkehrte, ſondern auch den alten Diener und außerdem eine Anzahl Reiter mitbrachte. Kmiziz mußte wiederholt erzählen, wie alles gekommen, was er erlebt, und der Hetman und Herr Oskierko hörten aufmerkſam zu, vor Verwunderung die Hände faltend und den Kopf ſchüttelnd.

„Lernt aus dieſen Vorgängen," ſagte der Hetman, „daß man nichts übertreiben darf, am wenigſten die Rache am Feinde. Wer ſie über die Maßen pflegt, dem entſchlüpft ſie oft unter den Fingern. Fürſt Boguslaw wollte euch doppelt demütigen, indem er die Polen zu Zeugen eurer Schmach und Qualen machte, damit hat er das Maß überſchritten. Nun brüſtet euch aber nicht damit, denn es iſt alles doch nur Gottes Fügung und ich kann nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß der Fürſt zwar ein Teufel iſt, daß aber auch in euch ein Stück Teufel ſteckt. Der Fürſt hat übel gethan, daß er euch ſo erniedrigt hat."

„Ich werde ſelbſt in der Rache Maß zu halten wiſſen," entgegnete Kmiziz, „und mit Gottes Hilfe dem Rachedurſt Zügel anzulegen verſtehen."

„Rottet ihn ganz aus, gebt die Rache auf, wie Chriſtus ſie aufgegeben hat, denn ſeiner Gottheit wäre es doch leicht geweſen, mit einem einzigen Worte die Juden zu verderben."

Kmiziz antwortete nicht darauf, denn man hatte nicht Zeit zu disputieren, ja, man hatte nicht einmal Zeit zum Ausruhen. Der Ritter hatte beſchloſſen, trotzdem er totmüde war, ſofort zu ſeinen Tartaren zu gehen, welche in den Wäldern und auf

den Landstraßen, im Rücken der feindlichen Armee standen; das war durchaus notwendig. Aber die Menschen jener Zeit waren gewöhnt, im Sattel gut zu schlafen. Herr Andreas befahl also, ein frisches Pferd für ihn zu satteln, indem er hoffte, unterwegs ausschlafen zu können.

Als er eben aufsteigen wollte, trat Soroka in dienstlicher Haltung an ihn heran.

„Ew. Liebden!" sagte er.

„Was willst du, Alter?" frug Kmiziz.

„Ich wollte nur fragen, wann ich meine Reise fortsetzen soll?"

„Wohin?"

„Nach Tauroggen."

Kmiziz lachte ihn an:

„Du wirst gar nicht nach Tauroggen gehen, sondern bei mir bleiben."

„Zu Befehl," antwortete der Wachtmeister, indem er sich bemühte, die große Freude zu verbergen, welche ihm dieser Befehl machte.

Nun ritt er neben dem geliebten Herrn. Der Weg war weit, denn sie mußten das ganze Lager Boguslaws in weitem Bogen umkreisen, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, doch dafür hatten sie Zeit, sich auszuschlafen. So kamen sie ungefährdet bei den Tartaren an.

Akbah-Ulan meldete sich sogleich bei Kmiziz, um Bericht über seine Thätigkeit zu erstatten. Herr Andreas war zufrieden damit. Alle Brücken zum Rückzuge Boguslaws waren abgebrochen, jede Erhöhung, die seiner Armee zur Deckung dienen konnte, war zerstört, und zum Ueberfluß hatte die Frühjahrsnässe alle Felder, Wiesen und niedrig gelegenen Wege in Sümpfe verwandelt.

Boguslaw blieb keine andere Wahl, als zu siegen oder zu fallen; an einen Rückzug war nicht mehr zu denken.

„Gut!" sagte Kmiziz. „Seine Reiterregimenter sind vortrefflich, aber zu schwer; bei dem aufgeweichten Boden können sie ihm nichts nützen."

Dann wandte er sich an Akbah-Ulan:

„Du bist mager geworden!" sagte er, — ihm mit der Faust den Bauch klopfend — „aber warte nur, nach der Schlacht wirst du mit fürstlichen Dukaten die Kaldaunen füllen können."

„Gott hat die Feinde geschaffen, damit die Krieger jemanden haben, dem sie Beute abjagen können," antwortete der Tartar würdevoll.

„Die Reiterei Boguslaws ſteht dir alſo gegenüber?“

„Es ſind einige hundert gut berittene Mann. Geſtern hat man ihnen ein Regiment Füſiliere zugeſellt; ſie haben ſich verſchanzt.“

„Könnte man ſie nicht ins freie Feld locken?“

„Wir haben es ſchon verſucht; ſie kommen nicht.“

„Wie wäre es, wenn wir ſie umgehen und nach Janowo vordringen wollten.“

„Sie haben uns die Wege verlegt.“

„Dann müſſen wir etwas anderes erſinnen.“

Er ſtrich ſich mit der Hand über das Haar.

„Habt ihr ſchon verſucht, ſie zu beſchleichen? Wie weit fallen ſie denn aus?“

„Ein . . . bis zwei Gewände! . . . weiter wagen ſie ſich nicht vor.“

„Dann müſſen wir anderes verſuchen!“ wiederholte Kmiziz.

Aber in dieſer Nacht unternahm er nichts mehr. Dafür umkreiſte er mit den Tartaren die Stellung des Feindes, zwiſchen Suchowola und Janowo; er erkannte, daß Akbah-Ulan übertrieben hatte, als er behauptete, die Füſiliere hätten ſich verſchanzt. Die aufgeworfenen Schutzwälle waren ganz unbedeutend. Man konnte ſich wohl längere Zeit dahinter halten, beſonders gegen die Angriffe der Tartaren, welche ſich nicht gerne dem Feuer der Musketen ausſetzten, aber die dort drinnen konnten nicht daran denken, eine längere Belagerung auszuhalten.

„Wenn ich Füſiliere bei der Hand hätte,“ dachte Kmiziz, „würde ich flott darauf losgehen.“

Es war aber gar nicht daran zu denken, Füſiliere hierher zu bekommen. Zuerſt hatte Herr Sapieha ſelbſt nicht zu viel von dieſer Truppengattung, zu zweit, war der Marſch hierher zu zeitraubend.

Kmiziz ritt ſo dicht unter die Schanzen, daß die Infanterie auf ihn zu feuern begann; er beachtete das nicht, ritt im Kugelregen hin und her, betrachtete die Situation der Feinde genau, und die Tartaren, welche ſehr empfindlich gegen das Infanteriefeuer waren, mußten gleichen Schritt mit ihm halten. Es währte nicht lange, ſo machten die Dragoner ſeitwärts einen Ausfall. Nun zog er ſich langſam mit ſeiner Truppe etwa auf dreitauſend Schritt zurück und machte dann ſchnell Front gegen ſie. Aber ſie hielten ihm nicht ſtand, ſondern machten ſchleunigſt Kehrt. Die Tartaren ſandten ihnen eine ganze Wolke

von Pfeilen nach: es fiel aber nur einer und auch diesen nahmen sie mit sich fort.

Auf dem Rückwege wandte sich Kmiziz, anstatt nach Suchowola zurückzukehren, gen Westen nach Kamionka zu.

Die sumpfigen Ufer des Bobr waren weithin überflutet. Kmiziz betrachtete das Flußbett aufmerksam, dann nahm er eine Anzahl kleine zerstückelte Aeste und warf sie in den Strom, um die Strömung zu prüfen, worauf er zu Ulan sagte:

„Wir werden sie von hier aus umgehen und ihnen in den Rücken fallen."

„Die Pferde werden gegen den Strom nicht fortkommen," entgegnete der Tartar.

„Die Strömung ist schwach. Sie werden gut schwimmen! Das Wasser steht ja fast."

„Es ist kalt; die Pferde werden erstarren und die Mannschaften nicht tragen."

„Die Leute sollen sich an die Schwänze der Pferde festhalten und ihnen nachschwimmen, das ist doch so Tartarenbrauch."

„Aber die Menschen werden auch erstarren."

„Sie werden in der Hitze der Schlacht wieder erwärmen."

„Kismet!" rief Akbah-Ulan.

Noch ehe die Abenddämmerung eingetreten war, hatte Kmiziz ganze Haufen Flußgräser, Schilfrohr und Binsen ausschneiden und in Bündel binden lassen, welche den Pferden zu beiden Seiten festgebunden wurden. Als der erste Stern am Himmel blinkte, tauchten etwa achthundert Pferde in das Wasser und begannen zu schwimmen; er selbst schwamm voraus. Bald aber bemerkte Kmiziz, daß sie zu langsam vorwärts kamen und wohl zwei Tage brauchen würden, um hinter die Schanzen zu gelangen, wenn sie den Fluß stromaufwärts schwammen. Er befahl daher, den Fluß zu durchqueren, um das entgegengesetzte Ufer zu erreichen.

Das war ein gefährliches Unternehmen. Das andere Ufer war steil und bei der Nässe aufgeweicht. Die Pferde, obgleich leicht bepackt und freigelassen, sanken bis unter die Bäuche ein, doch kamen sie ohne Unfall, immer eines das andere nach sich ziehend, wenn auch langsam, vorwärts.

Auf diese Weise wanderten sie ein paar Gewände fort.

Der Stand der Sterne wies auf Mitternacht. Da drang plötzlich vom Süden her schwach, aber deutlich hörbar, Büchsenknallen an ihr Ohr.

„Die Schlacht hat begonnen!“ rief Kmiziz. „Vorwärts!“

„Wir werden verſinken!“ entgegnete Akbah-Ulan.

„Mir nach!“ kommandierte der Ritter.

Die Tartaren ſchwankten noch, was ſie thun ſollten, als ſie plötzlich ſahen, daß das Pferd Kmiziz' feſten Boden zu gewinnen ſchien. Sie waren auf eine Sandbank gekommen. Ueber derſelben ſtand das Waſſer den Pferden noch bis an die Bruſt, aber ſie traten auf feſten Grund. Sie marſchierten nun mutig weiter. Zu ihrer linken Seite ſahen ſie den Schein von Lagerfeuern von fernher leuchten.

„Das ſind die Schanzen!“ ſprach Kmiziz für ſich. „Wir kommen vorbei! Wir werden ſie umgehen!“

Nach einer Weile lagen die Schanzen thatſächlich hinter ihnen. Da trieben ſie die Pferde wieder in den Fluß, um hinter den Schanzen zu landen.

Ueber hundert Pferde verſanken dicht am Ufer im Schlamm, aber die Mannſchaften kamen alle an Land. Kmiziz hieß ſie bei den anderen aufſitzen und lenkte den Schanzen zu. Zuvor jedoch hatte er zwölf Mann zu dem Reſt ſeiner Truppen nach Suchowola abgeſandt mit dem Befehl, die Füſiliere nicht von dort aus zu beunruhigen, während er ihnen in den Rücken fiel. Als ſie dem Lager näher kamen, hörte er erſt vereinzelt, dann immer häufiger Gewehrſalven.

„Das iſt gut!“ ſagte er, „ſie gehen zur Attacke über.“

Und vorwärts ging es. In der Finſternis nahm man von den Reitern nichts wahr, als eine Menge auf- und niederhüpfender Köpfe, genau den Bewegungen der Pferde folgend, keine Waffe klirrte, kein Panzer blitzte. Die Tartaren und Freiwilligen verſtanden es, lautlos wie die Wölfe einherzuziehen.

Von Janowo her wurde das Gewehrfeuer immer lebhafter. Herr Sapieha ſchien auf der ganzen Linie vorgeſchritten zu ſein und die Schlacht eröffnet zu haben.

Auf den Schanzen, welchen Kmiziz zuſtrebte, wurden jetzt auch Rufe laut. Einige brennende Holzſtöße warfen ein grelles Licht über dieſelben. Bei dieſem Lichte ſah Herr Andreas, wie die Füſiliere in Pauſen gerade vor ſich hin ſchoſſen, die Augen dem Felde zugekehrt, wo die Freiwilligen mit den Dragonern aneinander geraten waren. Man hatte jetzt auch ihn mit ſeiner Kolonne erblickt, aber anſtatt auf ſie zu ſchießen, begrüßte man ſie mit Freudenrufen. Wahrſcheinlich waren ſie der Anſicht, daß es von Fürſt Boguslaw ausgeſandte Hilfstruppen für ſie waren. Erſt als kaum noch etwa hundert Schritte die Heran-

nahenden von den Schanzen trennten, wurden die Füsiliere unruhig und immer mehr von ihnen blickten, die Hand über der Stirn, aus, zu sehen, wer ihnen eigentlich nahe.

Da plötzlich erfüllte gräßliches Geheul die Luft; wie ein Wirbelwind sausten die Reiter daher, umzingelten die Füsiliere, schlossen sie im Kreise ein und die Masse Menschen mitten drinnen zuckte krampfhaft im Todesgrauen, als wolle eine Riesenschlange sie in ihrer Umschlingung ersticken.

Herzzerreißende Rufe: „Allah! Herr Jesus! Mein Gott!“ tönten durch die Nacht.

Vor den Schanzen wurde es nun auch laut, denn die Freiwilligen, welche bemerkt hatten, daß Kmiziz bereits hinter den Schanzen den Füsilieren in den Rücken gekommen war, stürmten nun von jenseits darauf los. Der Himmel, welcher schon am Tage vorher bewölkt gewesen, begann, wie das im Frühling oft der Fall ist, leichte Regenschauer zu entsenden. Die Feuer erloschen, der Kampf dauerte in der Finsternis fort.

Aber er währte nicht mehr lange. Die so plötzlich Ueberfallenen waren schnell niedergemetzelt. Die Dragoner, unter denen viele Polen sich befanden, streckten kampflos die Waffen. Die ausländischen Söldner wurden ausnahmslos getötet. Das wiederum aus dem Gewölk hervorbrechende Mondlicht beschien einen formlosen Haufen Tartaren, welche beutesuchend, die Toten ausraubten.

Da ertönte ein schriller Pfiff. Die Tartaren und Freiwilligen ließen alles im Stich und saßen im nächsten Augenblick zu Pferde.

„Mir nach!“ kommandierte Kmiziz.

Und wie die Windsbraut sauste er voran, nach Janowo. Eine Viertelstunde später war die Ortschaft an allen vier Ecken angezündet und nach Verlauf einer Stunde bezeichnete ein funkensprühendes Flammenmeer die Stätte, wo Janowo einst gestanden.

Auf diese Weise setzte Kmiziz den Hetman in Kenntnis, daß er im Rücken der feindlichen Armee operierte.

Wie ein Henker vom Blut beschmutzt, ordnete er in dem Lichte der Flammen seine Tartaren zum weiteren Zuge auf das Schlachtfeld. Der Zug hatte sich eben formiert und sollte sich in Bewegung setzen, da erblickte Kmiziz plötzlich dicht vor sich, taghell von den Flammen beleuchtet, eine Abteilung der kurfürstlichen Gardereiter. Mann und Roß von riesenhafter Größe, sprengte sie in vollem Galopp daher.

An ihrer Spitze ritt, weithin ſichtbar, mit glänzendem Silberpanzer angethan, auf weißem Roß, ein Ritter.

„Boguslaw!“ brüllte mit faſt übermenſchlicher Kraft Kmiziz und ſtürmte mit ſeinem tartariſchen Tſchambul ihm entgegen. Wie von einer Windsbraut getriebene haushohe Wellen aufeinander prallen und in Giſcht zerſtieben, ſo ſtießen die beiden Heereshaufen im vollen Galopp der Pferde zuſammen. Von der einen Seite die Rieſenmenſchen in ihren blitzenden Küraſſen, das blanke Schwert hoch über ſich ſchwingend, von der anderen die ſchwarze Tartarenwolke.

In dem Augenblick des Zuſammenſtoßes geſchah etwas Schreckliches. Wie ein reifes Aehrenfeld hingemäht, ſtürzten die Reihen der ſchwarzen Krieger unter den Hufen der Rieſenroſſe, welche über ſie hinwegjagten, wie die wilde Jagd, hinter ſich das Grauen zurücklaſſend.

Doch nur kurz währte der Schrecken der Ueberrittenen. Man konnte die Wilden überreiten, doch ſie zermalmen nicht. Bald hoben ſich hier und da einzelne, dann ganze Haufen aus der dunklen Maſſe; ſchwangen ſich auf die Pferde, die eben ſo ſchnell aufgeſprungen waren und ſetzten den Davonjagenden nach, ihre Laſſos mit ſchrillem Sauſen durch die Luft ſchwingend.

Doch — an der Spitze der Fliehenden jagte noch immer weithin ſichtbar der Reiter auf dem weißen Roſſe, während in den Reihen der Verfolgenden Kmiziz fehlte.

Mit dem Morgengrauen kehrten die Tartaren auf das Schlachtfeld zurück. Faſt jeder von ihnen führte einen Küraſſier am Laſſo mit ſich. Bald fanden ſie auch Kmiziz. Sie nahmen den Ritter mit und brachten ihn noch bewußtlos zum Hetman.

Sapieha blieb ſelbſt an ſeinem Lager ſitzen und pflegte ihn. Gegen Mittag öffnete er endlich die Augen.

„Wo iſt Boguslaw?“ das war ſein erſtes Wort.

„Seine Armee iſt vollſtändig aufgelöſt,“ antwortete Sapieha, froh, daß es um Herrn Andreas nicht ſo ſchlimm ſtand, wie er geglaubt. „Zuerſt begünſtigte ihn Fortuna; das machte ihn wagehalſig. Er verließ die gedeckten Stellungen in den Birkenſchonungen und griff die Füſiliere Herrn Oſkierkos im offenen Felde an, dort verlor er eine Menge Soldaten und wurde beſiegt . . . Ich weiß nicht, ob im ganzen fünfhundert Mann am Leben geblieben ſind.“

„Und er ſelbſt?“ frug Kmiziz.

„Er iſt uns entwiſcht.“

Kmiziz verharrte eine Weile in tiefem Schweigen, dann ſagte er:

„Noch war es mir nicht bestimmt, mich mit ihm zu messen. Er schlug mir mit dem Rapier nach dem Kopfe, aber mein Visier von reinem Stahl fing den Schlag auf; nur ohnmächtig bin ich von dem starken Anprall geworden."

„Ihr müßtet dieses Visier in eurer Patronatskirche aufhängen."

„Wir werden ihn verfolgen, und sei es bis an das Ende der Welt!" sagte Kmiziz.

Statt aller Antwort hielt ihm der Hetman ein Schreiben hin.

„Da seht, welche Nachricht ich heute nach der Schlacht erhalten habe," sagte Herr Sapieha, während er ihm den Brief reichte.

Kmiziz las laut die folgenden Worte:

„Der König von Schweden hat Elbing verlassen und geht auf Samoschtsch vor. Von dort beabsichtigt er der königlichen Armee, welche in und bei Lemberg steht, entgegenzuziehen. Ich bitte Ew. Erlaucht mit allen Euch zu Gebote stehenden Streitkräften dem Könige und dem Vaterlande zu Hilfe zu kommen, möglichst in Eilmärschen. Ich allein kann den Anprall nicht aufhalten . . . Tscharniezki."

Wieder war es still.

Nach einiger Zeit frug der Hetman:

„Und ihr? was werdet ihr thun? Kommt ihr mit uns, oder geht ihr mit den Tartaren nach Tauroggen?"

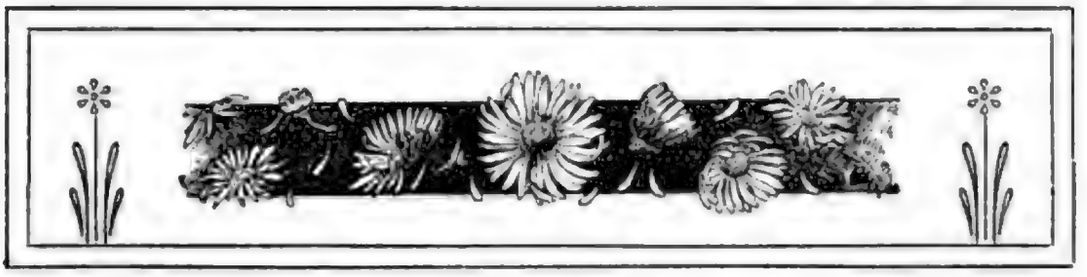
Kmiziz schloß die Augen. Er dachte an das, was der Probst Kordezki, an das, was Wolodyjowski ihm von Skrzetuski erzählt hatte, und antwortete dann:

„Auf später die Rache! Jetzt will ich mein Leben und Blut dem Vaterlande weihen!"

Der Hetman drückte ihm den Kopf mit beiden Händen.

„Ihr seid mir ein teurer Kampfgenosse," sprach er. „Und da ich euer Vater sein könnte, so empfanget meinen Segen . . ."

Fünftes Buch.



1. Kapitel.

Während in der Republik Polen alles, was atmete, sich gegen die Schwedenherrschaft auflehnte und die Erhebung immer weitere Kreise zog, weilte Karl Gustav in Preußen, damit beschäftigt, die dortigen Städte zu erobern und mit dem Kurfürsten dann Verträge zu schließen.

Nach dem über alles Erwarten leichten Siege in Polen war der kluge König recht bald zu der Einsicht gelangt, daß der schwedische Leu in seiner Gier mehr verschlungen hatte, als er zu verdauen vermochte. Seit der Rückkehr Johann Kasimirs in das Land, wußte er, daß er die ganze Republik nicht würde halten können; er resignierte daher von vornherein, wollte aber versuchen, einen möglichst großen Teil der Beute für sich zu erhalten, vor allem das schöne Kronen-Preußen, welches, an sein bereits früher erobertes Pommerland grenzend, an schönen Städten so reich war.

Die Provinz Preußen aber, welche zu allererst sich gegen den Eroberer aufgelehnt hatte, hielt auch jetzt noch wacker zu ihrem alten Herrn und König und zur Republik. Die Rückkehr Johann Kasimirs, der Zusammentritt der Tyschowietzer Konföderation, belebten den revolutionären Geist der Preußen und stützten ihre Königstreue, deshalb war Karl Gustav rasch entschlossen, den Aufstand in der Republik zu unterdrücken, das Heer Johann Kasimirs zu vernichten, um den Preußen die Hoffnung auf Hilfe zu nehmen.

Da die Belagerung Marienburgs nur sehr langsame Fortschritte machte, weil Weiher, der Kommandant der Festung, dieselbe außerordentlich gut verteidigte, zog er mit einer bedeutenden Armee in die Republik, um Johann Kasimir zu erreichen, sollte

er ihn auch an den äußersten Grenzen seines Reiches suchen müssen. Der König handelte immer sehr rasch; er ließ seinen Entschlüssen die Ausführung auf dem Fuße folgen. Mit einer Schnelligkeit, die ihresgleichen suchte, hatte er auf seinem Wege nach der Republik alle um die Städte Preußens liegenden Truppen zusammengerafft, und ehe in der Republik noch jemand ahnte, was vorging, hatte er Warschau schon im Rücken und zog in Eilmärschen dem königlichen Heere entgegen.

Wie ein schweres Unwetter brach er mit seinen Soldaten in das ohnehin so zerrüttete Land; wut- und racheschnaubend zog er daher. Zehntausend Pferde stampften mit ihren Hufen den teilweise noch mit Schnee bedeckten Boden. Alle die kleinen Kommandos, welche die Städte und Schlösser der Republik besetzt hielten, mußten ihm folgen; er riß alle mit sich fort und führte sie auf Sturmesflügeln weit, weithin nach dem Süden.

Unterwegs verbrannte er die Dörfer, die kleinen Städte; er schlug alles nieder, vernichtete alles, was ihm in den Weg kam. Er war nicht mehr der Karl Gustav von ehemals, der heitere, menschenfreundliche Herr, welcher den Soldaten schmeichelte und mit den polnischen Reitern liebäugelte. Wo er sich jetzt blicken ließ, da floß das adlige und plebejische Blut der Polen in Strömen, da ließ er die Gefangenen aufhängen, da blieb nichts am Leben, nichts wurde geschont.

Aber wenn der Bär seinen mächtigen, alles erdrückenden schweren Körper durch die Wälder schleppt und im Vorwärtsschreiten das Strauchwerk und die niederen Aeste mit der Last seines Gewichtes bricht und knickt, dann schleichen die kleinen Raubtiere, welche nicht wagen, ihn anzugreifen, hinter ihm drein und suchen ihm hinterrücks zu schaden. So auch hier. Der Armee Karl Gustavs nach zogen alle die kleinen Häuflein Freiwilliger in immer kleineren Abständen und in immer größerer Zahl. Sie begleiteten ihn wie sein Schatten, folgten ihm Tag und Nacht, in Wind und Wetter.

Vor ihm her aber brach man alle Brücken ab, um seinem Vordringen Einhalt zu thun; man vernichtete alle Vorräte an Lebensmitteln, um ihn auszuhungern, beraubte ihn der Möglichkeit anderswo als unter freiem Himmel seine Nachtruhe zu halten.

So hatte der König nur zu bald einsehen gelernt, wie schrecklich und gefahrvoll das Unternehmen war, zu dem er sich in der Uebereilung hatte hinreißen lassen. Krieg, Krieg, nichts

als Krieg weit und breit, soweit das Auge reichen konnte nichts als Mord und Brand, ein Meer von Flammen, Rauch und Vernichtung. Preußen und Großpolen, welche zuerst die Schwedenherrschaft angenommen, waren wiederum die ersten, welche das Joch abzuschütteln sich bemühten, Kleinpolen, Reußen, Litauen und Smudz waren ihnen gefolgt. Zwar hielten sich in den Schlössern und größeren Städten die Schweden noch gut, aber sie saßen dort wie auf Inseln, die Dörfer, Wälder, die Flüsse und das offene Land waren sämtlich in polnischen Händen. Ueberall lauerte den Schweden die Gefahr auf; nicht nur vereinzelte Soldaten oder kleinere Trupps, sondern sogar größere Abteilungen des schwedischen Heeres verschwanden spurlos, sobald sie es wagten, sich nur auf kurze Zeit vom Hauptquartier zu entfernen.

Umsonst ließ Karl Gustav in den Dörfern und Städten bekannt machen, daß jeder Bauer, welcher ihm einen Adligen in Waffen, gleichviel ob tot oder lebend ausliefere, zum Lohne dafür vollkommene Freiheit und ein Stück Land erhalten solle. Die Bauern waren sämtlich mit den Adligen und Städtern in die Wälder gezogen. Die Leute von den Bergen, aus den Steppen, den Flußniederungen und Feldern, sie alle hatten sich in den Wäldern festgesetzt und führten im Stillen und unsichtbar den Krieg gegen die Unterdrücker mit keinen anderen Waffen, als Dreschflegeln, Heugabeln und Sensen.

Die Wut Karl Gustavs steigerte sich von Tag zu Tag. Er konnte nicht begreifen, daß das Land, welches vordem sich ihm fast von selbst ergeben, plötzlich mit einer Energie sich auflehnte, die ihres Gleichen suchte, und er staunte, woher es die Waffen und Mittel nahm zu diesem Kampfe auf Tod und Leben.

Der König berief oft seine Räte zusammen. Es befanden sich bei ihm: sein Bruder Adolf, welcher das Hauptkommando über die Armee hatte, Robert Douglas, Heinrich Horn, ein Bruder jenes Horn, welcher bei Tschenstochau sein Leben durch den Sensenhieb eines Bauern verloren hatte, Waldemar Graf von Dänemark und jener Miller, welcher am Fuße des heiligen Berges seinen Kriegsruhm begraben hatte, Aschemberg, der geschickteste schwedische Reitergeneral, Hammerschild, welcher die Geschütze unter sich hatte, und der alte Nestor der schwedischen Armee, der Marschall Arfuid Wittemberg, dessen Raubzüge ihm eine traurige Berühmtheit eingetragen hatten. Dieser letztere war von einer unheilbaren Krankheit befallen und zehrte an den

Resten seiner früheren Gesundheit. Dazu kamen noch Forgell und viele andere tüchtige Kriegsmänner, welche in offener Schlacht nur von dem mächtigen Genius ihres Königs übertroffen wurden.

Sie alle fürchteten im Stillen, daß dieser ganze Feldzug an der hartnäckigen Wut des Kleinkrieges und an dem Mangel an Nahrung scheitern würde. Der alte Wittemberg riet dem Könige entschieden, von weiterem Vordringen Abstand zu nehmen.

„Wie wollen Ew. Majestät bis in das ferne Reußen einem Feinde nachsetzen, der für uns unsichtbar bleibt, während er vor uns her alles vernichtet, was für unseren Unterhalt notwendig ist. Was soll dann geschehen, wenn den Pferden nicht nur Heu und Hafer, sondern auch die letzte Zuflucht, die Dachschauben zum satt füttern fehlen, und die Soldaten vor Müdigkeit und Hunger nicht mehr fort können. Wo bleiben jene Heere, welche uns zu Hilfe kommen sollten? Wo sind die Schlösser, in denen wir uns stärken und die müden Glieder ausstrecken können? Ich kann mich weder mit Ew. Majestät Klugheit, noch mit Ew. Majestät Kriegsruhm messen. Wenn ich aber Karl Gustav wäre, würde ich eben diesen so schwer durch große Siege errungenen Kriegsruhm nicht dem wechselnden Glücke dieses Feldzuges aussetzen."

Darauf erwiderte der König:

„Wenn Ich Wittemberg wäre, dann würde Ich es sicherlich auch nicht thun." Dann führte er das Beispiel Alexanders von Makedonien an, mit welchem er sich gern selbst verglich, und jagte weiter dem Herrn Tscharniezki nach, welcher im Gefühl der Ueberlegenheit des schwedischen Heeres ihm mit der List eines Wolfes auswich, den glücklichen, geeigneten Augenblick herbeisehnend, wo er dem Feinde die scharfen Zähne würde weisen können. Tscharniezki machte es ähnlich wie Kmiziz; er war bald den Schweden voraus, bald seitwärts von ihnen, dann wieder ließ er sie an sich vorüberziehen, wenn er in der Tiefe der dunklen Wälder rasten wollte, so daß, wenn sie glaubten, ihm nachzujagen, er sich in ihrem Rücken befand, und sie nie wissen konnten, wo sie ihn zu suchen hatten. Hier und da überrumpelte er eine kleinere Abteilung Reiter, griff die langsamer vorrückenden Fußregimenter an, oder nahm dem Feinde etliche Fouragewagen fort. Es kam auch vor, daß die Schweden plötzlich nachts ein heftiges Kleingewehr- oder Kanonenfeuer eröffneten und blindlings in die Wälder hineinschossen, im

Glauben, die Polen müßten da drinnen sein. Sie machten sich unendlich müde auf den Märschen in den kalten Nächten, sie zehrten sich auf vor Kummer und steter Wachsamkeit und — dieser vir molestissimus — schwebte fortwährend mit seinem Schwerte über ihnen, wie die Hagelwolke über einem Weizenacker.

Endlich stellte er sich dem Schwedenheere bei Golembin, unweit der Mündung des Wieprsch in die Weichsel. Einige der polnischen Fahnen hatten sich dort kampfbereit aufgestellt und griffen den Feind mit solcher Heftigkeit an, daß der Vorstoß desselben sofort in Verwirrung und Schrecken geriet. Herr Wolodyjowski mit seiner Landaer Fahne begann das Gefecht, indem er den dänischen Prinzen Waldemar angriff; ihm folgte Herr Samuel Kawezki mit seinem jüngeren Bruder Johann, welche die angelsächsischen Söldlinge Wickilsohns in wenigen Augenblicken total auseinander gesprengt hatten. Herr Malawski traf so hart mit Adolf, dem Bruder des Königs, zusammen, daß Mann und Roß zerstiebten, wie eine Staubwolke, welche ein frischer Wind in alle Himmelsgegenden zerteilt. Ehe sie sich's versahen, waren die Schweden dicht an die Weichsel gedrängt. Als Douglas das gewahrte, sprengte er mit seinen auserlesenen Reitern den Bedrängten zu Hilfe. Aber auch er konnte dem harten Anprall der Polen nicht Stand halten. Seine Reiter mußten von den hohen Ufern hinab auf das Eis flüchten, die Leichen bedeckten das weiße Schneefeld bald in schreckenerregender Menge. Unter den Gefallenen befanden sich der Prinz Waldemar, Wickilsohn; der Fürst Adolf war mit dem Pferde gestürzt und hatte einen Beinbruch erlitten. Aber auch die Polen hatten große Verluste zu verzeichnen. Die Herren Kawezki, Malawski und Rudawski zählten zu den Toten, während die Herren Rogowski, Tyminski, Choinski und Porwaniezki mehr oder weniger schwer verwundet waren. Nur Herr Wolodyjowski war unverwundet geblieben, seine kleine, geschmeidige Gestalt war überall geschickt den schwedischen Säbelhieben ausgewichen, während er um sich hieb wie ein gereizter Tiger.

Unterdessen war Karl Gustav mit der Hauptarmee und den Geschützen herangerückt. Damit nahm der Verlauf des Kampfes eine andere Gestalt an. Die anderen Truppen Tscharniezkis, welche nicht zu den Stammsoldaten gehörten, waren noch nie in einem Gefecht gewesen; sie wurden verwirrt. Teils auch hatten sie die Pferde nicht schnell genug bei der Hand, da viele von den Volontären, entgegen dem Befehl, die

Pferde stets gesattelt zu halten, dieselben in entfernteren Ortschaften untergebracht hatten, während sie selbst in den Hütten der Ruhe pflegten. Diese Abteilungen waren bald versprengt und vernichtet, der Rest floh dem Wieprsch zu. Damit nun die Elite seiner Truppen nicht völlig dem Untergange preisgegeben werde, ließ Herr Tscharniezki zum Rückzug blasen. So zogen sich denn die einen auf das andere Ufer des Wieprsch zurück, während die anderen nach Konskowola abmarschierten, dem Könige von Schweden das Feld und den Siegesruhm überlassend. Diejenigen polnischen Fahnen, welche sich jenseits des Wieprsch geflüchtet hatten, wurden noch weithin von den Fahnen Sbroschecks und Kalinskis verfolgt, welche beide noch zum Könige von Schweden hielten.

Die Freude über den Sieg war im schwedischen Lager grenzenlos. Zwar hatte derselbe ihnen wenig genug Beute eingebracht — ein paar Beutel Hafer und ein paar leere Wagen, das war alles —, aber darum war es dem Könige dieses Mal weniger zu thun. Ihm genügte, daß das Kriegsglück ihn doch nicht verlassen hatte, daß er siegte, wo er sich blicken ließ, hauptsächlich aber war seine Freude darum so groß, weil Tscharniezki der Besiegte war, Tscharniezki, auf dessen Tapferkeit, Klugheit und Mut gegenwärtig die Hoffnung der ganzen Republik gestellt war. Er vermutete, daß die Nachricht von der Niederlage Tscharniezkis im ganzen Lande laut werden, daß furchtsame Gemüter die Thatsachen entstellen, die Niederlage als eine vollständige bezeichnen würden, was selbst die Mutigsten im Lande schwer treffen und alle diejenigen, welche der Konföderation beigetreten waren, vor weiteren Unternehmungen zurückschrecken mußte.

Als man daher dem Könige die eroberten Haferbeutel zu Füßen legte, und gleichzeitig die Leichname Wickilsohns und des Prinzen Waldemar herbeitrug, wandte er sich an die bekümmerten Generale und sprach:

„Schaut nicht so trübe drein, ihr Herren! Es ist dies der glänzendste Sieg, den Ich seit einem Jahre davongetragen; er kann den ganzen Krieg beenden.“

„Majestät!“ antwortete Wittemberg, welcher, seit er krank war, die Dinge schwärzer sah, als sonst, besonders heute, wo er sich ganz unwohl fühlte. „Danken wir Gott auch dafür, daß wir von nun an ruhiger weiterziehen können, auch das ist schon viel wert. Uebrigens glaube ich nicht, daß wir lange unbehelligt bleiben werden, denn so schnell die Fahnen

Tscharniezkis zersprengt worden sind, so schnell werden sie sich wieder sammeln."

Darauf erwiderte der König:

„Herr Marschall, Ich halte euch für keinen schlechteren Feldherrn als den Herrn Tscharniezki. Ich glaube aber, daß, wenn euch geschähe wie ihm heute, so brauchtet ihr wenigstens zwei Monate, um euch zu erholen."

Wittemberg verbeugte sich zustimmend, der König aber sprach weiter:

„Wir werden einen gesicherten Weitermarsch haben, denn Tscharniezki allein vermochte ihn aufzuhalten. Tscharniezki ist vernichtet, das Hindernis entfernt."

Die Generale waren von dieser Aussicht sehr erfreut. Die siegestrunkene Armee zog im Parademarsch am Könige vorüber; das Schreckgespenst Tscharniezki schritt nicht mehr neben ihr her, hatte aufgehört zu existieren. Angesichts dieser Thatsache waren die herben Verluste bald vergessen, die kommenden Mühsale erschienen leicht und angenehm. Da die Worte des Königs bald im ganzen Lager verbreitet wurden, war das ganze Heer der Ansicht, daß dieser Sieg eine ganz außerordentliche Bedeutung für dasselbe haben mußte, daß die Zeit des Herrschens und der Rache für die Schweden gekommen war.

Der König gab dem Heere einige Stunden Ruhe. Von Kosieniez her waren Lastwagen mit Lebensmitteln herangekommen. Die Armee quartierte sich in Golembin, Krowieniki und Schyschyn ein. Die Reiter zündeten die verlassenen Häuser an, mehrere Bauern, welche man mit der Waffe in der Hand gefangen, und ein paar Pferdejungen, die man auch für Bauern hielt, wurden erhangen. Darauf folgte ein Gelage. Die Soldaten aßen sich einmal wieder satt, dann legten sie sich zum erstenmale seit Wochen zu traumlosem, ungestörtem Schlaf nieder.

Am nächsten Morgen erwachten sie neugestärkt. Das erste Wort, welches sich aller Munde entrang, war:

„Tscharniezki ist fort!"

Einer rief es dem anderen zu, als wollten sie sich gegenseitig die Wahrheit des Geschehenen vergewissern. Der Morgen war kalt, aber heiter und trocken. Der Weitermarsch wurde fröhlich angetreten, die Nüstern und Ohren der Pferde bedeckten sich bald mit Rauhreif. Ein kalter Wind hatte über Nacht

alle Pfützen mit einer Eiskruste bezogen, der Weg war gut. Die Reihen der Krieger dehnten sich diesmal lang aus, was sie bisher nie gewagt hatten; sie zogen sich fast eine Meile lang.

Zwei Kolonnen Dragoner marschierten unter Dubois, einem französischen Hauptmann, über Konskowola, Markuschew und Grabow etwa eine Meile abseits von der Hauptarmee. Noch vor drei Tagen wären sie in dieser Marschordnung dem Tode verfallen gewesen, heute hatten sie sich furchtlos und siegessicher von den anderen getrennt.

„Tscharniezki ist fort!"

Einer rief es dem anderen zu. Sie marschierten auch unbehelligt weiter, kein Kriegsruf aus dem Waldesdickicht, kein Pfeilgeschoß aus dem Hinterhalte störte ihre Ruhe.

Gegen Abend langte Karl Gustav in Grabow an. Er war sehr heiterer Laune und wollte sich soeben zur Ruhe begeben, als Aschemberg durch den diensthuenden Offizier behufs einer wichtigen Meldung um Audienz bitten ließ.

Nach einer Weile trat er beim Könige ein, aber nicht allein, sondern in Begleitung eines Dragonerkapitäns. Der König, welcher ein außergewöhnlich gutes Personengedächtnis und ein scharfes Auge hatte, erkannte sofort den Kapitän.

„Was giebt es neues, Fred?" frug er. „Ist Dubois zurück?"

„Dubois ist erschlagen!" antwortete Fred.

Der König erschrak. Erst jetzt bemerkte er, daß der Kapitän aussah, als wäre er dem Grabe entstiegen. Seine Uniform war zerfetzt und fleckig.

„Und die Dragoner?" frug er hastig weiter. „Jene beiden Kolonnen?"

„Es ist nichts mehr von ihnen übrig; ich war gefangen; man ließ mich laufen!"

Das hagere Gesicht des Königs verfinsterte sich; er strich die dichten Haarwellen höher hinter die Schläfen hinauf.

„Wer hat das gethan?" rief er.

„Tscharniezki!" sagte Fred gelassen.

Der König verstummte und starrte entsetzt Aschemberg an, welcher nur leicht mit dem Kopfe nickte, als wolle er bestätigen:

„Tscharniezki! Tscharniezki!"

„Es ist nicht zu glauben!" sprach der König nach einer Weile. „Hast du ihn selbst gesehen?"

„Ich ſtand vor ihm, wie ich jetzt vor Ew. Majeſtät ſtehe. Er trug mir einen Gruß an Ew. Majeſtät auf und ich möchte ausrichten, daß er gegenwärtig jenſeits der Weichſel gehe, aber bald wieder unſerer Spur folgen werde.“

„Ich weiß nicht, ob er die Wahrheit ſprach.“

„Gut!“ rief der König. „Hat er ein ſtarkes Heer bei ſich?“

„Genau konnte ich das nicht feſtſtellen; an viertauſend Mann habe ich geſehen, hinter dem Walde aber ſtanden auch noch Reiter. Man umzingelte uns in der Nähe von Kraſitſchin, wohin Herr Hauptmann Dubois abſichtlich vom Wege abbog, da man ihn gewarnt hatte, auf der Landſtraße weiter zu ziehen. Jetzt kann ich mir vorſtellen, daß Tſcharniezki abſichtlich den Warner aufgeſtellt hat, um uns in den Hinterhalt zu locken. Außer mir iſt keiner am Leben geblieben, die Verwundeten wurden von den Bauern vollends erſchlagen, ich entkam, wie durch ein Wunder!“

„Der Menſch muß mit dem Teufel ein Bündnis geſchloſſen haben,“ ſagte der König, während er den Kopf in die Hand ſtützte. „Es muß übermenſchliche Anſtrengung erfordert haben, nach der geſtrigen Niederlage die Truppen wieder ſo weit in Ordnung zu bringen, daß der heutige Ueberfall gewagt werden konnte!“

„Es iſt ſo gekommen, wie der Herr Marſchall Wittemberg es vorausgeſehen,“ warf Aſchemberg ein.

Darauf wurde der König ſehr zornig.

„Ihr alle könnt immer alles vorausſehen, nur einen Rat erteilen könnt ihr nicht!“ herrſchte er den General an.

Aſchemberg erbleichte und verſtummte. Karl Guſtav ſchien, wenn er gut gelaunt war, aus purer Güte zuſammengeſetzt zu ſein. Sobald er aber nur die Stirn runzelte, bebte und zitterte ſeine Umgebung vor entſetzlicher Angſt. In ſolchen Fällen verkrochen ſich ſelbſt die älteſten und verdienteſten Generale vor ihm, wie die kleinen Vögel ſich vor dem mächtigen Adler verſtecken.

Doch jetzt beſann ſich der König ſchnell. Er begann Fred weiter auszuforſchen:

„Sind die berittenen Mannſchaften Tſcharniezkis gut im Stande?“

„Ich ſah einige unvergleichlich ſchön ausgerüſtete Fahnen, wie überhaupt die Reiterei hier zu Lande alle ſchön iſt.“

„Es müſſen dieſelben ſein, welche Uns bei Golembin angriffen. Es müſſen altgediente Soldaten ſein; ſie kamen wie

die Furien auf Uns los. Und er selbst, Tscharniezki, ist er guter Dinge?"

„Er ist so heiter, als wäre er der Sieger von Golembin, nicht der Besiegte. Das Herz muß ihnen dort umsomehr schwellen, als die Niederlage bei ihnen schon fast vergessen ist und sie heute die Sieger sind. Majestät! Was Tscharniezki mir zu sagen aufgetragen, das habe ich ausgerichtet, aber als ich entlassen war und mich hinwegbegeben wollte, da trat ein alter Offizier an mich heran und sagte mir, daß er derjenige sei, welcher den unvergeßlichen König Gustav Adolf im Zweikampf getötet. Er hat Ew. Majestät schändlich gelästert und die anderen haben ihm geholfen. Ich verließ unter den tiefsten Demütigungen das Lager."

„Das ist Nebensache!" entgegnete Karl Gustav. „Die Hauptsache ist für Mich, daß Tscharniezki nicht vernichtet ist und seine Truppen schon wieder gesammelt hat. Wir müssen nun um so schneller vorwärts marschieren, damit Wir diesen polnischen Darius einholen. Ihr seid entlassen, meine Herren. Ihr werdet im Lager erzählen, Fred, daß die Dragoner von herumziehendem Gesindel genarrt, ihnen in das Dickicht gefolgt und dort umgekommen sind. Wir müssen vorwärts."

Die Offiziere entfernten sich, Karl Gustav blieb allein zurück. Eine Weile verharrte er in düsteres Grübeln versunken. Sollte denn sein Sieg bei Golembin ihm gar keine Früchte tragen, seine Lage nicht verbessern, sondern die hartnäckige Verfolgung der Bewohner dieses Landes ihn fortdauernd begleiten?

Karl, welcher in Gegenwart seiner Generale und des Heeres stets das größte Selbstbewußtsein und die feste Ueberzeugung des Gelingens seiner Unternehmungen zur Schau trug, konnte, wenn er allein war, über den Verlauf dieses Krieges, der so günstig begonnen und je länger desto schwieriger für ihn wurde, stundenlang grübeln, und oft schon in den letzten Tagen war er der Verzweiflung nahe gewesen. Alles, was geschah, dünkte ihm so wunderbar: oft wußte er nicht, was er weiter beginnen sollte in einer Sache, von der das Ende nicht abzusehen war. Er kam sich vor, wie einer, der das sichere Ufer verlassend, in die Fluten des Meeres steigt und bei jedem Schritt vorwärts den Boden unter sich weichen fühlt und die Flut ihn zu verschlingen droht.

Er glaubte aber an seinen guten Stern. Auch jetzt trat er an das Fenster: den Blick nach oben gerichtet, suchte er nach

dem ſeinigen, den ihm der Aſtrologe genannt. Es war derjenige, welcher im großen Wagen, genannt der große Bär, den höchſten Platz einnimmt und am hellſten leuchtet. Der Himmel war klar; ſo leuchtete auch jetzt das Geſtirn in ſchönſter goldroter Pracht — von ferne nur, faſt am Horizont des azurblauen Himmelsgewölbes ſtand eine lange Wolkenwand, welche langſam heraufſtieg und ihre Arme, immer näher rückend, nach dem Stern ausſtreckte.

2. Kapitel.

Am nächsten Morgen marschierte der König weiter bis Lublin. Dort wartete seiner die Nachricht, daß Herr Sapieha, nachdem er die Armee Boguslaws besiegt und vernichtet, mit einem starken Heere heranziehe. Er gab daher der Stadt nur eine feste Besatzung und zog weiter.

Sein nächstes Ziel war nun Samoschtsch. Wenn es ihm gelang, diese mächtige Veste zu besetzen, dann hatte er festen Fuß gefaßt in der Republik, dann konnte er von dort aus den Krieg, die Bewegungen seiner Truppen leiten, und auf diese Weise ein Uebergewicht über den Feind gewinnen. Ueber Samoschtsch kursierten die verschiedensten Gerüchte. Die Polen, welche bis jetzt noch zu Karl Gustav standen, behaupteten, daß es die stärkste Festung der Republik sei; das hätte sich am besten daraus erwiesen, daß auch Chmielnizki sie nicht einzunehmen vermocht hatte.

Doch der König wußte nur zu gut, daß die Polen in Bezug auf die Befestigung der Städte wenig Erfahrung hatten. Was man hier für gewöhnlich eine starke Festung nannte, das war für die Begriffe anderer Völker höchstens eine Festung dritten Ranges. Karl Gustav wußte auch, daß keine dieser Festungen weder genügend mit Mauerwerk noch mit Wallgräben, noch mit Waffen versehen war. Er fürchtete daher von Samoschtsch keinen großen Widerstand. Er rechnete nicht zum wenigsten dabei auf den Glanz seines Namens, auf den Ruhm, der ihn begleitete, und die beiden sollten ihm helfen, Samoschtsch durch einen Vertrag in seine Hände zu bekommen. Hatte er in diesem Lande bereits so viel durch Verträge erreicht, da doch

keiner wie er verstand, die Magnaten der Republik durch Verheißungen für sich zu gewinnen. Er erkundigte sich daher mit der ihm eigenen Gewandtheit nach allen Neigungen, Sitten und geistigen wie Charaktereigenschaften des Selbstherrn von Samoschtsch.

Johann Sapieha, welcher zum großen Kummer des Wojewoden von Witebsk noch immer bei dem Könige von Schweden verblieb, konnte Karl Gustav die beste Auskunft über den Herrn Staroſten geben. Er konnte stundenlang mit ihm darüber sprechen. Sapieha war der Ansicht, daß es gar nicht so leicht sein werde, Samoschtsch zu erringen.

„Mit Geld wird der Staroſt nicht zu bekommen sein," sagte Johann, „denn er ist sehr reich. Aus Würden und Aemtern macht er sich nichts; er hat sich nie darum bemüht, und sie auch dann verschmäht, als man sie ihm antrug . . . Titel sind ihm zuwider, denn ich hatte mit eigenen Ohren zu hören Gelegenheit, wie er den Herrn de Noyers, den Sekretär der Königin, schalt, als er ihn „mon prince!" anredete. ‚Ich bin kein Prinz, hatte er ihm geantwortet, aber ich habe schon Prinzen als Gefangene in meinem Samoschtsch bewirtet.' Eigentlich ist das nicht ganz richtig, denn nicht er, sondern sein Großvater war es, den unsere Nation Samojski den Großen nennt."

„Wenn er Mir die Thore seiner Stadt öffnet, will Ich ihm etwas geben, was kein König von Polen ihm zu geben vermochte," sagte Karl Gustav.

Es kam dem Sapieha nicht zu, zu fragen, was der König meinte; er blickte den König nur neugierig an und dieser, den Blick verstehend, sprach weiter, während er seiner Gewohnheit gemäß das Haar hinter die Ohren strich.

„Ich werde ihn zum Wojewoden von Lublin machen und dieses zum unabhängigen Fürstentum erheben. Die Krone wird ihn locken. Keiner von euch würde dieser Lockung widerstehen, selbst nicht der heutige Wojewode von Wilna."

„Die Freigebigkeit Ew. Majestät kennt keine Grenzen," entgegnete nicht ohne eine gewisse Ironie Sapieha.

Und Karl erwiderte mit dem ihm eigenen Cynismus:

„Ich kann ja geben, denn es gehört nicht Mir."

Sapieha schüttelte den Kopf.

„Der Mann ist nicht verheiratet; er hat keine Söhne. Nur der strebt nach Kronen, der sie zu vererben hat."

„Zu welchen Mitteln ratet ihr Mir denn dann?"

„Ich glaube, mit Schmeicheleien wäre am eheſten etwas zu erreichen. Der Mann iſt nicht beſonders klug; er würde leicht zu überliſten ſein. Man muß ihm ausmalen, daß von ihm einzig und allein das Wohl und der Friede der Republik abhängt, daß er allein das Land vor ferneren Kriegen und Unglück bewahren kann, wenn er die Thore von Samoſchtſch öffnet. Wenn der Fiſch darauf anbeißt, wird die Feſtung unſer, ſonſt — niemals!“

„Es bleibt dann als letztes Mittel die Kanonade!“

„Hm!“ machte Sapieha. „Man wird darauf in Samoſchtſch die rechte Antwort finden. Es fehlt da drinnen nicht an guten Geſchützen, während wir erſt welche kommen laſſen müßten. Das wird aber, wenn die Wege aufweichen, unmöglich ſein.“

„Ich hörte,“ ſprach der König, „daß die Beſatzung der Feſtung nur aus tüchtigen Füſilieren beſteht, aber die Reiterei fehlt.“

„Berittene Soldaten werden nur im freien Felde gebraucht. Uebrigens iſt es nicht unmöglich, daß Tſcharniezki, da er doch nicht großen Schaden genommen zu haben ſcheint, ihm einige Fahnen zur Vervollſtändigung der Beſatzung geſchickt hat.“

„Ihr ſeht nichts als Schwierigkeiten!“ ſagte der König ärgerlich.

„Aber ich vertraue feſt dem guten Stern Ew. Majeſtät!“ verſetzte Johann.

Sapieha hatte richtig vermutet, daß Tſcharniezki die Beſatzung der Feſtung verſtärken würde. Er hatte thatſächlich einige Fahnen nach Samoſchtſch geſandt, weil dieſelben zu kleinen Ausfällen und zum Einfangen von Kundſchaftern durchaus notwendig waren. Zwar bedurfte Samojski ihrer nicht, denn er hatte ſelbſt genug, aber der Kaſtellan von Kijow ſandte abſichtlich jene beiden Fahnen, welche bei dem Angriff bei Golembin am meiſten gelitten hatten, die Laudaſche und die Schemberkſche, in die Feſtung, damit ſie ſich etwas erholen ſollten. Der Selbſtherr hatte ſie gaſtfreundlich aufgenommen und als er erfahren hatte, was für berühmte Krieger ſich bei ihm zu Gaſte eingeſtellt, da freute er ſich über alle Maßen; er beſchenkte und bewirtete die Herren auf das Freigebigſte.

Unbeſchreiblich aber war die Freude der Fürſtin Griſeldis, als ſie Herrn Skrzetuski und Wolodyjowski wiederſah, ſie, die beiden tapferſten Hauptleute und Waffengenoſſen ihres großen Mannes. Die beiden Ritter fielen der teuren früheren Herrin zu Füßen, Thränen traten in ihre Augen und auch die Fürſtin

konnte den Thränen nicht wehren. Wie viele gemeinsame Erlebnisse und Erinnerungen verbanden diese drei Menschen miteinander. Erinnerungen aus jenen zusammen in Lubniow verlebten Tagen, da noch der Fürst, dieser Held und Stolz des Vaterlandes, in der vollen Kraft seines Lebens mächtig in den wilden Feldern regierte und, wie Jupiter mit seinem Stirnrunzeln, die Barbaren erzittern machte. Noch war es nicht allzulange her, aber wo waren die Jahre hin entschwunden? Der Herrscher war tot, in der Ukraine herrschten die Barbaren und sie, die Witwe des großen Mannes, saß auf den Trümmern ihres Glückes und zehrte an den Erinnerungen vergangener Größe, das Herz von Trübsal erfüllt.

Als nun die Dreie sich zusammengefunden hatten, flogen ihre Gedanken gemeinschaftlich zurück in die Vergangenheit, und trotz aller Betrübnis und Bitternis hatten doch diese Erinnerungen etwas ungemein Süßes für sie. So unterhielten sie sich über das frühere Leben und Treiben, von den Plätzen, die ihre Augen niemals wiedersehen würden, von den Feldzügen und zuletzt von den Ereignissen der jüngsten Zeit, von dem Elend, das über das Vaterland hereingebrochen, das man als Strafe Gottes betrachten mußte.

„Wenn unser Fürst noch lebte," sagte Skrzetuski, „wäre das Geschick der Republik ein ganz anderes. Die Kosaken wären in ihre Schranken zurückgedrängt, die Ländereien am hinteren Dniepr gehörten der Republik und der Schwede hätte längst seinen Meister gefunden."

„Vielleicht läßt Gott in Herrn Tscharniezki dem Vaterlande einen neuen Retter erstehen!" sagte die Fürstin Griseldis.

„Er wird es werden!" rief Herr Wolodyjowski aus. „Wie unser Fürst seiner Zeit alle anderen Herren um Kopfeslänge überragte, so ist er ganz anders als die anderen Heerführer. Kenne ich doch beide Kronenhetmane und Herrn Sapieha. Sie alle sind große Krieger; dennoch steckt in Herrn Tscharniezki noch etwas anderes, höheres —, man könnte sagen, er ist der Adler unter ihnen. Trotz aller Milde, die er walten läßt, respektiert man ihn, selbst Herr Sagloba unterläßt oft in der Gegenwart des Feldherrn seine schlechten Scherze. Es spottet aller Beschreibung, wie er alles einzurichten versteht! Er wird bestimmt der erste Feldherr der Republik."

„Mein Mann hat ihm schon eine große Zukunft prophezeit," sagte die Fürstin, „er kannte ihn, als er noch Hauptmann war."

„Ich erinnere mich," versetzte Wolodyjowski. „Man sprach davon, daß er an unserem Hofe nach einer Braut suchte."

„Davon weiß ich nichts," entgegnete die Fürstin.

Wie hätte sie aber auch etwas wissen sollen von Dingen, die gar nicht existiert hatten. Herr Wolodyjowski hatte das nur listig erdacht, um das Gespräch allmählich auf das Frauenzimmer der Fürstin zu bringen und auf diese Weise etwas über Fräulein Borschobohata zu erfahren, denn er erachtete es für nicht schicklich und zu vertraulich einer so hochgestellten Dame gegenüber, direkt nach ihr zu fragen.

Aber die List war ihm nicht gelungen. Die Fürstin lenkte das Gespräch zurück auf den Fürsten und die Kosakenkriege, und der kleine Ritter dachte: „Anusia ist wohl seit Jahren nicht mehr bei der Fürstin!" Er frug nicht mehr nach ihr. Die Offiziere hätten ihm wohl Auskunft geben können, doch es kam ihm nicht in den Sinn, bei ihnen nach ihr zu forschen, denn seine Gedanken wurden bald auf andere Dinge gelenkt.

Die Patrouillen, welche auf Rekognoszierung ausgesandt worden waren, brachten die Nachricht, daß die Schweden schnell näher kämen. Man schickte sich also zur Verteidigung an. Skrzetuski und Wolodyjowski wurden als kriegskundige Männer mit der Verteidigung der Mauern und Wälle betraut. Sagloba sprach allen Mut zu, indem er denjenigen viel von den Schweden erzählte, die noch keinen dieser Fremdlinge gesehen hatten, und es waren ihrer nicht wenige, da die Schweden noch nie bis hierher vorgedrungen waren.

Sagloba hatte den Staroſten sogleich durchschaut. Dieser liebte den Alten bald sehr; er wandte sich in jeder Angelegenheit um Rat an ihn, besonders seit die Fürstin ihm erzählt hatte, daß auch sein Schwager, der Fürst Jeremias, Herrn Sagloba seinerzeit sehr geschätzt und ihm den Beinamen „vir incomparabilis" gegeben hatte. Man hörte bei Tische den alten Herrn sehr gern von früheren und neueren Zeiten erzählen, vom Verrate Radziwills und von Herrn Sapieha und man hörte ihm stets aufmerksam zu.

Mit Bezug auf den letzteren sagte er einmal:

„Ich riet ihm, stets Hanfsamen in seiner Tasche zu tragen und ab und zu ein Körnchen davon zu zerbeißen. Er hat sich das so schön angewöhnt, daß er Tag und Nacht die Körner bei sich hat und sehr oft nach einem derselben langt, es zerkaut und die Hülse ausspeit. Und seit er das thut, hat sein Ver-

ſtand ſich ſo ſehr entwickelt, daß ältere Bekannte des Hetman ihn kaum wiedererkennen."

„Wieſo?" frug der Staroſt.

„Wißt ihr denn nicht, daß der Hanfſamen Oel enthält?" frug Sagloba anſcheinend ganz harmlos. „Das Oel dringt ins Gehirn und verbeſſert den Verſtand."

„Macht euch doch nicht lächerlich!" warf einer der Hauptleute dazwiſchen. „Das Oel kann doch nicht ins Gehirn, ſondern höchſtens in den Magen kommen."

„Est modus in rebus!" ſagte Sagloba darauf. „Man muß dabei nämlich viel Wein trinken. — Das Oel ſchwimmt, weil es leichter iſt, ſtets oben. Der Wein aber, welcher immer zu Kopfe ſteigt, führt die an der Oberfläche ſchwimmende Subſtanz mit ſich hinauf. Dieſes Geheimmittel habe ich von Lupullus dem Hoſpodar, zu deſſen Nachfolger mich, wie allen bekannt iſt, die Wallachen durchaus einſetzen wollten. Doch der Sultan, welcher vorzieht, daß die Hoſpodare keine Nachkommen haben, ſtellte mir Bedingungen, auf die ich nicht eingehen konnte."

„Ihr müßt dieſes Mittel in ſehr ausgiebiger Weiſe an euch ſelbſt angewendet haben," neckte der Selbſtherr ſeinen Gaſt.

„Ich hatte es nicht nötig," entgegnete Sagloba. „Doch Ew. Erlaucht möchte ich es von ganzem Herzen empfehlen."

Erſchrocken blickten einige Offiziere nach dem Staroſten hin, fürchtend, er würde über dieſe Dreiſtigkeit zornig werden. Doch der ſchien die Anſpielung nicht zu verſtehen, oder, er wollte ſie nicht verſtehen. Lächelnd ſtellte er die Frage:

„Können denn die Körner der Sonnenroſe nicht die Hanfkörner erſetzen?"

„O ja!" antwortete Sagloba. „Doch da das Oel der Sonnenroſe ſchwerer wiegt, als das des Hanfes, muß der Wein, den man dazu trinkt, auch viel ſchwerer ſein, als derjenige, den wir jetzt trinken."

Nun verſtand der Staroſt, wo hinaus Herr Sagloba wollte. Er wurde ſehr heiter, befahl, die beſten Weine ſeines Kellers auf den Tiſch zu ſtellen und riß durch ſeine Fröhlichkeit alle anderen mit ſich fort, ſo daß man unaufhörlich auf das Wohl des Königs, des Wirtes und Tſcharniezkis trank. Sagloba wurde ſo gut gelaunt, daß er niemanden zu Worte kommen ließ.

Er erzählte lang und breit die Begebniſſe bei Golembin, wo er übrigens tapfer ſeinen Mann geſtanden hatte, wie das auch von einem, der in der Laudaer Fahne ſtand, nicht anders

zu erwarten war. Da man von dem schwedischen Gefangenen aus den Kolonnen Dubois den Tod des Grafen Waldemar erfahren hatte, so nahm er, seiner Neigung zum Aufschneiden folgend, den Tod desselben auf seine Rechnung.

„Die Schlacht hätte eine ganz andere Wendung genommen, wenn ich nicht gerade an jenem Tage nach Baranowo zu dem dortigen Kanonikus gefahren wäre und Tscharniezki, nicht ahnend, wo ich sei, deshalb meinen Rat entbehren mußte. Vielleicht hatten die Schweden auch von meinem Besuch dort und von dem vortrefflichen Met, den der Kanonikus trinkt, gehört, und sind deshalb schleunigst nach Golembin vorgegangen. Als ich zurückkehrte, war es zu spät, die Schlacht bereits in vollem Gange. Wir schlugen drein, daß es rauchte, aber was nützt das, wenn die Bauern nachher dem Feinde doch lieber den Rücken zeigten. Ich weiß nicht, wie Herr Tscharniezki jetzt ohne mich fertig werden mag."

„Sorgt euch darum nicht," unterbrach Wolodyjowski den Redseligen, „er wird sich zu helfen wissen."

„Ich weiß auch warum," fiel schlagfertig der Alte ein. „Weil der König von Schweden vorzieht, mir nach Samoschtsch zu folgen, statt ihn im Weidenholz der Weichsel zu suchen. Ich spreche dem Herrn Tscharniezki die Eigenschaften eines großen Feldherrn durchaus nicht ab, aber wenn er seinen Backenbart zu drehen anfängt und mit seinem durchdringenden Blick vor sich hinsieht, dann könnte man ihn für einen meiner Dragoner halten . . . Er giebt zu wenig auf äußere Würde und er ist zu streng in seinen Forderungen. Waret ihr nicht selbst zugegen, als er den Herrn Schyrski mit einem Pferde durch den Schloßhof schleifen ließ, bloß darum, weil dieser mit seinem Vortrab nicht so weit vorgegangen war, als der Befehl gelautet. Mit dem Adel muß man glimpflicher verfahren, meine Herren, mehr väterlich, nicht wie mit gemeinen Dragonern. — Sagt einem Adligen: Herr Bruder, seid so freundlich und geht — sprecht ihm von Vaterlandsliebe und Ruhm, macht ihn rührselig und er wird euch weitergehen, wie ein Dragoner, der um Sold dient."

„Edelmann bleibt Edelmann und Krieg bleibt Krieg," bemerkte der Starost.

„Ihr habt euch sehr geschickt ausgedrückt, Erlaucht!" versetzte Sagloba.

„Ach was!" sprach Herr Wolodyjowski dazwischen. „Herr Tscharniezki wird auch ohne das dem Karolus den Verstand

verwirren. Darüber kann ich auch urteilen, ich habe ja schon manchen Feldzug mitgemacht."

„Vorher aber soll sein Schädel an den Mauern von Samoschtsch zerschellen!" fauchte der Herr Starost, welchem der starke Wein bereits zu Kopfe gestiegen war, die Augen rollend, die Arme in die Seiten gestemmt, sehr pathetisch. „Ba! fiu! Was mache ich mir daraus! He? Wen ich zu Gaste bitte, den empfange ich auch nach Gebühr! Was? Hah!"

Er schnaufte und lachte um die Wette, schlug mit den Knieen an den Tisch, schwankte vornüber, wackelte mit dem Kopfe und rollte die Augen noch heftiger, während er mit einer gewissen Herablassung weiter dozierte:

„Was mache ich mir daraus! Er ist Herr in Schweden und Samojski ist Selbstherrscher auf Samoschtsch. Eques polonus sum, nichts weiter, wie? Aber ich bin zuhause, in meinem Hause. . . . Ich bin Samojski und er König von Schweden . . . und Maximilian war Oesterreicher. . . . Was? Er kommt? . . . Laßt ihn kommen! . . . Wir wollen zusehen! . . . Ihm ist Schweden zu klein, mir ist Samoschtsch groß genug, aber ich gebe es nicht her. Was?"

„Es ist nicht nur angenehm, eine solche Rede zu hören, meine Herren," rief Sagloba, „es ist auch lehrreich."

„Samojski bleibt Samojski!" entgegnete, von diesem Lob erfreut, der Starost. „Wir haben uns noch nicht gebeugt und werden es auch nicht! Ich gebe Samoschtsch nicht her."

„Die Gesundheit unseres Gastgebers!" riefen die Offiziere.

„Vivat! Vivat!" klang es laut durch das Gemach.

„Herr Sagloba!" rief der Starost. „Der König von Schweden kommt nicht herein, ihr aber nicht hinaus."

„Schönen Dank, Herr Starost, für die Güte, aber das werdet ihr nicht thun. Denn so sehr Karolus sich über euren ersten Entschluß grämen würde, so sehr würde ihn der zweite freuen."

„Gebt mir euer Ehrenwort, daß ihr nach dem Kriege zu mir kommt."

„Das will ich, mit Freuden!"

Man tafelte noch lange. Endlich ging man zur Ruhe, da alle Ritter und Offiziere sehr ermüdet waren und voraussichtlich bald schlaflose Nächte erwartet werden konnten. Die Schweden waren nicht mehr fern und ihr Vortrab konnte jeden Augenblick eintreffen.

„Der wird sein Samoschtsch gutwillig nicht hergeben,"

ſagte Sagloba zu den Herren Skrzetuski und Wolodyjowski, während ſie in ihre Quartiere zurückgingen. — „Uebrigens, habt ihr bemerkt, meine Herren, wie lieb wir uns gewonnen haben? . . . Es wird uns wohl ſein in Samoſchtſch, mir und euch. Wir ſind zuſammengefügt, der Herr Staroſt und ich, ſo feſt, wie kein Tiſchler ein Thürfutter verfugen kann. Er iſt ein gutes Herrchen. . . . Hm! Wenn ich ihn als Sichel an meinem Gürtel herumtragen dürfte, würde ich ihn von Zeit zu Zeit über den Wetzſtein ſtreichen, . . . er iſt etwas ſtumpf, . . . aber ein gutes Herrchen; er wird nicht auf Verrat ſinnen, wie jene Birzer Büffel. . . . Habt ihr bemerkt, wie die Magnaten alle am alten Sagloba hängen? . . . Ich kann mich ihrer kaum erwehren. . . . Kaum bin ich den Sapieha los, da hängt mir ſchon der andere am Aermel. . . . Den werde ich mir aber zurechtſtimmen, wie eine Baßgeige, auf der ich den Schweden ſo lange vorgeigen will, bis ſie ſich vor den Mauern der Stadt zu Tode getanzt haben. . . . Ich werde ſie aufziehen, wie eine Danziger Uhr.“

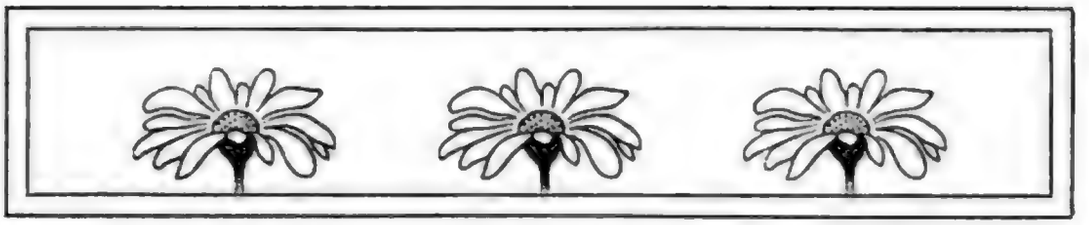
Ein lebhaftes Geräuſch von der Stadt her unterbrach Herrn Sagloba. Gleich darauf rannte ein bekannter Offizier an den Herren vorüber.

„Halt!“ rief Wolodyjowski. „Was giebt es?“

„Es iſt Feuer in der Gegend. Man ſieht die Flammen von den Wällen aus. Schtſchebreſchin brennt! Die Schweden ſind da!“

„Kommt auf die Wälle, meine Herren,“ ſagte Skrzetuski.

„Geht ihr, ich will ausſchlafen, denn ich brauche Kräfte für morgen“, ſagte Sagloba.



3. Kapitel.

Noch in derselben Nacht ritt Herr Wolodyjowski auf Rekognoszierung aus; er kehrte gegen Morgen zurück und brachte einige Kundschafter mit. Diese bestätigten, daß der König in eigener Person in Schtschebreschin sich befinde und direkt auf Samoschtsch losmarschiere.

Diese Nachricht erfreute den Herrn Starosten außerordentlich, denn er war ernstlich gewillt, seine Geschütze und Mauern durch die Schweden auf ihre Festigkeit hin prüfen zu lassen. Er kalkulierte, daß selbst im Falle eines späteren schlimmen Ausganges die Festung den Feind mindestens auf Monate zu beschäftigen und aufzuhalten vermochte, und das war ganz richtig kalkuliert. Dennoch hoffte er, daß Johann Kasimir sein inzwischen verstärktes Heer zur rechten Zeit zum Entsatz der Festung herbeiführen werde, und hier, bei Samoschtsch, die Entscheidungsschlacht stattfinden müsse, welche dem Vaterlande die Freiheit wiedergeben sollte.

„Endlich wird mir Gelegenheit geboten," sagte er mit großer Emphase im Kriegsrat, „dem Vaterlande und dem Könige einen bedeutenden Dienst zu leisten. Ich erkläre euch, meine Herren, daß ich gewillt bin, uns alle eher in die Luft zu sprengen, als zu dulden, daß der Schwede seinen Fuß in meine Stadt setzt. Wollen sie den Samojski mit Uebermacht zwingen, so mögen sie kommen! Wir wollen sehen, wer der stärkere ist. Von euch, meine Herren, erwarte ich, daß ihr mir aus vollem Herzen helfen werdet."

„Wir gehen mit Ew. Durchlaucht in den Tod!" riefen alle Offiziere wie aus einem Munde.

„Wenn sie nur zur Belagerung schreiten wollten!" sagte Sagloba. „Sie sind imstande, die Festung zu umgehen . . . .

Meine Herren! So wahr ich Sagloba heiße, ich führe den ersten Ausfall!"

„Ich gehe mit, Ohm!" sagte Roch Kowalski. „Ich suche zuerst den König auf!"

„Auf die Mauern!" kommandierte der Staroſt.

Die Offiziere entfernten ſich alle. Bald ſahen die Mauern mit den darauf befindlichen Mannſchaften in den bunten Uniformen aus, wie wenn ſie mit Blumen bewachſen wären. Die Fußſoldaten, glänzend ausſtaffiert wie keine anderen der Republik, ſtanden da oben in Reihe und Glied, einer neben dem anderen, mit den Musketen in der Hand, die Augen feſt in das Freie gerichtet. Es dienten wenige Fremde unter ihnen, nur einige Preußen und Franzoſen; es waren lauter Guts- und Bezirks-Angehörige, ſchöne, kräftig gewachſene Menſchen, die in bunten Kollern und nach ausländiſchem Zuſchnitt ausgebildet, ſich ebenſo tapfer ſchlugen, wie die beſten Engländer Cromwells. Ihre Geſchicklichkeit war beſonders groß, wenn ſie nach einer feindlichen Salve ſich dem Feinde direkt entgegen werfen mußten.

Auch jetzt erwarteten ſie ungeduldig die Ankunft der Schweden, während ſie der Triumphe gedachten, die ſie über Chmielnizki davongetragen. Die Geſchütze, deren lange Rohre wie neugierig aus den Schußlöchern der Wälle hervorblickten, wurden hauptſächlich von Flamländern bedient. Außerhalb der Feſtung, ſchon hinter den Wallgräben, ritten einige Fahnen leichte Reiterei unter dem Schutze der Kanonen und einer ſicheren Zuflucht ſich bewußt, langſam hin und her, bereit, ſofort davonzuſprengen, wohin der Befehl des Kommandanten ſie ſenden würde.

Der Staroſt beſichtigte zu Pferde die Feſtungswerke; er trug einen ſtählernen ſchönen Panzer und in der Hand einen vergoldeten Schild.

„Was giebt es? Iſt noch niemand zu ſehen?" frug er immer von neuem. Und er murmelte einen Fluch, wenn man ihm ſagte, daß noch niemand zu erblicken ſei.

Er ritt weiter und immer wieder frug er, ob noch niemand von den Schweden der Feſtung nahe. Es war auch ſchwer, etwas zu erkennen, da der Nebel dicht auf den Häuſern lag. Gegen zehn Uhr Vormittag fing er an, ſich zu lichten. Der blaue Himmel kam zum Vorſchein, der Horizont wurde klar und bald darauf ertönten auch von der weſtlichen Seite der Mauern die Rufe.

„Sie kommen! Sie kommen!“

Der Herr Staroſt, Sagloba und drei Offiziere vom perſönlichen Dienſt des Staroſten, erſtiegen mit ſchnellen Schritten eine der Baſtionen, von welcher man einen weiten Fernblick hatte und ſahen durch Fernrohre hinaus, dem Feinde entgegen. Etwas nebelig war die äußerſte Horizontlinie noch. Die ſchwediſche Armee, welche von Wielontſch her anrückte, ſchien bis über die Kniee in Waſſerdampf zu waten. Die näher gekommenen Abteilungen waren ſchon ſo deutlich ſichtbar, daß man mit bloßem Auge die Füſiliere von den Reitern unterſcheiden konnte. Die Entfernteren dagegen tauchten erſt allmählich aus den Nebelmaſſen auf. Immer mehr und immer näher konnte man ſie heranrücken ſehen, Fußſoldaten, Kanonen und Reiter.

Der Anblick war ſchön. Aus jedem Karree Fußſoldaten ſtarrte ein ebenſolches Karree Lanzen in die Höhe; zwiſchendurch wehten Fahnen in verſchiedenen Farben, zumeiſt blaue mit weißen Kreuzen, oder auf blauem Grunde der ſchwediſche gelbe Löwe. Jetzt waren ſie ganz nahe. Auf den Mauern herrſchte tiefſte Stille. Der leichte Wind trug alſo das Knarren der Wagenräder, das Klirren der Waffen, den Huftritt der Pferde und den Schall menſchlicher Stimmen herüber. Etwa zwei Bogenſchüſſe weit von der Feſtung entfernt begannen ſie ſich auszubreiten. Die Vierecke der Füſiliere löſten ſich auf; man ſchickte ſich an, Zelte aufzuſchlagen und kleine Erderhöhungen aufzuſchütten.

„Da haben wir ſie alſo!“ ſagte der Herr Staroſt.

„Da ſind die Hundeſöhne!“ echote Sagloba.

„Man könnte ſie nach den Fingern aufzählen, ſo deutlich ſieht man ſie.“

„So alte Praktiker wie ich, brauchen nicht erſt zu zählen. Mit einem Blick überſehe ich, wie viele ihrer ſind. Es ſind zehntauſend Reiter und mit der Artillerie achttauſend Füſiliere. Wenn ich mich um einen Gemeinen oder um ein Pferd geirrt haben ſollte, ſetze ich mein Vermögen für den Irrtum ein,“ ſagte Sagloba.

„Kann man denn das ſo genau feſtſtellen?“

„Zehntauſend Reiter und achttauſend Füſiliere, ſo wahr ich geſund bin! Wir wollen zu Gott hoffen, daß ſie in bedeutend geringerer Zahl abziehen werden.“

„Hört ihr's? Sie ſpielen eine Arie!“

Eine Anzahl Reiter war an die Spitze der Regimenter geritten und ſpielte auf ihren Blechinſtrumenten einen Kriegs-

marſch. Unter dem Klange der Trompeten entwickelten ſich die herbeikommenden Maſſen und umringten die Stadt in angemeſſener Entfernung. Zuletzt löſten ſich aus der Menge einige Reiter und kamen auf die Stadt zugeritten. Auf halbem Wege etwa ſteckten ſie an ihre Lanzenſpitzen weiße Tücher, welche ſie hin und her ſchwenkten.

„Eine Geſandtſchaft!“ ſagte Sagloba. „Ich ſah damals in Birz die Schweden ebenſo ankommen und — was entſtand dort daraus?“

„Samoſchtſch iſt nicht Birz und ich bin nicht der Wojewode von Wilna,“ entgegnete der Herr Staroſt.

Unterdeſſen war die Geſandtſchaft näher gekommen. Eine Weile ſpäter meldete der dienſtthuende Offizier, daß Herr Johann Sapieha im Namen des Königs von Schweden den Herrn Staroſten um eine Unterredung bitte.

Als Herr Samojski das hörte, ſtemmte er die Arme in die Seite; er begann hin und her zu trippeln, zu ſchnaufen und die Lippen aufzuwerfen. Endlich ſagte er ſtolz:

„Sagt dem Herrn Sapieha, daß ich mit Verrätern nicht verhandle. Will der König von Schweden mit mir ſprechen, ſo ſoll er mir einen eingeborenen Schweden herſchicken, keinen Polen. Die Polen, welche im ſchwediſchen Heere dienen, können ihre Geſandtſchaft an meinen Hundeſtall richten, das iſt der rechte Ort für ſie.“

„So wahr ich Gott liebe, das iſt die richtige Antwort!“ rief Sagloba in aufrichtiger Begeiſterung.

„Der Teufel ſoll ſie holen!“ fuhr Herr Samojski, von ſeiner eigenen Rede hingeriſſen, fort. „Soll ich etwa den Herrn mit Zeremonien empfangen? Was bildet er ſich denn ein?“

„Erlaubt, Erlaucht, daß ich ihm eure Antwort bringe!“ ſagte Sagloba.

Ohne die Antwort des Staroſten abzuwarten, war er mit dem Offizier davongeeilt. Er mußte aber außer der Antwort des Herrn Samojski noch etliche Artigkeiten von ſich hinzugefügt haben, denn Herr Sapieha hatte, ſobald er ſie vernommen, ſein Pferd ſcharf herumgeworfen und war im Galopp davongeſprengt.

Von den Mauern aber und aus den Reihen derjenigen Fahnen, welche vor den Wällen poſtiert waren, ſchallten ihm Rufe nach:

„Fort! Fort mit euch Verrätern . . . ihr käuflichen Subjekte . . . ihr Schacherer! Huſch! Huſch!“

Man konnte noch sehen, wie er die Mütze tief über die Ohren zog, um die Schimpfworte nicht zu hören.

Nun stand Sapieha vor dem Könige. Sein Gesicht war kreideweiß, seine Lippen fest zusammengekniffen. Auch der König war niedergeschlagen . . . Samoschtsch hatte seine Hoffnungen getäuscht . . . Um das Maß seiner Enttäuschung voll zu machen, hatte er schon von ferne in Samoschtsch eine Festung erkannt, welche sich wohl mit den besten dänischen und niederländischen messen konnte. Ohne Geschütze schwersten Kalibers war gegen diese Mauern nichts auszurichten. Nach den Erzählungen Sapiehas hatte er, trotz der gegenteiligen Versicherungen desselben, hier eine befestigte Stadt, wie Krakau, Posen und andere zu finden erwartet.

„Was giebt es?" frug der König, als er Sapieha erblickte.

„Nichts!" antwortete der Gefragte barsch. „Der Herr Starost will nicht mit Polen verhandeln, welche im Dienste Ew. Majestät stehen. Er hat mir seinen Hofnarren mit der Antwort geschickt, und dieser hat mich und Ew. Majestät so schmählich beschimpft, daß ich die Worte nicht wiederholen kann."

„Es ist mir einerlei, mit wem er sprechen will, wenn er nur spricht. In Ermangelung anderer Botschafter habe ich meine eisernen. Inzwischen werde ich ihm Forgell hinschicken."

Eine halbe Stunde später ließ Forgell sich mit seiner durchweg schwedischen Begleitung beim Staroſten anmelden. Die Zugbrücke wurde langsam heruntergelassen, der General ritt ernst und schweigsam in die Festung ein. Man hatte weder ihm, noch seinem Gefolge die Augen verbunden, der Starost wollte, daß er alles sehen und über den Stand der Dinge dem Könige berichten solle. Er empfing ihn mit einem Prunk wie ein regierender Fürst, so daß er den General in großes Staunen versetzte, denn die schwedischen Herren besaßen nicht den zwanzigsten Teil der Reichtümer der Polen und der Herr Starost war unter diesen der Mächtigsten und Reichsten einer. Der gewandte Schwede behandelte ihn auch von vornherein wie einen regierenden Fürsten, nannte ihn „princeps" und verharrte bei dieser Anrede, obgleich Herr Samojski sich dieselbe in seiner rauhen Weise verbeten hatte.

„Nicht princeps, eques polonus, aber eben deshalb den Fürsten im Range gleich."

„Durchlaucht!" sagte Forgell, indem er that, als höre er die Bemerkung des Staroſten nicht. „Se. Majestät der König von Schweden (hier fügte er alle die anderen Titel des Königs

hinzu) ist nicht als Feind hierher gekommen: er bittet um Gastfreundschaft, läßt sich durch mich anmelden in der gewissen Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht seiner Person und seiner Armee die Thore der Festung gastfrei öffnen werden."

„Es ist bei uns nicht Sitte," antwortete Samojski, „daß man jemandem die Gastfreundschaft weigert, auch nicht, wenn der Gast ungeladen erscheinen sollte. Es findet sich für Gäste immer ein freier Platz an meinem Tische, für eine so hohe Person sogar der erste. Ew. Erlaucht möge daher Sr. Majestät ausrichten, daß ich mich durch seinen Besuch geehrt fühle, besonders darum, weil Se. Majestät der König Karl Gustav Selbstherrscher in Schweden ist, wie ich Selbstherrscher von Samoschtsch bin. Aber, wie Ew. Erlaucht bemerkt haben werden, giebt es der Diener bei uns so viele, daß es vollständig überflüssig wäre, wenn Se. Majestät ein eigenes Gefolge mitbringen wollten. Wollten Se. Majestät das dennoch thun, so müßte ich glauben, man wolle mich als einen armseligen Wicht betrachten, und ich müßte das als eine Beleidigung auffassen!"

„Gut! sehr gut!" flüsterte Sagloba, welcher hinter dem Staroſten stand, diesem zu.

Der Herr Staroſt warf nach dieser langen Rede die Lippen auf und setzte dann noch gespreizt hinzu:

„At! Das ist, was ich zu antworten habe."

Forgell kaute an seinem Barte, schwieg einen Augenblick, dann begann er:

„Es wäre ein Beweis großen Mißtrauens gegen den König, wenn Ew. Durchlaucht die Eskorte Sr. Majestät nicht in die Festung einlassen wolltet. Ich bin der Vertraute des Königs: ich kenne seine geheimsten Gedanken und habe den Auftrag, Ew. Durchlaucht im Namen Sr. Majestät auf Ehrenwort zu versichern, daß weder die Festung noch die Herrschaft Samoschtsch dauernd besetzt bleiben soll. Da in diesem unglücklichen Lande der Krieg von neuem entbrannt ist und Johann Kasimir, ohne Rücksicht darauf, welche schweren Folgen seine Wiederkehr in das Reich nach sich ziehen kann, im Bunde mit den Heiden gegen unser christliches Heer heranzieht, ist mein unbesiegbarer Herr und König entschlossen, sei es auch bis in die Steppen und wilden Felder, vorzudringen, um diesem Lande Frieden, einen gerechten Herrscher, durch eine milde Regierung das Glück und den Bürgern dieser herrlichen Republik die Freiheit wiederzugeben."

Der Staroſt klatschte mit der flachen Hand sein Knie,

aber er antwortete nicht. Nur Sagloba flüſterte hinter ſeinem Rücken:

„Der Teufel hat ſich ein Ornat angezogen und läutet mit dem Schwanz zur Meſſe.“

„Se. Majeſtät hat mit ſeiner Königlichen Gnade dieſem Lande ſchon manche Wohlthat zugewendet,“ fuhr Forgell fort. „Doch iſt damit ſeinen väterlichen Gefühlen noch nicht genug geſchehen; er hat ſeine Provinz Preußen ihrer Beſatzung entblößt, um der Republik noch einmal Rettung zu bringen, welche mit der Vernichtung Johann Kaſimirs ihre Vollendung erreicht haben wird. Um aber ein ſchnelles und glückliches Ende dieſes Feldzuges herbeiführen zu können, bedarf Se. Majeſtät eines Stützpunktes, von wo aus die Verfolgung der Aufwiegler und Empörer ausgeführt und geleitet werden kann. Als dieſer Stützpunkt wäre Samoſchtſch der geeignetſte Ort. Da nun der König Ew. Durchlaucht als einen ſehr reichen, einem alten Geſchlechte entſtammenden, mit großem Verſtande, edler Geſinnung und großer Vaterlandsliebe ausgeſtatteten Herrn rühmen hörte, ſo ſagte mein Herr und Gebieter gleich zu mir: ‚Dieſer wird mich verſtehen, er wird meine gute Abſicht zu ſchätzen wiſſen und das Vertrauen, daß ich in ihn ſetze, nicht täuſchen, meine Hoffnungen unterſtützen und der erſte ſein, der zur Rettung des Reiches ſeine Hand bietet.‘ Von Ew. Durchlaucht hängt alſo das künftige Geſchick der Republik ab. Ew. Durchlaucht allein können ſie retten, . . . ich zweifle auch nicht, daß das geſchieht. . . . Wer ſo ruhmreiche Vorfahren beſitzt, der iſt verpflichtet, auch ſeinerſeits alles zu thun, um den Ruhm zu vergrößern. Ew. Durchlaucht würden durch die Ueberlaſſung der Feſtung der Republik einen größeren Dienſt erweiſen, als wenn ihr eine ganze Provinz opfertet. . . . Der König vertraut, daß euer ausgezeichneter Verſtand im Verein mit eurem vortrefflichen Herzen ſich dieſem ſeinem Wunſche geneigt zeigen werde, deshalb will er nicht befehlen, ſondern zieht vor, zu bitten! — Er bietet euch ſeine Freundſchaft, nicht wie der Monarch dem Unterthan, ſondern wie der Mächtige dem Mächtigen.“

Hier verneigte ſich Forgell vor dem Staroſten ſo ehrfurchtsvoll, wie vor einem regierenden Fürſten. Im Saale herrſchte Totenſtille. Aller Augen wandten ſich dem Staroſten zu.

Dieſer drehte ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, auf dem vergoldeten Stuhle hin und her, warf die Lippen auf, gab ſeinem Geſicht einen finſteren Ausdruck, dann breitete er die Arme

aus, endlich ſtützte er die Ellenbogen auf die Kniee, warf den Kopf in die Höhe wie ein mutiges Roß und begann:

„Hört, was ich antworte! Ich bin Sr. ſchwediſchen Herrlichkeit ſehr dankbar für die hohe Meinung, die ſie von meinem Verſtande und meiner Vaterlandsliebe hat. Es iſt mir auch nichts ſo wert, wie die angebotene Freundſchaft eines ſo hohen Potentaten. Aber ich denke, unſere gegenſeitige Wertſchätzung könnte eben ſo groß ſein, wenn der König in Stockholm bliebe und ich in Samoſchtſch. — Wie? Denn Stockholm gehört ihm, Samoſchtſch mir! Was ſeine Liebe zur Republik betrifft —, na, meinetwegen, ich will ſie gelten laſſen, — nur bin ich überzeugt, daß die Republik ſich wohler befinden wird, wenn die Schweden ſie ganz verlaſſen, als daß ſie hereinkommen. Und dann — alles, was Recht iſt! — Ich ſelbſt glaube aus vollem Herzen, daß der Beſitz von Samoſchtſch Sr. Majeſtät zum Siege über Johann Kaſimir verhelfen würde. Nun müſſen Ew. Erlaucht aber wiſſen, daß ich nicht dem Könige von Schweden, ſondern eben demjenigen, der beſiegt werden ſoll, Johann Kaſimir, Treue gelobt habe und demgemäß ihm den Sieg wünſche. Darum gebe ich Samoſchtſch nicht her! Da, nun habt ihr gehört!“

„Das nenne ich, ſich politiſch ausdrücken!“ donnerte Sagloba.

Im Saale entſtand ein freudiges Gemurmel, aber der Herr Staroſt beſchwichtigte dasſelbe, indem er laut mit den Händen auf ſeine Kniee ſchlug.

Forgell wurde ſehr verlegen. Eine Weile ſchwieg er, dann brachte er neue Argumente vor. Er drängte, bat, ſchmeichelte, zuletzt drohte er leichthin. Mit einer Beredtſamkeit ohnegleichen verſchwendete er ſeine beſten und letzten Vorſchläge; er erhielt immer nur die eine Antwort:

„Ich gebe Samoſchtſch nicht her!“

Die Audienz zog ſich über alle Maßen in die Länge; der General wurde immer bekümmerter, Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn, denn zuerſt vereinzelt, dann immer zahlreicher wurden Spöttereien laut, die von dem Gelächter der anderen begleitet waren. Endlich hielt Forgell die Zeit für gekommen, ſein letztes Angebot zu machen. Er entrollte eine Pergamentrolle mit großen Siegeln, welche er bisher in der Hand gehalten hatte. Niemand hatte bisher das Dokument beachtet, jetzt erregte es die Aufmerkſamkeit aller. Mit klarer Stimme ſprach Forgell feierlich:

„Für die Uebergabe der Festung bietet Se. Majestät u. s. w. (hier folgten wieder alle Titel) Ew. Durchlaucht die Wojewodschaft Lublin als erbliches Eigentum!“

Von starrer Verwunderung ergriffen, standen die Anwesenden da. Auch der Staroſt stutzte einen Augenblick. Forgell glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben; er ließ den Blick triumphierend umherschweifen, als plötzlich durch die Totenstille im Saale die mit sonorer Stimme in polnischer Sprache gesprochenen Worte Saglobas tönten:

„Offeriert als Gegengabe doch dem Könige von Schweden das Königreich der Niederlande, Erlaucht.“

Der Herr Staroſt besann sich nicht lange, schlug die Arme unter und wiederholte, daß es im ganzen Saale schallte, in lateinischer Sprache:

„Und ich offeriere Sr. Majestät als Gegengabe die Niederlande.“

Ein schallendes Gelächter erschütterte die Wände des Saales. Die Herren lachten, daß ihnen die Bäuche wackelten und die Gürtel über denselben ebenfalls. Welche von ihnen klatschten in die Hände vor Vergnügen, andere taumelten wie betrunken oder lehnten sich an die neben ihnen Stehenden. Das Lachen währte fort. Forgell war erbleicht; er hatte die Stirn drohend gerunzelt, die Augen schienen Feuer zu sprühen. Mit stolz erhobenem Kopfe wartete er, bis das Lachen aufgehört hatte, dann frug er barsch und kurz.

„Ist das euer letztes Wort, Erlaucht?“

Der Staroſt drehte an seinem Schnurrbart.

„Nein!“ antwortete er noch hochmütiger als zuvor. „Mein letztes Wort werden die Kanonen auf den Mauern sprechen.“

Die Audienz war zu Ende.

Zwei Stunden später donnerten die ersten Geschützsalven von den in der Eile aufgeworfenen Schanzen der Schweden, und die auf den Wällen von Samoschtsch gaben kräftige Antwort. Die ganze Festung war in Rauchwolken gehüllt, in denen es in kurzen Pausen aufblitzte, während gewaltiger Donner die Ebene erschütterte. Bald überwog der Geschützdonner von Seiten der Festung. Die schwedischen Kugeln fielen entweder in den Wallgraben oder prallten an den mächtigen Mauerangeln ab. Gegen Abend mußte der Feind sich von den nächstliegenden Schanzen zurückziehen, denn sie wurden von einem so starken Kugelregen heimgesucht, daß sie aufgegeben werden mußten.

Der wutentbrannte König von Schweden ließ alle in der

Umgegend befindlichen Städtchen und Dörfer anbrennen. Die ganze Gegend glich während der Nacht einem Flammenmeer, doch auch das schreckte den Staroſten nicht.

„Laßt ſie brennen!“ ſagte er. „Das iſt gut. Wir haben ein Dach über dem Kopfe, während denen dort, bald das Waſſer hinter den Kragen laufen wird.“

Er war ſo zufrieden mit ſich, daß er an dieſem Tage noch einmal ein Gaſtmahl herrichten ließ, welches bis ſpät in die Nacht währte. Er ließ dazu ſeine Muſikanten ſo laut aufſpielen, daß die Schweden die Trompeten und Pauken ſelbſt auf den entfernter gelegenen Schanzen hörten.

Doch die Schweden beſchoſſen andauernd die Stadt; das Feuern dauerte die ganze Nacht. Am nächſten Morgen kamen im ſchwediſchen Lager mehrere neue Geſchütze an, welche ſofort das Feuer auf die Feſtung begannen. Der König durfte zwar nicht hoffen, damit eine Breſche in die Mauern zu ſchießen; er wollte dem Staroſten nur beweiſen, daß er geſonnen war, die Belagerung hartnäckig und unerbittlich zu betreiben. Er wünſchte ihm Furcht einzujagen, aber da täuſchte er ſich. Der Staroſt wurde keinen Augenblick wankend, während des heftigſten Kugelregens ging er auf den Wällen umher und ſprach zu den Mannſchaften.

„Wozu ſie nur das Pulver verſchießen?“ ſagte er.

Herr Wolodyjowski und andere Offiziere baten um die Erlaubnis, einen Ausfall machen zu dürfen, doch Herr Samojski verweigerte ſie; er wolle durchaus unnützes Blutvergießen vermeiden. Er ſah ein, daß ein Ausfall nicht angebracht war und dieſer bald zu einem allgemeinen Handgemenge führen mußte, denn eine Armee, wie die Karl Guſtavs, ließ ſich nicht unbemerkt beſchleichen. Als Sagloba merkte, daß es dem Staroſten mit der Weigerung ernſt war, drängte er um ſo mehr zu einem Ausfall und erbot ſich, denſelben anzuführen.

„Ihr ſeid zu blutgierig,“ antwortete Herr Samojski. „Uns geht es gut, den Schweden ſchlecht, wozu ſollen wir zu ihnen gehen? Ihr könntet umkommen und ich brauche euch als meinen Rat, denn nur durch euch bin ich auf den Gedanken gekommen, den Forgell mit den Niederlanden ablaufen zu laſſen.“

Herr Sagloba verſicherte zwar, daß er es vor Sehnſucht nach den Schweden nicht mehr auf den Mauern aushalten könne, aber er mußte gehorchen.

In Ermangelung anderer Beſchäftigung verbrachte er den ganzen Tag auf den Mauern, indem er den Soldaten mit

großer Würde gute Ratschläge gab oder sie verwarnte. Diese befolgten eifrig jede seiner Anordnungen, da sie ihn für den tapfersten und erfahrensten Krieger der Republik hielten. Er aber freute sich von ganzer Seele der Verteidigung und des Mutes der Verteidiger.

„Herr Michael!“ sagte er zu Herrn Wolodyjowski, „es ist ein neuer Geist eingekehrt in der Republik und beim Adel; eine neue Zeit bricht an. Von Verrat und Sichergeben will keiner mehr etwas wissen, hingegen möchte jeder aus purer Liebe zum Vaterlande lieber zweimal seinen Kopf dem angestammten Könige zu Füßen legen, als auch nur einen Schritt breit Landes freiwillig dem Feinde abtreten. Denkt ihr daran, wie man noch vor einem Jahre von allen Seiten rufen hörte: ‚Der ist ein Verräter, jener ein Verräter, dieser hat ein Protektorat angenommen, u. s. w.!‘ Gegenwärtig brauchen die Schweden schon unsere Protektion, aber wenn nicht etwa der Teufel sie protegiert, dann wird er sie sich bald holen. Wir sitzen hier mit vollen Bäuchen, so voll, daß man auf ihnen trommeln könnte, während jenen der Hunger die Eingeweide zu Stricken dreht.“

Herr Sagloba hatte recht. Die schwedische Armee war mit Vorräten an Lebensmitteln gar nicht versehen; wo auch sollte sie dieselben für achtzehntausend Mann, die Pferde nicht gerechnet, hernehmen, da der Starost noch vor Ankunft des Feindes meilenweit in der Runde alles, was nur an Lebensmitteln und Futterbeständen vorhanden war, in die Festung hatte bringen lassen. In den ferner gelegenen Landstrichen aber wimmelte es von herumziehenden Haufen bewaffneten Bauernvolkes. Man durfte also nicht wagen, auf Requisitionen auszureiten, denn außerhalb des Lagers lauerte der Tod.

Dazu war Herr Tscharniezki gar nicht nach dem jenseitigen Ufer der Weichsel gegangen; er kreiste wie ein Raubtier um das Lager der Feinde. Die nächtlichen Alarmierungen hatten wieder begonnen, auch waren schon wieder ein paar ausgesandte kleine Abteilungen spurlos verschwunden. In der Gegend von Kraschnik waren einige polnische Abteilungen aufgetaucht, welche die Kommunikation nach der Weichsel zu abschnitten. Zu guterletzt war die Kunde in das Lager gedrungen, daß Herr Paul Sapieha mit seiner großen litauischen Armee vom Norden her anrücke, daß dieselbe im Vorübergehen das zurückgelassene Kommando in Lublin aufgehoben, Lublin besetzt habe und auf dem Marsche nach Samoschtsch begriffen sei.

Der erfahrenſte aller ſchwediſchen Feldherren, der alte Wittemberg allein, erkannte die ganze Größe der Gefahr und ſtellte ſie dem Könige offen vor.

„Ich weiß," ſagte er, „daß der Genius Ew. Majeſtät Wunder zu leiſten vermag. Nach menſchlichem Ermeſſen wird uns aber der Hunger unſere Kräfte aufzehren, und wenn der Feind die Ausgehungerten überfällt, dann entgeht kein Mann der Armee dem ſicheren Tode."

„Wenn Ich dieſe Feſtung in meinen Händen hätte," entgegnete der König, „dann wäre binnen zwei Monaten der Krieg zu Ende."

„Um ſie zu nehmen, brauchen wir mindeſtens ein Jahr Zeit."

Im Stillen gab der König dem alten General recht, nur bekennen wollte er ihm dieſes Zugeſtändnis nicht, auch nicht, daß er kein Mittel mehr wußte, aus dieſer verzweifelten Lage heraus zu kommen, daß ſein Genius total verſagte.

Er zählte trotzdem noch immer auf irgend etwas Unvorhergeſehenes, deshalb ließ er die Kanonade Tag und Nacht nicht unterbrechen.

„Ich will ihren Mut zerſtören, dann werden ſie eher zu Unterhandlungen geneigt ſein."

Nachdem die Beſchießung mehrere Tage mit wütender Hartnäckigkeit fortgeſetzt worden war, ſo, daß die in der Feſtung vor Pulverdampf nicht bis hinter die Häuſer ſehen konnten, ſandte er Forgell noch einmal zum Staroſten.

„Mein Herr und König," ſagte der General, als er vor dem Staroſten erſchien, „rechnet darauf, daß der Schaden, welchen die Feſtung durch unſere Kugeln erlitten haben muß, Ew. Durchlaucht zur Eingehung eines Vertrages geneigter gemacht haben wird."

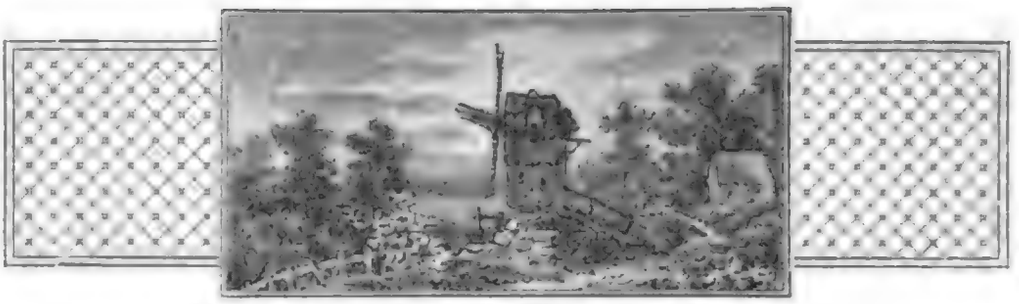
Herr Samojski antwortete darauf:

„Gewiß! Freilich! . . . Schaden habt ihr angerichtet . . . Warum auch nicht? . . . Ihr habt ein Schwein erſchoſſen, welches auf dem Marktplatze umherlief. Ein Granatſplitter iſt ihm in das Hinterteil gefahren. Schießt noch acht Tage, vielleicht trefft ihr noch eins."

Forgell überbrachte dieſe Antwort dem Könige. Noch am ſelben Abend wurde Kriegsrat im Königlichen Quartier gehalten, am nächſten Morgen packten die Schweden ihre Zelte zuſammen und luden ſie auf die Wagen; dann zogen ſie die Geſchütze von den Schanzen . . . und in der folgenden Nacht zog das Heer ab.

Samoſchtſch ſandte ihm einen Abſchiedsgruß aus allen Geſchützen nach. Als es den Blicken der Beſatzung entſchwunden war, verließen zwei Reiterfahnen durch das Südthor die Feſtung und ritten im Galopp davon. Es war die Laudaer und die Schemberkſche Fahne.

Die Schweden zogen dem Süden zu. Zwar riet Wittemberg davon ab und mahnte dringend, nach Warſchau zurückzukehren, indem er klarlegte, daß dies der einzige Rettungsweg ſei, doch der ſchwediſche Alexander blieb feſt entſchloſſen, dem polniſchen Darius bis an die äußerſten Grenzen des Reiches zu folgen.



6. Kapitel.

Der Frühling dieſes Jahres nahm wunderliche Wege. Während im Norden der Republik der Schnee ſchon ſchmolz, die gefeſſelten Flüſſe fließend zu werden begannen und das ganze Land in Märzwaſſern ſchwamm, fegte im Süden noch ein eiſiger Wind über die Flüſſe, Felder und Wälder vom Gebirge her. In den Wäldern lagen hohe Schneewehen, die hartgefrorenen Wege dröhnten unter den Hufen der Pferde, die Tage waren klar, der Sonnenuntergang in der Regel rot, die Nächte ſternenhell und froſtig. Das Landvolk ſaß vergnügt auf ſeinen lehmigen Aeckern, auf dem fruchtbaren Schwarzboden und den Neuländereien in Kleinpolen und freute ſich über die Ausdauer dieſes Winters, in der Meinung, daß der Froſt den vielen Mäuſen in den Feldern und auch den Schweden den Tod bringen werde.

Hatte der Frühling mit ſeinem Kommen über Gebühr gezögert, ſo trat er nun aber ſo plötzlich ein, daß er ſchnell wie eine Reiterfahne den Feind, ſeinen Feind, den Winter, aus dem Felde ſchlug. Die Sonne brannte heiß auf die Erde hernieder und trocknete die Erde ſo nachhaltig aus, daß ſie in breite Spalten riß. Von der ungariſchen Steppe her wehte ein ſtarker, warmer Windhauch über die Wieſen, Felder und Neuländer. Es währte nicht lange, da tauchten hier und da, erſt einzeln, dann ſchnell zahlreicher, zwiſchen den leuchtenden Waſſerlachen ein dunkles Ackerbeet, ein grüner Streifen Feldrain auf und die Wälder trieften von den Tropfen der tauenden Eiskruſten.

Täglich konnte man am stets heiteren Himmel lange Züge Kraniche, wilde Enten, Sonnenvögel und wilde Gänse hinstreichen sehen. Die Störche kamen, suchten die vorjährigen Nestträder auf und unter den Dachschauben zogen in die alten Nester die Schwalben ein. Das Gezwitscher der kleinen Vögel tönte um die Dörfer in den Gärten, das Gelärme der großen um die Wälder und Teiche und abends schallte das ganze Land von dem Glucksen und Quaken der Frösche wieder, die sich mit Behagen im Wasser dehnten.

Dann kamen die feuchten Niederschläge, die milde und lau, Tag und Nacht die Luft durchtränkten und die Erde feuchteten.

Die Felder wandelten sich in Seen, die Flüsse schwollen an, die Fuhrten wurden unpassierbar und Wege und Stege aufgeweicht und lehmig, daß der Fuß darin stecken blieb.

Durch diese Wasser, Sümpfe und Moore schleppte sich unaufhaltsam die schwedische Armee. Sie war recht zusammengeschmolzen. Von der glänzenden Wittembergischen Armee, die einst so stolz in Großpolen eingezogen war, war nicht viel mehr zu erkennen. Der Hunger hatte den Gesichtern der alten Krieger seine Spuren aufgeprägt; Schatten gleich schlichen sie einher, mutlos, erschöpft noch mehr von der Ruhelosigkeit der Nächte, als vom Mangel an Nahrung. Wußten sie doch, daß am Ende des täglichen Weges ihrer nichts wartete, keine Erquickung, keine Stärkung, keine Ruhe, höchstens die Ruhe des Todes.

Gespenstern gleich saßen die in erzene Panzer gesteckten, zum Skelett abgemagerten Reiter auf Rossen, die sich kaum noch fortzuschleppen vermochten. Die Fußsoldaten bekamen die Füße fast nicht mehr aus dem lehmigen Boden heraus, die zitternden Arme konnten die Musketen kaum mehr halten. Ein Tag nach dem anderen verging in gleicher Qual, immer vorwärts, vorwärts. Die Wagenräder brachen, die Kanonen blieben im Lehm stecken; man kam manchen Tag kaum eine Meile weit vorwärts. Um das Maß des Elends voll zu machen, wurden viele der Soldaten vom Fieber befallen; viele legten sich vor Schwäche auf den nassen Boden und zogen vor, lieber zu sterben, als weiter zu wanken.

Der schwedische Alexander suchte und verfolgte unausgesetzt die Spur des polnischen Darius.

Gleichzeitig aber wurde auch er verfolgt. Wie die Schakale dem kranken Büffel folgen, um im Augenblick, wo er sich zum Verenden niederlegt, über ihn herzufallen, folgten dem schwedischen Heere die bewaffneten Rotten der Bauern und des

Kleinadels, immer dreister näher kommend, immer frecher beläſtigend. Und wie der kranke Büffel mit einem Gefühl des Grauens das Heulen der beutegierigen Raubtiere immer näher kommen hört und weiß, daß er ihnen verfallen iſt, ſo zog Karolus dahin, ahnend, daß auch er ſeinen Verfolgern verfallen ſei.

Zuletzt war Tſcharniezki ihm immer dicht auf den Ferſen. Der Nachtrab der Armee ſah ſtets Schwärme von Reitern hinter ſich. Zuweilen weit entfernt am Horizont, bald nur auf zwei Büchſenſchußweite entfernt, oft ſogar dicht hinter ſich.

Der Feind wollte die Entſcheidungsſchlacht, aber vergebens baten die Schweden den Herrn der Heerſcharen darum, Tſcharniezki nahm ſie nicht an, ſo ſehr die Schweden ihn auch herausforderten. Er zog es vor, die Zeit abzuwarten, bis der Sieg ihm nicht mehr entgehen konnte; inzwiſchen ängſtigte er das feindliche Heer unausgeſetzt durch Plänkeleien.

Zuweilen umging Tſcharniezki auch dasſelbe, eilte ihm voraus, und indem er ihm den Weg verlegte, ſimulierte er, daß er den Kampf aufnehmen wolle. Dann ſchien ein neuer Geiſt in die erſchöpften Reihen der Skandinavier einzukehren. Die kranken, abgemagerten Geſtalten traten mit geröteten Wangen und blitzenden Augen in Reih' und Glied und die ſchweren Lanzen und Musketen wurden mit eiſerner Willenskraft gehandhabt, während das Kriegsgeſchrei, die Schlachtrufe, mit denen ſie vorwärts eilten, aus kräftiger, geſunder Bruſt zu kommen ſchienen.

Wenn dann Herr Tſcharniezki einige Vorſtöße gemacht hatte, zog er plötzlich, wenn die erſten ſchwediſchen Kanonenkugeln dahergeflogen kamen, ſeine Schwadronen zurück, und überließ den Schweden das Feld und gab ſie der Mutloſigkeit preis, von der ſie nach jedem dieſer geſchickt ausgeführten Manöver von neuem befallen wurden.

Dagegen überfiel er ſie plötzlich in nächſter Nähe, wo die Geſchütze nicht Anwendung finden konnten, denn er wußte recht gut, daß im Handgefecht die ſchwediſchen Reiter ſelbſt gegen die minder geſchickten polniſchen Freiwilligen nicht aufkommen konnten.

Wieder drängte Wittemberg den König zur Umkehr und bat flehentlich, doch ſich und das Heer nicht dem ſicheren Verderben preiszugeben. Doch Karl Guſtav wies mit zuſammengekniffenen Lippen immer nur nach dem Süden, ſeine Augen ſchoſſen Blitze bei jeder Anſpielung auf den Rückzug, denn dort

in der reußiſchen Ebene mußte er ja ſeinen Gegner Johann Kaſimir und ein freies Operationsfeld finden, Lebensmittel und endlich Ruhe, Ruhe!

Nun verſagten, um das Unglück zu vollenden, die polniſchen Ueberläufer, welche ihm bisher treu gedient und die einzigen waren, welche Herrn Tſcharniezki allenfalls Widerſtand leiſten konnten, den Dienſt. Der erſte, welcher ſich von ihm losſagte, war Sbroſchek, welchen nicht Habgier, ſondern eine blinde Liebe zur Fahne und Soldatentreue ſo lange bei Karolus feſtgehalten hatte. Er nahm ſeinen Abſchied damit, daß er die Schwadron Dragoner Millers zerſprengte, die Hälfte derſelben niederſchlug und dann davonging. Ihm folgte Herr Kalinski, der mit einer Abteilung Füſiliere ähnlich verfuhr wie Sbroſchek.

Sapieha wurde von Tag zu Tag ſchwermütiger; man merkte ihm an, daß er mit ſich kämpfte. Er ſelbſt konnte ſich zum Fortgehen noch nicht entſchließen, aber von ſeinen Leuten flohen täglich einige aus der Fahne.

Karl Guſtav marſchierte über Narol, Tſchieſchanow und Oleſchyze der San zu. Ihn hielt allein die Hoffnung aufrecht, daß Johann Kaſimir ihm endlich eine Schlacht liefern werde. Noch konnte ein Sieg das Los ſeiner Armee mit einemmale verbeſſern, Fortuna ihm wieder gewogen werden. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß Johann Kaſimir mit ſeinen Stammſoldaten und den Tartaren Lemberg bereits verlaſſen habe. Aber ſeine Berechnungen ſchlugen fehl. Johann Kaſimir wartete ruhig auf die Verſtärkung und Sammlung des Heeres, beſonders aber auf die Ankunft der Litauer unter Sapieha.

Der Aufſchub war ſein beſter Bundesgenoſſe, denn ſein Heer verſtärkte ſich mit jedem Tage, während jeder Tag ſeinem Gegner Verluſte zufügte.

„Das ſchwediſche Heer iſt keine Kriegsarmee, ſondern ein Leichenzug!“ erzählten alte Krieger in der Umgebung Johann Kaſimirs.

Dieſe Anſicht teilten aber auch viele ſchwediſche Offiziere. Karl Guſtav behauptete zwar immer noch, daß er nach Lemberg wolle, aber er täuſchte ſich ſelbſt und ſeine Generale. Er war jetzt nur noch auf ſeine Rettung bedacht. Auch war er ſeiner Sache nicht ſicher, er wußte ja nicht, ob Johann Kaſimir wirklich noch in Lemberg war. Der König hatte Raum genug, ſich rückwärts zu konzentrieren; er konnte bis Podolien den Feind nach ſich locken, wo die Schweden dann rettungslos verloren waren.

Douglas rückte mit seinem Regiment bis Przemysl vor und versuchte, diese Festung zu nehmen. Aber er kehrte mit schweren Verlusten unverrichteter Sache zurück. Die Katastrophe nahte langsam, aber sicher. Alle Nachrichten, welche in das Lager der Schweden drangen, waren Vorboten ihres Nahens. Sie lauteten immer drohender.

„Sapieha kommt, er ist schon in Tomaschow!“ meldete man dem Könige eines Tages.

„Herr Lubomirski wälzt sich mit einem Heere von Podgorsche her heran,“ hieß es am nächsten Tage.

Und dann wieder:

„Der König kommt mit der Garde und hunderttausend Tartaren! Er hat sich mit Sapieha vereinigt!“

Selbstverständlich befand sich unter diesen Gerüchten viel Unwahres, vieles war übertrieben, aber sie machten die Gemüter ängstlich, die Armee wurde mutlos. Wenn früher der König sich vor seinen Schwadronen hatte blicken lassen, war er mit Freudenrufen begrüßt worden, jetzt standen sie teilnahmslos vor ihm. Dagegen schwatzten die an den Lagerfeuern halb verhungert kauernden Soldaten im Flüsterton mehr von Tscharniezki, als vom eigenen Könige. Man war gewöhnt, überall seine Nähe zu spüren. Wunderbarerweise aber war während der letzten Tage nichts mehr von ihm zu entdecken gewesen. Das machte die Soldaten mißtrauisch und unruhig.

„Tscharniezki ist fort, Gott weiß, was er vor hat!“ flüsterten sie einander zu.

Karl Gustav hielt einige Tage in Jaroslaw Rast; er überlegte, was zu thun war. Er ließ die Kranken, deren es im Lager eine große Anzahl gab, auf die flachen Flußschiffe der San bringen und nach Sandomir, der nächsten befestigten, noch von Schweden besetzten Stadt überführen. Nachdem er dieses Werk vollbracht und erfahren hatte, daß Johann Kasimir Lemberg wirklich verlassen hatte, beschloß der König, zu erforschen, wo sein Gegner zu finden sei.

Zu diesem Zweck ließ er den Hauptmann Kanneberg mit tausend Reitern über die San setzen und nach Osten vorrücken.

„Es könnte sein,“ sprach der König beim Abschied zu Kanneberg, „daß das fernere Geschick der Armee und die Wendung des Feldzuges zum Guten für uns alle in eurer Hand liegt.“

Thatsächlich hing sehr viel vom Ausgange der Expedition

für die Schweden ab. Schlimmstenfalles konnte Kanneberg der Armee Proviant zuführen. Gelang es ihm aber, den Aufenthalt des Polenkönigs ausfindig zu machen, dann mußte der Schwedenkönig mit dem Hauptstabe der Armee Johann Kasimir entgegengehen, seine Heeresmacht zu vernichten, und, wenn möglich, ihn selbst gefangen zu nehmen versuchen.

Karl Gustav hatte daher die besten Soldaten und die stärksten Pferde zu dieser Expedition für Kanneberg ausgesucht.

Die Auswahl geschah um so sorgfältiger, da der Hauptmann weder Fußsoldaten noch Geschütze mit sich nehmen konnte. Er mußte daher über Soldaten verfügen können, die imstande waren, den polnischen Reitern erfolgreich Widerstand zu leisten.

Am zwanzigsten März rückte Kanneberg aus. Als er die Brücke passierte, standen viele Offiziere an dem Brückenkopf, um ihm und den Reitern Lebewohl zuzurufen. „Gott geleite euch! Gott gebe euch den Sieg! Gott führe euch glücklich zurück!“ so riefen die Zurückbleibenden den Davoneilenden nach. Diese ritten zu zweien über die neuerbaute Brücke, deren letztes Joch noch nicht fertig, sondern nur mit Brettern überlegt war, damit sie hinüber konnten.

Neues Hoffen machte sie heiterer blicken, denn sie waren ausnahmsweise satt gegessen. Man hatte die Nahrung anderen entzogen, um sie zu sättigen und ihre Feldflaschen mit Branntwein zu füllen. So zogen sie denn mit fröhlichem Geplauder von dannen und riefen als letzten Abschiedsgruß den am Brückenkopf Stehenden zu:

„Wir wollen euch den Tscharniezki am Stricke herbeigeführt bringen!“

Die Armen! Sie ahnten nicht, daß sie wie eine Herde Vieh der Schlachtbank zuritten.

Es hatte sich alles zu ihrem Verderben vereint. Kaum hatten sie die Brücke hinter sich, als die schwedischen Sappeure schon die Bretterlage herunternahmen, um die Brücke durch eine feste Balkenlage für die Geschütze passierbar zu machen. Sie lenkten, leise singend, ab nach Wielkie-Otschy zu; noch ein paar Mal sahen die Offiziere ihre Helme in der Sonne blinken, dann nahm der dunkle Wald sie auf.

Eine halbe Meile hatten sie bereits zurückgelegt, ohne irgend etwas Auffälliges zu bemerken. Ringsum herrschte tiefste Stille, die Wälder schienen gänzlich verödet. Sie ließen die Pferde ein wenig verschnaufen, dann ritten sie langsam weiter.

Endlich kamen sie nach Wielkie-Otschy, fanden in dem Orte aber keine lebende Seele vor.

Diese Oede setzte Kanneberg in Staunen.

„Man hat uns augenscheinlich hier erwartet," sagte er zu Major Sweno, „aber Tscharniezki muß wo anders sein, da er uns hier keinen Hinterhalt gelegt hat."

„Werdet ihr den Rückzug antreten, Erlaucht?" frug Sweno.

„Nein, wir werden vorwärts gehen, sei es auch bis Lemberg," antwortete Kanneberg. „Wir müssen doch irgend wen herbeischaffen, der uns Auskunft geben kann, wo Johann Kasimir steckt. Ohne sichere Nachricht darüber, dürfen wir nicht zum Könige zurückkehren."

„Und wenn wir auf ein übermächtiges feindliches Heer stoßen?"

„Wenn dieser Fall einträte, so würden Soldaten wie die unsrigen doch sicherlich mit einigen Tausenden dieses Gesindels, welches sich das allgemeine Aufgebot nennt, fertig werden," entgegnete Kanneberg.

„Wir können aber auch reguläre Truppen treffen," mahnte Sweno noch einmal. „Wir haben keine Kanonen und ohne solche würde ihnen nicht beizukommen sein."

„Dann werden wir rechtzeitig den Rückzug antreten und dem Könige den Feind melden. Sollte uns der Rückzug abgeschnitten werden, so wollen wir uns durchschlagen," erwiderte Kanneberg.

„Ich fürchte nur die Nacht!" sagte Sweno.

„Wir wollen alle Vorsichtsmaßregeln treffen. Die Viktualien für uns und die Pferde werden für zwei Tage vorhalten, wir brauchen nicht zu eilen."

Als sie wieder in das Dunkel des Waldes hinter Wielkie-Otschy hineinritten, strebten sie nur langsam vorwärts. Kanneberg hatte fünfzig Mann vorausgeschickt; sie ritten mit gespannten Musketen in der Hand, deren Kolben fest auf die Schenkel gestützt waren, sahen sich vorsichtig nach allen Seiten um, durchforschten das Dickicht und horchten auf jedes leise Geräusch. Zuweilen sogar ritt einer oder der andere weiter hinein in das Gestrüpp des Unterholzes, um nachzusehen, ob der Weg frei, nirgends aber fanden sie etwas Verdächtiges.

Erst eine Stunde später, als der Weg plötzlich eine Biegung machte, erblickten zwei der vordersten Reiter etwa vierzig Schritt vor sich einen einzelnen Reiter.

Der Tag war klar, die Sonne schien hell, sie konnten ihn

alſo ganz deutlich erkennen. Der Mann war nicht groß, aber ſehr anſtändig gekleidet; er ſchien ein Ausländer zu ſein und ſah vielleicht nur darum ſo klein aus, weil er auf einem ſehr großen Pferde ſaß, das von edler Raſſe ſein mußte.

Der Reiter ritt langſam, als ahnte er nicht, daß hinter ihm eine Anzahl Dragoner dreinkomme. Die Frühjahrsüberſchwemmungen hatten ſtellenweiſe tiefe Gräben quer über den Weg geriſſen, durch welche trübes Waſſer brauſte. Jener Reiter riß vor jedem dieſer Gräben das Roß etwas in die Höhe, dieſes ſetzte dann leicht wie ein Reh darüber und ging die Mähne ſchüttelnd und ſchnaufend des Weges weiter.

Die beiden Reiter hielten ihre Pferde an und ſahen ſich nach dem Wachtmeiſter um. Der kam in dieſem Augenblick auch um die Ecke getrottet, ſtutzte, als er den Reiter ſah, und ſagte:

„Das iſt irgend ein Windhund aus einem polniſchen Hundeſtall.“

„Soll ich ihn anrufen?“ frug der Reiter.

„Um Gotteswillen, nein! Es können ihrer mehr in der Nähe ſein. Sprenge zum Hauptmann zurück.“

Inzwiſchen waren alle fünfzig Mann des Vortrabes um die Ecke gebogen und ſtanden ſtill. Jetzt hielt der kleine Reiter auch ſein Pferd an und machte Front gegen die Schweden.

Eine kleine Weile ſahen ſie ihn, er ſie an.

„Dort iſt ein Zweiter! Zweie! Dreie! Viere! ein ganzer Haufen!“ rief es jetzt durch die Reihen der Schweden.

Von beiden Seiten des Weges kamen nun Reiter herbei, erſt einzeln, dann zu zweien und dreien; ſie ſammelten ſich um den einen, der zuerſt auf dem Wege geweſen.

Aber auch die Schweden waren ſchon herbeigeeilt, zuerſt der zweite Vortrab mit Sweno an der Spitze, dann Kanneberg mit der ganzen Abteilung. Kanneberg und Sweno ſtellten ſich ſogleich an die Spitze und ordneten den Zug.

Kaum hatte Sweno einen Blick auf die Reiter vor ihnen geworfen, da rief er ſchon:

„Ich kenne die Leute! Es iſt dieſelbe Fahne, welche bei Golembin den Prinzen Waldemar angegriffen hat; es ſind Leute Tſcharniezkis, er muß ſelbſt hier ſein!“

Dieſe Worte machten auf die Schweden einen mächtigen Eindruck. Kein Ton wurde laut, nur das Zaumzeug der Pferde klirrte leiſe.

„Ich vermute, daß wir in einen Hinterhalt geraten ſind,“

ſprach Sweno weiter. „Es ſind ihrer hier vor uns zu wenige, als daß ſie den Kampf mit uns aufnehmen könnten, die anderen müſſen im Walde verſteckt liegen.“

„Erlaucht! treten wir den Rückzug an,“ wandte er ſich an Kanneberg.

„Ihr habt gut raten!“ entgegnete ſtirnrunzelnd der Hauptmann. „Das hätte ſich nun gelohnt, auszureiten, wenn wir beim Anblick etlicher zehner Vagabunden davonlaufen wollten. Da hätten wir lieber gleich beim Erſcheinen des erſten von ihnen ausreißen ſollen. Vorwärts!“

Die Schweden rückten in ſchönſter Ordnung vor. Der Raum zwiſchen den beiden Abteilungen verkleinerte ſich.

„Halt!“ kommandierte Kanneberg.

Die Musketen der Schweden bewegten ſich ganz gleichmäßig nach der Schulter der Soldaten zu, die Rohre richteten ſich auf die polniſchen Reiter.

Aber ehe noch die Hähne derſelben knackten, hatten die polniſchen Reiter die Pferde herumgeworfen und jagten in größter Unordnung davon.

„Vorwärts!“ kommandierte Kanneberg.

Die Abteilung galoppierte den Fliehenden nach, daß die Erde unter den Hufen der ſchweren Pferde dröhnte.

Der Wald ward erfüllt von dem Geſchrei der Fliehenden und Verfolgenden. Nach einer viertelſtündigen Jagd wurde der Zwiſchenraum, der die beiden Abteilungen trennte, wieder kürzer; war es nun, daß die ſchwediſchen Pferde ſtärker, oder die polniſchen ſchneller ermüdet waren, kurz, die Verfolgenden waren den Fliehenden faſt auf den Ferſen.

Da aber geſchah etwas Wunderliches. Der anfangs in Unordnung ſich auflöſende Haufe Polen hatte ſich nicht verſprengen laſſen, ſondern ordnete ſich während der Flucht, anſcheinend abſichtslos und mit einer Geſchicklichkeit ohnegleichen.

Als Sweno das bemerkte, ließ er ſein Pferd ausgreifen, und ſuchte Kanneberg zu erreichen.

„Erlaucht!“ ſagte er keuchend, als er ihn erreicht: „Das ſind keine gewöhnlichen Leute vom allgemeinen Aufgebot, das ſind reguläre Truppen, welche die Flucht fingieren, um uns in einen Hinterhalt zu locken.“

„Es iſt mir einerlei, ob Teufel oder Menſchen im Hinterhalt liegen!“ antwortete Kanneberg.

Der Weg führte jetzt ein wenig bergan und wurde immer breiter; der Wald lichtete sich, man konnte durch die Bäume schon das blanke Feld, oder vielmehr eine große Lichtung erkennen, welche von allen Seiten von dichtem dunklen Walde umstanden war.

Die polnische Fahne, welche ihre Bewegung anfangs so beschleunigt, dann plötzlich sehr verlangsamt hatte, fing nun wieder an zu galoppieren und entfernte sich in wenigen Minuten so weit, daß der schwedische Heerführer einsah, daß er sie nicht mehr einholen könne.

Er war bis in die Mitte der Lichtung vorgedrungen, und da er wahrnahm, daß der Feind schon die andere Seite derselben erreicht hatte, ließ er von der Verfolgung ab und verlangsamte den Schritt.

Aber, o Wunder! Anstatt im jenseitigen Walde zu verschwinden, beschrieb der Feind dicht am Saume desselben einen Halbkreis und stand dann plötzlich mit einer schnellen Wendung in prächtigster Schlachtordnung den Schweden gegenüber. Selbst die Schweden konnten diesem Manöver ihre Bewunderung nicht versagen.

„Jawohl!“ rief Kanneberg aus. „Das sind Stammsoldaten! Sie haben die Schwenkung musterhaft ausgeführt. Aber bei allen Teufeln, was wollen sie damit?“

„Sie wollen uns angreifen!“ schrie Sweno.

Da sprengten auch schon die Polen heran. Der kleine Ritter auf dem großen Falben rief den Seinigen etwas zu, sprengte vor die Front, hielt einen Augenblick das Pferd an, gab mit dem blanken Säbel ein Zeichen, worauf die Kolonne zur Attacke schritt.

Er schien der Anführer der Polen zu sein.

„Sie wollen wahrhaftig attackieren,“ sagte Kanneberg, der sich noch immer nicht von seiner Verwunderung erholt hatte.

Die kleinen polnischen Pferde kamen in gestrecktem Galopp dahergesaust. Die Ohren fest an den Kopf gelegt, strichen sie mit den Bäuchen beinahe am Boden hin, während die Reiter bis dicht auf den Hälsen der Pferde liegend, ihren Kopf in der buschigen Mähne derselben verbargen. Die Schweden in der vordersten Reihe sahen nur ein paar hundert aufgesperrter Pferdemäuler und doppelt soviel blitzende Augen.

„Gott mit uns! Schweden! Feuer!“ kommandierte Kanneberg, die Lanze schwingend.

Sämtliche Gewehre knatterten, doch in demselben Augen-

blick prallten die polnischen Reiter mit solcher Gewalt auf die Reihen der Schweden, daß die ersten Glieder derselben nach rechts und links geworfen wurden. Die kleinen Pferde aber drängten mitten in das Gewühl von Pferden und Menschen; wie ein Keil das Holz, so preßten sie die Schweden auseinander.

Ein fürchterliches Geschrei erfüllte die Luft, Panzer klirrte an Panzer, die Säbelklingen schlugen aufeinander. Dazwischen ertönte das Gequieke der Pferde, die Jammerschreie stürzender und sterbender Männer, der ganze Wald hallte von dem Lärm der Schlacht wieder.

Der erste Anprall hatte die Schweden verwirrt, besonders, da eine bedeutende Anzahl gleich dabei gestürzt war. Bald aber erholten sie sich von dem Schrecken und schlugen nun tapfer drein. Die Flügel der Schwadron vereinigten sich wieder. Da die polnische Fahne ohnehin stark vorwärts gedrängt hatte, als wollte sie die tausend schwedischen Reiter mit einem Stich durchbohren, so war sie bald eingeschlossen. Die Mittelstellung der Schweden wich zurück, während die Flügel die Polen hart bedrängten, ohne ihnen jedoch viel anhaben zu können, da sie mit jener unvergleichlichen Gewandtheit kämpften, welche die polnische Reiterei zu einem so schrecklichen Gegner im Handgemenge macht. Die Säbel arbeiteten mit den Rapieren um die Wette, die Getöteten fielen dicht, der Sieg begann sich schon den Schweden zuzuneigen, da plötzlich tauchte aus dem Walde eine zweite Fahne auf und eilte mit lautem Geschrei ihren Landsleuten zu Hilfe.

Der ganze rechte Flügel der Schweden unter Sweno wandte sich sofort in seiner ganzen Frontbreite dem neuen Feinde zu, in welchem altgediente schwedische Soldaten, polnische Husaren erkannten.

Sie wurden von einem Manne geführt, der auf einem schwarz und weiß gescheckten Pferde saß, mit einer Burka bekleidet war und auf dem Kopfe eine Husarenmütze von Luchspelz trug. Man konnte ihn deutlich sehen, denn er ritt seitwärts, ein paar Schritte von den Soldaten entfernt.

„Tscharniezki! Tscharniezki!“ rief es in den schwedischen Gliedern.

Sweno warf einen verzweifelten Blick nach dem Himmel hinauf, dann gab er seinem Pferde die Sporen und sauste mit seinem Flügel dem Feinde entgegen.

Tscharniezki brachte seine Husaren bis auf etliche Schritte

Entfernung nahe, und als die Schweden sich im vollsten Galopp befanden, machte er mit seiner Fahne eine plötzliche Wendung.

Jetzt kam vom Walde her noch eine dritte Fahne. Tscharniezki sprengte derselben entgegen und führte auch sie herbei, dasselbe geschah mit einer vierten. Den Arm weit vorgestreckt, wies er mit seinem Feldherrnstabe einer jeden die Stellung an, von welcher aus sie angreifen sollte; er verteilte die Arbeit, wie der Landwirt, der seine Schnitter in die Ernte führt.

Endlich, als auch die fünfte Fahne in das Treffen geführt war, stellte er sich an die Spitze derselben und leitete selbst den Angriff.

Die Husaren hatten den rechten Flügel bereits zurückgeschlagen und in wenigen Minuten versprengt. Die folgenden drei Fahnen hatten nach Tartarenart die schwedische Reiterei umzingelt und schlugen unter fürchterlichem Geschrei mit den Säbeln, stachen mit den Lanzen auf die in Verwirrung Geratenen drein, traten nieder, was von den Pferden stürzte, und jagten den Fliehenden nach.

Kanneberg hatte zu spät eingesehen, daß er in eine Falle geraten und dem Feinde direkt unter das Messer gerannt war. An einen Sieg war nicht zu denken, darum ließ er zum Rückzug blasen, um von seinen Leuten so viele als möglich zu retten. Im Karriere jagten die Schweden nach jenem Wege zurück, auf welchem sie von Wielkie-Otschy hergekommen waren, die Leute Tscharniezkis immer so dicht hinter sich, daß der Dampf der polnischen Pferde warm an die schwedischen Rücken schlug.

Unter diesen Umständen konnte sich der Rückzug nicht in der nötigen Ordnung vollziehen. Die stärkeren Pferde drängten die schwächeren zurück; binnen kurzem war die Kannebergsche Abteilung nur noch ein fliehender Knäuel Menschen und Pferde, welchen die Verfolger widerstandslos lichteten.

Je länger die Verfolgung dauerte, desto größer wurde die Verwirrung, denn auch in den polnischen Fahnen hatte sich die Ordnung aufgelöst. Jeder Reiter spornte sein Pferd, daß die Nüstern rauchten, und schlug nieder, was in seinen Bereich kam.

So vermengten sich die Polen mit den Schweden. Etliche polnische Soldaten überholten die letzten schwedischen Glieder; es geschah, daß, wenn ein Gemeiner eben sich im Steigbügel erhob, um einen der Flüchtigen zu treffen, er selbst mit dem Rapiere von hinten niedergestochen wurde. Der Weg nach Wielkie-Otschy war mit Leichen besäet, aber noch nahm der Kampf kein Ende. Einer oder der andere der Schweden bogen

vom Walde ab, die müden Pferde wollten nicht weiter, das Gemetzel wurde noch grauenhafter. Diejenigen, welche von den Pferden ſprangen, um im Dickicht des Waldes Schutz zu ſuchen, wurden von den dort lauernden Bauern niedergeſchlagen. Andere wollten lieber den Tod durch das Schwert erleiden, als die Qualen erdulden, welche das tollwütige Geſindel ihnen bereitete. Wieder andere flehten um Pardon, doch umſonſt, denn die Verfolger zogen vor, den Feind gleich niederzuſchlagen, als ihn gefangen mit ſich zu führen und zu bewachen. Man ſorgte dafür, daß keiner übrig bleibe, um die Kunde von der Niederlage in das ſchwediſche Hauptquartier zu bringen. Herr Wolodyjowski war an der Spitze der Verfolgung. Er war es auch, der als Lockvogel ſich den Schweden auf dem Wege zuerſt gezeigt hatte, er hatte ſie nach der Lichtung gelockt, hatte die erſte Attacke gegen ſie ausgeführt und nun war er der ſchlimmſten Verfolger einer, denn er lechzte danach, die Niederlage bei Golembin wieder wett zu machen; er ſchonte keinen, ſelbſt diejenigen nicht, die, flehend die Hände zu ihm erhebend, um ihr Leben baten.

Herr Wolodyjowski war, ohne ſich umzublicken, nur immer vorwärts geeilt. Der tapfere Sweno hatte den ſchrecklichen Schnitter kaum bemerkt, als er auch ſchon mehrere ſeiner beſten Reiter zuſammenrief, um mit Einſetzung ſeines eigenen Lebens das Leben ſeiner Leute zu ſchützen. Er warf ſein Pferd herum und erwartete mit vorgeſtrecktem Rapier die Verfolger. Als Herr Wolodyjowski das gewahrte, zögerte er keinen Augenblick, gab ſeinem Pferde die Sporen und trieb es mitten in das Häuflein hinein, das ſich ihm entgegenzuſtellen wagte.

Ehe man es ſich verſah, lagen zwei der Reiter unter den Hufen der Pferde. Mehr denn zehn Rapiere richteten ihre Spitzen auf die Bruſt des Waghalſigen; in dieſem Augenblick höchſter Gefahr ſprangen die Skrzetuskis, Jozwa Butrym, genannt Ohnefuß, Herr Sagloba und Rochus Kowalski ihm bei, von welchem Sagloba zu erzählen pflegte, daß er noch mit verſchlafenen Augen zur Attacke vorgehe und dieſelben erſt ordentlich öffne, wenn er Bruſt an Bruſt mit dem Feinde ſtehe.

Wolodyjowski hatte ſich mit Blitzesſchnelle unter den Bauch ſeines Pferdes geſchwungen, ſo daß die auf ihn gezückten Rapierſtöße die blanke Luft durchſchnitten. Er hatte dieſe Fertigkeit bei den Tartaren in Bialogrod erworben und da er klein von Statur und über alle Maßen gelenkig war, ſo hatte er es darin unglaublich weit gebracht. Er entſchwand den

Augen der Feinde ganz nach Notwendigkeit und Belieben; bald ſteckte ſein Kopf in der Mähne des Pferdes, während der Körper am Halſe des Tieres zu kleben ſchien, bald verſchwand er unter den Bauch desſelben.

So war es auch jetzt geſchehen. Ehe noch die verblüfften Reiter verſtehen konnten, was vor ſich ging, ſaß er ſchon wieder im Sattel, wie der Wildeber, der ſich unvermutet auf die erſchreckte Meute ſtürzt.

Auch die Gefährten halfen ihm Verwirrung und Tod verbreiten. Einer der Reiter hatte dem Herrn Sagloba ſeine Piſtole bereits dicht auf die Bruſt geſetzt, da hieb Rochus Kowalski, welcher ihn von der linken Seite hatte, daher dem Schweden mit dem Säbel nicht beikommen konnte, ſo gewaltig mit ſeiner geballten Fauſt auf deſſen Schläfe ein, daß der Reiter wie vom Blitz getroffen vom Pferde fiel. Sagloba aber ſchlug mit einem Freudenſchrei auf den ihm gegenüberſtehenden Sweno los und traf den Kopf des Tapferen ſo gut, daß ihm beide Hände ſchlaff herabſanken, das Schwert ſeiner Rechten entfiel und er ſelbſt mit der Stirn auf den Hals ſeines Pferdes aufſchlug. Als die Reiter das ſahen, ergriffen ſie die Flucht, doch Wolodyjowski, Jozwa Ohnefuß und die beiden Skrzetuskis hatten ſie bald eingeholt und niedergeſtreckt.

Die Verfolgung dauerte fort. Die ſchwediſchen Pferde keuchten und kamen immer ſchwerer fort. Viele von ihnen ſtürzten mit geſpreizten Beinen und verendeten ſofort. Zuletzt waren von den tauſend glänzenden Reitern nur noch etwa hundert und einige übrig geblieben, der Reſt lag hingeſtreckt auf der Landſtraße. Aber auch dieſes Häuflein verringerte ſich zuſehends, da das Schwert der Polen unausgeſetzt auf die Unglücklichen herabfiel.

Endlich hatte man den Wald hinter ſich. Die Türme von Jaroslaw hoben ſich deutlich vom blauen Himmel ab. Neue Hoffnung erfüllte die Herzen der Flüchtlinge; wußten ſie doch, daß dort Rettung und Hilfe nahe war.

Sie hatten vergeſſen, daß gleich nach ihrem Auszuge das letzte Brückenjoch abgebrochen worden war, um es feſter und tragfähiger für die Geſchütze wieder herzuſtellen.

Sei es nun, daß Herr Tſcharniezki durch ſeine Spione davon unterrichtet war, oder daß er unter den Augen des Königs den Reſt dieſer Unglücklichen vertilgen wollte, genug, er rief die Verfolger nicht nur nicht zurück, ſondern drängte perſönlich

mit der Schemberk'schen Fahne hinter ihnen her, so heftig und schnell, als wollte er Jaroslaw im Sturme nehmen.

So waren die Verfolgten und die Verfolger etwa ein Gewände weit von der Brücke angelangt. Das Geschrei derselben drang bis in das Lager der Schweden. Eine Menge Offiziere und Soldaten eilten, als sie es hörten, aus der Stadt, um zu sehen, was auf dem jenseitigen Ufer des Flusses vor sich gehe. Kaum hatten sie einen Blick hinüber geworfen, so erkannten sie die Reiter, welche am Morgen ausmarschiert waren.

„Die Abteilung Kanneberg! Die Abteilung Kanneberg!" schrieen tausend Stimmen.

„Nur hundert Mann etwa sind noch übrig!"

In diesem Augenblick kam der König in Begleitung Wittembergs, Forgells, Millers und anderer Generale angesprengt. Der König erbleichte.

„Kanneberg!" schrie er auf.

„Bei den Wunden Christi!" rief Wittemberg. „Die Brücke ist nicht fertig, sie werden alle niedergemetzelt!"

Der König warf einen angstvollen Blick auf den vom Frühlingswasser angeschwollenen Fluß. Die gelben Wassermassen brausten; es war nicht daran zu denken, sie zu durchschwimmen. Ein Prahm war auch nicht zu benutzen, denn die Feinde würden ihn nicht landen lassen.

Die drüben kamen immer näher. Das Geschrei hatte von neuem begonnen.

Einige nach Lebensmitteln ausgesandte Wagen, in Begleitung einer Abteilung Gardisten, kamen gerade jetzt einen anderen Weg vom Walde her der Stadt zugefahren. Als man dort wahrnahm, was sich zutrug, wurden die Pferde in Trab gesetzt. Die Eskorte bemühte sich, in der Meinung, daß die Brücke passierbar sei, die Wagen noch in die Stadt zu bringen, ehe der Feind ihr Kommen bemerkt.

Aber es war zu spät. Schon waren sie gesehen worden; dreihundert Reiter hatten sich sofort dem Wagenzuge zugewendet. An der Spitze derselben ritt der Pächter von Wonsosch, Rzendzian. Er hatte bisher noch keinen besonderen Beweis von Tapferkeit geliefert; beim Anblick der Wagen aber, die ihm reiche Beute verhießen, schwoll sein Herz plötzlich so sehr vom Mute, daß er seinen Leuten immer ein paar Schritte voraus war. Als die Eskorte der Wagen sah, daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war, schlossen sie ein Karree. Hundert Musketenläufe zielten nach der Brust Rzendzians. Eine Salve

empfing ihn, aber noch ehe die Rauchwolke, welche sie hinterließ, sich verzogen hatte, war das gespornte Roß Rzendzians schon vor dem ersten Gliede des Karrees angelangt; es bäumte hoch, so daß die Vorderhufe desselben fast die Köpfe der Gardisten berührten und fiel dann mitten in das Karree hinein, eine Anzahl der Soldaten unter seine Hufe tretend.

Wie reißende Wölfe fielen die polnischen Reiter über die Wagen her, sie rissen alles auseinander, traten die Menschenleiber in Stücke und eine Weile darauf war von dem Wagenzuge nichts übrig geblieben. Aus dem wirren Knäuel, der sich an der Stelle, wo er gestanden, auf der Erde wälzte, drangen gräßliche Schmerzensschreie bis zu den Ohren der Schweden in der Stadt.

Unterdessen waren die Reste der Kanneberg'schen Reiter immer dichter an das Ufer des Flusses gedrängt worden. Am anderen Ufer auf der Seite der Stadt hatte fast die ganze schwedische Armee die San entlang sich aufgestellt, Füsiliere, Reiter, Artillerie, alles in buntem Gemisch durcheinander. — Sie alle sahen, wie ehedem die Römer dem Kampfspiel der Gladiatoren, dem Schauspiel zu, das sich jenseits ihren Blicken bot, mit zusammengekniffenen Lippen und Verzweiflung im Blick. Das Bewußtsein und Gefühl ihrer Machtlosigkeit entriß diesen unfreiwilligen Zuschauern wiederholt Schreie des Entsetzens und der tiefen Seelenpein. Waren doch die tausend Mann, welche Kanneberg am Morgen hinaus in den Wald geführt, die Elitetruppe des schwedischen Heeres gewesen, sämtlich ruhmbedeckte Veteranen, die ihre Kriegslorbeeren in unzähligen Schlachten erworben hatten.

Wie irre gewordene Schafe rannten sie nun am Ufer des Flusses entlang und wie Schafe unter dem Messer des Schlächters fielen sie unter den Schwertern der Feinde. Das war keine Schlacht mehr, sondern ein Schlachten. Die gräßlichen feindlichen Reiter flogen wie ein Wirbelwind zwischen den Schweden umher, bald in Einzelverfolgung begriffen, bald mehrere gleichzeitig hetzend. Hier beugte ein müder Schwede sein Haupt, um den Todesstreich zu empfangen, dort setzte sich ein anderer zur Wehr, ohne jedoch den Gegner zu treffen, da keiner der Schweden sich im Handgemenge mit dem in der Fechtkunst wohlerfahrenen polnischen Adel messen konnte.

Der wütendste unter allen Polen aber war der kleine Ritter. Er geberdete sich auf seinem schlanken, geschmeidigen

Pferde wie ein Toller, so daß die Aufmerksamkeit aller sich zuletzt nur auf ihn richtete. Wer in seine Nähe kam, der war verloren, denn mit einer einzigen leichten Wendung seines Säbels schlug er den schwersten schwedischen Reiter aus dem Sattel.

Endlich erblickte er Kanneberg selbst, der von einigen gemeinen Soldaten verfolgt wurde. Er rief diese zurück und jagte ihm ganz allein nach.

Den Schweden am anderen Ufer stockte der Atem. Der König ritt bis dicht an das Ufer und sah klopfenden Herzens, zwischen Furcht und Hoffnung bebend, scharf hinüber, denn Kanneberg, eine hochgestellte Persönlichkeit und Verwandter des Königs, war von Kindesbeinen an in allen Arten der Fechtkunst durch italienische Fechtmeister ausgebildet und hatte, so weit das blaue Banner reichte, in der schwedischen Armee keinen seinesgleichen.

Aller Augen waren auf die beiden Kämpfer gerichtet. Man wagte kaum zu atmen. Kanneberg aber hatte, sobald er bemerkte, daß die Verfolger von ihm abließen, sein Roß herumgeworfen. Ihn erfüllte in diesem Augenblick nur der eine Gedanke:

„Wehe mir, wenn ich jetzt, nachdem ich alles verloren, die Schande nicht durch mein eigenes Blut tilge, oder durch das Blut dieses gräßlichen Mannes auslösche. Ich dürfte sonst keinen braven Schweden mehr offenen Blickes entgegentreten, wenn Gottes Hand mich ja glücklich an das nächste Ufer hinübertrüge."

Mit diesem Gedanken ritt er dem gelben Reiter entgegen.

Da nun diejenigen Reiter, welche ihn bisher vom Ufer getrennt hatten, eine andere Richtung einschlugen, so hoffte er, wenn es ihm gelang, den Gegner zu töten, dennoch das andere Ufer zu gewinnen. Er wollte versuchen, den Strom zu durchschwimmen, geschehe, was da wolle. Schlimmstenfalls wollte er sich vom Strome treiben lassen, wenn er den Fluß nicht zu durchqueren vermochte, die Waffenbrüder drüben würden ihm schon zu Hilfe kommen.

Die beiden Feinde sprengten also aufeinander zu. Der Schwede beabsichtigte im Vorstoß dem Gegner sein Rapier unter dem Arme in den Leib bis in den Hals hinein zu jagen, doch er, der Meister, erkannte gleich in dem anderen auch den Meister, denn sein Rapier glitt schlank an der Schneide des polnischen Säbels ab. Er hatte das Gefühl, als schliefe ihm

plötzlich der Arm ein, er konnte kaum den Stoß aufhalten, zu dem der Ritter gleich darauf ausholte. Glücklicherweise rannten die beiden Pferde in diesem Augenblick auseinander.

Sie beschrieben beide einen Halbkreis und wandten die Tiere einander wieder zu, aber langsam, um Zeit zu gewinnen. Kanneberg zog den Kopf tief ein, so daß er einem Vogel ähnlich sah, der nur den Schnabel aus dem Gefieder herausstreckt. Er kannte einen Stoß, welchen ein Florentiner Fechtmeister ihn gelehrt, der bestimmt war, den Gegner irre zu führen, denn während anscheinend die Spitze des Rapiers auf die Brust des Gegners gerichtet war, sollte sie durch eine plötzliche Seitenbewegung den Hals desselben, am Ansatz des Visiers treffen und ihn bis in das Genick durchbohren. Diesen Stoß wollte er jetzt in Anwendung bringen.

Seiner Sache gewiß, hielt er das Pferd immer mehr zurück, während Herr Wolodyjowski in kurzen Sätzen daherkam. Dieser dachte soeben darüber nach, ob er seine Bialograder Taktik auch hier anwenden und unter das Pferd verschwinden sollte. Plötzlich aber überkam ihn die Scham, daß er angesichts beider Heere, im Zweikampf, einem einzelnen Manne gegenüber nicht ritterlich handeln wollte.

„Aha!“ dachte er. „Du willst mich, wie der Reiher den Falken aufspießen, aber warte! — ich will an dir die kleine Windmühle versuchen, die ich mir in Lubniow schon vor Jahren ausgedacht.“

Das schien ihm in diesem Falle das Beste. Es blitzte plötzlich um den kleinen Ritter, als wäre er ganz und gar in einen in allen Farben schillernden Panzer eingehüllt. Er gab seinem Roß die Sporen und flog auf Kanneberg zu.

Dieser hatte sich noch mehr geduckt; er lag fast ganz auf dem Pferde. Im nächsten Augenblick hatte er das Schwert mit dem Rapier zusammengebunden, den Kopf mit der Schnelligkeit einer Schlange emporgeschnellt und mit gewaltiger Kraft zugestoßen.

Doch zu gleicher Zeit sauste es ihm um die Ohren, das Rapier in seiner Hand schwankte, die Schneide desselben fuhr ins Leere, während das gebogene Ende des Säbels des kleinen Ritters mit Blitzesschnelle auf den Kopf Kannebergs niederfuhr, ihm einen Teil der Nase, den Mund und das Kinn spaltete und, durch den Hals fahrend, auf dem Schulterknochen sitzen blieb.

Das Rapier entfiel der Hand des Getroffenen, seine Sinne umnachteten sich. Doch ehe er vom Pferde fallen konnte, ließ Herr Wolodyjowski seinen Säbel an der Schnur herabfallen und packte den Unglücklichen an den Schultern.

Ein furchtbarer Schrei des Entsetzens tönte aus den Kehlen der Schweden drüben. Herr Sagloba kam jetzt zu Herrn Wolodyjowski herangesprengt.

„Herr Michael!“ rief er. „Ich wußte, daß es so kommen würde, aber ich war entschlossen, euch zu rächen!“

„Der war ein Meister,“ antwortete Wolodyjowski. „Nehmt sein Pferd am Zügel, es ist ein edles Roß.“

„Ha! wenn der Fluß uns nicht trennte, würde es sich gut mit jenen scherzen! Ich wäre der erste!“

Hier unterbrach das Pfeifen einer Kugel die Rede des Alten; er kam nicht zu Ende. Dagegen rief er:

„Kommt fort, Herr Michael! Die Verräter sind imstande, uns zu erschießen!“

„Ihre Kugeln richten keinen Schaden mehr an,“ sagte Wolodyjowski ruhig. „Es ist zu weit.“

Andere polnische Reiter traten hinzu, gratulierten dem kleinen Ritter und betrachteten ihn mit Bewunderung. Es zuckte ihm freudig um den Mund, denn auch er war zufrieden mit sich.

Am anderen Ufer der San summte es unter den Schweden wie im Bienenstock. Die Artilleristen hatten Kanonen herbeigeführt. Das veranlaßte die Polen, zum Rückzug zu blasen. Beim ersten Trompetenstoß eilte jeder Soldat zu seiner Fahne; bald standen sie zum Abmarsch bereit. Nachdem die Polen sich bis an den Wald zurückgezogen hatten, machten sie noch einmal kehrt, als wollten sie die Schweden zur Verfolgung auffordern. Vor die Front der Glieder ritt auf einem schwarz- und weißgescheckten Pferde ein Mann mit einer Burka bekleidet und mit einer Luchsmütze auf dem Kopfe. Er trug einen vergoldeten Stab in der Hand.

Die Schweden konnten ihn deutlich sehen, denn der Glanz der untergehenden Sonne beleuchtete ihn hell. Ein Abglanz schien auch von ihm auszustrahlen und seine Umgebung zu beleuchten.

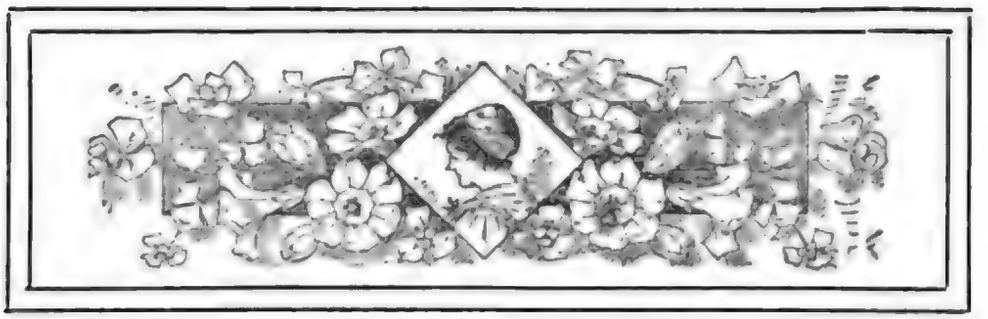
Als die Schweden ihn sahen, riefen sie halb entsetzt, halb drohend:

„Tscharniezki! Tscharniezki!“

Er schien seinen Hauptleuten etwas zu sagen. Vor dem

Ritter, welcher den Kanneberg geſchlagen, hielt er ſich längere Zeit auf. Er legte ſeine Hand auf den Arm des kleinen Ritters und ſprach eindringlich zu ihm. Dann erhob er den Arm mit dem Feldherrnſtab, worauf eine Fahne nach der anderen langſam abzog.

Soeben ging die Sonne unter. In Jaroslaw läuteten die Glocken zum Ave. Die polniſchen Fahnen ſangen laut den engliſchen Gruß: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botſchaft!“ und entſchwanden langſam den Blicken der Schweden.



5. Kapitel.

An diesem Tage gingen die Schweden hungrig schlafen, ohne zu wissen, womit sie am nächsten Tage den Hunger stillen sollten. Das nagende Gefühl im Magen ließ sie nicht schlafen. Noch ehe der Hahn zum zweitenmal gekräht hatte, hatten die meisten schon das Lager verlassen, um einzeln oder in Haufen auf den umliegenden Dörfern nach Lebensmitteln zu suchen. Nächtlichen Strauchdieben gleich konnte man sie die Ortschaften Radzymno, Kantschudz und Tytschin beschleichen sehen, wo sie hoffen konnten, noch etwas zu finden. Es tröstete sie, zu wissen, daß Tscharniezki das jenseitige Ufer der San besetzt hielt, doch selbst wenn er oder seine Hauptleute hier herüberkämen, hätte sie das nicht zurückgeschreckt, denn sie fürchteten den Hunger mehr, als den Tod. Die Disziplin im Lager mußte schon sehr gelockert sein, da über anderthalbtausend Mann, entgegen dem strengsten Verbot, heimlich das Lager verlassen hatten.

Sie begannen ihren Raubzug damit, daß sie die Häuser in Brand setzten und beim Lichte der Flammen alles ausraubten, was ihnen unter die Hände kam und alle totschlugen, die nicht freiwillig ihr Eigentum hergaben. Das war ihr Verderben, denn auch auf dieser Seite des Flusses schwärmte verschiedenes Bauerngesindel haufenweise herum und ganze „Parteien“ Adliger hielten sich in den Wäldern verborgen. Eine der stärksten derselben, dem Herrn Strschalkowski gehörende, bestand aus dem kriegerischen Kleinadel des Berglandes; diese nun war zum Unglück für die Schweden heute Nacht bis Pruchnick vorgerückt.

Als Herr Strschalkowski den Feuerschein sah und die Schüsse hörte, ritt er mit seinen Leuten dem Lärm nach und überfiel plötzlich die mit Rauben Beschäftigten. Sie wehrten sich tapfer, aber Herr Strschalkowski versprengte sie und ließ keinen am Leben. In den anderen Ortschaften geschah das Gleiche. Die Verfolgenden jagten den Fliehenden bis dicht an das Lager nach und versetzten das ganze Lager in Schrecken damit, daß sie in tartarischer, wallachischer, ungarischer und polnischer Sprache ein fürchterliches Gelärme anstimmten und auf diese Weise die Schweden glauben machten, es rücke ein großes Heer gegen sie an.

Es entstand im Lager eine große Verwirrung und — was bisher noch nie dagewesen, die Soldaten wurden von einer entsetzlichen Panik ergriffen, welche zu unterdrücken den Offizieren nur mit großer Mühe gelang. Dem Könige, welcher den größten Teil der Nacht zu Pferde verbracht hatte, konnte das nicht verborgen bleiben; er war zu klug, um die Folgen dieser Nacht nicht voraussehen zu können. Sobald der Tag graute, berief er den Kriegsrat.

Die sehr ernste Sitzung währte nur kurz. Es blieb kein Ausweg, als der Rückzug. Die Soldaten waren durch den Hunger und die Mühsale der Märsche entmutigt, durch die Verluste geschwächt; das feindliche Heer nahm täglich an Stärke zu.

Der schwedische Alexander, welcher sich vorgenommen hatte, den polnischen Darius bis an die äußersten Grenzen seines Reiches zu hetzen und ihn hinauszutreiben, mußte die Verfolgung nicht nur aufgeben, sondern vor allem an die eigene Rettung denken.

„Wir können dem Laufe der San folgend nach Sandomir gelangen, von da auf der Weichsel nach Warschau und Preußen," sagte Wittemberg. „Auf diese Weise können wir dem völligen Verderben noch entgehen."

Douglas raufte sich die Haare:

„So viel Siege, so viele Mühen umsonst!" sagte er. „Ein so großes, erobertes Land sollen wir wieder hergeben?"

Und Wittemberg erwiderte darauf:

„Habt ihr bessere Vorschläge zu machen?"

„Leider nein!" antwortete Douglas.

Der König, welcher bisher nicht gesprochen hatte, erhob sich jetzt. Das war das Zeichen, daß die Sitzung geschlossen war. Er sprach nur die wenigen Worte:

„Ich befehle den Rückzug!“

Dann ſprach er den ganzen Tag kein Wort mehr.

Im ſchwediſchen Lager ſchmetterten die Trompeten Signale, die Trommeln raſſelten. Die Kunde, daß der Rückzug angetreten werden ſolle, durchlief wie ein Lauffeuer das Lager. Man begrüßte ſie mit Freudenausrufen. Es befanden ſich noch genug Schlöſſer und Feſtungen in den Händen der Schweden, dort würden ſie Ruhe, Sättigung und Sicherheit finden.

Die Generale betrieben die Vorbereitungen zum Rückzuge mit einer Eile, die, wie Douglas ironiſierte, einer ſchmachvollen Flucht auf ein Haar glich.

Der König entſandte Douglas zuerſt mit der Vorhut. Er ſollte ſchwierige Uebergänge beſeitigen und den Wald vom Geſindel ſäubern. Kurze Zeit darauf folgte ihm in voller Kriegsrüſtung das Heer. Zuerſt kamen die Kanonen, die Reiter nahmen die Mitte ein, an den Seiten ſchritten die Füſiliere und die Wagenburg beſchloß den Zug. Die Zelte und das Kriegsgerät ſchwammen auf großen Kähnen den Fluß hinab.

Alle dieſe Vorſichtsmaßregeln waren durchaus nicht überflüſſig, denn kaum hatte der Zug ſich in Bewegung geſetzt, als die Nachhut der Schweden auch ſchon polniſche Reiter erblickte, welche ſeiner Spur folgten und ihn unausgeſetzt im Auge behielten.

Tſcharniezki ſammelte ſeine Fahnen, alle in der Gegend befindlichen Parteigänger und Freiwillige, entſandte einen Eilboten zum Könige und folgte dem Schwedenheere.

Das erſte Nachtlager in Prſcheworsk brachte ihm ſchon den erſten Alarm. Die Polen kamen den Schweden ſo nahe auf den Leib gerückt, daß einige tauſend Fußſoldaten und mehrere Kanonen ſich ihnen entgegenſtellten.

Im erſten Augenblick glaubte der König von Schweden, daß Tſcharniezki mit ſeiner Hauptmacht endlich zum Angriff ſchreite, doch bald überzeugte er ſich, daß wieder nur einzelne Abteilungen ausgeſchickt waren, ihn zu beunruhigen. Sie hatten einen Anfall fingiert und ſich gleich wieder zurückgezogen. Bis zum Morgen dauerten die Unruhen, die Schweden hatten die Nacht wieder ſchlaflos verbracht.

Und die folgenden Tage und Nächte ſollten dieſer Nacht ähnlich werden.

Tſcharniezki hatte inzwiſchen wieder zwei Fahnen Zuzug vom Könige erhalten und einen Brief, welcher ihm meldete, daß die Feldhauptleute mit den Stammſoldaten in kurzem zu

ihm ſtoßen würden, der König aber mit den Regimentern zu Fuß und den Tartaren unverzüglich folgen wolle, ſobald die Unterhandlungen mit dem Chan, mit Rakotſchy und dem Kaiſer ihren Abſchluß erreicht hatten.

Dieſe Nachricht erfreute Herrn Tſcharniezki ſehr und als am nächſten Morgen die Schweden weiter marſchierten, dem Keile zwiſchen San und Weichſel zu, da ſagte der Herr Kaſtellan zum Hauptmann Polanowski:

„Die Fiſche gehen in das Netz.“

„Und wir werden es machen wie jener Fiſcher, welcher ihnen auf der Flöte aufſpielte, damit ſie tanzen ſollten,“ ſagte Sagloba. „Als ſie aber nicht tanzen wollten, zog er ſie aus dem Waſſer und legte ſie an das Ufer; da fingen ſie an zu ſpringen, während er mit dem Stocke auf ſie einſchlug und rief:

„O, ihr Hallunken! Warum habt ihr nicht getanzt, ſo lange ich ſpielte?“

Darauf ſprach Herr Tſcharniezki:

„Wir wollen ſie das Tanzen ſchon lehren, ſobald der General Lubomirski mit ſeinen fünftauſend Mann angekommen ſein wird.“

„Er muß jeden Augenblick hier ſein,“ warf Herr Wolodyjowski ein.

„Es ſind heute ein paar adlige Herren aus den Bergen angekommen,“ bemerkte Sagloba, „welche erzählen, daß Lubomirski in Eilmärſchen heranmarſchiert. Es frägt ſich nur, ob er zu uns ſtoßen, oder den Kampf auf eigene Hand eröffnen will.“

„Warum ſollte er das?“ frug Tſcharniezki, indem er den Alten forſchend anblickte.

„Weil er einen außerordentlichen Hochmut beſitzt und ſehr ehrgeizig iſt. Ich kenne ihn ſeit vielen Jahren und war der Vertraute ſeiner Gedanken. Ich lernte ihn kennen, als er, noch ein Knabe am Hofe des Herrn Stanislaus Krakowski, bei den franzöſiſchen und italieniſchen Fechtmeiſtern Unterricht nahm. Damals ſchon war er ſehr beleidigt, als ich ihm ſagte, daß dieſe alleſamt nur Narreteien trieben, daß keiner von ihnen es mit mir aufnehmen könne. Wir gingen eine Wette ein, ich legte, einen nach dem andern, alle ſieben auf die Erde. Da zog er vor, ſich von mir, nicht nur im Fechten, ſondern auch in der Kriegskunſt unterweiſen zu laſſen. Er iſt zwar, was das Begriffsvermögen betrifft, von der Natur etwas ſchlecht ausgeſtattet worden, aber, was er kann, das hat er von mir gelernt.“

„Seid ihr ein ſo großer Fechtmeiſter?“ frug Polanowski.

„Exemplum! Wolodyjowski iſt mein zweiter Schüler. Der macht mir wirklich Ehre.“

„Es iſt wahr, ihr habt ja den Sweno erſchlagen!“

„Den Sweno? Freilich, wenn das einem von euch Herren paſſierte, ſo würdet ihr euch das ganze Leben lang damit brüſten und die Nachbaren einladen, um ihnen beim Glaſe Wein immer wieder davon zu erzählen. Mir iſt das ſehr gleichgültig, denn wenn ich die von meiner Hand gefallenen Feinde aufzählen wollte, da könnte ich mit ſolchen Swenos den Weg bis Sandomir pflaſtern.“

„Meint ihr etwa nicht? Sprecht, die ihr mich kennt! Bezeugt es mir!“

„Ihr könntet es, Ohm!“ beſtätigte Rochus Kowalski.

Herr Tſcharniezki hörte nicht mehr auf das, was Sagloba ſagte. Er mußte ernſtlich über die Worte des Alten, betreffend Lubomirski, nachdenken. Auch er kannte den Hochmut dieſes Herrn und zweifelte nicht daran, daß Lubomirski ihm entweder ſeinen Oberbefehl aufzwingen, oder auf eigene Hand handeln wollen werde, ſelbſt wenn die Intereſſen der Republik dadurch geſchädigt würden.

Sein ſtrenges Geſicht wurde noch ernſter; er drehte an ſeinem Barte.

„Oho!“ flüſterte Sagloba dem Herrn Johann Skrzetuski in das Ohr. „Der Tſcharniezki käut ſchon etwas wieder, was ihm bitter ſchmeckt. Er ſieht aus wie ein Adler, der jemandem einen Hieb mit dem Schnabel verſetzen will.“

In dieſem Augenblick bemerkte Tſcharniezki:

„Es muß einer der Herren mit einem Briefe von mir zu Herrn Lubomirski gehen.“

„Ich will die Botſchaft übernehmen, ich bin ihm bekannt,“ ſagte Johann Skrzetuski.

„Gut!“ entgegnete der Führer. „Je bekannter der Bote mit ihm iſt, deſto beſſer. . . .“

Sagloba wandte ſich an Wolodyjowski und flüſterte wieder:

„Er ſpricht ſchon durch die Naſe. Das iſt bei ihm immer ein Zeichen großer Erregung.“

Thatſächlich war die Urſache aber die, daß Herr Tſcharniezki einen ſilbernen Gaumen trug. Eine Kugel hatte ihm vor Jahren bei Buſcha den eigenen weggeriſſen. So oft er nun erregt, zornig oder beunruhigt war, klang ſeine Stimme ſcharf und näſelnd.

Plötzlich wandte sich Tscharniezki zu Sagloba:

„Wie wäre es, wenn ihr mit Skrzetuski ginget? Wollt ihr?“

„Gern!“ antwortete Sagloba. „Wenn ich nichts ausrichte, richtet keiner etwas aus. Zudem sieht es anständiger aus, wenn bei einem Manne von so hoher Geburt zwei Personen als Botschafter erscheinen.“

Tscharniezki biß sich auf die Lippen, zauste seinen Bart und brummte vor sich hin:

„Hohe Geburt! Vornehme Herkunft! . . .“

„Die kann ihm niemand streitig machen!“ bemerkte Sagloba.

Tscharniezki runzelte die Stirn.

„Die Republik ist groß, das heißt von hoher Größe. Im Verhältnis zu ihr ist die Zahl der Hochgeborenen, das heißt der Großen des Reiches, klein, die Hochgeborenen selbst sind winzig klein dem Ganzen gegenüber. Wehe denen, die das vergessen.“

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der tiefe Ernst derselben machte die Anwesenden verstummen. Nach einer Weile sagte Sagloba:

„Im Verhältnis zum ganzen Reiche wohl, das ist richtig.“

„Ich bin auch nicht von Salz und Brot zusammengesetzt,“ bemerkte Tscharniezki, „eigentlich nur aus Schmerzen. Der Gaumen, den mir die Kosaken vor Jahren herausgeschossen, schmerzt mich noch heute, und jetzt schmerzt mich der Schwede, der das Vaterland zerrissen und mit Blut durchtränkt hat, und ich werde dies böse Geschwür, das mich quält, entweder mit dem Säbel herausschneiden oder daran zu Grunde gehen, so wahr mir Gott helfe!“

„Und wir wollen mit unserem Blute dazu helfen!“ sagte Polanowski.

Tscharniezki brauchte noch eine Weile, ehe er die Bitternis, die ihn erfüllte, verwunden hatte. Der Gedanke, daß der Hochmut des Herrn Marschall der Rettung des Vaterlandes hinderlich sein könnte, machte ihn fast rasend. Endlich beruhigte er sich und sprach:

„Es ist Zeit, den Brief zu schreiben. Ich bitte die Herren, mit mir.“

Johann Skrzetuski und Sagloba folgten ihm. Eine halbe Stunde später saßen sie auf den Pferden und ritten den Weg zurück, der nach Radymno führte. Eingegangener Nachrichten zufolge sollte der Marschall sich dort befinden.

„Johann,“ sagte Sagloba, an seinem Kolett herumtastend,

in deſſen Taſche der Brief ſteckte, welchen Herr Tſcharniezki ihm gegeben. „Thu' mir den Gefallen, laß mich allein zum Marſchall ſprechen.“

„Habt ihr ihn wirklich vor Jahren kennen gelernt und ihn fechten gelehrt, Vater?“

„Ach, woher! Man ſpricht ſo etwas hin, damit einem der Mund nicht zufriert und die Zunge nicht ſteif wird, was bei zu langem Schweigen leicht paſſieren kann. Ich kenne ihn nicht und habe ihn auch nicht fechten gelehrt. Ich hatte Wichtigeres zu thun, als der Bärenführer eines Prinzen zu ſein und ihn zu lehren, wie er die Tatzen ſetzen ſoll. Das iſt ja auch Nebenſache. Ich kenne ihn zur Genüge aus dem, was man ſich von ihm erzählt und werde ihn zu kneten verſtehen, wie der Koch die Klöße. Nur das eine bitte ich mir aus: Sage nichts davon, daß wir einen Brief von Herrn Tſcharniezki mit uns führen, erwähne ja nichts davon, bis ich ſelbſt ihm denſelben gebe.“

„Wie? Ich ſollte meinen Auftrag nicht ausführen? Das iſt mir noch nie im Leben paſſiert und wird auch nicht geſchehen. Das iſt unmöglich! Selbſt wenn Herr Tſcharniezki mir verzeihen wollte. Nicht um alle Schätze der Welt.“

„Dann werde ich eigenhändig deinem Gaul die Sehnen durchſchneiden, damit du nicht mitkommſt. Haſt du jemals gehört, daß etwas mißlungen iſt, was ich ausgeſonnen? Rede! Biſt du ſelbſt ſchlecht dabei fortgekommen, wenn Sagloba ſich deiner Angelegenheiten annahm? Oder hat Michael oder deine Halſchka Schaden dabei genommen, oder wir alle, als ich uns aus den Klauen Radziwills befreite? Ich ſage dir, der Brief Tſcharniezkis kann mehr Schaden anrichten, als ſich wieder gut machen läßt, denn der Kaſtellan hat ihn in ſo großer Erregung geſchrieben, daß er drei Federn dabei zerbrochen hat. Uebrigens kannſt du ihn immer noch abgeben, wenn meine Redekunſt nicht mehr ausreicht. Mein Wort darauf, daß ich ihn ſelbſt abgebe, wenn es nötig iſt.“

„Wenn ich ihn nur aushändigen darf,“ ſagte Skrzetuski, „wann, iſt Nebenſache.“

„Weiter verlange ich ja nichts von dir! Hajda! Vorwärts! Unſer Weg iſt weit!“

Sie trieben die Pferde an und ritten im ſchnellen Trab. Sie brauchten aber nicht ſo weit zu reiten, als ſie gedacht. Die Vorhut der Truppen des Marſchalls hatte Radymno bereits weit zurückgelaſſen, ſie befanden ſich bereits hinter Jaroslaw. Der Marſchall ſelbſt ſtand in Jaroslaw; er hatte das Quartier

bezogen, welches der König von Schweden innegehabt. Er saß mit seinen höheren Offizieren eben bei Tafel, als Sagloba mit Skrzetuski ankamen, doch ließ er sie nach erfolgter Anmeldung sofort eintreten, da er ihre Namen kannte. Waren dieselben doch in der ganzen Republik berühmt.

Aller Augen wandten sich ihnen zu, als sie eintraten; besonders neugierig betrachtete man Skrzetuski. Der Marschall begrüßte sie höflich und frug sogleich:

„Habe ich den berühmten Ritter vor mir, welcher seinerzeit aus dem belagerten Sbarasch die Briefe an den König brachte?"

„Ich bin es!" sagte Johann Skrzetuski.

„Gott gebe mir viele solcher Helden! Ich könnte Herrn Tscharniezki nur darum beneiden, daß ihr unter seinem Kommando geht, denn sonst hat er nichts vor mir voraus, auch meine kleinen Verdienste werden der Nachwelt erhalten bleiben."

„Und ich bin Sagloba!" stellte sich der alte Ritter vor, indem er vortrat.

Während er das sagte, ließ er den Blick über alle Anwesenden gleiten. Der Marschall, welcher gern jeden für sich einnehmen wollte, rief sogleich:

„Wer hätte nicht von dem Manne gehört, der Burlaj, den Führer der Barbaren, getötet und in das Heer Radziwills die Flamme der Empörung getragen hat . . ."

„Und der dem Herrn Sapieha eine Armee zugeführt hat, die in Wahrheit mich zu ihrem Führer auserwählt hatte," setzte Sagloba hinzu.

„Daß ihr das thatet, da ihr doch eine so hervorragende Charge bekleiden konntet! Warum entsagtet ihr und stelltet euch unter das Kommando Tscharniezkis?"

Sagloba blinzelte mit den Augen zu Skrzetuski hinüber, dann antwortete er:

„Erlauchtester Herr Marschall! An Ew. Erlaucht hat jeder gute Patriot ein herrliches Beispiel, wie man dem Wohle des Vaterlandes seinen Stolz und alle persönlichen Wünsche zum Opfer bringt."

Lubomirski strahlte vor Befriedigung, und Sagloba fuhr fort, indem er die Arme in die Seiten stemmte:

„Herr Tscharniezki hat uns hergeschickt. Er entbietet Ew. Erlaucht seinen und seiner Armee Gruß und läßt euch

gleichzeitig ſagen, daß Gott uns einen bedeutenden Sieg über Kanneberg verliehen hat."

„Ich habe ſchon davon gehört," bemerkte der Marſchall kühl, da der Neid ihn packte. „Aber wir alle werden gern den Bericht noch einmal von einem Augenzeugen hören."

Herr Sagloba leiſtete dieſer Aufforderung mit Freuden Folge. Er erzählte lebhaft, nur mit einigen Abänderungen, denn die Abteilung Kannebergs verſtärkte ſich in ſeinem Munde auf zweitauſend Mann. Er vergaß auch nicht, von Sweno und ſich zu berichten und ſchilderte ſehr draſtiſch, wie unter den Augen des Schwedenkönigs der Reſt der Abteilung Kannebergs völlig erſchlagen worden, wie die Wagen mit dreihundert Mann Bedeckung in die Hände der glücklichen Sieger gefallen, und malte das alles ſo geſchickt aus, daß der Sieg der Polen zu einer furchtbaren Niederlage der Schweden wurde.

Man hörte ihm ſehr aufmerkſam zu, am aufmerkſamſten der Marſchall. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wurde immer ſtarrer. Eiſige Kühle wehte aus ſeinen Worten, als er ſprach:

„Ich verkenne nicht, daß Herr Tſcharniezki ein großer Kriegsheld iſt, doch kann er allein die Schweden nicht aufeſſen, er wird auch anderen etwas übrig laſſen müſſen."

Darauf erwiderte Sagloba:

„Erlaucht! Herr Tſcharniezki iſt ja gar nicht der Sieger."

„Wer denn?"

„Der Sieger iſt Lubomirski!"

Alle Anweſenden waren ſtarr vor Verwunderung und Staunen.

Der Marſchall riß den Mund weit auf, blinzelte mit den Augen, ſah ſehr verwundert den Redner an, als wollte er ſagen:

„Ihr ſeid wohl nicht bei Sinnen?"

Aber Sagloba ließ ſich nicht beirren. Im Gegenteil! Er warf die Lippen ſtark auf — er hatte dieſe Geſte dem Herrn Samojski abgeſehen — und fuhr fort:

„Ich hörte, wie Herr Tſcharniezki vor ſeiner ganzen Armee erklärte: ‚Nicht unſere Säbel haben den Sieg errungen, ſondern,' ſagte er, ‚der Name Lubomirski, denn als die Schweden erfuhren,' ſagte er, ‚daß Lubomirski ſchon ganz nahe herangekommen, da ſank ihnen der Mut ſo ſehr, daß ſie in jedem Soldaten die Armee des Marſchalls witterten und wie die Schafe unter das Meſſer gingen."

Das Geſicht des Marſchalls erhellte ſich, als wären warme Sonnenſtrahlen darüber hingehuſcht.

„Wie?“ rief er. „Herr Tscharniezki selbst hat das gesagt?“

„Jawohl! Und noch manches, von dem ich nicht weiß, ob ich es wiederholen darf, da es nur vertrauliche Mitteilungen sind.“

„Sprecht nur! Jedes Wort des Herrn Tscharniezki ist wert, es hundertmal zu wiederholen. Er ist ein außergewöhnlicher Mann, das habe ich schon immer gesagt!“

Sagloba blinzelte mit den Augen und während er den Marschall betrachtete, murmelte er für sich:

„Der Fisch hängt an der Angel, gleich werden wir ihn haben.“

„Was sagt ihr?“ frug der Marschall.

„Ich sage, daß die Armee so viele Hurrahs auf Ew. Erlaucht ausgebracht hat, wie sie solche nur Sr. Majestät ausbringen könnte, und in Prscheworsk, wo wir die Schweden die ganze Nacht durch klopften, schrieen die Unsrigen, wo nur irgend eine Fahne auftauchte, immer: ‚Lubomirski! Lubomirski!‘ Das hatte einen besseren Erfolg, als alle ‚Allah!‘ und ‚Schlagt zu!‘ Hier, Herr Skrzetuski, der Soldat ohnegleichen, der noch nie gelogen hat, kann es bezeugen.“

Unwillkürlich blickte der Marschall den Ritter an. Dieser wurde blutrot und murmelte verlegen etwas in den Bart.

Die Offiziere des Marschalls ließen die Botschafter hoch leben.

„O, der Herr Tscharniezki hat sehr fein gehandelt, als er uns zwei so artige Kavaliere sandte! Die beiden berühmtesten Ritter! Und dem einen fließt Honig vom Munde!“ riefen sie durcheinander.

„Ich habe immer geglaubt, daß Herr Tscharniezki mir wohlgesinnt ist,“ sagte der Marschall. „Es giebt nichts, was ich für ihn nicht mit Freuden thun möchte.“ Die Augen des Marschalls glänzten vor Freude.

Nun schien Sagloba ganz und gar begeistert.

„Erlauchtester Herr!“ begann er wieder. „Wer würde euch nicht verehren und preisen, euch, das Vorbild aller bürgerlichen Tugenden, welcher dem Aristides an Gerechtigkeit, dem Szipio an Tapferkeit gleicht! Ich habe in meinem Leben eine Menge Bücher gelesen, viel gesehen und viel gedacht; es that mir oft in der Seele wehe, denn, was sah ich nicht alles in dieser Republik! Einen Opalinski, Radziejowski, die Radziwills, welche den eigenen Stolz, ihren Hochmut und ihren Eigennutz über alles stellten und das Vaterland ihren Lastern opferten. Oft dachte ich bei mir: die Republik ist nur an den Sünden

der eigenen Söhne zu Grunde gegangen! Ich ſprach mich darüber auch zu Herrn Tſcharniezki aus, doch dieſer tröſtete mich immer, indem er ſprach: ‚Wahrlich! — Das Vaterland iſt nicht verloren, da Lubomirski für dasſelbe eintritt. Jene — ſagte er — denken nur an ſich, dieſer ſieht und ſucht nur alles hervor, was er auf den Altar des Vaterlandes und der allgemeinen Wohlfahrt tragen kann: er geht mit Hintanſetzung aller eigenen Intereſſen allen anderen als leuchtendes Beiſpiel voran. Auch jetzt — ſagte er — zieht er mit einer großen Heeresmacht heran und ſchon — ſagte er — hat man mir zugetragen, daß er mir das Oberkommando desſelben abtreten will, nur um andere zu belehren, wie man ſelbſt den gerechteſten Stolz dem Wohle des Vaterlandes opfern muß. Geht alſo hin zu ihm — ſagte er — und erklärt ihm, daß ich dieſes Opfer nicht annehmen kann und will, da er ein beſſerer Feldherr iſt als ich es bin. Nicht nur zum Feldherrn, nein, ſogar — Gott gebe unſerem Kaſimir ein langes Leben! — ſogar zum Könige ihn dereinſt zu wählen ſind wir bereit!‘“

Herr Sagloba hielt plötzlich inne. Er war ſelbſt ein wenig erſchrocken über ſeine eigenen Worte und fürchtete, doch zu weit gegangen zu ſein. Doch er war nicht zu weit gegangen! Der Magnat wechſelte wiederholt die Farbe, atmete ſchwer und nachdem ein kurzes Stillſchweigen eingetreten war, hub er an:

„Die Republik iſt und wird ſtets die Herrin ihres Willens bleiben, denn auf ihr ruhen die Fundamente unſerer Freiheit ſeit undenklichen Zeiten . . . Doch ich bin nur der Diener ihrer Diener und Gott iſt mein Zeuge, daß ich die Augen nicht zu jenen Höhen erhebe, die für einen Bürger zu hoch zum Erklimmen ſind . . . Was das Oberkommando betrifft, ſo darf kein anderer es führen, als Herr Tſcharniezki. Es drängt mich, denen, die immer und bei jeder Gelegenheit auf ihre hohe Geburt und ihren hohen Rang pochen, keine Oberhoheit anerkennen, ein Beiſpiel der Selbſtentäußerung zu geben und zu zeigen, wie man zum Wohle des Vaterlandes ſelbſt ſeine hohe Stellung aufgiebt. Obgleich ich im Grunde genommen auch kein ganz ſchlechter Feldherr bin, ſtelle ich, Lubomirski, mich unter den Oberbefehl Tſcharniezkis, indem ich Gott nur von Herzen bitte, daß er uns zum Siege über den Feind verhelfen möge!“

„Ihr ſeid wahrhaft ein Römer! Ein Vater des Vaterlandes!“ rief Sagloba, die Hand des Marſchalls an ſeine Lippen führend.

Gleichzeitig schielte der durchtriebene Alte zu Skrzetuski hinüber und blinzelte ihm zu.

Donnernde Vivatrufe der Offiziere wurden im Gemache laut, die sich bald durch das ganze Hauptquartier fortpflanzten.

„Wein! Bringt Wein her!“ rief der Marschall.

Und sobald die Becher gefüllt waren, brachte er den ersten dem Wohle des Königs, den zweiten dem Herrn Tscharniezki, seinem Oberbefehlshaber, wie er ihn nannte, und den dritten den Gesandten. Sagloba blieb mit Toasten nicht hinter ihm zurück und wußte allen so zu Herzen zu reden, daß der Marschall die Gäste beim Abschied bis hinter die Schwelle begleitete, die Ritter ihnen aber bis hinter den Schlagbaum der Stadt das Geleite gaben.

Endlich waren sie allein. Sagloba lenkte sein Pferd quer vor das Pferd Skrzetuskis, so daß dieser das seinige anhalten mußte. Dann stemmte er die Arme in die Seiten und frug:

„Nun, Johann? Was meinst du jetzt?“

„Wahrhaftig!“ antwortete Skrzetuski, „hätte ich nicht mit eigenen Ohren gehört und mit eigenen Augen gesehen, ich würde es nicht glauben, selbst wenn ein Engel es mir erzählte.“

„Ha! Wie? Ich möchte darauf schwören, daß Tscharniezki in seinem Briefe den Lubomirski höchstens schön gebeten hat, mit ihm Hand in Hand zu gehen, was hätte er aber damit ausgerichtet? Er hätte das herausgefordert, was er vermeiden wollte! Denn wenn der Brief Beschwörungen enthält, aus Liebe zum Vaterlande u. s. w. sich ihm unterzuordnen, — und ich bin sicher, daß er sie enthält — hätte der Herr Marschall gleich eine beleidigte Miene aufgesteckt und gesagt: ‚Wie kommt er dazu, sich zu meinem praeceptor aufzuwerfen und mich zu lehren, wie man das Vaterland lieben soll . . .‘ Ich kenne die Herren! . . . Zum Glück hat der alte Sagloba die Sache in die Hand genommen, und kaum hat er den Mund aufgethan, so will der Marschall nicht nur mit Tscharniezki gehen, sondern ihn als Oberbefehlshaber anerkennen.“

Tscharniezki grämt sich jetzt sicherlich um den Ausgang der Sache; nun ich werde ihn bald trösten . . . Wie, Johann? Versteht der Sagloba die Magnaten an der rechten Stelle zu fassen oder nicht?

„Ich muß gestehen, daß ich vor Erstaunen kaum zu atmen wagte,“ versetzte Skrzetuski.

„O, ich kenne sie! Man braucht nur einem von ihnen eine Krone vor die Augen zu halten oder mit dem Zipfel eines

Hermelinmantels zu winken, so darf man ihn gegen den Strich streicheln, wie einen jungen Windhund; er wird den Buckel bald freiwillig krümmen und ihn dir unter die Hand drängen. Keine Katze wird dir so um die Beine schnurren wie er; und hieltest du ihr eine ganze Schnur Speckschwarten hin. Dem Ehrlichsten unter ihnen werden die Augen aus dem Kopfe treten und der Speichel im Munde zusammenlaufen vor Gier, und triffst du auf einen Schelm, wie der Wojewode von Wilna einer war, so kannst du ihn mit einem Versprechen kaufen. Wie hohlköpfig die Menschen doch sind. Herr Jesu! Wenn ich so viele tausende Thaler oder Dukaten besäße, wie du Thronkandidaten in diesem Reiche geschaffen hast, so könnte ich selbst Kandidat werden. Denn wenn irgend einer denkt, ich halte mich für geringer als sie, dann soll ihm vor Hochmut der Wanst bersten . . . Sagloba ist so gut wie Lubomirski, nur das macht den Unterschied, daß jener reich ist und ich arm bin! . . . Ja, ja, Johann . . . Glaubst du etwa, ich hätte ihm wirklich die Hand geküßt? Bewahre! Meinen Daumen habe ich geküßt und mit der Nasenspitze seinen Handrücken gedrückt. Es hat ihn sicherlich noch niemand so an der Nase herumgeführt, wie ich heute. Ich strich ihn wie Butter auf die warme Semmel für Herrn Tscharniezki . . . Gott erhalte uns unseren König noch lange; aber für den Fall einer Königswahl würde ich doch lieber mir die Stimme geben, als ihm . . . Roch Kowalski würde mir seine auch geben, und Herr Michael würde die Opponenten totschlagen . . . Bei Gott . . . ich würde dich sogleich zum Großhetman der Krone ernennen, den Wolodyjowski zum Nachfolger Sapiehas in Litauen machen . . . den Rzendzian zum Schatzmeister einsetzen; der würde die Juden mit Abgaben drücken! . . . Schließlich ist das Nebensache! Die Hauptsache ist, daß ich den Lubomirski am Angelhaken habe, die Schnur desselben werde ich dem Tscharniezki in die Hand drücken. Einer muß doch die Mühle drehen, die die Schweden zermahlen soll! Dieser eine bin ich doch? Wie? Einen anderen würden die Chronikenschreiber verherrlichen; ich aber habe nicht das Glück . . . Der Alte muß noch zufrieden sein, wenn Tscharniezki ihn nicht anschnauzt, daß er den Brief nicht abgegeben hat . . . so dankbar sind die Menschen . . . Ha! das passiert mir nicht zum ersten Mal . . . Andere sitzen auf Marmorsteinen und haben Schmeerbäuche wie die Mastschweine . . . ich Alter aber kann mir weiter die Eingeweide auf dem Pferde ausschütteln . . . ."

Hier winkte Sagloba mit der Hand.

„Ach was! ich nieſe auf die Dankbarkeit der Menſchen! Sterben muß man ſo oder ſo, und es iſt doch ein ſchönes Gefühl, dem Vaterlande zu dienen. Der beſte Lohn für einen ehrlichen Soldaten ſind treue Waffenbrüder. Sitzt man erſt einmal zu Pferde, dann iſt es eine Luſt mit ſolchen Kameraden wie ihr, du und Wolodyjowski, bis an das Ende der Welt zu reiten . . . So ſind wir Polen nun einmal geartet. Wenn wir nur erſt auf das Pferd kommen. Der Deutſche, der Franzoſe, der Engländer oder der ſchlanke Spanier ſpringen jedem gleich ins Geſicht. Der Pole mit ſeiner angeborenen Geduld kann ſehr viel ertragen, läßt ſich ſelbſt von den Schweden viel gefallen; erſt wenn das Maß zum Ueberlaufen voll, reißt die Geduld. Dann ſchlägt er den Peiniger mit der Fauſt ins Geſicht, daß der Schwede ſich dreimal überkugelt . . . Denn der Mut fehlt uns nicht, und ſo lange der vorhält, wird auch die Republik beſtehen bleiben. Schreibe dir das hinter die Ohren, Johann . . .“

In dieſer Weiſe plauderte Sagloba noch lange, denn er war zufrieden mit ſich, und wenn er das war, dann wurde er ungemein redſelig und die Sentenzen ſprudelten von ſeinen Lippen.

6. Kapitel.

Tscharniezki wagte gar nicht zu hoffen, daß der Kronenmarschall sich ihm werde unterstellen wollen; er wünschte nur ein Zusammenwirken in Einigkeit und er fürchtete, daß ein solches selbst, bei der großen Eitelkeit und dem Hochmut des Herrn, nicht zustande kommen würde, denn der Marschall hatte schon früher zu seinen Offizieren geäußert, daß er lieber allein gegen die Schweden operieren wolle, um wenigstens etwas von Ruhm für sich zu ernten, denn er sähe voraus, daß ein Zusammenwirken mit Tscharniezki ihm nichts, jenem aber alles eintragen würde. Diese Aeußerung aber war dem Herrn Kastellan von Kijow zu Ohren gekommen, daher fürchtete er nun eine Zersplitterung der Kräfte.

Während nun seine Sendboten fern waren, quälte er sich mit Sorgen. Er hatte, seit die beiden Herren fort waren, die Kopie seines Briefes an Lubomirski wohl an zehnmal gelesen, um sich zu überzeugen, daß er nichts geschrieben, was den stolzen Mann reizen konnte. Dabei fand er, daß er einige Ausdrücke und Redewendungen doch lieber hätte weglassen sollen, zuletzt bereute er, den Brief überhaupt geschrieben zu haben.

Nachdenklich, grübelnd und ärgerlich über sich selbst, saß er nun in seinem Quartier, unruhig zum Fenster hinausblickend, ob die Sendboten noch nicht zurückkehrten. Die vorübergehenden Offiziere sahen ihn am Fenster stehen und errieten, was in seinem Innern vorging, denn die Sorge stand auf seiner Stirn geschrieben.

„Seht einmal," sagte Polanowski zu Wolodyjowski, „es wird nichts gutes daraus, denn das Gesicht des Kastellan ist fleckig, das ist ein böses Zeichen."

Das Gesicht Tscharniezkis wies nämlich eine große Menge Pockennarben auf, welche in Stunden großer Erregung oder innerer Unruhe ganz weiß leuchteten. Da überhaupt die Züge seines Gesichts und die Form seines Kopfes sehr scharf geschnitten, seine übermäßig hohe Stirn durch dichte buschige Brauen verdunkelt, die Nase scharf gebogen und der Blick durchdringend war, so trugen in solchen Fällen die Pockennarben doppelt dazu bei, daß er schrecklich anzusehen war. Die Kosaken pflegten ihn nicht mit Unrecht den „fliegenden Hund" zu nennen, denn wenn er mit lose flatternder Burka, die wie zwei schwarze Flügel zu beiden Seiten ihn umwehte, seine Soldaten zur Attacke führte, war die Aehnlichkeit mit diesem Tier eine sehr ausgeprägte. Darum schreckte sein Erscheinen auch die Feinde so sehr.

Seine Häßlichkeit war sprichwörtlich geworden. Zur Zeit der Kosakenkriege war er nicht allein durch seinen persönlichen Mut, sondern auch durch sein Aussehen der Schrecken aller Kosaken, selbst Chmielnizki fürchtete ihn vor allem als Berater des Königs. Er war es, welcher den Kosaken die fürchterliche Niederlage bei Berestetsch bereitet hatte. Wie ein flammendes Schwert war er zwischen die mächtigen Watahs gefahren, so daß selbst die Besonnensten den Kopf verloren, wenn er im Sturme die Städte der Ukraine nahm und die Schanzen derselben auseinander fegte, daß die Erde davon in alle vier Winde flog.

Mit derselben Ausdauer verfolgte er jetzt die Schweden. Karl Gustav pflegte zu sagen: „Er schlägt mir die Soldaten nicht tot, sondern er stiehlt sie mir." Aber eben dieser heimlichen Verfolgung war Tscharniezki jetzt überdrüssig. Die Zeit zum kräftigen Dreinschlagen schien ihm gekommen und da er zur Eröffnung einer offenen Feldschlacht Kanonen und vor allem viel Fußvolk brauchte, so wünschte er sehnlichst die Ankunft und das Zusammenwirken mit Lubomirski herbei. Denn wenn auch der Marschall nur über eine geringe Anzahl Geschütze zu verfügen hatte, so brachte er doch an Fußsoldaten mehrere Regimenter mit, die sämtlich aus den Bewohnern der Berge rekrutierten, welche die Feuerprobe längst wiederholt bestanden hatten und im Notfalle den schwedischen Füsilieren schon Stand zu halten vermochten.

Tscharniezki fieberte vor Aufregung. Er konnte es im Quartier nicht mehr aushalten und war eben vor die Thür getreten, als Polanowski und Wolodyjowski daherkamen.

„Sind die Boten noch nicht zurück?“ rief er sie an.

„Noch nicht,“ antwortete Wolodyjowski. „Man wird sie gut aufgenommen haben.“

„Man wird sich ihrer Gegenwart freuen, aber meine Vorschläge verworfen haben, sonst hätte der Herr Marschall mir schon die Antwort durch einen seiner Offiziere geschickt,“ meinte Tscharniezki.

„Herr Kastellan!“ sagte Polanowski, welcher ein großes Vertrauen seitens des Generals genoß. „Wozu sich grämen! Kommt der Marschall, dann gut, wenn nicht, dann befolgen wir unsere Taktik weiter. Es fließt auch so Blut aus den schwedischen Töpfen und es ist doch eine bekannte Sache, daß wenn ein Topf leck wird, der Inhalt, wenn auch langsam, doch sicher herausläuft.

„Aber auch die Republik muß bluten,“ versetzte Tscharniezki. „Wenn die Schweden jetzt entkommen, werden sie sich stärken können. Sie werden Zuzüge aus Preußen erhalten, die gute Gelegenheit ist dann vorüber.“

Während er das sagte, zupfte Tscharniezki ungeduldig an seinem Rocke herum.

Da hörte man Pferdegetrappel. Gleich darauf ertönte Saglobas Baßstimme; er sang:

„In die Kammer Kasia ist gegangen
Und der Stach' ruft nach ihr, mit Verlangen:
Laß mich Mädchen ein, sonst bin ich voller Sorgen.

Draußen heult der Sturm, es fällt der Schnee
Und die Kälte thut so wehe, ach so weh!
Laß mich ein, daß ich nicht friere bis zum Morgen!“

„Ein gutes Zeichen!“ rief Polanowski. „Sie kehren fröhlich zurück. Die Angekommenen waren beim Anblick des Kastellans aus den Satteln gesprungen. Sie übergaben die Pferde den Stalljungen und schritten lebhaft dem Gange zu. Dicht vor dem General riß Sagloba plötzlich die Mütze vom Kopfe, warf sie hoch in die Luft und — indem er mit großem Geschick die Stimme des Marschalls nachahmte, rief er:

„Vivat, Herr Tscharniezki! Es lebe unser Oberbefehlshaber!“

Der Kastellan runzelte die Stirn und frug schnell:

„Habt ihr einen Brief für mich?“

„Nein!“ antwortete Sagloba, „aber etwas besseres. Der Marschall stellt sich samt seinem Heere unter das Oberkommando Ew. Erlaucht! Tscharniezki schien den Sprecher mit seinem Blick

durchbohren zu wollen. Dann wandte er ſich an Skrzetuski, als wollte er ſagen:

„Redet ihr! Dieſer hier iſt betrunken!“

Sagloba hatte thatſächlich einen kleinen Rauſch. Da aber Skrzetuski die Ausſage des Alten beſtätigte, malte ſich höchſtes Staunen in den Zügen des Generals.

„Kommt mit mir!“ befahl er den Anweſenden. „Herr Polanowski, Herr Wolodyjowski, ich bitte.“

Sie hatten noch keiner einen Platz eingenommen, als Tſcharniezki ſchon frug:

„Was ſagte der Marſchall zu meinem Briefe?“

„Er ſagte gar nichts,“ antwortete Sagloba, „und warum er nichts ſagte, daß wird aus meinem Bericht hervorgehen. Ich beginne . . . . Und nun erzählte er, was und wie alles geſchehen, auf welche Weiſe er den Marſchall zu dem Entſchluß gebracht. Tſcharniezki lauſchte mit immer wachſendem Staunen, Polanowski ſchlug vor Verwunderung ein über das andere Mal die Hände zuſammen und um den Bart Wolodyjowskis zuckte es ſchelmiſch.“

„Ich lerne euch wahrhaftig heute erſt kennen!“ rief der Kaſtellan. „Ich traue meinen Ohren kaum.“

„Man nannte mich ſchon immer den polniſchen Ulyſſes!“ erwiderte Sagloba beſcheiden.

„Wo iſt mein Brief?“

„Hier, bitte!“

„Ich muß euch wohl verzeihen, daß ihr denſelben nicht abgegeben habt! Ihr ſeid ja auf alle viere beſchlagen! Der Reichskanzler ſollte von euch lernen, mit Klugheit und Politeſſe etwas zu erreichen! Wahrhaftig! Ich, an des Königs Stelle, würde euch zum Botſchafter in Konſtantinopel ernennen . . . .“

„Und er würde als ſolcher bald hunderttauſend Türken hierher ſchaffen,“ warf Herr Michael dazwiſchen.

Und Sagloba brüſtete ſich:

„Zweihundert, nicht einhundert, ſo wahr ich lebe!“

„Hat der Marſchall den Spott nicht gemerkt?“ frug Tſcharniezki.

„Er, gemerkt? Er verſchlang alles, was ich ſagte, wie ein gieriger Gänſerich die Muskatnuß; es röchelte ihm in der Gurgel und die Augen gingen ihm vor Wonne über. Ich fürchtete, er würde vor Eitelkeit platzen, wie eine ſchwediſche Granate. Man könnte ihn mit Schmeicheleien in die Hölle locken!“

„Wenn wir nur die Schweden bekämen, wenn wir sie bekämen, und ich hoffe, daß wir sie nun bekommen," sagte Herr Tscharniezki hocherfreut. „Ihr seid ja ein sehr gescheiter Mann, nur treibt, bitte, den Spott mit dem Marschall nicht zu weit. Ein anderer würde sich so viel nicht erlaubt haben. Es hängt zu Vieles und Großes von seinem guten Willen ab. Wir haben bis Sandomir den Weg durch den Grundbesitz Lubomirskis. Der Marschall kann mit einem Wink seine Bauern veranlassen, uns den Durchmarsch zu erschweren. Ihr seid meiner Dankbarkeit sicher, so lange ich lebe, aber auch dem Lubomirski schulde ich Dank, denn ich vermute, daß nicht Eitelkeit allein die Triebfeder seines Handelns ist."

Er klatschte in die Hände und befahl dem eintretenden Stalljungen, sofort das Reitpferd zu satteln.

„Wir wollen das Eisen schmieden, so lange es heiß ist."

Und sich an die Hauptleute wendend, sagte er:

„Ihr begleitet mich! Das Gefolge muß so glänzend wie möglich sein."

„Soll ich auch mitgehen?" frug Sagloba.

„Ihr habt die Brücke zwischen mir und dem Marschall gebaut, darum gehört es sich, daß ihr zuerst mit darüber reitet. Ueberdies vermute ich, daß ihr drüben gern gesehen werdet ... Ich bitte, Herr Bruder, thut mir den Gefallen, sonst müßte ich glauben, ihr wollt das halb begonnene Werk im Stich lassen".

„Es hilft also nichts; ich muß mit! Zuvor muß ich aber meinen Gurt fester schnallen, sonst verwickeln sich meine Eingeweide ... Mir fehlt die Kraft zum Zusammenhalten der Därme, es wäre denn, daß ich mich erst stärken könnte."

„Womit kann ich dienen?"

„Man hat mir viel von dem Met aus dem Keller Ew. Erlaucht erzählt; ich hatte noch nicht Gelegenheit, ihn zu kosten, möchte nun aber gern wissen, ob er so gut ist, als derjenige des Marschalls."

„Gut! wir wollen also schnell einen Bügeltrunk aus dem Feldbecher nehmen. Wenn wir zurück sind, soll das Maß nicht karg bemessen werden, ihr werdet dann auch ein paar Bauchflaschen voll in eurem Quartier vorfinden. ..."

Während er das sagte, nahm der Herr Kastellan den Feldbecher, füllte ihn und trank den Herren zu. „Auf frischen Mut und gute Laune!"

Der Marschall empfing Herrn Tscharniezki mit offenen Armen, nahm ihn gastfrei auf und hielt ihn bis zum Morgen-

grauen fest. Dann zogen beide Heere vereint unter dem Oberbefehl Tscharniezkis den Schweden nach.

Bei Sieniawa stießen sie auf die Nachhut der Armee, töteten viele und richteten eine kolossale Verwirrung an. Erst da es Tag wurde, zogen sich die Polen zurück, weil die feindlichen Geschütze zu viel Schaden unter ihnen anzurichten drohten. Auch bei Lesajsko fielen viele Schweden, von Tscharniezki hart bedrängt. Es waren in den aufgeweichten Wegen eine Menge Schweden stecken geblieben und in die Hände der Polen gefallen. Die Lage der Feinde wurde immer trauriger. Viele von ihnen wurden ganz ausgehungert aufgefunden und weigerten sich, Nahrung irgendwelcher Art zu sich zu nehmen, nur um den Todesstoß bittend. Viele blieben tot in dem Gestrüpp am Wege zurück, andere saßen irrsinnig geworden am Wege und starrten die Polen gleichgültig an. Die Ausländer, von denen viele unter den Schweden dienten, wurden fahnenflüchtig und gingen zu den Polen über, und nur der unbeugsame Geist, die feste Willenskraft Karl Gustavs hielten die im Erlöschen begriffene Begeisterung in seiner Armee aufrecht.

Um die Schweden zu täuschen und sie glauben zu machen, daß die Hilfstruppen des Chan schon mit ihnen seien, ließen die polnischen Heerführer den Ruf „Allah!“ an allen Ecken und Enden ertönen. Tag und Nacht wurden die Beunruhigungen fortgesetzt. Dazu bekamen sie die Hand der Bauern schwer zu fühlen, denn alle Dörfer in dem Keile zwischen der San und der Weichsel gehörten dem Herrn Lubomirski oder seinen Verwandten, und der Marschall hatte bekannt machen lassen, daß jeder Bauer, welcher zu den Waffen greifen wolle, frei von der Leibeigenschaft werde. Kaum war das zur Kenntnis der Bauern gelangt, da wetzten sie auch schon die Sensen und sammelten die damit abgeschlagenen Schwedenköpfe, um sie dem Marschall zu Füßen zu legen, so daß dieser Mühe hatte, sie zu belehren, daß das gegen die Gebote des Christentums verstoße.

Nur wenige Polen waren noch bei den Schweden verblieben, täglich flüchteten ganze Scharen aus dem Lager, und diejenigen, welche noch zurückblieben, stifteten im Lager Tumulte an, so daß der König etliche der Rebellen niederschießen ließ, um die anderen zu erschrecken. Das war für sie das Signal zur allgemeinen Fahnenflucht, welche man mit dem Säbel in der Hand bewerkstelligte; es blieb kein einziger Pole mehr im Lager, sie gingen alle zu Tscharniezki über.

Der Herr Marschall blieb dem Oberbefehlshaber eine treue Stütze. Sei es nun, daß die edleren Charaktereigenschaften die Eigenliebe und den Hochmut Lubomirskis in der Zeit der höchsten Not der Republik eindämmten, genug, er scheute weder Mühsale, noch Geldopfer, noch die Sicherheit der eigenen Person, wo es galt, einzuschreiten, und da er auch sonst ein tapferer Krieger war, machte er sich sehr verdient um das Vaterland. Diese Verdienste hätten ihm bestimmt einen tadellosen Nachruhm gesichert, wenn nicht jene schamlose Verschwörung zum Schaden der Republik gegen das Ende seiner Laufbahn alle diese Verdienste zunichte gemacht hätte.

Zur Zeit aber that er, wie gesagt, alles, was ihm Lob und Ruhm bringen mußte. Mit ihm wetteiferte der Kastellan von Sandomir, ein alter, erfahrener Krieger, welcher nur gar zu gern den Herrn Tscharniezki aus dem Sattel als Oberbefehlshaber gedrängt hätte, obgleich er ihm an Feldherrntalenten nicht gleichkam. Beiden sei es zu Ruhm und Ehre nachgesagt, sie leisteten treu zu jener Zeit das ihrige zum Schutze des bedrängten Vaterlandes.

Da zu wiederholten Malen die Nachhut des schwedischen Heeres von den Polen total vernichtet worden war, so hatte Karl Gustav beschlossen, selbst mit der Nachhut zu gehen, um den geängstigten Soldaten Mut einzuflößen. Dieses Wagnis hätte ihm gleich beim ersten Male um ein Haar das Leben gekostet.

Eines Tages war er mit einer Schwadron seiner besten Leibgardisten, der Auslese aus den tapfersten Regimentern der Skandinavier, im Dorfe Rudnik eingekehrt, um etwas auszuruhen. Er aß im Pfarrhause zu Mittag und beschloß, ein paar Stunden zu schlafen, da er während der ganzen vergangenen Nacht kein Auge geschlossen hatte. Die Gardisten hatten das ganze Haus und Gehöft umstellt und hielten Wache. Trotzdem war es einem kleinen Stalljungen des Probstes gelungen, sich aus dem Hofe in das Gestütgehege der Pfarrei zu stehlen, welches ein Stück davon im Felde sich befand. Dort sprang er auf ein junges, kaum zugerittenes Pferd und jagte dem Lager Tscharniezkis zu.

Aber es war weit, etwa zwei Meilen, bis zu ihm selbst, während die Vorhut der Armee, bestehend aus der Schwadron des Fürsten Demetrius Wisniowiezki unter dem Kommando Schandarowskis, nur etwa eine halbe Meile entfernt stand. Herr Schandarowski unterhielt sich eben mit Rochus Kowalski,

der einen Befehl des Kastellans überbracht hatte, als beide gleichzeitig den daherjagenden Stalljungen gewahrten.

„Was zum Teufel hat das zu bedeuten?“ rief Herr Schandarowski. „Der Kerl reitet wie toll und dazu noch auf einem ungesattelten Füllen?“

„Es ist ein Bauernjunge,“ bemerkte Kowalski.

Der Junge war inzwischen bis dicht an die ersten Reiter herangekommen; das Pferd desselben wäre unfehlbar weitergerast, wenn es nicht plötzlich vor den Menschen und Pferden gescheut und sich auf die Hinterbeine gesetzt hätte. Der Junge war schnell heruntergesprungen, und während er das Tier fest an der Mähne packte, grüßte er die Ritter.

„Was bringst du neues?“ frug Schandarowski näher-tretend.

„Die Schweden sind bei uns in der Pfarrei; sie sagen, der König selber ist unter ihnen!“ berichtete der Junge mit leuchtenden Augen.

„Sind es viele?“

„Es werden nicht über zweihundert Pferde sein.“

Nun leuchteten die Augen Schandarowskis auf. Doch er fürchtete Verrat, deshalb herrschte er den Jungen an:

„Wer hat dich geschickt?“

„Wer sollte mich schicken? Ich bin von selbst auf den Einfall gekommen, das Füllen aus der Hürde zu nehmen, weil sie mich sonst gesehen hätten. Ich bin dabei gestolpert und habe die Mütze verloren.“

Die Wahrheit sprach aus den Augen des Jungen. Man sah ihm an, wie er sich freute, den Schweden einen Schaden zufügen zu können. Die Wangen brannten ihm, mit der einen Hand die Mähne des Pferdes haltend, blickte er den Offizieren freimütig in die Augen, das Haar flatterte ihm im Winde und unter dem weitgeöffneten Hemd sah man die Brust sich schnell heben und senken.

„Und wo sind die anderen Schweden?“ frug Schandarowski.

„Es graute kaum, da wälzten sich ihrer so viele durch das Dorf, daß wir sie nicht zählen konnten. Die sind aber weiter geritten, nur die zweihundert Reiter sind dageblieben; einer schläft beim Hochwürden. Sie sagen, es ist der König.“

Darauf sagte Schandarowski:

„Junge! Wenn du lügst, verlierst du den Kopf; sprichst du die Wahrheit, so kannst du bitten, um was du willst.“

Der Junge neigte sich vor ihm bis auf den Steigbügel.

„Ich rede die Wahrheit, Herr Offizier, so wahr ich gesund bleiben will! Eine Belohnung mag ich nicht, nur — wenn mir der Herr Offizier einen Säbel schenken wollte . . .“

„Gebt ihm doch ein eisernes Hiebwerkzeug,“ rief Schandarowski seinen Leuten zu. Er war jetzt überzeugt, daß der Junge nicht log.

Die anderen Offiziere frugen ihn noch, wo das Dorf liege, wo der Herrenhof und die Pfarrei, was die Schweden thäten.

„Die Hundeseelen bewachen ihn!“ antwortete der Junge. „Wenn ihr geradewegs hinwolltet, könnten sie euch sehen; ich will euch aber hinter dem Erlenbusch herumführen.“

Der Befehl zum Satteln wurde bald gegeben, die Fahne marschierte ab; sie ritten erst im Trab, dann im Galopp. Der Junge ritt ohne Sattel, ohne Zaumzeug, die Hände in die Mähne vergraben auf seinem Füllen, vor dem ersten Gliede. Er spornte das Tier mit den blanken Fersen und liebäugelte glückstrahlend mit dem Kurzsäbel, den man ihm geschenkt.

Als das Dorf in Sicht kam, lenkte er von der Landstraße in einen Weidenweg, auf welchem er die Reiter in ein Erlengebüsch führte, in welchem der Boden sehr aufgeweicht und naß war. Sie kamen hier nur langsam vorwärts.

„Stille! Stille!“ mahnte der Junge. „Hinter den Erlen liegen sie rechts, ein Viertelgewände weit fort.“

Die Reiter schlichen sich auf dem schlechten Wege ganz leise heran. Die Pferde versanken bis an die Kniee im Schlamm. Endlich wurden die Erlen lichter, sie waren am Rande des Wäldchens.

Etwa dreihundert Schritte vor sich, erblickten sie auf einer kleinen Anhöhe einen geräumigen Hof, in dessen Mitte das Pfarrhaus, umgeben von Lindenbäumen, stand. Zwischen den Lindenbäumen standen die Strohbeuten eines Bienenstandes. Im Hofe selbst bewegten sich gegen zweihundert Schweden in Helmen und Panzern.

Die riesenhaften Reiter saßen auf riesigen Pferden, die recht herunter gekommen waren. Sie hatten teils Säbel, teils Musketen in der Hand und blickten sehr aufmerksam nach dem Hauptwege hin, woher nach ihrer Meinung allein Gefahr drohen konnte. Eine mächtige blaue Fahne mit dem gelben Leu wehte über ihren Köpfen.

Weiter rings um das Haus standen Wachen zu je zwei Mann. Die eine dieser Wachen stand mit der Frontseite nach

den Erlen zu. Die Sonne schien aber sehr hell und blendete, während die Erlen, schon im üppigen Blätterschmuck, ganz im Dunkel lagen. Darum konnte der Wachtposten die Polen nicht sehen.

In Schandarowski wallte es heiß auf, aber er bezwang sich und wartete, bis die Glieder sich geordnet. Unterdessen hatte Rochus Kowalski dem Jungen die Hand auf die Schulter gelegt.

„Höre einmal, Bremse!“ sagte er. „Hast du den König gesehen?“

„Ich habe ihn gesehen, gnädiger Herr!“ flüsterte der Bengel.

„Wie sieht er aus? Woran kennt man ihn?“

„Er hat ein ganz schwarzes Gesicht und trägt ein rotes Band an der Seite.“

„Würdest du sein Pferd erkennen?“

„Das Pferd ist auch ein Rappe mit einer Bläße.“

„Junge, halte dich an meiner Seite und zeige mir ihn!“

„Gut, Herr! Rücken wir bald los? . . .“

„Halte das Maul!“

Sie verstummten beide, Herr Roch betete zur heiligen Jungfrau um die Gnade, den König in seine Hände zu bekommen.

Einen Augenblick noch blieb alles still. Da schnaufte das Pferd Schandarowskis. Der Wachtposten blickte scharf nach dieser Seite hin, erbebte und gleich darauf feuerte er seine Pistole ab.

„Allah! Allah! Vorwärts! Schlagt zu!“ hallte es in den Erlen wieder. Und wie das böse Wetter stürzte die polnische Fahne hervor. Ehe noch die Schweden alle Front machen konnten, hatte das Handgemenge, der Kampf auf Rapiere und Säbel schon begonnen, denn zum Schießen kamen die Schweden nicht. Im nächsten Augenblick waren sie an den Zaun gedrängt, welcher dem Druck der schweren schwedischen Pferde nachgab und in Stücke ging. Zweimal versuchten es die Schweden, sich wieder zu sammeln und eine Kolonne zu bilden, doch immer wurden sie wieder auseinander gesprengt.

Plötzlich riefen einige weinerliche Stimmen:

„Der König! Der König! Rettet den König!“

Karl Gustav war gleich nach dem ersten Kriegsruf der Polen aufgesprungen, und mit der Pistole in der Hand, den Säbel zwischen den Zähnen, in die Thüre des Hauses getreten. Der Reiter, welcher sein Pferd hielt, führte es gleich vor und half dem Könige in den Sattel, worauf Karl Gustav sogleich

zwiſchen den Linden und Bienenſtöcken hindurch aus der Schußlinie der Polen zu kommen ſuchte. Am Zaune angelangt, ſetzte er über dieſen hinweg und ſtieß zu den Reitern, welche ſich wacker gegen den rechten Flügel der Polen verteidigten, der das Haus umgangen und die Schweden im Rücken überfallen hatte.

„Flieht!“ rief der König, während er mit einem kräftigen Stoße ſeines Schwertes den Polen niederſchlug, welcher ſchon die Waffe gegen ihn erhoben hatte und mit einem Satze ſeines Pferdes die Linie der Angreifer durchbrochen hatte. Seine Reiter folgten ihm und fort ging es; wie ein Rudel von den Windhunden verfolgter Rehe jagten ſie davon, hinter ihrem Führer her.

Die polniſchen Reiter ſetzten ihnen nach und nun begann eine Hetze. Die einen und die anderen waren auf die Landſtraße gekommen, die von Rudnik nach Bojanowka führt. Man hatte ſie vom Pfarrhofe aus geſehen und die dort Zurückgebliebenen hatten jetzt eben ausgerufen:

„Der König, der König! Rettet den König!“

Doch die Reiter auf dem vorderen Pfarrhofe waren durch Schandarowski ſo ſehr bedrängt, daß ſie an die eigene Rettung nicht mehr denken konnten, geſchweige an die des Königs. So war für Karl Guſtav keine andere Bedeckung geblieben, wie etwa zwölf Reiter, während die Zahl der Verfolger nahezu die dreißig erreichte, an deren Spitze Rochus Kowalski ritt.

Der Stalljunge, welcher ihm den König zeigen ſollte, war ihm im Gewühl des Gefechtes doch von der Seite gekommen, aber Rochus hatte ihn ſelbſt ſchon an der roten Schärpe erkannt. Er glaubte den Augenblick gekommen, wo unſterblichen Ruhm zu erringen ihm beſtimmt war, deshalb ſtürmte er, das Pferd ſcharf ſpornend, wie der Wirbelwind dem fliehenden Monarchen nach.

Die Fliehenden ſpannten die letzte Kraft ihrer Pferde an, ſo daß ſie hinzuſtürzen drohten. Die ſchnellfüßigen, leichteren der Polen hatten ſie faſt eingeholt. Allen voran war Rochus. Er ſtellte ſich im Bügel auf, um beſſer zuſchlagen zu können. Den erſten Reiter, den er erreichte, ſchlug er mit einem mächtigen Hiebe nieder, dann jagte er weiter, den König immer feſt im Auge behaltend. Auch dem nächſten, dritten, vierten Reiter ſpaltete er den Kopf, die anderen überließ er ſeinen Leuten, während er unentwegt ſeinem Ziele, dem Könige, zuſteuerte.

Der Raum, der ihn von Karl Guſtav trennte, wurde immer kleiner; zwei Reiter und wenige Pferdelängen befanden

sich noch zwischen ihnen. Da sauste ein Pfeil an dem Ohre des ergrimmten Verfolgers vorüber und blieb im Rücken des ihm zunächst fliehenden Schweden stecken. Jener schwankte nach rechts, dann nach links, schlug hinten über und fiel, einen viehischen Schrei ausstoßend, aus dem Sattel.

Noch ein Reiter nur trennte ihn jetzt vom Könige. Aber dieser eine wollte ersichtlich mit Hingabe seines Lebens den Monarchen zu retten suchen, denn statt weiter zu fliehen, wandte er plötzlich sein Roß und bot dem Verfolger die Stirn. Als Rochus ihn erreicht hatte, fiel auch dieser wie alle die anderen mit einem Hiebe hingestreckt vom Pferde.

Am liebsten hätte auch der König sein Pferd gewendet, um sich den Todesstreich zu holen, aber die anderen Verfolger waren inzwischen näher gekommen, Pfeile sausten ihm um die Ohren; er war jeden Augenblick in höchster Gefahr verwundet, zu werden. So drückte der König seinen Kopf fest auf den Hals des Pferdes und noch einmal sein braves Tier zur Anspannung aller Kraft spornend, flog er auf demselben wie eine Schwalbe dahin.

Rochus gab dem seinigen nicht nur die Sporen zu fühlen, sondern trieb es noch mit dem flachen Säbel zum Weitereilen an. Und nun flogen die beiden Reiter an Bäumen, Steinen, Weidenbüschen vorüber, daß der Wind ihnen um die Ohren sauste. Dem Könige flog der Hut vom Kopfe, er bemühte sich, während des Rittes auch seinen Uniformrock abzuwerfen, in der Hoffnung, daß dem Verfolger nach Beute gelüsten und er sich mit den Sachen begnügen werde. Aber Kowalski würdigte sie kaum eines Blickes; er ließ nur immer kräftiger den Säbel auf die Flanken seines Pferdes fallen, daß es laut stöhnte, und schrie dabei aus vollem Halse halb drohend, halb bittend:

„Halt! Beim barmherzigen Gotte, halt!“

Da strauchelte das Roß des Königs so heftig, daß es gefallen wäre, wenn der Monarch es nicht fest im Zügel in die Höhe gerissen hätte.

Rochus brüllte vor Vergnügen. Er war dem Könige durch diesen Zwischenfall viel näher gekommen.

Noch einmal strauchelte das Pferd vor ihm und wieder kam er näher, obgleich der König sein Tier noch einmal in die Höhe riß.

Rochus richtete sich schon im Sattel auf, um zum Schlage auszuholen, denn nur noch eine winzige Strecke trennte ihn von dem Verfolgten. Er sah schrecklich aus . . . Die Augen

waren ihm aus den Höhlen getreten, die Zähne blitzten weiß zwiſchen dem rötlichen Barte . . . Noch ein Straucheln, ein kurzer Augenblick und das Los der Republik, Schwedens, des ganzen Krieges war entſchieden.

Doch das Roß des Königs ſchien neue Kraft zu gewinnen, es griff wieder ſchneller aus, der König aber wandte ſich um und ſchoß aus den Läufen zweier Piſtolen ſchnell nacheinander zwei Schüſſe ab.

Eine der Kugeln zerſchmetterte dem Pferde des Rochus die Knieſcheibe des einen Vorderbeines; es ſtieg erſt kerzengerade in die Höhe, dann fiel es auf den geſunden Vorderfuß zurück und tauchte mit den Nüſtern in den Sand.

Jetzt hätte Karl Guſtav ſeinen Verfolger leicht töten können, doch in der Entfernung von etwa zweihundert Schritt kamen die anderen Verfolger nach. Er drückte daher ſeinen Kopf wieder in die Mähne des Pferdes und flog wie ein Pfeil davon.

Rochus neſtelte ſich unter dem gefallenen Tiere hervor . . . Einen Augenblick ſtarrte er dem Fliehenden wie blödſinnig nach, dann ſchwankte er wie ein Betrunkener, ſetzte ſich auf den Weg nieder und brüllte wie ein wildes Tier.

Der König entſchwand immer mehr und mehr den Blicken der Nachſetzenden. Zuletzt ſahen ſie noch, wie er langſamer zu reiten begann und im Dunkel des nächſten Kiefernwaldes verſchwand.

Unter Geſchrei und großem Lärm hatten die anderen polniſchen Reiter jetzt ihren Gefährten erreicht. Es waren etwa fünfzehn, denen die Pferde ſtandgehalten hatten. Der eine trug den Ueberrock des Königs, ein anderer den Hut, auf welchem die ſchwarzen Straußenfedern mit einer Spange von Diamanten befeſtigt waren. Dieſe beiden riefen ſchon von ferne:

„Das iſt dein, das iſt dein, Waffenbruder! Das kommt dir zu!“

Und andere ſchrieen dazwiſchen:

„Weißt du denn, wen du verfolgt haſt? Den Karolus ſelbſt!“

„Er iſt ſein Lebenlang ſicher vor niemandem ſo ausgeriſſen, wie vor dir, du kannſt dir etwas auf dieſen unſterblichen Ruhm einbilden, Kavalier! . . .“

„Wie viel Reiter er noch dazu umgebracht hat, ehe er dem Könige ſo hartnäckig nachſetzte! . . .“

„Um ein Haar hätte dein Schwert das Geschick der Republik gewendet!“

„Da nimm den Ueberrock!“

„Nimm den Hut!“

„Schade um den Gaul, aber du kannst zehn solcher für die erbeuteten Schätze kaufen!“

Während Rochus das alles ruhig über sich ergehen ließ, starrte er wie blödsinnig vor sich hin. Plötzlich brüllte er sie an:

„Ich bin Kowalski“, sagte er „und das hier (auf seinen Säbel schlagend) ist meine Frau Kowalska. Schert euch zu allen Teufeln!!“

„Er hat den Verstand verloren!“ riefen alle durcheinander.

„Ein Pferd, gebt mir ein Pferd! Vielleicht hole ich ihn noch ein!“ rief Rochus.

Doch die Kameraden faßten ihn trotz seines Sträubens unter den Armen und führten ihn nach Rudnik zurück, unterwegs bemüht, ihn zu trösten und zu beruhigen.

„Du hast es ihm eingetränkt!“ riefen sie. „Wohin ist es nun mit ihm gekommen, mit ihm, dem Sieger, dem Vernichter so vieler Städte, Reiche und Armeen!“

„Haha! Er hat die polnischen Kavaliere kennen gelernt!“

„Er wird die Republik bald im Magen haben. Es wird ihm bald zu enge bei uns werden!“

„Vivat Rochus Kowalski!“

„Vivat! Vivat dem tapfersten Ritter, dem Stolz der Armee!“

Man trank ihm aus den Feldflaschen zu. Er trank die ihm dargereichte bis auf den letzten Tropfen aus, darnach schien er etwas getröstet.

Während sich das auf der Landstraße begeben hatte, verteidigten die anderen Reiter auf dem Pfarrhofe ihr Leben mit der, einer so ausgezeichneten Truppe würdigen Tapferkeit. Obgleich durch den unvermuteten Ueberfall überrumpelt und auseinandergerissen, hatten sie sich doch schnell um ihre blaue Fahne wieder zusammengefunden. Auch nicht einer bezeigte Lust, sich zu ergeben. Schulter an Schulter gedrängt, stachen sie mit ihren Rapieren so wütend um sich, daß eine Weile ihnen der Sieg gewiß schien. Man mußte sie wieder auseinander zu bringen versuchen, was kaum möglich war, oder sie bis auf den letzten Mann niederhauen. Schandarowski umschloß das Karree mit einem dichten Ringe und warf sich selbst auf den

Feind, wie ein ruſſiſcher Geierfalke auf ein Volk langſchnäbeliger Kraniche. Es entſtand ein entſetzliches Handgemenge. Die Säbelklingen klirrten mit den Rapieren zuſammen, die Rapiere zerbrachen an den Griffen der Säbel. Von Zeit zu Zeit bäumte ein Pferd und ſtieg aus dem Getümmel hoch empor, wie ein Delphin, der ſich aus ſchäumenden Wogen erhebt. Das Geſchrei war verſtummt, man hörte nur das Geklirr der Waffen, das Quieken der Pferde und das laute Atmen der nach Luft ringenden Kämpfer. Die Parteien waren mit ungewöhnlicher Heftigkeit aufeinander geprallt. Man kämpfte ſelbſt mit zerbrochener Waffe, riß ſich gegenſeitig die Haare aus, raufte die Schnurrbärte, biß mit den Zähnen um ſich, warf ſich aus den Sätteln. Diejenigen, welche von den Pferden geſtürzt waren und ſich noch auf den Beinen erhalten konnten, ſtießen ihre Meſſer in die Bäuche der Pferde, in die Waden der Reiter. Die Menſchen ſchienen ſich zu Rieſen auszuwachſen in dieſem Gebrodel von Dampf und Blut.

Noch immer ſchwebte die blaue Fahne über dem Häuflein Schweden, welches von Minute zu Minute kleiner wurde.

Wie die Schnitter von zwei Seiten des Aehrenfeldes mit dem Mähen beginnend der Mitte desſelben zuſtreben und ſich immer näher kommen, ſo auch zog ſich der Ring der Polen immer enger um das Häuflein Feinde und ſchon konnten die Säbelenden einander erreichen.

Herr Schandarowski wütete und fraß ſich förmlich in das Karree der Schweden ein, aber einer übertraf ihn noch an Wut und Grauſamkeit. Dieſer eine war der Stalljunge, welcher die Nachricht von der Anweſenheit des Königs im Pfarrhofe den Polen überbracht hatte. Das Füllen des Geiſtlichen, welches bisher lammfromm über den gefrorenen Boden geſchritten war, ſchien, beengt und gequetſcht von dem Drängen der Menſchen und Tiere, gleich ſeinem jungen Reiter toll geworden zu ſein.

Mit eingezogenen Ohren, geſträubter Mähne, hervorquellenden Augen und ſchnaubenden Nüſtern, drängte es mitten in das Getümmel hinein, biß und ſchlug um ſich wie ſein Herr. Der Junge ſchlug blindlings mit ſeinem Säbel drein. Die Hiebe trafen rechts und links. Seine hellblonden, langen Haare flatterten ihm um Hals und Geſicht, welches ſchon mehrfache Wunden aufzuweiſen hatte, und trieften von Blut. Die Waden und Arme waren von Rapierſtichen zerfetzt, aber gerade dieſe Wunden ſtachelten ſeine Wut aufs äußerſte. Er focht wie einer,

der an der Erhaltung des Lebens verzweifelt und seinen Tod noch bei den Lebzeiten an den Feinden rächen will.

Es war zuletzt nur ein kleines, winziges Häuflein um die Standarte zurückgeblieben. Einem Haufen Schnee gleich, welcher mit kochendem Wasser begossen wird, war das Karree zusammengefallen. Wie Ameisen krabbelten die Polen auf den Trümmern derselben herum. Tapfer und mutig waren die Feinde in den Tod gegangen, keiner hatte um Gnade gefleht.

„Nehmt die Fahne!“ wurden jetzt Stimmen laut. „Nehmt die Fahne!“ Als der Stalljunge das hörte, spornte er mit einem Messerstich sein Füllen, dieses sprang mit einem langen Satze vorwärts, und da jeder der Schweden, der noch bei der Standarte aushielt, es bereits mit zwei bis drei Feinden aufzunehmen hatte, versetzte er dem Fahnenträger mit dem Säbel einen Hieb über das Gesicht, daß er die Arme ausbreitend, die Fahne den Händen entgleiten ließ und mit dem Kopfe auf den Hals seines Pferdes fiel.

Die blaue Fahne senkte sich und fiel langsam nieder.

Der nächststehende schwedische Reiter schrie laut auf und griff nach der Stange, der Junge aber packte das Leinentuch derselben und riß daran, bis die Nägel sich lockerten und das Tuch ihm in den Händen blieb. Er wickelte es zu einem Knaul zusammen, preßte es fest an die Brust und schrie, was er aus dem Halse bringen konnte:

„Ich habe sie, ich habe sie und gebe sie nicht her.“

Die noch lebenden letzten Reiter warfen sich wutentbrannt auf den Fahnenräuber. Er bekam noch einen Stich, der auf die Brust gerichtet war, aber durch die Fahne geschwächt, nicht mehr viel Schaden anrichtete. Im selben Augenblick fielen auch die letzten des tapferen Häufleins.

Eine Anzahl Arme streckten sich nach dem Stalljungen aus.

„Die Fahne her! Gieb die Fahne,“ riefen mehrere Stimmen gleichzeitig.

Man versuchte sie ihm zu entreißen. Da sprang Schandarowski ihm zu Hilfe.

„Laßt ihn zufrieden!“ befahl er. „Er hat sie vor meinen Augen erobert, er soll sie auch selbst dem Kastellan übergeben.“

„Da kommt der Kastellan, da kommt der Kastellan! . . .“ hörte man plötzlich rufen.

Thatsächlich wurde Pferdegetrappel laut, eine Kriegsfanfare wurde geblasen und von der Grudzer Seite her sah man eine Fahne Reiter der Pfarrei zugesprengt kommen. Es war die

Laudaer Fahne, von Tscharniezki selbst angeführt. Als er wahrnahm, daß er zu spät kam und alles vorüber war, hielt er sein Pferd an.

Schandarowski sprang ihm gleich entgegen, um Bericht zu erstatten. Er war aber so erschöpft, daß er anfangs kein Wort hervorbringen konnte und bebte, wie vom Fieber geschüttelt.

Endlich vermochte er zu stammeln:

„Der König selbst war hier . . . ich weiß nicht, ob er entkommen ist . . .“

„Er ist entflohen!“ meldeten diejenigen, welche die Verfolgung beobachtet hatten.

„Die Fahne ist erobert! . . . Eine Menge Gefallene! . . .“

Tscharniezki ritt, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Schlachtfeld, welches einen entsetzlich traurigen Anblick bot. Weit über zweihundert Schweden und Polen lagen hier dicht neben- und übereinander . . . Welche von ihnen hielten noch krampfhaft die Haare, die sie gerauft, viele bissen noch im Todeskampfe auf die Feinde mit den Zähnen ein, andere lagen in brüderlicher Umarmung, oder lagen mit dem Kopfe auf der Brust des Todfeindes . . . Viele waren bis zur Unkenntlichkeit von den Hufstritten der Pferde zermalmt. Die Luft war mit dem Geruche des Menschenblutes und dem Schweiß der Pferde durchtränkt, daß man kaum atmen konnte.

Der Kastellan blickte auf diese Gräuel mit dem Auge des Herrn, der die Getreidegarben zählt, die in den Banse gebracht werden sollen. Befriedigung leuchtete aus seinem Gesicht. Er umritt den ganzen Pfarrhof, besah die Leichen, welche auf der anderen Seite hinter dem Garten lagen, dann kehrte er langsam zurück.

„Ihr habt wacker gearbeitet,“ sagte er. „Ich bin mit euch zufrieden, meine Herren!“

Von blutigen Händen geworfen, flogen die Mützen aller Anwesenden hoch in die Luft.

„Vivat Tscharniezki,“ tönte es aus hundert Kehlen, „Vivat!“

„Gott gebe uns bald wieder ein Treffen! . . . Vivat! Vivat!“

Und Tscharniezki sagte:

„Ihr werdet zur Nachhut gehen, damit ihr ausruhen könnt. Wer hat die Fahne genommen, Schandarowski?“

„Bringt den Jungen her!“ befahl Schandarowski. „Wo ist er?“

Die Soldaten beeilten sich, ihn zu suchen und fanden ihn in einem Winkel des Pferdestalles neben seinem Füllen hockend, welches soeben seinen Wunden erlegen war. Im ersten Augenblick konnte man glauben, auch der Junge werde bald seinen letzten Atemzug aushauchen; er saß regungslos, den Kopf an die Wand gelehnt, mit beiden Händen hielt er die Fahne fest an die Brust gepreßt.

Man hob ihn auf und die Soldaten trugen ihn vor den Kastellan, wo sie ihn auf die Füße stellten. Barfuß, mit zerzaustem Haar, die Brust entblößt, das Hemd und der Kittel in Fetzen, blutbefleckt stand er vor Schwäche schwankend, kaum einem menschlichen Geschöpf ähnlich vor dem General. Nur in den Augen des Jungen war das Feuer der Begeisterung noch nicht erloschen. Ueberrascht von seinem Anblick frug der General erstaunt:

„Wie, dieser? Der hier hat die Königsstandarte erobert?"

„Mit eigener Hand und mit dem eigenen Blut!" antwortete Schandarowski. „Er war es auch, der uns die Nachricht brachte, daß die Schweden samt dem Könige hier sind. Dann hat er hier so viel vollbracht, daß er uns alle übertroffen hat!"

„Das ist wahr! Die reinste Wahrheit!" riefen die Soldaten im Chor.

„Wie heißest du?" frug Tscharniezki den Jungen.

„Michalek!" lautete die Antwort.

„Wem gehörst du?"

„Ich gehöre zum Pfarrhofe."

„Gut! Bisher warst du Knecht im Pfarrhofe, von nun an sollst du dein eigener Herr sein!" antwortete ihm der Kastellan.

Aber Michalek hörte diese Worte nicht mehr. Er war von dem Blutverluste so schwach, daß er plötzlich ohnmächtig wurde und mit dem Kopfe an den Steigbügeln des Kastellans schlug.

„Nehmt ihn auf, laßt ihm alle Sorgfalt angedeihen. Ich werde dafür sprechen, daß er in der nächsten Sitzung des Reichsrates in den Adelstand erhoben wird. Er werde euch gleich an weltlichem Range, wie er euch an Seelenadel gleicht!"

„Das verdient er! Er verdient es!" rief es durcheinander.

Man legte ihn auf eine Tragbahre, die in der Eile hergestellt wurde, und trug ihn in das Pfarrhaus.

Tscharniezki nahm nun die weiteren Berichte entgegen; doch nicht mehr Schandarowski war Berichterstatter, sondern jene, welche die Verfolgung des Königs durch Herrn Rochus mit angesehen hatten. Der General war hocherfreut durch die Erzählung der Leute, denn er war überzeugt, daß nach den heutigen Vorgängen der Mut der schwedischen Armee vollständig gebrochen sein müsse.

Nicht weniger erfreut war Herr Sagloba. Mit untergestemmten Armen wandte er sich an die Ritter und sprach stolz:

„Ha! Der Raufbold! Wie? Wenn er den Karolus eingeholt hätte, hätte kein Teufel ihm ihn wieder abgejagt! Mein Blut verleugnet sich nicht, nein, es kann sich nicht verleugnen!“

Sagloba hatte im Laufe der Zeit sich so lange seine Verwandtschaft mit Rochus eingeredet, daß er schließlich selbst daran glaubte.

Herr Tscharniezki hatte den jungen Ritter suchen lassen, man konnte ihn aber nirgends finden, denn Herr Rochus hatte sich aus Kummer über die ihm widerfahrene Enttäuschung und aus Scham über das Mißlingen seines Vorhabens in die Scheune versteckt. Er war in den mit Stroh gefüllten Bansen gestiegen, hatte sich in das Stroh eingewühlt und war so fest eingeschlafen, daß er erst am nächsten Morgen erwachte und seiner Fahne nacheilen mußte. Er schämte sich aber noch so sehr, daß er nicht wagte, dem Ohm unter die Augen zu treten. Dieser mußte ihn selbst aufsuchen und trösten.

„Gräme dich nicht Rochus!“ sagte er. „Du hast ohnehin große Ehre eingelegt. Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie der Herr Kastellan dich rühmte. Seht nur, sagte er, man denkt, der Dämlak kann nicht bis drei zählen und nun entpuppt er sich als feuriger Kavalier, welcher die Reputation der ganzen Armee gehoben hat!“

„Gott hat es mir nicht gesegnet,“ sagte Rochus, „denn ich hatte mich am Tage vorher betrunken und abends nicht gebetet!“

„Versuche niemals den Willen Gottes zu ergründen, damit du nicht lästerst. Nimm auf dich, was du auf dem Rücken forttragen kannst, aber denke über nichts nach, sonst gerätst du auf Irrwege.“

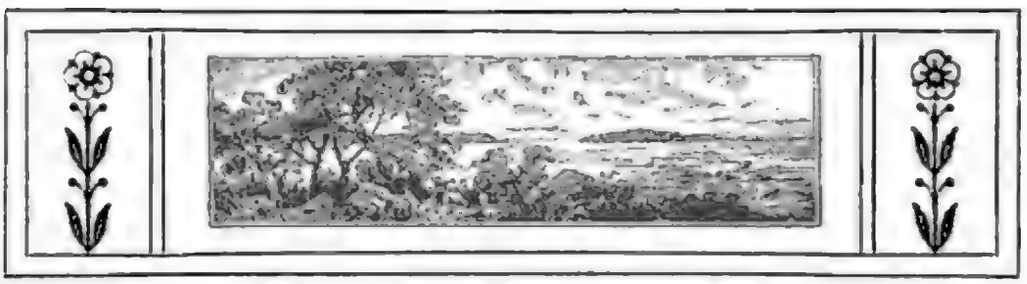
„Ach, ich war schon so nahe, daß der Schweiß seines Pferdes mir in die Nase fuhr. Ich hätte ihn bis auf den

Sattelknopf geſpalten. Ihr denkt wohl, Ohm, daß ich gar keinen Verſtand habe!“

Darauf erwiderte ihm Sagloba:

„Jedes Vieh hat ſeinen eigenen Verſtand. Du biſt ein braver Kerl, Rochus, du wirſt mir noch manche Freude machen. Gott gebe, daß deine Söhne einmal deinen Bauernverſtand erben!“

„Ich brauche keine Söhne,“ ſagte Roch. „Ich bin Roch Kowalski und hier, das Schwert an meiner Seite, iſt Frau Kowalska . . . .“



7. Kapitel.

Nach den Vorgängen in Rudnik zog die schwedische Armee immer weiter hinein in den Keil, welchen der Zusammenfluß der San mit der Weichsel bildet. Der König befand sich von da an immer bei der Nachhut, denn er war ein Mann von unvergleichlichem Mute. Tscharniezki, Lubomirski und Witowski blieben ihr immer dicht auf den Fersen. Andere freiwillige Parteien schlossen sich der Jagd an, der schwedische Löwe lief freiwillig in das Netz, aus dem ein Entrinnen kaum möglich war.

Endlich waren sie dort angelangt, wo die San in die Weichsel mündet; der König atmete auf und auch die Soldaten schöpften neuen Mut. Von einer Seite bot ihnen die Weichsel, von der anderen die breit ausgetretene San sicheren Schutz. Die dritte Seite des Dreiecks befestigte der König mit mächtigen Schanzen, auf welchen die Geschütze aufgepflanzt wurden.

Die Position war uneinnehmbar, höchstens der Hunger konnte der schwedischen Armee jetzt noch etwas anhaben. Aber auch in dieser Beziehung hatte sich ihre Lage verbessert, da die Hoffnung nahe lag, daß man zu Wasser aus Krakau und anderen an der Weichsel liegenden Städten leicht die notwendigen Lebensmittel herbeischaffen konnte. Die nächste dieser Städte war Sandomir. Dort hatte der schwedische Hauptmann Schynkler bedeutende Vorräte angehäuft. Er versorgte auch bald das Lager mit Speise und Trank für Mann und Roß; man aß und trank sich einmal wieder satt und die Schweden sangen Dankpsalmen, um Gott für die Rettung aus so schweren Nöten zu danken.

Herr Tscharniezki aber sann auf neue Plagen für die Schweden. Sandomir mußte den Schweden wieder entrissen werden. Diese Festung durfte nicht länger in den Händen der Feinde bleiben, damit diesen die Nahrungszufuhr abgeschnitten wurde.

„Wir werden ihnen ein fürchterliches Schauspiel bereiten," sagte Tscharniezki im Kriegsrat, „denn sie werden unthätig zusehen müssen, wie wir die Stadt belagern und einnehmen, während der reißende Fluß sie hindern wird, ihr zu Hilfe zu kommen. Haben wir aber Sandomir wieder gewonnen, dann schneiden wir ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln ab, indem wir die Kähne, die Wirtz von Krakau aus schickt, nicht passieren lassen."

Herr Lubomirski, Witowski und andere alte Krieger widerrieten diesem Unternehmen.

„Es wäre ja sehr gut," sagten die Herren, „wenn wir Herren dieser bedeutenden Stadt werden könnten, denn von dort aus würden wir den Schweden viel schaden. Wie aber wollen wir sie in unsere Hände bekommen? Wir haben weder Fußsoldaten, noch große Geschütze, und die Reiter können doch keine Mauern stürmen!"

„Sind denn unsere Bauern etwa schlechte Fußsoldaten? Mit einem paar Tausend solcher Michaleks würde ich nicht allein Sandomir, sondern sogar Warschau zu erobern mich getrauen!" entgegnete darauf Tscharniezki.

Er achtete auch nicht weiter auf die Einwendungen der Herren, sondern überschritt die Weichsel. Kaum war die Nachricht davon in die Gegenden jenseits des Flusses gedrungen, so strömten gleich etliche Tausende Männer, teils mit Sensen, teils mit Gewehren oder Musketen bewaffnet, herbei und zogen mit gen Sandomir.

Sie überfielen die Stadt ganz plötzlich und unvermutet. In den Straßen entbrannte ein wütender Kampf. Die Schweden verteidigten sich mit dem Mute der Verzweiflung von den Fenstern und Dächern der Häuser aus, konnten den Anprall aber nicht aushalten. Sie wurden erdrückt und zertreten, wie elendes Gewürm, der Rest aus der Stadt gedrängt. Schynkler zog sich mit demselben in die Veste zurück, doch die Polen folgten ihm ohne zu zögern auch dorthin.

Der Sturm auf die Mauern und Thore begann. Schynkler erkannte, daß er sich auch hier nicht würde halten können. Er raffte zusammen, was er an Menschen, Vorräten und Sachen

noch sein nannte, verlud es auf Kähne und Schuten und setzte über die Weichsel, um zum Könige zu stoßen, der, Verzweiflung im Herzen, vom anderen Ufer aus den Fall seiner Stadt mit angesehen hatte, ohne zu ihrer Rettung herbeieilen zu können.

Das Schloß war demnach auch in die Hände der Polen gefallen.

Der listige Schynkler aber hatte, ehe er fortging, in allen Kellern des Schlosses gefüllte Pulverfässer mit angezündeten Lunten zurückgelassen. Als er vor dem Könige erschien, erzählte er diesem zum Troste sogleich, was er gethan.

„Das Schloß wird mit allem, was darin ist, in die Luft fliegen," sagte er. „Vielleicht ist dann Tscharniezki auch unter den Getöteten."

„Das muß ich mit ansehen," antwortete der König darauf. „Es muß ergötzlich sein, zu sehen, wie die frommen Polen in den Himmel fliegen."

Und der König blieb am Ufer stehen.

Unterdessen hatte Tscharniezki durch Erfahrung und die Flucht Schynklers vorsichtig gemacht, den Befehl ergehen lassen, daß niemand den Schloßhof und das Schloß betreten solle. Diesem Befehl zuwider waren jedoch eine ganze Menge Volontäre und Bauern sofort auf den Schloßberg geeilt, um den Hof und das Schloß nach versteckten Schweden zu durchsuchen. Herr Tscharniezki ließ Alarm blasen, um die Ungehorsamen zur Rückkehr zu mahnen, doch vergebens.

Ein fürchterlicher Donner ertönte, die Erde erbebte und das Schloß flog, einer ungeheuren Feuergarbe gleich in die Luft, Erde und Mauerwerk mit sich reißend. Die einstürzenden Dächer und Mauern begruben über fünfhundert Menschenleiber, die dem Schrecklichen sich durch rechtzeitige Flucht nicht entziehen konnten.

Karl Gustav freute sich unendlich über das gelungene Attentat. Mit untergestemmten Armen rief er ein über das andere Mal lachend:

„Zum Himmel mit euch, ihr Polen, auf zum Himmel, zum Himmel!"

Seine Freude war aber verfrüht, denn Sandomir verblieb doch in den Händen der Polen und die Hauptarmee der Schweden konnte nicht mehr von dort aus mit Lebensmitteln versehen werden. Sie ging trüben Tagen in dem Flußdelta entgegen.

Herr Tscharniezki ließ das Lager jenseits der Weichsel

abbrechen und überwachte die Ueberführung desselben nach Sandomir.

Unterdessen kam Herr Sapieha, der Großhetman von Litauen, mit seinen Litauern von der anderen Seite der San immer näher.

Die Schweden waren nun vollkommen eingeschlossen; sie befanden sich in der ungünstigen Lage, wie in einer Mausefalle.

„Die Falle ist zugeklappt!“ sprachen die polnischen Soldaten zu einander.

Selbst die Neulinge im Kriegshandwerk erkannten, daß das Verderben wie eine drohende Wetterwolke über den Eindringlingen sich sammelte ... Die einzige Rettung der Armee beruhte auf einem rechtzeitigen Anmarsch von Hilfstruppen.

Das wußten auch die Schweden selbst sehr genau. Mit verzweifelten Blicken betrachteten Offiziere und Mannschaften täglich von neuem die schwarze Reitermasse Tscharniezkis; und sich von diesen abwendend, erblickten sie auch jenseits der San nichts Tröstliches, denn dort hatte Herr Sapieha nun schon sein Lager aufgeschlagen und bewachte mit Argusaugen jede ihrer Bewegungen.

So lange die beiden Heere ihre Positionen nicht aufgaben, war weder an die Ueberschreitung der Weichsel, noch der San zu denken. Sie konnten höchstens auf demselben Wege nach Jaroslaw zurückkehren, auf welchem sie hierher gekommen, doch das sagte sich jeder von ihnen, traten sie diesen Rückweg an, dann sah keiner sein schwedisches Vaterland wieder.

So vergingen ihnen die Tage in schweren Sorgen, die Nächte voll Unruhen ... Die Lebensmittel fingen bereits an wieder knapp zu werden ...

Inzwischen hatte Herr Tscharniezki das Kommando über die Armee dem Herrn Lubomirski auf kurze Zeit übergeben. Er selbst setzte, unter der Assistenz der Landaer Fahne, oberhalb der Mündung der San über die Weichsel, um den Herrn Sapieha zu begrüßen und mit ihm die weiteren Verhaltungsmaßregeln zu beraten.

Es bedurfte dieses Mal nicht der Vermittelung Saglobas, um die beiden Heerführer einander näher zu bringen. Sie liebten beide das Vaterland über alles, jederzeit bereit, ihr Teuerstes und Bestes ihm zum Opfer zu bringen.

Einer neidete dem anderen nicht den wohlverdienten Ruhm; sie schätzten sich gegenseitig sehr, deshalb war auch das Wieder-

ſehen der beiden Tapferen ein ſo freudiges, daß ſelbſt den verhärtetſten Soldaten die Thränen in den Augen ſtanden.

„Die Republik quillt auf, das Vaterland jubelt, wenn zwei ſolche Helden einander in die Arme fallen," ſagte Sagloba zu Wolodyjowski und den Skrzetuskis. „Tſcharniezki iſt ſchrecklich im Kampfe, aber eine biedere, treue Seele im Frieden, und Sapieha ein ſo gutmütiger Menſch, daß er niemanden zu nahe treten kann, dabei aber auch ein tapferer Held. Die ſind beide nicht im Bett geboren. Die Schweden müßten eine Gänſehaut bekommen, wenn ſie ſehen würden, wie dieſe zwei edlen Männer ſich lieben. Womit haben denn die Feinde bis jetzt über uns geſiegt? Doch nicht etwa durch ihre Stärke und Tapferkeit? Nein, einzig und allein durch den Neid, den Haß und die Uneinigkeit unſerer Adligen. Die Seele wird einem warm beim Anblick eines ſolchen Wiederſehens. Ich garantiere, daß euch heute die Kehle nicht trocken bleibt, der Sapieha liebt reiche Gaſtmähler und wird einem ſolchen Verbündeten mit nichts kargen."

„Gott iſt gnädig! Das Böſe unterliegt! Gott hilft!" ſagte Johann Skrzetuski.

„Siehe zu, daß du nicht läſterſt," verſetzte Sagloba. „Alles Böſe muß unterliegen, denn wenn es ewig währte, wäre das ein Beweis, daß nicht der Herr Jeſus mit ſeiner unbegrenzten Barmherzigkeit, ſondern der Teufel die Welt regiert."

Weiter kam er nicht, denn in dieſem Augenblick ſahen die Freunde die hohe Geſtalt Babinitſchs in der Nähe auftauchen. Sie überragte die Umſtehenden faſt um Kopfeshöhe. Herr Sagloba und Wolodyjowski winkten ihm ſogleich, doch er war ſo ſehr in den Anblick Tſcharniezkis verſunken, daß er ſie nicht ſogleich bemerkte.

„Seht einmal," bemerkte Sagloba, „wie der Aermſte elend ausſieht."

„Er muß nicht viel gegen den Fürſten Boguslaw ausgerichtet haben," ſagte Wolodyjowski, „ſonſt ſähe er heiterer aus."

„Gar nichts wird er ausgerichtet haben," meinte Skrzetuski. „Es iſt ja bekannt, daß Boguslaw mit Stenbock vor Marienburg liegt und die Feſtung beſchießt."

„Hoffen wir zu Gott, daß ſie dort nichts ausrichten."

Darauf entgegnete Sagloba:

„Und wenn ſie auch die Feſtung einnähmen! Wir nehmen inzwiſchen den Karolus Guſtavus hier gefangen und tauſchen die Feſtung gegen den König aus . . ."

„Da seht! Babinitsch hat uns bemerkt, er kommt auf uns zu!“ unterbrach Skrzetuski.

Er hatte die Herren wirklich gesehen, und teilte nun mit beiden Armen die Menge, um zu ihnen zu gelangen, während er lebhaft mit dem Kopfe nickte und ihnen zulachte. Sie begrüßten sich wie gute Bekannte und Freunde.

„Was giebt es neues? Was habt ihr mit dem Fürsten gemacht, Kavalier?“ frug Sagloba.

„Es steht schlimm! sehr schlimm!“ antwortete Kmiziz. „Aber zum Erzählen giebt es jetzt nicht Zeit. Wir wollen zu Tische gehen; die Herren bleiben zur Nacht hier. Kommt nach dem Essen zu mir ins Quartier, zu meinen Tartaren. Ich habe eine geräumige Baracke, da können wir beim Glase die Nacht verplaudern.

„Einen solchen gescheiten Vorschlag weist man nicht von der Hand,“ entgegnete Sagloba. „Sagt mir nur, wie kommt es, daß ihr so schlecht ausseht?“

„Der Teufelswicht hat mich in der Schlacht zugleich mit dem Pferde niedergestreckt. Seitdem klappere ich wie ein irdener Topf, der einen Sprung hat und speie Blut. Ich kann mich gar nicht erholen. Dennoch vertraue ich der Barmherzigkeit Gottes, daß ich ihm noch sein Blut abzapfen darf. Doch gehen wir jetzt; ich sehe, die Herren Sapieha und Tscharniezki beginnen bereits, sich Komplimente zu schneiden und um den Vortritt zu streiten. Das ist das Zeichen, daß die Tische gedeckt sind. Mit offenen Armen und Herzen haben wir eurer gewartet, denn auch ihr habt eine Menge Schwedenblut vergossen.“

„Mögen andere erzählen, was ich geleistet,“ sagte Sagloba. „Mir selbst kommt es nicht zu.“

Die ganze Menge bewegte sich nun dem freien Platze zu, auf welchem zwischen Zelten die Tische aufgestellt waren. Herr Sapieha hatte seinem alten Freunde zu Ehren einen fürstlichen Aufwand entfaltet. Der Tisch, an welchem der Kastellan seinen Platz finden sollte, war mit eroberten schwedischen Fahnen gedeckt. Wein und Met flossen in Strömen aus den Kannen, so daß gegen das Ende des Mahles die beiden Heerführer etwas angeheitert waren. Man war sehr lustig, lachte und scherzte viel, und da das Wetter sonnig und heiter war, blieb man lange beisammen. Endlich trieb die Abendkühle die Fröhlichen in die Zelte.

Zu dieser Zeit nahm Kmiziz seine Gäste mit zu seinem

Tartarentschambul. Sie setzten sich in seinem Zelt auf lauter Wagenplanen, die mit allerhand Beutestücken vollgepfropft waren, und ließen sich von Kmiziz über seine Erlebnisse erzählen."

„Boguslaw soll nach der Ansicht der einen bei Marienburg sein," erzählte er, „während andere behaupten, daß er sich beim Kurfürsten befindet und beabsichtigt, mit diesem gemeinschaftlich zum Entsatz des Königs herbeizueilen."

„Um so besser!" sagte Sagloba. „Das giebt ein Zusammentreffen! Ihr Jungen könnt ihn nicht unterkriegen, wir wollen sehen, was der Alte ausrichten kann! Er hat es ja schon mit Verschiedenen versucht, nur mit Sagloba nicht. Ich will es mit ihm aufnehmen, es sei denn, daß der Fürst Janusch ihn testamentarisch aufgefordert hat, mich zu meiden; das wäre nicht unmöglich!"

„Das ist ja Nebensache!" rief Wolodyjowski. „Laßt das beiseite. Erzählt lieber von euren Erlebnissen, Babinitsch."

„Wir sind begierig!" bat Skrzetuski.

Nachdem Kmiziz ein Weilchen geruht hatte, holte er tief Atem und begann dann von dem letzten Feldzuge Sapiehas gegen Boguslaw, von der Niederlage desselben bei Janowo, endlich, wie der Fürst seine Tartaren überritten und ihn so hart getroffen hatte, daß er kaum mit dem Leben davongekommen war.

„Ich denke, ihr wolltet ihn mit euren Tartaren bis an das Ufer des Baltischen Meeres verfolgen?" unterbrach ihn Skrzetuski.

„Erzähltet ihr mir nicht, daß seinerzeit auch ihr, der hier anwesende Johann Skrzetuski, eure Rache für spätere Zeiten aufgeschoben habt, um der Not des Vaterlandes willen, als Bohun euch das geliebte Mädchen entführte? Mit wem man umgeht, dessen Eigenschaften nimmt man an. Ich habe mich euch Herren mit ganzem Herzen in Freundschaft ergeben und will dem Beispiel der Edlen folgen."

„Die Mutter Gottes lohne euch diese That so, wie einst dem Skrzetuski," versetzte Sagloba. „Dennoch wünschte ich, daß euer Mädchen lieber in der Wildnis wäre, als in den Händen Boguslaws."

„Das macht nichts!" rief Wolodyjowski aus. „Ihr gewinnt sie noch zurück!"

„Ich habe leider nicht nur ihre Person, sondern auch ihre Achtung und Liebe wiederzugewinnen," seufzte Kmiziz.

„Eines wird das andere nach ſich ziehen," tröſtete Herr Michael, „ſolltet ihr ihre Perſon auch mit Gewalt nehmen müſſen, wie einſtmals. Wißt ihr noch?"

„Das würde ich nie wieder thun."

Kmiziz atmete ſchwer. Die Erinnerung regte ihn ſehr auf. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich habe nicht nur die eine wieder zu erringen, Boguslaw hat mir auch die andere geraubt."

„Der reine Türke! So wahr ich Gott liebe!" ſchrie Sagloba.

Und Herr Michael frug haſtig:

„Welche andere?"

„Ach, das iſt eine lange Geſchichte," antwortete Kmiziz. „Es war in Samoſchtſch ein bildhübſches Mädchen, welches dem Herrn Staroſten zu ſehr gefiel. Da er aber ſeiner Schweſter, der Fürſtin Wisniowiezka, Zorn fürchtete, ſo wagte er nicht, in ihrer Gegenwart das Fräulein zu beläſtigen; er kam daher auf den Einfall, ſie unter meinem Schutz zu dem Herrn Sapieha auf die Reiſe zu ſchicken, ſcheinbar, damit der Hetman eine Erbſchaftsangelegenheit für ſie führen ſollte, in Wirklichkeit aber, um ſie mir eine halbe Meile von Samoſchtſch wieder abjagen und ſie in einem abgelegenen Waldhauſe einſperren zu laſſen. Ich aber merkte, wo hinaus der Herr Staroſt wollte. ‚Ei, willſt du mich zu deinem Helfershelfer machen?' dachte ich mir. ‚Warte nur!' Ich ließ ſeine Leute durchpeitſchen und brachte das Fräulein im Vollbeſitz ihrer Tugend zu Herrn Sapieha. Ich ſage euch, war das ein Mädchen! Glatt wie ein Stieglitz — und ſo edel ... Ich bin auch nicht mehr, wie ich früher war und meine Kameraden von ehedem, — Gott habe ſie ſelig! — die ſind auch längſt vermodert!"

„Wer war das Mädchen?" frug Sagloba.

„Sie war von edler Herkunft, die Reſpektsdame der Fürſtin Wisniowiezka. Sie war mit dem Litauer Podbipienta verlobt, den ihr ja auch gekannt haben müßt."

„Anuſia Borſchobohata!!" ſchrie Wolodyjowski auf, indem er aufſprang.

Auch Sagloba hatte ſich ſchnell erhoben.

„Herr Michael," rief er, „faßt euch!"

Doch Wolodyjowski war wie eine Katze mit einem Satze neben Kmiziz.

„Und ihr habt ſie euch von Boguslaw rauben laſſen? Ihr Verräter!"

„Beſchimpft mich nicht!“ wehrte Kmiziz. „Ich habe das Fräulein glücklich zum Hetman gebracht, habe für ſie geſorgt wie ein Bruder für ſeine Schweſter, und Boguslaw hat ſie nicht mir, ſondern einem anderen Offizier geraubt, Namens Glowbitſch, welcher den Auftrag hatte, ſie zu den Töchtern des Hetman nach Grodno zu bringen.“

„Wo iſt der Offizier?“

„Er lebt nicht mehr; er ſoll bei der Verteidigung des Fräuleins gefallen ſein. So ſagten wenigſtens die Offiziere Sapiehas. Ich ſelbſt war zu jener Zeit vom Hetman ausgeſandt, gegen Boguslaw zu ſcharmutzieren, weiß alſo nichts genaues über den Vorgang. Aus eurer Alteration aber erſehe ich, daß uns gleicher Kummer getroffen hat, deshalb ſchlage ich vor, daß wir uns verbinden, gemeinſchaftlich Rache an dem Mädchenräuber zu nehmen. Obgleich er ein großer Ritter und vornehmer Herr iſt, ſo meine ich, ſoll ihm doch bald die Republik zu enge werden, wenn er zwei ſolche Gegner hat, wie wir es ſind.

„Meine Hand darauf!“ erwiderte Wolodyjowski. „Brüder, auf Tod und Leben. Wen der Tod zuerſt trifft, den hat der Ueberlebende zu rächen und den Fürſten doppelt auszuzahlen. Gott möge ihn mir zuerſt unter den Säbel führen; ich will ihm den Garaus machen, ſo wahr das Amen in der Kirche klingt.“

Bei dieſen Worten griff Herr Michael an ſein Schwert und zuckte ſo gewaltig mit dem Barte, daß Sagloba ganz ängſtlich zu Mute wurde, denn er wußte, daß der kleine Ritter nicht mit ſich ſcherzen ließ.

„Ich wollte jetzt nicht in Boguslaws Haut ſtecken,“ ſagte er nach einer Weile, „und wenn man mich zum Fürſten von ganz Livland machte. Es genügt, daß man einen ſolchen Eiſenfreſſer wie der Kmiziz iſt, zum Feinde hat, man braucht nicht noch den Herrn Michael als zweiten im Bunde gegen ſich zu haben! Bah! Es fehlt nicht viel, ſo ſchließe ich mich eurer Fehde an. Mein Verſtand! Mein Schwert! Das ſind zwei Dinge, die ſchwer in das Gewicht fallen. Wer zitterte nicht vor dieſen beiden. Dazu wird ſein Glücksſtern doch endlich einmal ihn verlaſſen, denn Gott kann unmöglich dieſen Verräter und Abtrünnigen ungeſtraft einhergehen laſſen. Kmiziz hat ihn ohnedies ſchon nicht ſchlecht in Hitze gebracht.“

„Es iſt nicht zu leugnen, daß er von mir ſchon manche Kontuſion erhalten hat,“ antwortete Herr Andreas.

Er ließ die Becher von neuem füllen und erzählte dann, wie er seinen alten Soroka vom Pfahltode befreit hatte. Nur den Fußfall verschwieg er; denn bei der Erinnerung daran allein schon, stieg ihm alles Blut zu Kopf.

Herr Michael wurde ganz heiter bei der Erzählung, zuletzt sagte er:

„Möge Gott dir immer beistehen, Androsch! Man kann im Kampfe mit solch einem ebensogut zur Hölle fahren. Es ist nur zu bedauern, daß wir nicht immer zusammen bleiben können, denn Dienst bleibt Dienst. Es kann geschehen, daß man mich an ein Ende der Republik schickt, dich an das andere. Man weiß nicht, wer von uns beiden zuerst mit ihm zusammentrifft."

Kmiziz verstummte eine Zeitlang.

„Wenn es gerecht zugeht, so gehört er mir ... Wenn ich nur nicht wieder den Kürzeren ziehe, denn ... ich schäme mich, es einzugestehen, ... meine Hand ist für den Arm dieses Riesenteufels zu schwach."

„So werde ich dir alle meine Kniffe lehren!" rief Wolodyjowski.

„Oder ich!" sagte Sagloba.

„Nein! Verzeiht! Aber Michael ist mir als Fechtmeister lieber," entgegnete Kmiziz hastig.

„Obgleich er ein so tapferer Ritter ist, fürchten weder ich, noch mein Schwert, meine Frau Kowalska, den Fürsten, wenn ich nur ausgeschlafen bin," warf Rochus ein.

„Sei stille, Roch!" versetzte Sagloba, „möge dich Gott nicht durch seine Hand für deine Prahlerei strafen."

„Ach wo! Mir geschieht nichts!"

Der arme Rochus war kein glücklicher Prophet; in diesem Augenblick rauchte ihm der Schopf; er hätte am liebsten die ganze Welt herausfordern mögen. Auch die anderen tranken gegenseitig zu ihrem Wohle, dem Boguslaw und der Republik zum Verderben.

„Ich habe gehört," sagte Kmiziz, „daß, sobald wir hier mit den Schweden fertig sind und den König haben, wir gleich nach Warschau aufbrechen. Dann ist der Krieg zu Ende, die Sicherheit hergestellt. Dann kommt der Kurfürst an die Reihe."

„O, ja, ja, ja!" sprach Sagloba.

„Ich hörte, wie Herr Sapieha einmal sagte: ‚Mit den Schweden sind wir bald fertig! Die Septentrionäre sind schon untergekriegt; mit dem Kurfürsten aber dürfen wir uns in

Unterhandlungen nicht einlaſſen. Herr Tſcharniezki und Herr Lubomirski werden nach Brandenburg geſchickt, ich gehe mit dem Herrn Unterkämmerer von Litauen nach Kurpreußen, und wenn wir dann Preußen nicht für alle Zeiten der Republik einverleiben, dann giebt es in der Reichskanzlei nicht einen einzigen ſo klugen Kopf wie der des Herrn Sagloba, welcher einſt unaufgefordert auf eigene Verantwortung dem Kurfürſten Drohbriefe ſchrieb."

„Das hat der Sapio wirklich geſagt?" frug Sagloba vor Freude errötend.

„Es haben das alle gehört. Und ich war hocherfreut über das Gehörte, denn ich kann dann mit einer Klappe zwei Fliegen ſchlagen. Wenn nicht eher, dann muß mir Boguslaw ſtille halten."

„Wenn wir nur mit dieſen Schweden ſchon fertig wären!" ſagte Sagloba. „Der Kuckuck hole ſie. Mögen ſie uns Livland geben und ihre Millionen, dann laſſen wir ſie in Frieden ziehen."

„Da habt ihr mit dem Koſaken den Tartaren erwiſcht und der Tartar hält den Koſaken am Schopfe, Vater!" verſetzte lachend Johann Skrzetuski. „Noch iſt Karolus in Polen, noch ſind Krakau, Warſchau, Poſen und andere größere Städte in Feindeshand und ihr ſprecht ſchon vom Löſegeld. Ei, Ei, Vater! Es wird noch ein tüchtig Stück Arbeit geben, ehe wir an Kurpreußen und Brandenburg denken können."

„Und noch leben Stenbock und Wirtz und noch liegen ſchwediſche Kommandos in allen Städten."

„Und wir ſitzen hier mit gefalteten Händen? Auf was warten wir eigentlich?" frug Rochus plötzlich.

„Können wir nicht ſchon den Schweden ſchlagen?" Seine Augen glotzten dabei dumm und ſchlaftrunken die anderen an.

„Rede nicht ſo dumm, Rochus!" ſchalt Sagloba.

„Bei euch dreht ſich immer alles nur um das eine, Ohm. Ich habe wahrhaftig Kähne am Ufer geſehen. Wir könnten gut hinüber ſchwimmen und wenigſtens die Uferwache aufheben. Es iſt finſter, daß man die Fauſt vor den Augen nicht ſieht. Ehe ſie es merken, ſind wir wieder zurück und haben den beiden Feldherren gezeigt, daß wir Mut haben. Wie, meine Herren, ihr wollt nicht? Dann gehe ich allein."

„Das tote Kalb hat noch mit dem Schwanze gewackelt, Wunder über Wunder!" rief Sagloba zornig.

Doch Kmiziz zuckte es bereits in den Naſenflügeln.

„Das iſt kein ſchlechter Gedanke!" ſagte er.

„Kein schlechter Gedanke für einen, der nur Handlanger ist," erwiderte Sagloba, „aber nicht für jemanden, welcher die ernste Seite der Sache im Auge hat. Menschen! wahrt eure Selbstachtung! Ihr seid Hauptleute und dürft keine Jungenstreiche verüben."

„Es ist wahr, es schickt sich nicht recht für uns!" sagte Wolodyjowski. „Laßt uns lieber schlafen gehen; es ist spät."

Sie waren alle einverstanden und knieten sogleich nieder, um gemeinschaftlich das Abendgebet zu sprechen. Darauf streckten sie sich auf die Wagenplanen hin, so gut es ging und schliefen bald den Schlaf der Gerechten.

Aber kaum eine Stunde später sprangen sie mit beiden Füßen zugleich schon wieder auf. Im Schwedenlager drüben hatte man eine Gewehrsalve abgegeben. Diesseits im Lager entstand Lärmen und Schreien.

„Jesus, Maria! Die Schweden rücken an!" schrie Sagloba.

„Was sagt ihr? Redet nicht Unsinn!" rief Wolodyjowski nach dem Säbel greifend.

„Rochus! Rochus! zu mir," fuhr Sagloba fort zu schreien.

Er hatte in unvorgesehenen Fällen den Verwandten gern in seiner Nähe. Aber Rochus war nicht im Zelte. Die Ritter eilten auf den freien Platz, wo sie getafelt hatten. Vor den Zelten hatte sich eine Menge Soldaten eingefunden, die alle nach dem Ufer drängten. Am gegenüberliegenden Ufer der San sah man von neuem Gewehrfeuer aufleuchten, ein heftiges Knattern wurde immer deutlicher vernehmbar.

„Was ist denn geschehen?" frug man die Wachen, welche zahlreich am Ufer entlang standen.

Aber die Wachen versicherten, nichts bemerkt zu haben. Nur ein Soldat erzählte, daß er etwas gehört, wie einen Ruderschlag; da aber der Nebel dicht über dem Wasser hing, hatte er nichts erkennen können. Er wollte auch nicht gleich das Lager alarmieren, denn das Geräusch war bald wieder verstummt.

Als Sagloba das hörte, raufte er sich die Haare vor Schmerz und Verzweiflung.

„Rochus ist zu den Schweden geschwommen," schrie er wie wahnsinnig. „Er wollte die Uferwache aufheben."

„Um Gotteswillen! Sollte er das wirklich gethan haben?" rief Kmiziz.

„Sie werden ihn mir totschießen, so wahr Gott lebt!" lamentierte Sagloba.

„Giebt es denn keine Rettung für ihn, meine Herren? Herr Jesus! Der Junge ist treu wie Gold. Es giebt keinen, der besser wäre als er! Was ist dem Dummkopf nur eingefallen?! . . . Mutter Gottes, stehe ihm bei in dieser Not! . . .“

„Vielleicht kommt er unbemerkt zurück, der Nebel ist dicht! Vielleicht haben sie ihn gar nicht gesehen.“

„Ich werde hier auf ihn warten, sei es auch bis zum Morgen! Heilige Mutter! Heilige Mutter!“

Inzwischen war das Schießen drüben eingestellt worden, die Lichter erloschen allmählich, eine Stunde darauf lag das Lager wieder in tiefem Schlaf.

Sagloba lief am Ufer hin und her, wie eine Gluckhenne, welche Enten ausgebrütet hat; er raufte sich die Reste seiner Haare vom Kopfe, aber er wartete vergebens, er verzweifelte umsonst. Das Wasser des Flusses schimmerte schon grau durch die Morgendämmerung, dann ging die Sonne auf, aber Rochus kam nicht wieder.

8. Kapitel.

Am nächsten Morgen begab sich Sagloba noch ganz verzweifelt zu Herrn Tscharniezki mit der Bitte, ihn zu den Schweden gehen zu lassen, damit er erforsche, was mit Rochus geschehen sei, ob er noch lebe, oder als Gefangener zurückgehalten, oder schon tot sei.

Tscharniezki gab seine Einwilligung ohne Bedenken, denn der alte Herr war ihm sehr wert. Er suchte ihn zu trösten, indem er bemerkte:

„Ich denke, euer Verwandter lebt, sonst hätte ihn das Wasser ausgeworfen."

„Wolle es Gott!" antwortete Sagloba betrübt. „Aber so einen wie den, wirft das Wasser nicht leicht aus. Er hatte nicht nur eine schwere Hand, sondern auch sein Verstand war schwer, wie Blei; das hat er jetzt wieder einmal bewiesen."

„Ihr habt recht!" sagte Tscharniezki. „Wenn er lebt, müßte ich ihn von Rechtswegen zu Tode schleifen lassen, wegen Verletzung der Disziplin. Es ist wohl erlaubt, nachts den Feind zu alarmieren, er aber hat beide Heerlager alarmiert und zudem ohne Erlaubnis. Das wäre so etwas! Besonders wenn die Volontäre und Bauern ein Beispiel daran nehmen wollten. Wenn jeder auf eigene Hand regieren wollte, da hörte jedes verständige Regiment auf."

„Er hat sich schwer vergangen, das ist wahr! Ich will ihn hart bestrafen, wenn ich ihn nur erst wieder hätte."

„Und ich werde ihm verzeihen im Gedenken an seine That von Rudnik. Wir haben eine Menge Gefangene, Offiziere von

höherem Range wie Rochus. Setzt also über zu den Schweden und sprecht mit ihnen wegen dem Austausch; ich gebe gern zwei auch drei Mann für ihn, um euch zu beruhigen. Holt euch bei mir ein Schreiben an den König von Schweden und eilt mit der Abreise."

Sagloba hüpfte wie ein Jüngling in das Zelt Kmiziz' und erzählte den Waffenbrüdern, was er vor hatte. Herr Andreas und Wolodyjowski erboten sich gleich freudigst, mit ihm zu gehen, denn beide brannten vor Neugier, die Schweden in der Nähe zu sehen. Außerdem konnte Kmiziz bei den Unterhandlungen von Nutzen sein, da er fließend deutsch sprach.

Die Vorbereitungen waren schnell beendet. Herr Tscharniezki hatte die Rückkehr Saglobas nicht abgewartet, sondern ihm den Brief zugeschickt. Sie nahmen nur einen Trompeter und eine weiße Fahne mit, setzten sich in einen Kahn und fuhren ab.

Anfangs verharrten sie schweigend. Man hörte nur das Knarren der Ruder, wenn sie sich an den Seiten des Kahnes rieben. Endlich wurde Sagloba unruhig.

„Laßt nur den Trompeter rechtzeitig die Meldung blasen. Die Schelme bekommen es fertig, uns trotz der weißen Fahne anzuschießen!"

„Was ihr nun wieder redet!" schalt Wolodyjowski. „Auch die Barbaren ehren Abgesandte, und wir haben es doch mit einem kultivierten Volke zu thun."

„Ich sage euch, laßt blasen! Der erste beste Gemeine kann Feuer geben, das Bot durchlöchern, und wir sinken unter. Das Wasser ist kalt! Ich habe nicht Lust, mich einweichen zu lassen."

„Da, dort sieht man die Wachen!" sagte Kmiziz.

Der Trompeter gab das Signal. Der Kahn flog pfeilschnell dahin. Am anderen Ufer wurde es lebendig, bald darauf erschien am Wasser ein Offizier zu Pferde, welcher einen gelben Schlapphut auf dem Kopfe hatte. Er hielt die Hand über die Augen, um besser sehen zu können, da die Sonne grell auf das Wasser schien und blendete.

Einige Schritte vom Ufer entfernt, nahm Kmiziz zum Gruß seine Mütze ab; der Offizier erwiderte denselben freundlich.

„Ein Schreiben von Herrn Tscharniezki an Se. Majestät den König!" meldete Herr Andreas, den Brief hoch in die Höhe haltend.

Jetzt stieß der Kahn an das Land.

Die Wache am Ufer präsentierte das Gewehr. Herr Sagloba war nun vollständig beruhigt, steckte eine würdevolle Miene auf und sprach in lateinischer Sprache:

„Es ist in vergangener Nacht ein Kavalier an diesem Ufer eingefangen worden: ich bin gekommen, ihn zurück zu verlangen."

„Ich verstehe kein Latein," antwortete der Offizier.

„Alter Grobian!" murmelte Sagloba.

Der Offizier wandte sich an Herrn Andreas.

„Der König ist am Ende des Lagers," sagte er. „Wenn die Herren hier warten wollen, werde ich euch anmelden."

Damit wandte er das Pferd.

Sie aber sahen sich aufmerksam um. Das Lager dehnte sich weit hin: es bedeckte das ganze Delta zwischen San und Weichsel. An der Spitze desselben lag Pniow, als Endpunkte der unteren Breitseite einerseits Tarnogrod, andererseits Rozwadow. Man konnte den Umfang des ganzen Lagers unmöglich mit einem Blick umfassen. So weit das Auge reichte, sah man Schanzen, Laufgräben, Erdarbeiten, Faschinen, Kanonen und Menschen. Im Mittelpunkte des Lagers in Gorschyza befand sich das Hauptquartier und die Elitetruppe der Armee.

„Wenn der Hunger sie nicht von hier vertreibt, dürften wir kaum mit ihnen fertig werden," sagte Kmiziz. „Die ganze Gegend ist gut verschanzt: es befinden sich sogar Weideplätze für die Pferde mitten im Lager."

„Aber die Fische werden für so viele Mäuler nicht ausreichen," versetzte Sagloba. „Uebrigens habe ich gehört, daß die Lutheraner Fastenspeisen nicht lieben sollen. Noch unlängst beherrschten sie ganz Polen, jetzt haben sie sich auf diesen kleinen Raum eingekeilt. Mögen sie gesund hier bleiben oder nach Jaroslaw zurückkehren.

„Die Schanzen sind außerordentlich geschickt aufgebaut," sagte Wolodyjowski, welcher die Befestigungswerke mit Kennerangen betrachtet hatte. „Wir haben mehr gemeine Soldaten, aber weniger tüchtige Offiziere als sie; und was die Kriegstaktik betrifft, sind sie uns weit überlegen."

„Wieso?" frug Sagloba.

„Wieso? Aus dem Munde eines Reitersmannes, welcher sein Leben lang auf dem Pferde gesessen hat, mag es vielleicht seltsam klingen, wenn ich sage: ‚Die Fußsoldaten und die Artillerie bilden das Fundament einer Armee, auf welchem die

anderen Truppengattungen erst mit Erfolg zu operieren vermögen. Um ein gründlich durchgebildeter Offizier zu sein, muß man eine Menge Bücher über die Kriegstaktik gelesen, und eine Menge römische Autoren verschlungen haben. Das ist bei uns nicht gebräuchlich. Noch immer rennen unsere Reiter zur Attacke, daß es hinter ihnen raucht, und wenn sie den Feind nicht überrennen, dann überrennt er uns . . .'"

„Seid doch vernünftig, Herr Michael! Welche Nation hat denn so viele glänzende Siege davongetragen, als die unsrige?"

„Weil bisher alle Nationen dieselbe Taktik übten und der Erfolg dem Stärkeren und Mutigeren zufiel. Aber man ist mit der Zeit klüger geworden; da seht hier!"

„Wir wollen das Ende abwarten. Stellen wir den gescheitesten schwedischen Ingenieur, oder den erfahrensten Deutschen unserem Rochus gegenüber, der nie ein Buch in die Hand genommen hat, und sehen wir zu, wer Sieger bleibt."

„Wenn ihr ihn nur erst zum Hinzustellen hättet," mischte sich Kmiziz in das Gespräch.

„Ja, ja! Mir thut der Kerl furchtbar leid. Sprecht doch ein wenig euer deutsches Kauderwelsch, lieber Herr Andreas, mit diesen Pluderhosen und fragt sie aus, was mit ihm geschehen ist."

„Ihr kennt nicht die Disziplin einer regulären Heeresmacht. Hier steht euch kein Mann Rede, wenn er nicht Befehl dazu hat; es ist schade um jedes Wort, das man an sie richtet."

„Ich weiß schon, daß sie ungefällige Schelme sind. Wenn zu unserem Adel eine Gesandtschaft kommt und mit den Gemeinen sprechen will, da geht es gleich Paperlapapp und die Branntweinflasche kreist, sie trinken einander zu, lassen sich in politische Auseinandersetzungen mit den Gesandten ein —, aber diese hier stehen wie die Holzböcke und stieren uns nur an. Daß sie das nicht überdrüssig bekommen?"

Immer mehr Soldaten kamen herzu und stellten sich im Kreise um die Gesandten, sie mit neugierigen Blicken musternd. Dieselben schienen ihnen durch ihre schöne, fast festliche Kleidung zu imponieren. Besonders war es Sagloba, der die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich lenkte durch das ernste, würdevolle Wesen, das er zur Schau trug. Am wenigsten fiel Wolodyjowski auf, seines kleinen Wuchses wegen.

Endlich war der Offizier, welcher sie am Ufer empfangen hatte, in Begleitung eines anderen höher chargiertem zurückgekehrt. Sie führten gesattelte und aufgezäumte Pferde lose am

Zügel mit sich. Jener Chargierte verneigte sich vor ihnen und sagte in polnischer Sprache:

„Se. Majestät der König bittet euch in sein Quartier, und da es ziemlich weit bis dahin ist, so bringen wir Reitpferde mit."

„Ihr seid Pole?" frug Sagloba.

„Nein, Herr! Ich heiße Sadowski, bin Tscheche und stehe in schwedischen Diensten."

Als Kmiziz das hörte, war er mit einem Satze neben ihm.

„Erkennt ihr mich wieder, Herr?"

Sadowski blickte ihm scharf in die Augen.

„Wie sollte ich nicht? Ihr seid es, der bei Tschenstochau unsere große Kanone vernichtet hat, und den Miller dem Kuklinowski schenkte. Seid mir von Herzen gegrüßt, tapferer Ritter!"

„Was treibt Kuklinowski?" frug Kmiziz weiter.

„Wißt ihr nicht, was mit ihm geschehen?"

„Ich weiß nur, daß ich ihm Gleiches mit Gleichem vergalt, doch verließ ich ihn lebend."

„Er ist erfroren!"

„Ich dachte mir eigentlich, daß es so kommen würde," sagte Kmiziz, indem er mit der Hand eine bezeichnende Bewegung machte, als wollte er die Erinnerung davon fortscheuchen.

„Herr Hauptmann!" unterbrach jetzt Sagloba. „Befindet sich ein gewisser Rochus Kowalski im Lager?"

Sadowski lachte über das ganze Gesicht.

„Natürlich! Er ist hier!"

„Gelobt sei Gott und die heilige Jungfrau! Er lebt! Dann bekomme ich ihn auch raus! Gott sei Dank!"

„Ich weiß nicht, ob der König ihn herausgiebt," sagte Sadowski.

„O, warum nicht?"

„Weil er ein großes Wohlgefallen an ihm hat. Der König erkannte in ihm gleich seinen grimmigen Verfolger von Rudnick wieder. Wir hielten uns die Seiten vor Lachen bei dem Verhör des Gefangenen. Der König frug: „Warum hast du es gerade auf Mich abgesehen?" und er antwortete: „Ich habe es mir gelobt, den König zu töten!" Und der König frug weiter: „So willst du auch fernerhin auf der Verfolgung bestehen?" „Selbstverständlich!" war die Antwort. Der König lachte: „Gieb dein Gelöbnis auf, dann lasse Ich dich mit heilen Gliedern in Freiheit setzen!" „Das geht nicht!" sagte der Edelmann. „Warum nicht?" „Weil mein Ohm mich einen Narren schimpfen würde!" „Und bist du so sicher, mich im Zweikampf zu be-

ſiegen?“ „Ich würde es mit Fünfen gleich Euch aufnehmen!“ Da frug der König noch: „Aber wie kannſt du es wagen, die Hand gegen die Majeſtät zu erheben?“ „Euer Glaube gefällt mir nicht!“ Wir überſetzten dem Könige wortgetreu, was Rochus geſprochen und der König wurde immer heiterer, während er ein über das andere Mal rief: „Der Mann gefällt mir!“ Aber er wollte ſich überzeugen, ob der Gefangene wirklich ſo ſtark ſei; er ſuchte zwölf der ſtärkſten Gardiſten aus und befahl ihnen, einer nach dem andern mit ihm zu kämpfen. Aber der ſcheint Sehnen von Stahl zu haben. Als ich fortritt, hatte er zehne von ihnen ſchon ſo über den Haufen geworfen, daß ſie nicht mehr aufzuſtehen vermochten. Inzwiſchen wird er wohl mit den letzten beiden auch fertig geworden ſein.

„Daran erkenne ich meinen Rochus! Er kann die Blutsverwandtſchaft mit mir nicht verleugnen,“ rief Sagloba. „Wir haben zwei bis drei höhere Offiziere für ihn zu bieten.“

„Ihr trefft den König bei guter Laune, was jetzt ſelten der Fall iſt,“ antwortete Sadowski.

„Das will ich glauben,“ verſetzte der kleine Ritter.

Unterdeſſen hatte ſich Sadowski wieder zu Kmiziz gewandt und ihn gefragt, auf welche Weiſe es ihm gelungen, zu entkommen und den Kuklinowski an ſeine Stelle zu bringen. Er hörte mit immer ſteigender Bewunderung den Bericht des Ritters und als dieſer geendet, drückte er ihm noch einmal kräftig die Hand, während er ſagte:

„Glaubt mir! Wenn ich auch den Schweden diene, ſo freut ſich doch das Herz eines wackeren Soldaten, wenn ein echter Kavalier einen Schuft überliſtet oder niederſchmettert. Ich bekenne euch gerne, daß man einen Tapferen wie ihr, zum zweiten Mal im Weltall kaum finden würde.“

„Ihr verſteht Artigkeiten zu ſagen!“ ſagte Sagloba.

„Ein berühmter Soldat ſeid ihr!“ warf Wolodyjowski dazwiſchen.

„Ich habe Artigkeit und Tapferkeit bei euch gelernt!“ entgegnete Sagloba, artig ſalutierend.

Unter ſolchen Geſprächen, immer einer den anderen an Artigkeit übertreffend, waren ſie in Gorſchytz, dem Quartier des Königs, angelangt. Das Dorf war mit Soldaten aller Truppengattungen angefüllt. Neugierig betrachteten unſere Freunde die Haufen Soldaten, welche hinter dem Dorfe in den Obſtgärten umher lagen. Der Tag war ſonnig und warm. Daher lagen viele, die den Hunger etwas verſchlafen wollten, in den Waſſer-

furchen, andere würfelten auf den als Tisch dienenden Trommeln, während sie Dünnbier dabei tranken, wieder andere hingen ihre Uniformen in die Sonne oder putzten mit Ziegelmehl ihre Helme und Panzer, skandinavische Lieder dazu singend.

An anderen Stellen wurden Pferde umhergeführt, gewaschen und gestriegelt, kurz, es wogte und lärmte im Lager überall unter freiem Himmel. Zwar hatten Hunger und Entbehrungen vielen der Gesichter ihre Spuren aufgedrückt, doch die Sonne vergoldete das Elend und die bevorstehenden Tage der Ruhe flößten neuen Mut ein.

Herr Wolodyjowski bewunderte im Stillen diese Männer, besonders die Fußsoldaten, welche durch ihre Ausdauer und ihre unerreichbare Tapferkeit sich einen Weltruf erworben hatten.

„Das ist das samländische Garderegiment. Dieses die dalekarlischen Füsiliere, die besten, die wir haben," erklärte Sadowski.

„Ums Himmelswillen! was sind das für monströse Gestalten," rief plötzlich Sagloba, auf ein Häuflein kleiner Menschlein mit olivfarbener Haut und lang herabhängenden Haaren deutend.

„Das sind Lappländer, welche den im höchsten Norden wohnenden Hyperboräern entstammen."

„Sind sie denn in der Schlacht zu verwenden? Ich glaube, ich könnte immer ihrer dreie mit einem Handgriff fassen, ihre sechs Köpfe dann zusammenschlagen, bis mir der Atem ausginge."

„Gewiß bekämt ihr das fertig, Herr! Aber sie kommen gar nicht in das Feld. Die Schweden führen sie teils zur Bedienung im Lager, teils als Kuriosum mit sich. Dafür sind sie exquisite Zauberer und jeder von ihnen hat wenigstens einen, mancher bis fünf Teufel im Leibe."

„Wie kommen sie denn zu dieser Gemeinschaft mit den bösen Geistern?" frug Kmiziz, sich bekreuzend.

„Weil sie fast unaufhörlich in Finsternis und Nacht leben, der größte Teil des Jahres bei ihnen zu Lande ist Nacht, und es ist ja bekannt, daß die Nacht des Bösen Freund."

„Haben sie denn eine Seele?"

„Das hat noch niemand ergründen können; aber ich denke, sie stehen den Tieren näher, als den Menschen."

Kmiziz ritt nahe an das Häuflein heran, bückte sich und einen der kleinen Männer am Kragen fassend, hob er ihn hoch

in die Höhe und betrachtete ihn von allen Seiten genau. Dann setzte er ihn nieder und sagte:

„Wenn der König mir ein solches Männlein schenken wollte, würde ich es räuchern lassen und als Rarität in der Orschaner Kirche aufhängen, wo unter anderen Sehenswürdigkeiten bereits ein Paar Straußeneier sich befinden."

„Und in Lubitsch befindet sich in der Pfarrkirche der Kinnbackenknochen eines Walfisches oder eines Riesenmenschen," setzte Wolodyjowski hinzu.

„Reiten wir weiter," sagte Sagloba, „sonst lesen wir zuletzt hier noch etwas Lästiges auf."

„Vorwärts!" wiederholte Sadowski. „Eigentlich hätte ich den Herren die Augen verbinden lassen sollen, wie es üblich ist; aber wir haben nichts zu verbergen und daß ihr unsere Schanzen gesehen, kann für uns nur von Nutzen sein."

Sie waren nun im Herrenhofe von Gorschytz, dem Hauptquartier, angelangt. Vor dem Thore stiegen sie von den Pferden und schritten entblößten Hauptes dem Hause zu, vor dessen Thüre der König saß.

Eine große Anzahl Generale in großer Uniform befand sich bei ihm. Da war der alte Wittemberg, Douglas, Loewenhaupt, Miller, Erickson und viele andere. Sie alle saßen im Laubengange des Hauses, etwas zurück hinter dem Könige, dessen Stuhl weit vorgeschoben war, und sahen zu, wie der Gefangene eben den zwölften Gardisten bezwang. Jetzt hatte er ihn zu Boden geworfen und stand, keuchend von der Anstrengung mit zerfetztem Wamse vor dem Könige. Als er plötzlich den Ohm in Begleitung der Herren Kmiziz und Wolodyjowski ankommen sah, glaubte er nicht anders, als sie seien ebenfalls in Gefangenschaft geraten. Mit glotzenden Augen und offenem Munde wollte er auf sie zueilen, doch Sagloba winkte ihm mit der Hand, stille zu stehen, während er mit den Gefährten auf den König zuschritt.

Sadowski präsentierte die Gesandten, sie verbeugten sich tief, wie gute Sitte und die Etikette es vorschrieben, darauf händigte Sagloba das Schreiben Tscharniezkis aus.

Der König nahm den Brief und las. Währenddessen betrachteten ihn die Gesandten genau, denn keiner von ihnen hatte ihn vorher gesehen. Er war ein Mann in den besten Jahren; sein Gesicht so braun, als wäre er nicht in Nordland, sondern in Italien oder in Spanien geboren. Dichtes, rabenschwarzes Haar hing hinter den Ohren lang bis auf die

Schultern herab. Der Glanz und die Farbe, auch der Ausdruck seiner Augen erinnerte an Jeremias Wisniowiezki, nur die Brauen hatte er mehr in die Höhe gezogen, wie vom angestrengten Denken. An der Stelle aber, wo die Brauen zusammenzutreffen pflegen, war die Stirn frei und sehr hoch gewölbt. Das gab dem Gesicht einen bedeutenden Ausdruck; eine Längsfalte über die Nase, welche sich selbst dann nicht glättete, wenn er lachte, ließ ihn ernst und strenge erscheinen. Die Unterlippe war weit vorgeschoben, wie bei Johann Kasimir, nur war das Gesicht Karl Gustavs voller, das Kinn kräftiger entwickelt, wie bei jenem, der schmale Schnurrbart lief an den Enden etwas breiter aus. Der ganze Kopf war der eines Mannes von außergewöhnlichen Eigenschaften, einer von denen, die eine Welt unter ihre Füße treten und dem Erdboden blutige Spuren aufdrücken. Großmut, Fürstenstolz, strotzende Kraft und ein hochstrebendes Genie, das alles konnte man in diesem Königsantlitz schauen, nur, trotz des gnädigen Lächelns nicht jene Güte des Herzens, welche von innen heraus das Menschenantlitz durchglüht, wie die Lampe die Alabasterurne, in deren Innerem sie steht.

Der Monarch saß mit übereinandergeschlagenen Beinen im Lehnstuhle. Die Form der mächtigen Waden trat deutlich aus den eng anliegenden schwarzen Strümpfen hervor. Gewohnheitsmäßig mit den Augen blinzelnd, las er lächelnd den Brief Tscharniezkis. Plötzlich schlug er die Augen auf, heftete den Blick fest auf Wolodyjowski und sprach:

„Ich erkannte euch auf den ersten Blick. Ihr seid es, der Kanneberg getötet hat."

Aller Augen wandten sich dem kleinen Ritter zu, der mit der Oberlippe zuckend, sich tief verneigte und antwortete:

„Zu dienen, Majestät!"

„Welchen Rang bekleidet ihr?"

„Hauptmann der Laudaer Fahne."

„Unter wessen Kommando früher?"

„Unter dem Wojewoden von Wilna."

„Ihr habt ihn mit den anderen verlassen? Ein Verräter also an ihm und mir."

„Ich war nur meinem Könige verpflichtet, nicht Ew. Majestät."

Der König erwiderte nichts; die Augen der Generäle schienen Herrn Michael durchbohren zu wollen, doch er blieb vollkommen ruhig.

Plötzlich sagte der König:

„Es ist Mir angenehm, einen so ausgezeichneten Kavalier kennen zu lernen. Kanneberg galt unter Uns für unbesiegbar im Zweikampf. Ihr müßt in diesem Reiche das schneidigste Schwert haben . . .“

„In universo!“ sagte Sagloba.

„Nicht das stumpfste,“ verbesserte Wolodyjowski bescheiden das Lob des Monarchen.

„Ich heiße die Herren höflich willkommen!“ wandte sich der König an die anderen beiden Gesandten. „Für Herrn Tscharniezki hege Ich aufrichtige Hochachtung; Ich schätze in ihm den großen Feldherrn, obgleich er Mir sein Wort nicht gehalten hat. Er hatte Mir versprochen, sich in Siewiersch ruhig zu verhalten.“

„Majestät!“ entgegnete Kmiziz. „Nicht Herr Tscharniezki, sondern General Miller ist wortbrüchig geworden, indem er das Wolfsche Regiment, Königliche Stammsoldaten, aufhob.“

General Miller trat einen Schritt vor und flüsterte dem Könige etwas zu. Dieser hörte immer mit den Augen blinzelnd aufmerksam zu, von Zeit zu Zeit dem Herrn Andreas einen Blick zuwerfend. Endlich sprach er:

„Wie ich sehe, hat Herr Tscharniezki Mir die auserlesensten seiner Kavaliere hergesandt. O Ich weiß seit langem, daß es bei euch an entschlossenen Männern nicht fehlt. Nur die Treue fehlt euch; der Mangel an Mut, geleistete Schwüre und gegebene Versprechen zu halten, haftet euch an.“

„O Majestät! Das sind Worte heiligster Wahrheit!“ rief Sagloba aus.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wenn unsere Nation diesen Charakterfehler nicht hätte, dann wären Ew. Majestät nicht bei uns!“

Wieder schwieg der König eine Weile, die Generale runzelten die Stirn über die Dreistigkeit der Gesandten.

„Johann Kasimir hat euch selbst eures Eides entbunden, als er flüchtig die Grenzen seines Vaterlandes verließ.“

„Von einem Eide kann uns nur der Statthalter Christi in Rom lösen, der aber hat es nicht gethan.“

„Das ist Mir einerlei!“ sagte der König, indem er auf sein Schwert schlug. „Da hier! Damit habe Ich Mir dieses Königreich erobert, damit werde Ich es Mir erhalten. Ich brauche weder eure Bischöfe, noch eure Statthalter und Eide. Ihr wollt den Krieg, darum sollt ihr ihn haben. Ich

glaube, Herr Tscharniezki hat alle Ursache, noch an die Schlacht bei Golembin zu denken."

„Er hat sie auf dem Wege nach Jaroslaw schon wieder vergessen," antwortete Sagloba.

Statt zu zürnen, lachte der König.

„Ich werde sie ihm wieder in Erinnerung bringen."

„Gott regiert die Welt."

„Ich lasse bitten, er soll Mich besuchen. Ich werde ihn freundlich aufnehmen, aber er muß sich beeilen, denn sobald sich die Pferde etwas erholt haben, will Ich weiterziehen."

„Dann werden wir die Ehre haben, Ew. Majestät zu empfangen!" sagte Sagloba, indem er wie von ungefähr mit der Hand den Säbelgriff berührte.

Darauf der König:

„Ich merke, Herr Tscharniezki hat nicht nur seine besten Kämpen, sondern auch seinen gewandtesten Redner hergeschickt, Ihr pariert schlagfertig jede Anspielung. Schade, daß der Krieg nicht mit Worten ausgefochten werden kann, ihr wäret Mir ein würdiger Gegner. Aber zur Sache! Herr Tscharniezki schreibt Mir, Ich möchte jenen Gefangenen dort entlassen; er offeriert Mir für ihn ein paar höhere Offiziere. Ich schätze Meine Offiziere nicht so gering, wie ihr zu glauben scheint, und will sie nicht für so billiges Lösegeld zurückkaufen, das würde weder Mein, noch ihr Ehrgefühl gestatten. Da Ich aber außer Stande bin, Herrn Tscharniezki etwas zu versagen, so mache Ich ihm jenen Kavalier zum Geschenk."

„Majestät!" antwortete Herr Sagloba. „Herr Tscharniezki wollte den schwedischen Offizieren durchaus keine Demütigung bereiten, sondern mir eine Bitte erfüllen, denn dieser Mann ist mir verwandt und ich — ich bin, Ew. Majestät zu dienen, der vertraute Ratgeber Herrn Tscharniezkis."

„Eigentlich sollte Ich ihn nicht freigeben," sagte der König lachend „denn er hat Mir den Tod geschworen, es wäre denn, daß er diesem Schwur entsagt."

Er winkte dem vor dem Gange stehenden Rochus mit der Hand, näher zu treten.

„Komme einmal her, du Kraftmensch!" rief er ihn an.

Rochus trat ein paar Schritte näher und richtete sich gerade auf.

„Sadowski!" sagte der König, „fragt ihn doch, ob er seine Rache preisgiebt, wenn ich ihn frei lasse."

Sadowski wiederholte die Worte des Monarchen.

„Das kann ich nicht!“ rief Rochus.

„Wie, also nicht?“ sprach Karl Gustav, welcher auch ohne Dolmetsch den Sinn der Antwort verstanden hatte. „Wie soll Ich ihm dann die Freiheit wiedergeben, wenn er auf seinem Schwure beharrt? Zwölf Meiner Leute hat er zu Boden gestreckt, Mich hat er als dreizehnten ausersehen. Der Mann gefällt Mir! Ist er etwa auch ein Ratgeber Tscharniezkis? In diesem Falle würde Ich ihn noch lieber freigeben.“

„Halt's Maul!“ murmelte Sagloba.

„Genug der Scherze,“ sagte der König plötzlich ernst. „Nehmt ihn als neuen Beweis meiner Achtung. Als König dieses Landes kann Ich wohl verzeihen, wenn Ich gnädig sein will, doch in Unterhandlungen mit aufständischen Unterthanen werde Ich mich niemals einlassen.“

Das Gesicht des Königs hatte sich während der letzten Worte ganz verfinstert.

„Wer gegen Mich die Hand erhebt,“ fuhr er fort, „der ist ein Empörer gegen seinen rechtmäßigen Herrn. Nur aus Barmherzigkeit bin Ich bis jetzt milde gegen euch verfahren; Ich wollte euch Zeit lassen zu Verstande zu kommen. Doch die Zeit naht, wo Meine Barmherzigkeit ihr Ende erreicht haben wird und die Strafe euch ereilt. Euer Uebermut hat die Kriegsflamme im Reiche entfacht, eure Wortbrüchigkeit das Blutvergießen verschuldet. Aber Ich sage euch: „noch wenige Tage und statt väterlicher Ermahnungen, statt milder Gesetze, soll euch die ganze Wucht meines Schwertes und der Tod am Galgen treffen.“

Die Augen des Königs schossen Blitze. Sagloba blickte den Zürnenden erstaunt an; er konnte nicht begreifen, woher plötzlich nach heiterem Wetter dieses Gewitter heraufgezogen war. Endlich faßte er sich ein Herz und sich tief verneigend stammelte er die Worte:

„Wir danken Ew. Majestät!“

Darauf wandte er sich zum Gehen und verließ mit Kmiziz, Wolodyjowski und Roch Kowalski das Hauptquartier.

„Gnädig! Gnädig!“ brummte Sagloba im Fortgehen, „und ehe du dich's versiehst, brüllt dir der Löwe in das Ohr. Das ist ein schöner Abschluß der Unterhaltung! Andere setzen einen Becher Wein vor und laden zum Sitzen ein, er verheißt den Galgen! Mag er nur seine Hände darauf hängen, die polnischen Adligen sind so leicht nicht zu haben. Mein Gott! wie schwer hat Polen an seinem Könige gesündigt, der uns ein Vater war,

iſt und bleiben wird, denn das Herz der Jagiellonen ſchlägt in ſeiner Bruſt. Einen ſolchen Herrn haben die Verräter verlaſſen, um ſich mit den Ungeheuern jenſeits des Meeres zu verbrüdern. Es iſt uns ſchon recht. Wir verdienen nichts Beſſeres. Den Galgen! den Galgen! . . . Er ſitzt ſo im Gedränge; wie der Quark im Sacke wird er von uns gequetſcht, und der will noch mit dem Galgen drohen! Warte! Der Koſak packt den Tartaren am Schopf, doch der Tartar den Koſaken am Kopf. Ihr kommt bald noch mehr ins Gedränge. Rochus! Ich hatte dir für deinen Ungehorſam eigentlich ein paar derbe Maulſchellen und fünfzig Stockhiebe auf die Rückſeite deines Körpers zugedacht; ich verzeihe dir aber, weil du dich tapfer gehalten und die Rache gegen ihn nicht abgeſchworen haſt. Laß dich umarmen; ich freue mich über dich."

„Galgen und Schwert!" ſagte Sagloba nach einer Weile. „Und er hat es gewagt, mir das ins Geſicht zu ſagen. Das nennt er Protektion? . . . Ebenſo gut kann der Wolf von Protektion und Barmherzigkeit reden, wenn er im Begriff ſteht, das Schaf zu zerreißen. . . . Und dieſe Redensarten zu einer Zeit, wo ihm bereits das Fell über die Ohren gezogen werden ſoll. Mag er nur ſeine Lappländer protegieren! Uns aber wird die heilige Jungfrau ſchützen und uns helfen wie dem Bobele in Sandomir, deſſen Korpus ſie ſamt dem Pferde, das er ritt, über die Fluten der Weichſel trug, ohne daß er den mindeſten Schaden litt. Als er ſich umblickte, wo er ſei, da fand er ſich im Pfarrhofe des nächſten Dorfes und brauchte ſich nur an den Tiſch zu ſetzen, der bereits für ihn gedeckt ſtand. Mit ſolcher Hilfe werden auch wir ſie alle hier wie die Aale aus dem Netze ziehen."

9. Kapitel.

Mehrere Tage waren seit den vorstehenden Ereignissen verflossen. Noch immer saß der König in seinem Lager zwischen den beiden Flüssen, sandte Eilboten in alle Städte und Festungen in der Richtung nach Warschau und Krakau mit Befehlen, ihm Hülfstruppen zu senden. Auch Nahrungsmittel waren den Schweden auf der Weichsel zugeführt worden, doch nicht in zureichender Menge. Nach zehn Tagen war man gezwungen, die ersten Pferde zu schlachten. Verzweiflung packte den König und die Generale bei dem Gedanken, was werden solle, wenn die Reiter ihrer Tiere beraubt, und die Kanonen ohne Vorspann bleiben würden. Von allen Seiten drangen entmutigende Nachrichten in das Lager. Das ganze Land war im Aufruhr entbrannt, als hätten Pechfackeln es an allen Enden zugleich entzündet. Deshalb blieben die Hilfstruppen aus, denn die Stadtkommandanten und kleineren Präsidien wagten sich nicht hinaus. Litauen, wo Pontus de la Gardie den Aufstand bisher mit eiserner Hand niedergehalten, hatte sich plötzlich wie ein Mann gegen die Schwedenherrschaft erhoben. Großpolen, welches sich zuerst dem Feinde unterworfen hatte, ging allen anderen Provinzen in Ausdauer, Haß und Begeisterung voran, jetzt, wo es galt, sich für das Vaterland zu begeistern und den Feind zu hassen. Die Volontäre und Bauern griffen die Schweden nicht mehr blos in den Dörfern, sondern auch in den Städten an. Umsonst rächten sich die Eindringlinge schrecklich an Haus und Hof der Empörer, umsonst hackten sie den einzelnen Gefangenen die Hände ab, umsonst hingen sie sie haufenweise an Bäume und Galgen und spannten viele auf

die Folter. Die Polen waren nicht mehr unterzukriegen, ihr Nationalgefühl war erwacht. Ob tausende der Empörung zum Opfer fielen, was kümmerte sie das? Der Edelmann fiel mit dem Schwert, der Bauer mit der Sense in der Hand. Das Schwedenblut durchtränkte die Erde Großpolens, die Polen zogen sich in die Wälder zurück und bauten sich dort Hütten, selbst Frauen griffen zu den Waffen und zogen gegen den Feind ins Feld. Die Strafgerichte der Schweden vertieften nur den Haß, vergrößerten nur die Rache.

Kuleſcha, Krystof Schegozki und der Wojewode von Podlachien fuhren mit flammenden Schwertern in der Provinz umher. Die Aecker blieben unbestellt, Hungersnot im ganzen Lande, Hungersnot und Elend aber bedrückten die Schweden mehr noch als die Polen, da dieselben hinter den geschlossenen Thoren der Städte sich viel weniger und schwieriger verproviantieren konnten, als die Polen draußen in den Wäldern.

Und zuletzt war ihnen sozusagen der Atem ausgegangen.

Ebenso ging es in Masowien zu. Dort kamen die Kohlenbrenner und Teersieder aus den Wäldern herbei, zerstörten die Wege und Landstraßen, fingen die Fouragetransporte und Eilboten auf. In Podlachien sammelte sich der Kleinadel und zog in großen Scharen zu Herrn Sapieha oder nach Litauen. Die Wojewodschaft Lublin war in den Händen der Konföderierten. Von Reußen her kamen die Tartaren und gezwungenerweise mit ihnen die Kosaken.

Die Polen waren so siegessicher: wenn auch nicht bald, so doch vielleicht in Tagen, Wochen, Monaten mußte Karolus Gustavus mit seinem Heere sich den vereinten polnischen Armeen stellen und der Ausgang des Krieges schien ihnen so gewiß, daß einige sehr sanguinische Naturen bereits Liefland der Republik als Provinz einverleibt sahen.

Da plötzlich verbesserten sich die Aussichten Karl Gustavs. Am 20. März ergab sich Marienburg, das bisher der Belagerung durch Stenbock tapferen Widerstand geleistet hatte. Seine starke, tapfere Armee konnte nun, da es in Preußen für sie nichts mehr zu thun gab, dem Könige zu Hilfe eilen. Von der anderen Seite kam der Markgraf von Baden, welcher jetzt die Formierung seiner Truppen beendigt hatte, mit noch frischen ungeschwächten Kräften gegen die Weichsel heran.

Beide feindlichen Heere fegten daher alles, was sie auf ihrem Wege antrafen, marodierend, brennend, verwüstend. Alle kleineren schwedischen Kommandos und Präsidien wurden den

Armeen als Zuwachs einverleibt, deren Stärke zunahm, wie ein Fluß, der in seinem Laufe immer neue Zuflüsse aufnimmt.

Die Nachricht von dem Anmarsch der beiden Armeen gelangte sehr bald an die Ufer der Weichsel und San. Sie hatte eine ganz verschiedene Wirkung. Den Schweden schwoll das Herz von Hoffnung und neuem Mut, die Polen wurden von großer Sorge befallen. Noch war Stenbock weit entfernt, aber der Markgraf von Baden, welcher in Eilmärschen anrückte, konnte sehr bald angelangt sein und die Gestaltung der Dinge bei Sandomir bedenklich verändern.

Die polnischen Heerführer fanden sich zu einer Beratung zusammen, an welcher sich Herr Tscharniezki, der Hetman von Litauen, Herr Michael Radziwill der Truchseß, Herr Witowski, ein alter Krieger mit großen Erfahrungen, und Herr Lubomirski, der sich jenseits der Weichsel schon langweilte, teilnahmen. Es wurde beschlossen, daß Herr Sapieha mit seiner litauischen Armee hier verbleiben solle, um die Bewegungen Karl Gustavs zu überwachen und zu verhindern, daß er das Delta verlasse. Herr Tscharniezki sollte dem Markgrafen entgegenziehen und ihm so bald als möglich eine Schlacht liefern. Wenn Gott den Sieg verlieh, dann sollte er hierher zurückkehren.

Die diesbezüglichen Befehle waren schnell ausgegeben. Am nächsten Morgen wurden in aller Stille die Signale zum Aufbruch gegeben, denn Tscharniezki wollte seinen Abmarsch vor den Schweden verheimlichen. Das Lagerterrain wurde sofort mit einigen losen Fahnen Freiwilliger und etlichen Bauernparteien belegt, welche die Lagerfeuer nachts brennend erhielten und das Geräusch, welches im Lagerleben unvermeidlich ist, tagsüber ebenfalls fortsetzen sollten, damit die Schweden keine Veränderung merkten.

Dann verließen die Fahnen einzeln das Lager. Zuerst die Laudaer, welche eigentlich bei Herrn Sapieha hätte bleiben sollen. Da aber Tscharniezki sie nicht entbehren wollte, so mochte der Großhetman sie ihm nicht vorenthalten. Ihr folgten Wonsowitschs auserlesene Krieger unter ihrem bewährten Führer, der seit einem halben Jahrhundert an den Schlachtenlärm gewöhnt war, dann die Fahne Demetrius Wisniowiezkis unter Schandarowski, dieselbe, welche bei Rudnick sich mit unsterblichem Ruhme bedeckt, ferner die zwei Dragonerregimenter Witowskis, die beiden Jaworowskis, deren eine der berühmte Stazkowski anführte, die Leibfahne Tscharniezkis, die Stamm-

fahne unter Polanowski und die ganze Armee Lubomirskis. Man nahm weder Wagen noch Fußsoldaten mit, da diese den Marsch auf Feldwegen nur aufgehalten hätten.

Bei Sawada vereinigten sie sich wieder. Es war ein stattliches Heer voller Kraft und frischem Mute. Herr Tscharniezki ritt nun an die Spitze, ordnete die Reihenfolge der Regimenter und Fahnen an und ließ sie dann im Parademarsch an sich vorüberziehen. Das Pferd unter ihm schnaufte, warf den Kopf in die Höhe und tänzelte, als wolle es die Vorüberziehenden grüßen, und dem Kastellan selbst schwoll das Herz bei dem herrlichen Anblick, der sich ihm bot. Der General wurde in ihm wach, der Feldherr taxierte mit kundigem Blick die Kraft und das Geschick seiner Truppen, und die Siegesfreudigkeit, welche aus den Augen der Mannschaften blitzte, teilte sich auch ihm mit.

„Mit Gott zu Kampf und Sieg!" rief er aus, das Schwert schwingend.

„Mit Gott! Wir wollen siegen!" antworteten ihm die kräftigen Männerstimmen.

Mit Gott! Der Ruf pflanzte sich durch alle Glieder, bis an das Ende des Zuges fort.

Tscharniezki spornte, als er vorüber war, das Pferd, um die an der Spitze des Zuges reitende Laudaer Fahne einzuholen.

Und fort ging es! Nicht wie Menschen zogen sie, sondern wie ein Zug Vögel flogen sie durch das Land. Flüsse, Wälder, Dörfer, Städte flogen an ihnen vorüber. Die Soldaten schliefen, aßen, tranken in den Sätteln, die Pferde wurden aus der Hand gefüttert, in den Flüssen getränkt.

Wenn sie durch Dörfer kamen, stürzten die Menschen vor die Thüren der Häuser, doch ehe sie sich recht besinnen konnten, war die wilde Jagd ihren Blicken wieder entschwunden.

Endlich bei Kosieniza trafen sie auf acht schwedische Fahnen unter Torneskild. Die Laudaer hatten den Feind zuerst erblickt und waren ohne Besinnen auf ihn losgestürmt. Schandarowski und Wonsowitsch folgten, als Vierter schloß sich ihnen Stazkowski an.

Die Schweden nahmen, im guten Glauben, daß sie es nur mit einer der im Lande umherschwärmenden Parteien zu thun hätten, den offenen Kampf auf. Zwei Stunden später war nicht ein Mann mehr übrig, der dem Markgrafen hätte die Nachricht bringen können, daß Tscharniezki gegen ihn im Anzuge sei. Dann ging es weiter, wie der Sturm, der über die Felder

jagt, nach Magnuschewo zu, da die ausgesandten Kundschafter mit der Nachricht zurückgekommen waren, daß der Markgraf sich mit seiner ganzen Armee bei Warka befinde.

Herr Wolodyjowski wurde auf die Nacht mit einem Vortrab ausgeschickt, um zu erforschen, wie das Heer verteilt war und wie stark es sein konnte.

Herr Sagloba beklagte sich sehr über die Expedition, er meinte, daß selbst der berühmte Wisniowiezki niemals in dieser Weise vorgegangen war. Trotzdem zog er es vor, mit Wolodyjowski auf die Nacht weiterzureiten, als beim Heere zu bleiben.

„Es war doch eine goldene Zeit bei Sandomir", sagte er, sich im Sattel dehnend. „Man konnte ruhig essen, schlafen und tagsüber von weitem das Schwedenlager observieren. Jetzt ist nicht soviel Zeit, um einen Schluck aus der Feldflasche zu nehmen. Ich kenne die Kriegskunst nach altem Brauch, in antiker Weise nach dem Muster des großen Pompejus und Cäsars; Herr Tscharniezki erfindet eine neue Mode. Das ist gegen alle Regeln der Menschlichkeit, durch so viele Tage und Nächte den Bauch zu durchschütteln. Mein Verstand scheint sich vor Hunger ganz zu verwirren, denn es kommt vor, daß ich einen Stern für einen Graupenkorn und den Mond für eine Speckscheibe halte. Ein Hundeleben das! Ihr könnt mir's glauben! Ich bin zuweilen versucht, meinem Pferde die Ohren abzubeißen — so hungert mich!"

„Laßt gut sein! Morgen! Wenn wir die Schweden geschlagen haben, dann ruhen wir aus," tröstete Wolodyjowski.

„Ich will schon lieber die Schweden nicht mehr sehen, als solche Pein ausstehen! Herr! Herr! Wann wirst du diesem Lande den Frieden wiedergeben und dem alten Sagloba einen warmen Winkel hinter dem Ofen und einen Becher Warmbier . . . sei es auch ohne Fettrahm . . . Schaukele dich, Alter, im Sattel, schaukele dich, bis du in die Grube fährst! . . . Hat jemand von euch eine Prise Tabak? Vielleicht niese ich mir die Schläfrigkeit aus den Augen . . . Ich muß ja gähnen, daß mir das Maul offen stehen bleibt und der Vollmond in meinen Magen scheint. Weiß Gott, was er dort suchen mag, denn es ist nichts drinnen. Ein Hundeleben! Wahrhaftig!"

„Wenn ihr glaubt, Ohm, daß der Mond eine Speckscheibe ist, dann verschlingt ihn doch," sagte Rochus.

„Wenn ich dich verschlingen wollte, könnte ich sagen, daß ich mich am Rindfleisch sattgegessen habe, aber ich fürchte, daß

der Genuß eines ſolchen Bratens mich um das letzte bischen Verſtand bringen würde."

„Wenn ich ein Ochſe bin und ihr ſeid mein Ohm, für was haltet ihr euch dann, Ohm?"

„Ich glaube gar, du Narr denkſt, daß Altea ihre Söhne hinter dem Ofen empfangen hat?"

„Was geht das mich an?"

„Das geht dich ſo viel an, daß, wenn du ein Ochs biſt, du zuvor fragen mußt, wer dein Erzeuger iſt, ehe du nach der Verwandtſchaft mit dem Ohm forſcheſt. Der Stier raubte die Europa und zeugte mit ihr die Rinder, während ihr Bruder, der Ohm dieſer Nachkommenſchaft, deshalb doch ein Menſch blieb, verſtehſt du mich?"

„Die Wahrheit zu ſagen, verſtehe ich euch nicht. Aber eſſen möchte ich auch."

„Meinetwegen iß dich an deiner Dummheit ſatt. Laß mich jetzt ſchlafen! Was giebt es, Herr Michael? Warum reiten wir nicht weiter?"

„Warka iſt in Sicht!" ſagte Wolodyjowski. „Da ſeht! Der Kirchturm glänzt im Mondenlicht."

„Haben wir Magnuſchewo denn ſchon hinter uns?"

„Wir ließen Magnuſchewo rechts liegen. Es ſollte mich wundern, wenn auf dieſer Seite des Flüßchens keine Vorpoſten ausgeſtellt wären. Wir wollen in jener Schonung dort uns auf die Lauer legen; vielleicht fangen wir etwas."

Während er das ſagte, führte Herr Michael ſeine Abteilung der Schonung zu und ſtellte dieſelbe zu beiden Seiten, etwa hundert Schritte vom Wege entfernt auf. Er befahl, die Pferde ſtraff am Zügel zu halten, damit keines durch Schnaufen ſie verrate.

„Stillgeſtanden!" befahl er dann. „Wir wollen horchen, ob wir etwas vom anderen Ufer drüben hören oder auch ſehen können."

Eine Zeitlang blieb alles ſtill. Die müden Soldaten fingen an in den Sätteln zu nicken. Herr Sagloba hatte ſich auf den Hals des Pferdes hingeſtreckt und war feſt eingeſchlafen, ſelbſt die Pferde ſchlummerten.

So mochte etwa eine Stunde verfloſſen ſein, da hörte das wachſame Ohr Wolodyjowskis etwas wie fernes Hufeklappern auf dem Wege.

„Aufgepaßt!" rief er leiſe dem zunächſtſtehenden Soldaten zu. Der Soldat gab den Befehl eben ſo leiſe weiter. Er ſelbſt

ritt bis dicht an den Rand der Schonung, um den Weg übersehen zu können. Der Weg leuchtete im Mondschein wie ein silbernes Band. Zu sehen war nichts, aber das Geräusch von Pferdehufen kam deutlich näher.

„Man kommt!“ sagte Wolodyjowski.

Die Soldaten faßten die Zügel fester und lauschten mit angehaltenem Atem.

Auf dem Wege kam eine Abteilung Schweden näher. Sie konnte etwa dreißig Reiter stark sein. Die Reiter ritten lose, nicht in Reihen und ließen die Zügel lässig hängen. Die einen plauderten mit einander, andere summten leise ein Lied, denn die Nacht war lau, wie eine Mainacht und wirkte erheiternd selbst auf die Herzen der Krieger. Sie ritten ahnungslos so nahe an dem am Rande der Schonung haltenden Herrn Michael vorbei, daß der Rauch aus den kurzen Tabakspfeifen der Schweden ihm in die Nase zog.

Endlich war der Reiterzug vorüber und hinter einer Biegung des Weges verschwunden. Wolodyjowski wartete bis nichts mehr von ihnen zu sehen und zu hören war, dann erst ritt er zu den beiden Skrzetuskis und sagte:

„Wir wollen sie jetzt wie die Gänse in das Lager des Herrn Kastellan treiben. Es darf keiner entkommen, damit keine Nachricht von unserer Anwesenheit zum Markgrafen getragen wird.“

„Wenn dann aber Herr Tscharniezki uns nicht Zeit zum Essen und Schlafen läßt,“ sagte Sagloba, „dann kündige ich ihm den Dienst und gehe zurück zu Sapieha. Bei Sapieha heißt es: „wenn schlagen, dann schlagen, wenn aber ausgeruht wird, dann giebt es auch zu essen, so viel, daß man vier Mäuler satt füttern könnte. Das nenne ich einen Feldherrn! Und sagt mir einmal, warum sind wir eigentlich nicht bei Sapieha geblieben, wenn doch diese Fahne unter sein Kommando gehört?“

„Lästert nicht den größten Feldherrn der Republik, Vater,“ sagte Johann Skrzetuski.

„Ich lästere ja nicht, nur meine Eingeweide, die in allen Tönen pfeifen, empören sich.“

„Dann laßt die Schweden nach dieser Pfeife tanzen!“ unterbrach ihn Wolodyjowski. „Jetzt, meine Herren, hurtig! Ich möchte sie gern bei jener Schenke im Walde, die wir liegen sahen, einholen.“

Sie ritten auf dem Wege, den sie gekommen zurück, doch

nicht zu schnell. Wolodyjowski ließ seine Reiter im Walde reiten, der sie in tiefe Dunkelheit hüllte. Die Waldschenke lag nicht allzuweit ab. Als sie sich derselben näherten, ritten sie im Schritt, vorsichtig ausspähend, um nicht vorzeitig die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Auf Kanonenschußweite von der Schenke entfernt vernahmen sie Laute menschlicher Stimmen.

„Sie sind da und machen Lärmen!“ sagte Wolodyjowski.

Die Schweden waren zum größten Teil abgestiegen. Sie suchten und riefen, ob jemand da sei, den sie um Auskunft fragen konnten. Aber die Schenke war öde und leer. Die einen durchsuchten das Wohngebäude, andere die Stallungen, wieder andere hoben die Strohschauben von den Dächern, die Uebrigen standen im Hofe und vor dem Hause umher, die Pferde an den Zügeln haltend.

Wolodyjowski führte seine Abteilung bis auf etwa hundert Schritte heran und umzingelte die Schenke.

Die im Hofe haltenden Schweden hörten und sahen das Herankommen der Reiter ganz gut, doch da dieselben sich im Walde hielten, konnten sie im Dunkel nicht erkennen, was für einer Truppengattung sie angehörten. Sie alarmierten auch die anderen durchaus nicht, in der Meinung, es seien ebenfalls schwedische Reiter, denn wer anders hätte auch aus derselben Richtung kommen können wie sie? Erst, als die Reiter die Halbkreisschwenkung machten, wurden sie stutzig und riefen die in den Gebäuden Verstreuten an.

Da plötzlich ertönte das Geschrei „Allah! Allah!“ Gleichzeitig fielen mehrere Schüsse, dunkle Gestalten tauchten überall auf, Säbelklirren, Flüche, unterdrückte Schreie wurden laut. Das alles aber währte kaum zwei pater noster lang.

Vor der Waldschenke blieben einige Menschen und Pferdekörper liegen, die Abteilung Wolodyjowskis aber zog weiter, fünfundzwanzig Gefangene mit sich führend.

Sie ritten jetzt in gestrecktem Galopp. Die Polen feuerten die schwedischen Pferde durch Hiebe mit der flachen Klinge an, gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Mit dem Morgengrauen langten sie in Magnuschewo an. Im Lager war es schon lebendig; Tscharniezki hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Er selbst kam Wolodyjowski entgegen. Auf den Griff seines Degens gestützt, erwartete er ihn, bleich und abgemagert von den überstandenen Anstrengungen.

„Was giebt es draußen?“ frug er den kleinen Ritter schon von weitem. „Bringt ihr viele Neuigkeiten?“

„Ich bringe fünfundzwanzig Gefangene," antwortete Wolodyjowski.

„Sind viele entkommen?"

„Nec nuntius cladis! Wir bringen alle mit!"

„Gut! Soldatchen! Euch braucht man nur auszuschicken, gleich hat man, was man braucht. Wir wollen sie gleich in's Verhör nehmen. Ich werde sie selbst ausfragen!"

Er wandte sich zum Gehen, doch schon im Fortschreiten, sagte er noch:

„Haltet euch bereit, es wäre möglich, daß wir unverzüglich aufbrechen."

„Warum denn?" fragte Sagloba.

„Schweigt!" gebot ihm Wolodyjowski.

Man hatte nicht nötig, die Tortur anzuwenden. Die schwedischen Gefangenen bekannten freiwillig, was sie über die Heeresstärke des Markgrafen wußten, wie viel Kanonen, wie viel Fußsoldaten und Reiter er mit sich führte. Der General wurde nachdenklich, denn er erfuhr, daß die feindliche Armee, obgleich erst neu organisiert, aus lauter alten Soldaten bestand, welche die verschiedensten Feldzüge mitgemacht hatten. Es befanden sich bei ihr eine Menge Deutsche und eine starke Abteilung Franzosen. Sie zählte mehrere hundert Köpfe mehr als die polnische. Dafür klang die Aussage tröstlicher, daß der Markgraf keine Ahnung davon hatte, daß Tscharniezki ihm so nahe sei; er glaubte den General bei Sandomir, wo die Polen den König belagerten.

Kaum hatte Tscharniezki das gehört, als er aufsprang und seinem Adjutanten zurief:

„Witowski, laßt zum Aufsitzen blasen!"

Eine halbe Stunde später war die Armee Tscharniezkis unterwegs. Sie marschierte in der Morgenkühle durch die tautriefenden Wälder und Felder. Endlich erschien Warka, oder vielmehr der Trümmerhaufen der Stadt, vor ihren Blicken, denn sie war vor sechs Jahren niedergebrannt und nicht wieder aufgebaut worden.

Die Armee mußte von hier aus durch die offene Ebene marschieren, sie konnte sich nicht mehr den Blicken der Schweden entziehen. Es währte auch nicht lange, so wurden die Heranziehenden von den feindlichen Vorposten bemerkt und dem Markgrafen die Thatsache gemeldet. Doch dieser glaubte, daß nur größere Haufen des Kleinadels und der Bauern das Lager in Alarm setzen wollten.

Erſt als immer neue Schwadronen aus dem Walde auftauchten und im Trabe heranritten, griff eine fieberhafte Unruhe im Lager Platz. Von der Ebene aus konnten die Polen ſehen, wie kleinere Abteilungen mit einzelnen Offizieren das Lager verließen und hin und her ſprengten. Die buntgekleideten ſchwediſchen Füſiliere formierten ſich vor den Augen der Polen; ſie ſahen aus wie Züge bunter Vögel. Ueber ihren Köpfen erhoben ſich glänzend im Strahl der Sonne die Karrees der mächtigen Speere, mit welchen die Fußſoldaten den Anprall der Reiterattacken parierten. Hinter ihnen konnte man die Menge der ſchwediſchen Panzerreiter ſehen, wie ſie im Trab ihre Flügelſtellungen einnahmen und zuletzt die über Hals und Kopf in das Vordertreffen eilenden Kanonen.

Alle dieſe Vorbereitungen waren deutlich wahrnehmbar, denn die Morgenſonne goß ihren lichten Schein über die ganze Gegend aus.

Die Piliza trennte die beiden Armeen.

Auf der Seite der Schweden wurden die Trompeten geblaſen, die Keſſelpauken und Trommeln geſchlagen, während die eiligſt herbeieilenden Soldaten einen wüſten Lärm erhoben.

Auch Herr Tſcharniezki ließ die Kriegsfanfaren ſchmettern und rückte im Eilſchritt mit allen Fahnen dem Fluſſe zu.

Er ſelbſt ſprengte auf ſeinem Schecken, daß ihm der Atem ausging, zu Wonſowitſch, welcher mit ſeiner Fahne der Nächſte am Fluſſe war.

„Alter! Tapferer!“ rief er ihm zu. „Beſetzet die Brücke. Laßt abſitzen und die Musketen in Schußbereitſchaft halten. Die ganze Armee dort wird ſich euch zuwenden. Auf, Marſch!“

Wonſowitſch errötete vor Vergnügen, ſenkte zum Zeichen des Gehorſams ſeinen Säbel, und wie der Wind flog er ſeinen Leuten voran, der Brücke zu.

Etwa dreihundert Schritte davon hielten ſie an. Zwei Drittel der Reiter ſprangen von den Pferden und eilten, die Musketen in der Hand, im Sturmſchritt der Brücke zu.

Auch die Schweden gingen nun vor. Bald knallten die Schüſſe erſt vereinzelt, dann immer ſchneller aufeinander. Rauchwolken zogen den Fluß entlang. Zurufe der Ermutigung tönten von beiden Seiten. Die Aufmerkſamkeit beider Armeen konzentrierte ſich auf die Brücke, welche ſchwer zu nehmen, aber leicht zu verteidigen war. Dennoch! — Man konnte nur über ſie zu den Schweden gelangen.

Eine Viertelstunde später schickte Tscharniezki die Dragoner Lubomirskis dem Wonsowitsch zu Hilfe.

Aber schon hatten die Schweden die Kanonen zur Stelle. Immer neue Geschütze wurden aufgefahren; die Geschosse flogen pfeifend über die Köpfe der Stürmenden, schlugen in die Wiese und wühlten den lockeren Boden, daß Rasen und Schmutz umherflogen.

Der Markgraf von Baden stand im Hintertreffen der Armee; er beobachtete durch ein Fernglas das Gefecht. Von Zeit zu Zeit setzte er das Glas ab und blickte staunend auf seine Stabsoffiziere.

„Sie sind wahnsinnig," sagte er. „Sie wollen die Erstürmung der Brücke erzwingen. Zwei bis drei Fahnen und ein paar Kanonen genügen, dieselbe zu halten."

Je wütender Wonsowitsch angriff, desto wütender ward die Verteidigung. Die Brücke wurde zum Mittelpunkte der Schlacht, welchem sich allmählich die ganze Linie der Schweden zuwandte. Eine halbe Stunde darauf hatte die ganze Armee ihre Stellung verändert, sie war keine Frontstellung mehr, sondern eine seitliche. Die Brücke wurde unaufhörlich mit einem Kugelregen überschüttet. Die Mannschaften des Wonsowitsch fielen haufenweise; trotzdem kam Befehl über Befehl, die Brücke weiter zu stürmen.

„Tscharniezki hat es auf unser Verderben abgesehen," schrie plötzlich der Kronenmarschall.

Witowski, als erfahrener Soldat, erkannte die Unhaltbarkeit der Position und die Gefahr, die seine Mannschaften bedrohte. Er bebte vor Zorn und Ungeduld, und da er das nicht länger mehr mit ansehen konnte, wandte er sein Pferd und sprengte, was es ausgreifen konnte, zu Tscharniezki, welcher während der ganzen Zeit zur Verwunderung aller seine Leute dem Flusse zu drängte.

„Ew. Erlaucht!" schrie Witowski, „das dort ist unnützes Blutvergießen, wir bekommen die Brücke nicht!"

„Ich will sie auch gar nicht haben!" antwortete Tscharniezki.

„Was also wollen Ew. Erlaucht denn? Was sollen wir thun?"

„Macht, daß ihr zu eurer Fahne kommt und die Brücke stürmt! Fort mit euch!"

Die Augen Tscharniezkis sprühten Feuer. Witowski prallte vor dem Ausdruck in diesen Augen zurück und machte Kehrt, ohne ein Wort zu erwidern.

Unterdessen hatte der General sämtliche Fahnen bis auf zwanzig Schritt dem Flusse nahe gebracht und dieselben in langer Linie am Bett der Piliza aufgestellt. Niemand konnte sich erklären, was er damit bezweckte.

Plötzlich stellte er sich vor die Front der Fahnen; sein Gesicht glühte, die Augen schossen Blitze. Ein heftiger Wind hatte sich erhoben, die Flügel seiner Burka flatterten um ihn, wie die Flügel des Adlers, das Pferd unter ihm bäumte sich unter den Sporen des Reiters und riß die Nüstern weit auf. Tscharniezki ließ den Säbel sinken, riß die Mütze vom Kopfe; das dichte Haar flog im Winde um die schweißtriefende Stirn.

„Meine Herren!“ schrie er der Division zu. „Der Feind glaubt sich jenseits des Flusses sicher; er spottet unser! Er ist über das Meer zu uns gekommen, unser Vaterland zu zerstören und er denkt, daß wir zögern werden, zur Rettung desselben dieses Flüßchen zu durchschwimmen!“

Er warf die Mütze zu Boden, riß den Säbel in die Höhe und, flammende Begeisterung in seiner ganzen machtvollen Persönlichkeit, schrie er noch lauter:

„Wer Gott liebt und seinen Glauben! Wer das Vaterland liebt! Mir nach!“

Er gab dem Pferde die Sporen, daß es hoch in die Luft sprang und mit einem mächtigen Satze in die Fluten der Piliza tauchte. Hoch auf brausten die Wogen; einen Augenblick lang waren Roß und Reiter in dem Schaum und Gischt verschwunden, tauchten aber bald wieder auf.

„Meinem Herrn nach!“ rief Michalek, derselbe, welcher bei Rudnick seine ersten Lorbeeren verdient, und sprang ebenfalls in den Fluß.

„Mir nach!“ ertönte die dünne Stimme Wolodyjowskis. Auch er war in der nächsten Sekunde im Wasser.

„Jesus, Maria!“ brüllte Sagloba, sein Pferd zum Sprunge spornend.

Und nun stürzten sie alle hinterdrein, die Laudaer Fahne zuerst, dann die Wisniowiezkische, die von Witowski, Stazkowski und alle die anderen. Nach dem ersten Staunen war eine Begeisterung ohnegleichen über diese Reiter gekommen. Eine Fahne drängte die andere; das Wasser des Flusses trat aus den Ufern und verwandelte sich schnell in eine dicke milchige Flüssigkeit. Zuerst schien es, daß das Wasser die Last der Tiere und Menschen nicht tragen wolle, bald aber schwammen die Pferde ruhig und dicht bei einander durch die wogende Flut,

wie eine unabsehbare Schar Delphine, eine Brücke bildend, auf welcher ein Mann ruhig hätte hinüberschreiten können.

Tscharniezki war der erste, welcher das jenseitige Ufer gewann. Noch ehe er das Wasser etwas aus den Kleidern geschüttelt hatte, waren die Laudaer ihm gefolgt und Schandarowski führte soeben seine Fahne das Ufer herauf.

„Auf! Schlagt zu! Vorwärts!“ kommandierte der General.

Er ließ eine Fahne nach der anderen an sich vorüber, der letzten stellte er sich an die Spitze und vorwärts ging es, den anderen nach.

Die ersten zwei Abteilungen schwedischer Reiter, welche dem Flusse zunächst standen, bemerkten zwar, was geschah; die Verwegenheit der Polen verblüffte sie jedoch so sehr, daß sie wie angewurzelt standen und ehe noch ihre Offiziere recht zur Besinnung kamen, brausten die Laudaer schon so gewaltig daher, daß die Schweden, unvorbereitet wie sie waren, dem Anprall nicht Stand zu halten vermochten und die erste Fahne im nächsten Augenblick vom Erdboden verschwunden war.

Inzwischen war auch Schandarowski herangesaust. Ein kurzer verzweifelter Kampf begann, die Glieder der Schweden wurden durchbrochen, in regelloser Flucht ohne Deckung eilten sie zur Hauptarmee zurück, von den Fahnen Tscharniezkis unbarmherzig verfolgt und niedergehauen.

Endlich war allen klar geworden, warum Tscharniezki so fest auf der Einnahme der Brücke beharrt hatte, obgleich er sie nicht zum Uebergange benutzen wollte. Er hatte nur die ganze Aufmerksamkeit der feindlichen Armee von sich ab, dem einen Punkte zulenken wollen, um sich den ungestörten Uebergang durch das Flußbett zu sichern. Zudem hatte er erreicht, was er gewünscht, nämlich, daß die Stellung der Geschütze eine für ihn günstige geworden, er beim ersten Ansturm auf das feindliche Heer von ihnen unbehelligt blieb, und Zeit gewann, indem eine ganz neue Formierung der Schlachtlinie am Flusse nach rückwärts stattfinden mußte.

Was der Feldherr vorausgehofft, geschah. Ein entsetzliches Getümmel entstand bei der Brücke. Bei der Wendung der Füsiliere und Reiter nach rückwärts lösten sich die Glieder der einzelnen Abteilungen; im Lärmen des Durcheinander wurden die Kommandorufe überhört oder falsch verstanden. Umsonst suchten die Offiziere mit fast übermenschlicher Anstrengung die Ordnung wieder herzustellen, umsonst entsandte der Markgraf Hilfstruppen — noch ehe die Füsilierbataillone ihre Lanzen-

schäfte befestigt, um sie der Attacke der Feinde entgegenrichten zu können, war die Laudaer Fahne mit gespensterhafter Eile bis in die Mitte derselben vorgedrungen, Tod und Verderben säend. Die zweite, dritte, vierte Fahne der Polen war der ersten gefolgt. Pulverdampf verhüllte das Schlachtfeld, aus der grauen Wolke, die alles den Blicken entzog, klang nur das Geklirr der Säbel, die Verzweiflungsschreie der Gefallenen, Triumphgeschrei der Sieger. Nur zuweilen sah man im Glanz der leuchtenden Sonne einen Lanzenschaft oder den Knauf eines Schwertes durch die Dampfwolken blitzen.

Jetzt fiel von der Brücke her Wonsowitsch mit den Ueberbleibseln seiner Fahne dem Feinde in die Flanke; er hatte die Brücke überschritten und sein Einschreiten entschied den vollständigen Sieg über die Füsiliere des Markgrafen.

Es lösten sich ganze Haufen Fliehender aus den zerrissenen Gliedern und suchten in wilder Flucht den Wald zu erreichen, wo der Markgraf mit der Hauptarmee hielt. Planlos, ohne Kopfbedeckung und Waffen rannten sie umher, den Schwerthieben der Verfolger zum Opfer fallend. Artillerie, Füsiliere und Reiter, alles in buntem Gemisch durcheinander, strebte dem rettenden Walde zu, die polnischen Reiter immer dicht auf den Fersen, zu beiden Seiten, mitten zwischen ihnen, ja sogar vor ihnen, die Flucht abschneidend. Keiner wehrte sich mehr, die ganze Ebene dröhnte vom Gestampf der Pferde, ohne Barmherzigkeit fielen die Schwertstreiche, die Schlacht war zum Gemetzel geworden.

Von dem Teil der Armee, die am Flusse gestanden und dem Walde zu floh, blieb nichts übrig, als ein paar vereinzelte Reiterhäuflein, welche den Wald erreichten. Doch wie überall, so auch hier, vollendeten die im Dickicht verborgenen Bauern das Werk der Vernichtung.

Und nun begann die schreckliche, regellose Flucht und Verfolgung der Hauptarmee auf der Warschauer Landstraße. Der jüngere Markgraf Adolf versuchte zweimal die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, doch beide Male wurde sein Vorhaben vereitelt, zuletzt geriet er selbst in Gefangenschaft.

Die Abteilung seiner französischen Leibgarde in der Stärke von vierhundert Mann streckte freiwillig die Waffen. Dreitausend der auserlesensten Musketiere und Reiter flohen bis nach Mnischewo. Die Musketiere wurden in Mnischewo eingeholt und ausgerottet, die Reiter wurden bis Tscherstkow verfolgt, so lange, bis dieselben vollständig versprengt, einzelne in

den Wäldern, dem Röhricht und Unterholz Schutz suchten, wo sie am nächsten Tage von den herumziehenden Bauern aufgestöbert und aufgehängt wurden.

Noch ehe die Sonne unterging, hatte die Armee des Markgrafen Friedrich von Baden aufgehört zu existieren.

Auf dem Platze des ersten Treffens waren nur die Fähnriche mit den blanken Fahnen zurückgeblieben, alles, was zur polnischen Armee gehörte und noch lebte, jagte den Feinden nach. Die Sonne stand schon tief am Himmel, als die ersten Abteilungen vom Walde her, und aus Mnischewo zurückkehrten. Sie nahten singend und lärmend, warfen jubelnd ihre Mützen in die Luft und feuerten Freudenschüsse ab. Fast alle führten Gefangene mit sich, welche neben den Pferden herlaufen mußten, ohne Kopfbedeckung, blutbefleckt, mit zerfetzten Kleidern, durch die Bewegungen der Pferde oft aneinander geschleudert. Das Schlachtfeld bot einen entsetzlichen Anblick. Wo der Kampf am ärgsten gewütet hatte, lagen die Leichen haufenweise übereinander; viele von ihnen hielten noch die Lanzen fest in den erstarrten Händen. Halb oder ganz zerbrochene Lanzen, Trommeln, Trompeten, Gürtel und Blechgerät lagen überall umher. Arme und Beine der übereinander gehäuften Toten starrten in die Höhe, ein wirres Durcheinander, so daß es schrecklich anzusehen war.

In der Nähe des Flusses lagen die nun erkalteten Geschütze, teils umgestürzt von dem Andrange der Menschen, teils schußbereit, nur des Abbrennens harrend; neben ihnen, im tiefen Todesschlaf die Kanoniere. Der Glanz der Abendsonne spiegelte sich in den Blutlachen, die überall sich angesammelt hatten und die, verbunden mit dem Duft des verbrannten Pulvers, über das ganze Schlachtfeld einen scharfen Geruch ausströmten.

Tscharniezki kam mit den Stammsoldaten zurück, noch bevor die Sonne ganz untergegangen war. Die Truppen begrüßten ihn mit donnernden Hochrufen. Die Begrüßungen und Beglückwünschungen wollten kein Ende nehmen. Der General hielt auf seinem Schecken mitten auf dem Schlachtfelde, er sah unendlich erschöpft, aber strahlend im Bewußtsein des Sieges aus. Das Haar auf dem entblößten Haupt wurde von der Luft leise hin und her bewegt, das Abendrot goß einen rosigen Schimmer über die müden Züge und spiegelte sich in dem Knauf des Säbels, während er auf alle die Vivatrufe nur die eine Antwort hatte: „Nicht mir, meine Herren, gebührt der Dank und die Ehre, sondern dem Namen des allmächtigen Gottes.“

Neben ihm hielten Witowski und Lubomirski, der letztere

ſtrahlend wie die Sonne, denn ſein vergoldeter Panzer leuchtete weithin, ſein Geſicht und die Hände rot gefärbt vom angetrockneten Blute der Feinde, die er eigenhändig, wie ein gemeiner Soldat, getötet hatte. Doch ſeine Züge nahmen einen immer unzufriedeneren Ausdruck an, als ſelbſt ſeine eigenen Leibſoldaten zu rufen begannen:

„Vivat Tſcharniezki, dux et victor!“

Der Neid begann ſchon an der Seele des Marſchalls zu nagen.

Unterdeſſen waren von allen Seiten her die verſtreuten, noch fehlenden Fahnenabteilungen zurückgekehrt; eine jede von ihnen legte dem General eine eroberte Feindesfahne zu Füßen. Bei dieſem Anblick erhoben ſich immer mehr Jubelrufe, man ließ den Feldherrn immer von neuem hochleben.

Die Sonne war untergegangen. Da läutete in der einzigen nach jenem Brande wieder aufgebauten Kirche in Warka die Abendglocke. Alle Häupter entblößten ſich, eine feierliche Stille trat ein; der Feldprediger Piekarski intonierte den engliſchen Gruß und tauſend rauhe Männerſtimmen fielen in den Geſang ein, daß der Hymnus mächtig über das Schlachtfeld hinaus ertönte.

Die Augen all der bluttriefenden Krieger waren dem Himmel zugewendet, der im Weſten von der Abendröte tief rot gefärbt, ein Widerſchein dieſes blutigen Schlachtfeldes zu ſein ſchien, während das fromme Lied ſich erhob zu dem immer dunkler werdenden Gewölbe des Zenithes.

Eben als man den Geſang beendet, ſprengte die Laudaer Fahne heran, die im Eifer des Gefechtes am weiteſten hinter dem Feinde hergeſetzt war. Auch ſie brachte dem Feldherrn ein paar eroberte Fahnen und Herr Tſcharniezki, welcher ſich über dieſe Fahne ſtets am meiſten freute, ſprengte dem Herrn Wolodyjowski lebhaft entgegen.

„Sind euch viele entkommen?“ frug er.

Herr Wolodyjowski ſchüttelte nur den Kopf zum Zeichen der Verneinung. Er war ſo außer Atem, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte und nur nach Luft ſchnappte. Er wies mit der Hand nach dem Munde, um anzudeuten, daß er nicht reden könne, und Tſcharniezki verſtand ihn; er nahm den Kopf des kleinen Ritters zwiſchen ſeine Hände und indem er ihn faſt zärtlich preßte, ſagte er:

„Der hat ſich müde gearbeitet.“

Sagloba, der etwas eher zu Atem kam, begann nun zähneklappernd mit unterbrochener Stimme:

„Mich friert! Wahrhaftig! Es zieht über den erhitzten Körper! Ein Schlagfluß wird mich treffen! Zieht einem dicken Schweden den Ueberrock aus, damit ich ihn anziehen kann, denn ich bin ganz naß. Ich kann fast nicht mehr unterscheiden, was an mir Wasser, Schweiß oder Schwedenblut ist .... Wenn ich je gedacht habe, daß ich im Leben noch eine solche Menge dieser Schelme hinschlachten würde, dann bin ich keinen Pferdeschwanz wert ... Der heutige Sieg ist der größte dieses Krieges ... Aber ins Wasser gehe ich nicht wieder ... Nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen und dann ein Bad ... Das ist zu viel für mein Alter ... Die Hand erlahmt mir ... Der Schlagfluß packt mich! ... Branntwein her ..., um Gotteswillen! ..."

Als Tscharniezki das hörte und den alten Mann sah, ergriff ihn tiefes Mitleid; er reichte ihm seine Feldflasche.

Sagloba setzte sie an die Lippen und leerte sie auf einen Zug. Als er sie dem General zurückgab, sagte er:

„Ich habe so viel Wasser der Piliza verschluckt, daß ich fürchten muß, nächstens den Magen voll Fische zu haben Ach! Das Getränk hat jetzt aber wohlgethan."

„Und zieht euch schnell um, wechselt die Kleider, im Notfall nehmt sie von den Schweden," sagte Herr Tscharniezki.

„Ich werde einen dicken Schweden suchen, von dem euch die Kleider passen könnten, Ohm," sagte Rochus.

„Wozu von einem Toten die blutigen Sachen abnehmen," antwortete Sagloba. „Ziehe schnell den dicken General aus, den ich gefangen genommen."

„Wie? Ihr habt einen General gefangen?" frug Tscharniezki lebhaft.

„Wen hätte ich nicht gefangen, was hätte ich nicht vollbracht!" brüstete sich der Alte.

Jetzt hatte sich auch Wolodyjowski so weit erholt, daß er berichten konnte:

„Wir haben den jüngeren Markgrafen Adolf, den Grafen Falkenstein, die Generale Weger, Poter, Benzy und andere Offiziere in Gefangenschaft genommen."

„Und der Markgraf Friedrich?" frug Tscharniezki hastig.

„Wenn er nicht etwa hier auf dem Schlachtfelde geblieben ist, so muß er in die Wälder entkommen sein; dort aber ist er den Bauern rettungslos verfallen!"

Hierin täuschte Wolodyjowski sich. Der Markgraf Friedrich hatte, nachdem er zuerst in den Wäldern umhergeirrt war, noch in der Nacht mit den Generalen Ehrensheim und Schlipenbach Tschersk erreicht, dort in der alten Schloßruine drei Tage und Nächte bei Hunger und Kälte heimlich zugebracht, dann waren sie nachts ebenso heimlich nach Warschau geflüchtet. Das schützte sie zwar nicht vor späterer Gefangenschaft, doch waren sie vorläufig geborgen.

Die Nacht war angebrochen, als Tscharniezki das Schlachtfeld verließ und nach Warka aufbrach. Es war die fröhlichste und glücklichste seines Lebens, denn seit Beginn der Erhebung hatten die Schweden eine so große Niederlage nicht erlitten. Außer dem Generalfeldmarschall selbst waren alle Generale und Offiziere, alle Fahnen, alle Geschütze in ihre Hände gefallen, die Armee des Markgrafen war vernichtet. Es war nun erwiesen, daß die Schweden, welche sich in offener Feldschlacht für unbesiegbar gehalten hatten, der Taktik des polnischen Generals und dem feurigen Angriff der Reiter unterlegen waren. Außerdem mußte dieser Sieg die besten Folgen nach sich ziehen. Der Mut der anderen polnischen Armeen mußte dadurch gehoben, zur flammenden Begeisterung angefacht werden. Tscharniezki sah in nicht zu langer Zeit die ganze Republik von dem Druck der Schwedenherrschaft befreit, triumphierend als Siegerin ... vielleicht auch schwebte seiner Seele ganz in der Ferne das goldene Szepter des Großhetman des polnischen Reiches vor.

Es war kein Unrecht, wenn er auch ein wenig daran dachte, denn er strebte diesem Ziele mit der Kraft und dem Mute eines ehrlichen Soldaten zu; er war der Besten einer, die sich um das Vaterland verdient machten, einer der wenigen, deren Größe aus bitterem Leid, aus Schmerz und Seelenqual erstanden war.

Fast konnte er die Fülle des Glückes und der Freude, die nach diesem Siege seine Brust schwellte, nicht ertragen; er mußte ihr Worte leihen. Darum wandte er sich dem neben ihm reitenden Marschall zu und sagte:

„Jetzt auf nach Sandomir! nach Sandomir! so schnell als möglich. Das Heer hat heute die Feuerprobe bestanden; es kann uns weder die San noch die Weichsel mehr schrecken!“

Der Marschall erwiderte kein Wort darauf. Dafür konnte Sagloba sich nicht enthalten, laut zu sagen:

„Geht, wohin ihr wollt, aber ohne mich; denn ich bin

keine Wetterfahne, die Tag und Nacht weder Speiſe, noch Trank, noch Schlaf braucht."

Tſcharniezki war ſo fröhlich geſtimmt, daß er dieſen Ausbruch der Unzufriedenheit nicht nur nicht übel nahm, ſondern den Alten noch neckte:

„Ihr gleicht eher einem Glockenturm, wie einem Wetterhahn, denn ihr habt Spatzen im Kopfe. Aber, — alles, was wahr iſt, Schlaf und Nahrung benötigen wir alle."

Darauf murmelte Sagloba nur noch vor ſich hin:

„Die Spatzen ſpuken einem im Kopfe herum, weil die Zunge am Gaumen klebt."

10. Kapitel.

Nach jenem Siege gönnte Tscharniezki seinem Heere die wohlverdiente Ruhe. Die Menschen durften sich ausschlafen und sattessen, die eben so müden Pferde wurden abgefüttert. Darnach sollte der Rückmarsch nach Sandomir in Eilmärschen fortgesetzt werden.

Da, eines Abends kam Charlamp mit Nachrichten von Sapieha in das Lager. Tscharniezki befand sich zu jener Zeit gerade in Tschersk, wo er die Mannschaften des allgemeinen Aufgebotes, welches sich bei jener Stadt zusammengezogen hatte, einer Musterung unterziehen wollte.

Da Charlamp den General nicht antraf, begab er sich sogleich zu Wolodyjowski, um nach dem langen Ritt bei ihm auszuruhen. Die Freunde begrüßten ihn freudig, doch sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an, während er sagte:

„Ich habe von eurem Siege schon gehört. Hier hat uns das Glück gelächelt, bei Sandomir hat es uns verlassen. Karolus sitzt nicht mehr im Sack; er hat sich herausgehauen und wir mußten ihn, nachdem das litauische Heer großen Schaden erlitten, ziehen lassen."

„Nicht möglich!" rief Wolodyjowski, sich in die Haare fahrend.

Die beiden Skrzetuski und Sagloba blieben wie versteinert stehen.

„Wie ist das zugegangen? Erzählt, beim lebendigen Gotte! Wir brennen, zu hören, was geschehen."

„Ich bin zu erschöpft," antwortete Charlamp. „Tag und Nacht bin ich geritten, ich bin entsetzlich müde. Wenn Herr Tscharniezki zurückgekehrt sein wird, dann will ich in seiner Gegenwart alles erzählen. Laßt mich jetzt ein Wenig ausruhen."

„Also Karolus ist entwichen!" sagte Sagloba. „Ich habe das kommen sehen! Nicht wahr? Oder habt ihr vergessen, daß ich das prophezeite? Kowalski kann es mir bezeugen!"

„Der Ohm hat es prophezeit," echote Rochus.

„Und wo hat sich Karolus hingewendet?" frug Wolodyjowski.

„Die Füsiliere sind auf Flößen stromabwärts geschwommen, die Reiter ritten durch die Weichselniederung gen Warschau."

„Gab es eine Schlacht?"

„Ja und nein! Ach laßt mich ruhen; ich bin außerstande zu sprechen!"

„Nur eines sagt uns noch. Ist Sapieha vollständig geschlagen?"

„Ach, woher denn? Er jagt jetzt dem Könige nach, aber Herr Sapieha wird in seinem Leben niemanden einholen."

„Der und etwas einholen. Der paßt zur Jagd, wie die Schnecke zum Wettrennen!" sagte Sagloba.

„Gott sei Dank, daß wenigstens das Heer heil geblieben ist!" versetzte Wolodyjowski.

„Heer! Sie haben uns genarrt, die Baltiker!" rief Sagloba. „Was hilft es! Wir müssen nun das Loch in der Republik wieder flicken helfen!"

„Sprecht nichts Böses auf das litauische Heer," entgegnete Charlamp. „Karolus ist ein großer Krieger und es bedarf keiner besonderen Ungeschicklichkeit, das Spiel mit ihm zu verlieren. Habt ihr vom Kronenheere, bei Uschtsch, bei Wolborsch, Sulejowo und anderen Städten euch etwa nicht foppen lassen? Hat nicht Herr Tscharniezki bei Golembin auch eine Niederlage erlitten? Warum soll da nicht auch Herr Sapieha einmal eine Schlacht verlieren? Besonders da ihr ihn ganz verwaist zurückgelassen habt."

„Sind wir etwa zum lustigen Tanze nach Warka marschiert?" sagte Sagloba entrüstet.

„Ich weiß, ihr zoget in die blutige Schlacht und habt den Sieg errungen. Aber wer kann wissen, ob es nicht besser gewesen wäre, uns nicht zu verlassen? Man sagt bei uns, daß die beiden Armeen, jede für sich, leicht vernichtet werden können, während sie vereint selbst den Teufel besiegen würden."

„Das wäre nicht unmöglich!“ sagte Wolodyjowski. „Was aber die Feldherren beratschlagt haben, dagegen können wir uns nicht auflehnen. Uebrigens seid ihr jedenfalls nicht von jeder Schuld freizusprechen.“

„Sapieha muß auf seinem Posten eingenickt sein, ich kenne ihn schon!“ sagte Sagloba.

„Ich kann das nicht bestreiten!“ murmelte Charlamp für sich.

Sie verstummten eine Weile, warfen sich von Zeit zu Zeit düstere Blicke zu, denn sie fürchteten, daß das Glück wiederum von der Republik zu weichen beginne. Und doch waren sie noch vor kurzem so voll froher Hoffnungen gewesen.

Da sagte Wolodyjowski:

„Der Herr Kastellan kehrt zurück!“

Mit diesen Worten eilte er zur Thür hinaus.

Tscharniezki war wirklich zurückgekehrt. Wolodyjowski, der ihm entgegenlief, rief ihn schon von weitem zu:

„Erlaucht! Der König von Schweden hat das litauische Heer bewältigt und ist entflohen. Es ist ein Bote vom Herrn Wojewoden von Wilna angekommen.“

„Bringt ihn zu mir!“ befahl Tscharniezki. „Wo ist er?“

„Bei mir! Ich führe ihn gleich her.“

Aber Herr Tscharniezki war so betroffen von dieser Nachricht, daß er nicht warten wollte, bis Charlamp zu ihm kam, sondern vom Pferde sprang und in das Quartier Wolodyjowskis eilte.

Die Anwesenden sprangen von ihren Sitzen auf, als der General eintrat und grüßten, doch er nickte ihnen kaum zu, er rief gleich:

„Ich bitte um die Briefe!“

Charlamp reichte ihm ein versiegeltes Schreiben. Der General trat damit an das Fenster, denn in der Stube war es dunkel, und begann mit gerunzelter Stirn und Sorge im Antlitz zu lesen. Von Zeit zu Zeit blitzte es zornig in seinen Augen.

„Der Kastellan ist aufgeregt,“ flüsterte Sagloba dem Skrzetuski zu, „sieh nur, wie ihn die Pockennarben rot hervortreten; er wird auch gleich anfangen zu lispeln, wie er immer thut, wenn der Zorn ihn packt.“

Tscharniezki war mit dem Lesen zu Ende gekommen; er drehte mit der Faust an seinem Kinnbart und sann nach.

Endlich wandte er sich mit klanglosen undeutlichen Worten an Charlamp:

„Tretet näher, Soldat!“

„Zu Befehl, Erlaucht!“

„Sprecht die Wahrheit,“ sagte der Kastellan mit Nachdruck. „Dieser Bericht ist so fein und geheimnisvoll verfaßt, daß ich nicht auf den Grund der Dinge kommen kann . . . Aber die Wahrheit . . . . nichts beschönigen . . . . ist die Armee aufgelöst?“

„Sie ist nicht aufgelöst, Erlaucht.“

„Wieviel Tage werden nötig sein, sie wieder zu sammeln?“

Hier flüsterte Sagloba wieder Skrzetuski zu:

„Er will ihn, wie man das nennt, aufs Glatteis führen.“

Doch Charlamp antwortete, ohne zu zögern:

„Wenn das Heer nicht aufgelöst ist, braucht es doch nicht gesammelt zu werden. Es ist ja wahr, daß wir noch etwa fünfhundert Bauern mit ihren Pferden vermißten, als ich fortritt, die wir unter den Gefallenen nicht entdecken konnten, aber das kommt nach jeder Schlacht vor, darunter leidet die Ordnung des Heeres nicht. Der Herr Hetman folgt in guter Ordnung der Spur des Königs.“

„Kanonen habt ihr keine verloren? Keine?“

„Doch! Vier! Die Schweden haben sie, da sie dieselben nicht mitnehmen konnten, vernagelt.“

„Ich glaube, ihr sprecht die Wahrheit. Erzählt nacheinander, wie es gekommen.“

„ . . . Incipiam!“ sagte Charlamp. „Nachdem wir allein zurückgeblieben waren, bemerkte der Feind doch bald, daß das Heer jenseits der Weichsel nicht mehr im Lager war, sondern nur regellose Parteien und Haufen aufständischer Bauern. Wir dachten, oder, um korrekt zu sprechen, Herr Sapieha dachte, daß die Schweden jene überfallen könnten, deshalb sandte er ihnen Sukkurs, aber nur kleinen, um nicht sich selbst zu schwächen. Im Schwedenlager war ein Leben und Summen, wie in einem Bienenstock. Gegen Abend drängten ganze Haufen an die San. Wir waren im Quartier des Wojewoden. Da läßt sich dieser Herr Kmiziz, welcher jetzt Babinitsch heißt, melden. Herr Sapieha will sich gerade zu Tische setzen; er hatte eine ganze Menge adliger Damen bis von Kraschnik und Janowo her zu einem Gastmahl geladen, . . . es ist ja bekannt, daß der Herr Wojewode das weibliche Geschlecht liebt.“

„Gut zu essen liebt!“ unterbrach ihn Tscharniezki.

„Ja, ja, ich fehle ihm! es ist niemand da, der ihn zur Mäßigkeit anhält!“ warf Sagloba ein.

Darauf Herr Tscharniezki:

„Ihr werdet wieder eher bei ihm sein, als ihr denkt, dann könnt ihr euch gegenseitig Mäßigkeit empfehlen.“

Und zu Charlamp gewendet:

„Sprecht weiter.“

„Babinitsch meldet also die Bewegung im Schwedenlager, der Wojewode antwortet darauf: ‚Sie simulieren nur den Angriff! Sie werden nichts unternehmen! Eher, sagte er, werden sie die Weichsel überschreiten. Aber ich habe ein wachsames Auge und werde rechtzeitig einschreiten. Unterdessen wollen wir uns unser Vergnügen nicht stören lassen. Auf daß es uns wohl sei!‘ Wir aßen und tranken. Die Kapelle spielte nachher, der Wojewode selbst bat zuerst zum Tanz . . .“

„Ich werde ihm das Tanzen anstreichen!“ unterbrach Sagloba.

„Schweigt!“ befahl Tscharniezki.

„Da kommen von neuem Boten mit der Meldung, daß das Getümmel und Gelärme an der San ganz entsetzlich sei. Es nützt nichts! Der Wojewode flüstert dem Pagen zu: ‚Du sollst mich nicht immerzu stören!‘ Wir tanzten bis zum Morgen und schliefen bis zum nächsten Mittag. Als wir endlich aufwachen, da sehen wir drüben mächtige Schanzen, wie aus der Erde gewachsen, und auf ihnen die schweren schwedischen Kartaunen. Von Zeit zu Zeit wird eine abgefeuert und wo sie hinschlägt, fällt sie schwer auf. Aber eine einzige der geladenen Frauen genügte, um den Hetman völlig blind für alles das zu machen!“

„Laßt die Bemerkungen,“ unterbrach ihn Tscharniezki. „Ihr seid hier nicht beim Hetman!“

Charlamp wurde sehr verlegen und fuhr fort:

„Nachmittag ritt der Wojewode selbst an den Fluß. Die Schweden hatten unter dem Schutze der Schanzen bereits angefangen eine Brücke zu bauen. Sie arbeiteten bis zum Abend zu unserer großen Verwunderung, denn wir waren der Meinung, daß sie die Brücke bauten, aber nicht herüber kommen könnten. Am folgenden Tage bauten sie weiter. Der Wojewode fängt nun auch an besorgt zu werden: er bereitete sich auf eine Schlacht vor.“

„Die Brücke wurde doch nur zum Schein gebaut, die

Schweden gingen weiter unterhalb über den Fluß, nicht wahr?“ sagte Tscharniezki.

Charlamp schwieg eine Weile mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde, endlich frug er:

„Ew. Erlaucht wissen bereits?“

„Das muß man sagen,“ flüsterte Sagloba, „alles, was den Krieg betrifft, das übersieht unser Alter im Fluge.“

„Weiter!“ befahl Tscharniezki.

„Es wurde Abend. Das Heer stand in Erwartung der Schlacht kampfbereit da. Mit dem ersten Sternblinken begann bei uns wieder ein Gastmahl. Unterdessen hatten die Schweden auf jener anderen Brücke, unterhalb, die San überschritten. Dort stand am Rande unseres Lagers die Fahne des Herrn Koschütz, eines braven Soldaten. Der zieht los auf sie! Die zunächstliegenden Haufen des allgemeinen Aufgebots eilen ihm zu Hilfe, doch beim ersten Donner der schwedischen Kanonen fliehen sie. Herr Koschütz ist gefallen, von seinen Leuten sind nur wenige übrig geblieben. Erst als das allgemeine Aufgebot im Sturm das Schwedenlager überfiel, brachten sie einige Verwirrung in den Uebergang; alles, was in der Nähe der zweiten Brücke an Soldaten zu haben war, stellte sich den Schweden entgegen, aber wir richteten nichts aus, im Gegenteil, wir verloren noch unsere Kanonen, und es war ein Glück, daß der größte Teil der schwedischen Fußsoldaten mit ihren Kanonen schon in der Nacht auf Flößen die Weichsel hinab geschwommen waren, wovon wir auch nichts bemerkt hatten, sonst wäre unsere Niederlage eine schreckliche geworden.“

„Sapieha hat einen ordentlichen Bock geschossen; ich wußte das im voraus!“ rief Sagloba.

„Wir haben die Korrespondenz des Königs aufgefangen,“ sagte Charlamp. „Die Soldaten haben daraus ersehen, daß der König nach Preußen gehen will, um mit einem kurfürstlichen Heere von dort zurückzukehren, da er allein hier nichts ausrichten kann.“

„Das weiß ich!“ antwortete Tscharniezki. „Herr Sapieha hat mir den Brief mitgeschickt.“

Dann murmelte er für sich:

„Wir müssen ihm nach Preußen folgen.“

„Das ist längst meine Meinung!“ sagte Sagloba.

Herr Tscharniezki sah ihn eine Weile gedankenvoll an.

„Es ist ein Unglück!“ sagte er endlich laut. „Hätte ich

rechtzeitig nach Sandomir zurückkehren können, so hätten wir mit vereinten Kräften die Schweden vollständig geschlagen; der Krieg wäre beendet. Ha! was geschehen, läßt sich nicht ändern ... Der Krieg wird in die Länge gezogen, aber den Eindringlingen blüht doch der Tod."

„So muß es sein! ..." riefen die Ritter wie aus einem Munde.

Neue Hoffnung zog in ihre Herzen ein; die Zweifel, die sie eine Weile befallen hatten, mußten weichen.

Sagloba hatte unterdessen dem Pächter von Wonsotsch etwas in das Ohr geflüstert. Dieser verschwand einen Augenblick, kehrte aber bald mit einem Gonschior Wein wieder. Als Wolodyjowski das sah, verneigte er sich tief vor Tscharniezki und bat:

„Es wäre für uns einfache Soldaten eine außerordentliche Auszeichnung, wenn Ew. Erlaucht einen Becher Wein mit uns trinken wollten ..."

„Gewiß! Gern will ich mit euch einen Trunk einnehmen," antwortete Tscharniezki. „Wißt ihr auch warum? ... Wir müssen uns trennen."

„Wie? Trennen?" rief Wolodyjowski verwundert.

„Herr Sapieha schreibt mir, daß die Laudaer Fahne zum litauischen Heere gehört und er sie nur für kurze Zeit zur Assistenz des Königs abgesandt hätte. Da er sie aber jetzt, besonders ihre Offiziere, sehr nötig brauchen wird, so befiehlt er ihre Rückkehr unter sein Kommando. Mein lieber Wolodyjowski! Ihr wißt, wie lieb ich euch habe und wie schwer mir die Trennung von euch wird, aber — hier ist der Befehl für euch. Zwar hat der Herr Hetman aus Artigkeit den Befehl durch mich an euch gelangen lassen; ich hätte denselben euch vorenthalten können ... Mir ist, als ob der Herr Hetman mir mein teuerstes Schlachtschwert zerbrochen hätte, ... aber gerade darum, weil der Befehl durch meine Hand geht, darf ich ihn nicht unterschlagen ... Da, nehmt ihn! ... Und thut eure Pflicht! ... Eure Gesundheit, mein liebes Soldatchen! ..."

Wieder verneigte sich Wolodyjowski tief vor dem Kastellan, aber er konnte vor Betrübnis kein Wort hervorbringen, und als Tscharniezki ihn in seine Arme schloß, da flossen ihm die Thränen in Strömen in den gelben Schnurrbart.

„Ich wollte, ich wäre gefallen!" sprach er traurig. „Es war so herrlich unter eurem Oberbefehl zu stehen, verehrter General ..."

„Herr Michael, beachtet doch den Befehl nicht!“ ſagte Sagloba gerührt. „Ich werde ſelbſt an Sapieha ſchreiben und ihm tüchtig die Leviten leſen.“

Aber Herr Michael war vor allen Dingen Soldat, er drehte ſich zu Sagloba um und ſagte barſch:

„Ihr bleibt doch ewig nur der alte Freiwillige! . . . Ihr würdet beſſer thun, zu ſchweigen, da ihr doch nicht verſteht, was das Wort ‚Dienſt‘ bedeutet.“

„Da habt ihr es!“ ſagte Tſcharniezki.

II. Kapitel.

Als Sagloba wieder vor dem Hetman ſtand, ging er gar nicht auf die freudige Begrüßung desſelben ein. Er legte die Arme quer über den Rücken, ſchob die Unterlippe vor und blickte ihn an, wie ein ſtrenger aber gerechter Richter einen Schuldigen anſieht. Der Hetman wurde ſehr heiter, als er dieſe Miene Saglobas ſah, denn er vermutete hinter derſelben irgend einen Scherz. Deshalb begann er auch ſogleich:

„Na! Wie geht es euch, alter Schalk? Warum ſchnüffelt ihr mit eurer Naſe herum, als kitzelte dieſelbe ein unangenehmer Geruch?“

„Im ganzen Lager Sapiehas riecht es nach Bigos,“ war die prompte Antwort.

„Warum gerade nach Bigos? Sprecht!“

„Weil die Schweden die Krautköpfe dazu gehobelt haben!“

„Da haben wir's! Er fängt ſchon an zu ſticheln! Schade, daß man euch nicht geköpft hat.“

„Das wäre nicht gut gegangen, denn ich diente unter einem Feldherrn, der ſelber köpfte und nicht zuließ, daß wir geköpft wurden.“

„Der Teufel ſoll euch holen! Hätte man euch wenigſtens die Zunge gekürzt.“

„Das wäre erſt recht nicht gegangen, wer hätte dann den Sieg Sapiehas verkündigen ſollen?“

Der Hetman wurde ſehr traurig:

„Herr Bruder,“ antwortete er, „laßt die Vorwürfe! Es giebt mehr ſolcher, die meine dem Vaterlande ſchon geleiſteten Dienſte bereits vergeſſen haben und mich verpönen: ich weiß es, daß gegen meine Perſon noch viel Lärm erhoben werden

wird, dennoch bin ich überzeugt, daß die ganze Sache anders gekommen wäre, ohne dieses Gelichter des allgemeinen Aufgebotes. Man spricht darüber, daß ich über Gastmählern die Beobachtung des Feindes verabsäumt habe, aber man vergißt, daß die ganze Republik diesem Feinde nicht widerstehen konnte!"

Diese Worte des Hetman stimmten den Alten etwas milder.

„Es ist einmal bei uns zu Lande Sitte, daß immer den Führer die Schuld trifft, wenn etwas versehen wird. Ich bin der letzte, welcher euch die Gastmähler zum Vorwurf macht, denn je länger der Tag, desto notwendiger wird eine Stärkung. Herr Tscharniezki ist ein ausgezeichneter Feldherr: er hat in meinen Augen nur den einen Fehler, daß er zum Frühstück, Mittagbrot und Abendessen seine Leute nur mit Schwedenblut regaliert; er ist ein besserer Feldherr als Koch; das ist aber nicht gut, denn bei dieser Art Krieg zu führen, müssen die besten und tapfersten Ritter erlahmen."

„War Herr Tscharniezki sehr zornig auf mich?"

„Ei, woher! Anfangs war er sehr niedergeschlagen, als er aber erfuhr, daß das Heer nicht aufgelöst ist, sagte er gleich: ‚Es war Gottes Wille! Dagegen kommt Menschenkraft nicht auf!' Das macht nichts! — sagte er. Es kann jedem passieren, daß er eine Schlacht verliert. Wenn wir mehr solche Männer hätten wie der Sapieha — sagte er — so wäre Polen das Vaterland der Aristidesse."

„Ich würde für Herrn Tscharniezki den letzten Blutstropfen hingeben," erwiderte der Hetman. „Jeder andere hätte mich erniedrigt, um sich um so höher stellen zu können, besonders nach seinem eben erfochtenen glorreichen Siege."

„Ich habe auch nichts gegen ihn einzuwenden, nur bin ich zu alt für Dienste, wie er sie von einem Soldaten verlangt, und ganz besonders für die Sorte Bäder, die er der Armee bereitet."

„So seid ihr froh, daß ihr wieder bei mir seid?"

„Wie man es nimmt! Froh und auch nicht froh! Seit einer Stunde höre ich von Leibesstärkungen reden, nur zu sehen bekomme ich nichts davon."

„Wir werden gleich zu Tische gehen. Was wird Herr Tscharniezki jetzt unternehmen?"

„Er will nach Großpolen gehen, um den Armseligen dort zu helfen. Von dort will er gegen Stenbock ziehen und nach

Preußen bis Danzig vordringen, um, wenn möglich, Kanonen und Füsiliere dort zu holen."

„Die Danziger sind edle Bürger; sie können der ganzen Republik als leuchtendes Beispiel dienen. Da treffen wir ja bei Warschau mit Herrn Tscharniezki zusammen, denn auch ich gehe nach Warschau, nur muß ich mich zuvor in Lublin etwas aufhalten."

„Ist Lublin wieder von den Schweden besetzt?"

„Die unglückliche Stadt ist schon zum wer weiß wievielten Male in Feindeshand. Es ist eine Deputation vom Lubliner Adel eingetroffen, die ich gleich empfangen werde, mit der Bitte, die Stadt zu retten. Da ich aber Briefe an den König und die Hetmane zu expedieren habe, muß ich mit dem Abmarsch noch ein wenig warten."

„Nach Lublin werde ich euch gern folgen, denn dort sind die Weiber maßlos schön."

„O, ihr Türke!"

„Ew. Erlaucht kann sich als Aelterer schon einen kleinen Spott mit mir erlauben."

„Aber ihr seid doch älter als ich!"

„Ja und nein! Es hat mich schon manch einer darum beneidet, daß ich mich so gut konserviere. Wollt ihr mir erlauben, die Deputation zu empfangen, so will ich den Leuten versprechen, daß wir recht bald zu ihnen kommen; wir wollen erst die Männer trösten und dann die Frauen."

„Gut!" sagte der Hetman, „dann werde ich die Briefe expedieren."

Damit ging er hinaus.

Gleich darauf trat die Deputation ein, welche von Sagloba sehr ernst und würdevoll empfangen wurde. Er sicherte ihr die erbetene Hilfe zu unter der Bedingung, daß das Heer gut mit Proviant, namentlich mit Getränken versorgt werde. Dann lud er sie im Namen des Wojewoden zum Abendessen ein. Die Herren Deputierten waren hocherfreut, denn man brach noch in derselben Nacht nach Lublin auf. Der Hetman selbst trieb dazu; es lag ihm viel daran, mit irgend einer rühmlichen That das Andenken an die Niederlage bei Sandomir auszulöschen.

Die Belagerung begann, machte aber nur langsame Fortschritte. Während der ganzen Zeit nahm Kmizig Unterricht im Fechten bei Wolodyjowski; er begriff überraschend schnell. Da Wolodyjowski wußte, daß dieser Unterricht dem Verderben Boguslaws galt, so verheimlichte er ihm keines seiner Kunst-

stückchen. Oft praktizierten beide aber nicht nur unter sich. Dann gingen sie unter die Mauern des Schlosses und forderten die Schweden zum Zweikampf heraus. Auf diese Weise machten sie viele kampfunfähig. Bald war Kmiziz so weit, daß er es mit Johann Skrzetuski aufnehmen konnte, von allen anderen Rittern in der Armee Sapiehas konnte es wiederum niemand mit ihm aufnehmen. Da packte ihn eine fast unüberwindliche Lust, sich mit Boguslaw im Zweikampf zu messen; er konnte es kaum bei Lublin aushalten, besonders, da das Frühjahr ihm auch Gesundheit und Kraft wiederbrachte. Seine Wunden waren alle geheilt, das Blutspeien hatte aufgehört, das verlorene Blut sich ersetzt und die Augen hatten den früheren Glanz wieder erhalten. Die Laudaer hatten ihn anfangs sehr mißtrauisch betrachtet und Wolodyjowski mußte sie alle seine Strenge fühlen lassen, um sie von Gewaltthätigkeiten gegen ihn zurückzuhalten; erst später, als sie seinen Wandel und seine Handlungen scharf beobachtet hatten, wurde selbst sein erbittertster Feind Jozwa Butrym mit ihm ausgesöhnt. Dieser pflegte jetzt oft zu sagen:

„Kmiziz ist tot! Babinitsch lebt und der soll leben!"

Zur großen Freude der Armee kapitulierte die Besatzung von Lublin endlich. Sapieha brach unverweilt auf und marschierte auf Warschau zu. Unterwegs erreichte ihn die Nachricht, daß Johann Kasimir mit den Hetmanen und den neugebildeten Regimentern ihm zu Hilfe eile. Auch Tscharniezki ließ ihn wissen, daß er von Großpolen her gen Warschau ziehe. So hatte es den Anschein, daß die im ganzen Lande verstreuten Kämpen sich bei Warschau zusammenfinden, und der Hauptkriegsschauplatz hierher verlegt werden würde. Es sammelte sich wie ein schweres Unwetter um die Hauptstadt, das dräuend über den Häuptern der Feinde hing.

Sapieha ging über Schelechow, Garwolin und Minsk nach der Siedlezer Landstraße zu, um in Minsk mit den Freiwilligen aus Podlachien zusammenzutreffen. Johann Skrzetuski hatte über diese lose Truppe das Kommando übernommen, denn obgleich in der Wojewodschaft Lublin ansässig, war er doch den angrenzenden Podlachiern rühmlichst bekannt und als einer der größten Helden der Republik von ihnen sehr geehrt. Es war ihm auch gelungen, aus dem rohen zänkischen Kleinadel binnen kurzem ein gut organisiertes Heer zu formieren.

Von Minsk aus beeilte sich Sapieha, in einem Tage die Vorstadt Warschaus, Praga, zu erreichen. Das Wetter war den Marschierenden günstig. Von Zeit zu Zeit fiel ein leichter

Sprühregen hernieder, den Staub löschend und Kühlung verbreitend, die Temperatur war herrlich, nicht zu heiß und nicht zu kalt. Die Luft war klar, der Blick konnte weit in die Ferne schweifen. Das Heer marschierte auf Feldwegen, denn die Wagen und Geschütze sollten erst am nächsten Tage nachkommen, Mut und Lebenslust herrschte unter den Mannschaften. Der Wald hallte wider von den Soldatenliedern, die Pferde schnauften zum guten Zeichen. Eine Fahne nach der anderen, zogen sie in schönster Ordnung dahin, wie ein blinkender in verschiedenen Biegungen dahinfließender Strom, denn zwölftausend Mann waren es, die Sapieha der Hauptstadt zuführte. Die Rittmeister, welche die Schwadronen in Ordnung zu halten hatten, glänzten weithin sichtbar in ihren blank polierten Panzerhemden, die bunten Abzeichen der Ritter flatterten lustig über den Köpfen derselben, wie bunte Blumen.

Die Sonne war im Sinken begriffen, als die an der Spitze des Zuges reitende Laudaer Fahne die Türme der Hauptstadt erblickte. Bei ihrem Anblick entriß sich ein lauter Freudenruf der Brust der Krieger:

„Warschau! Warschau!“

Dieser Ruf zog donnernd von Glied zu Glied bis zur letzten Fahne. Man konnte eine halbe Meile lang immer wieder das unabläßig wiederholte Wort „Warschau“ hören.

Viele von den Rittern in der Armee Sapiehas waren noch nie in Warschau gewesen, ja die Meisten von ihnen hatten die Stadt nicht einmal von ferne gesehen. So war denn der Eindruck, den sie empfingen, ein außerordentlicher. Unwillkürlich hielten die Reiter die Pferde an; einige entblößten den Kopf, andere bekreuzten sich, wieder andere wurden von Rührung befallen und blieben thränenden Auges wie angewurzelt stehen. Plötzlich erschien Herr Sagloba auf seinem Pferde bei einer der letzten Fahnen, sprengte heran bis zu der Laudaer Fahne und rief mit weithin schallender Stimme:

„Meine Herren! Wir sind die ersten hier! Wir haben das Glück, die Ehre! ... Wir wollen die Schweden aus der Hauptstadt jagen!! ...“

„Wir wollen sie fortjagen!“ riefen so viel tausend Stimmen. „Hinaus! Hinaus! Hinaus! ...“

Es entstand ein entsetzliches Getöse. Während die einen noch fortwährend riefen: „Jagt sie fort!“ schrieen andere schon: „Schlagt sie tot!“ und wieder andere: „Fort mit den Hundeseelen!“

Mit diesem Geschrei mischte sich das Klirren der Säbel, die Augen schossen Blitze und zwischen den halbgeöffneten Lippen glänzten die weißen Zähne.

Sapieha selbst glühte vor Begeisterung: er hob seinen Feldherrnstab hoch in die Höhe und rief:

„Mir nach!"

Unweit Praga hielt der Wojewode an und gebot, ein langsames Tempo einzuschlagen. Immer deutlicher tauchte die Hauptstadt aus dem bläulichen Aether hervor. Die hohen Linien der Türme zeichneten sich scharf am Firmament ab. Die hochgegiebelten Dächer der Häuser, die mit roten Dachsteinen gedeckt waren, glühten im Abendrot. Die Litauer hatten niemals in ihrem Leben etwas Großartigeres gesehen, als diese weißen, hohen Mauern, von einer Menge schmaler Fenster durchbrochen, übereinander hängend und klebend, wie Felsen über einem Wasser. Die Häuser schienen eines über das andere hinaus zu wachsen, hoch, höher und noch höher: über dieser engen, dichtgedrängten Masse aber ragten die schlanken Türme hoch hinauf bis an den Himmel. Diejenigen Soldaten, welche schon einmal in der Hauptstadt waren, sei es bei der Königswahl oder in Privatangelegenheiten, erklärten den anderen, was für ein Gebäude dieses oder jenes war und welchen Namen es führte. Besonders unterrichtete Sagloba seine Laudaer, die mit Bewunderung ihm aufmerksam zuhörten.

„Seht euch einmal jenen Turm in der Mitte der Stadt an," sagte er. „Das ist die arx regia — das Regierungsgebäude! Wenn ich so viele Jahre alt werden dürfte, wie ich da drinnen am königlichen Tische Mittagbrote gegessen habe, so müßte ich Methusalems Alter erreichen; dem Könige stand niemand näher als ich: ich war sein Vertrauter. Unter den Starosteien hätte ich wählen können, wie unter Wallnüssen und sie verschenken, wie Hufnägel. Ich habe einer Menge Menschen zu Beförderungen verholfen, und wenn ich in das Schloß trat, dann verneigten sich die Senatoren vor mir, bis zum Gürtel nach Kosakenmanier. Auch Zweikämpfe mußte ich in Gegenwart des Königs ausfechten: der König liebte es, mich bei der Arbeit zu sehen."

„Es ist ein mächtiges Gebäude," sagte Rochus Kowalski. „Und zu denken, das alles das in den Händen der Feinde ist!"

„Und daß sie alles mitnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist," setzte Sagloba hinzu. „Wie man sagt, reißen sie sogar die Marmorsäulen aus den Mauern, um dieselben mit nach

Schweden zu schleppen, nebst anderen kostbaren Steinarten. Ich werde wohl die liebgewordenen Winkel kaum wieder erkennen. Die Chronikenschreiber nennen das Schloß das achte Wunder der Welt; außer diesem hat nur der König von Frankreich ein ähnliches, doch ist es mit diesem hier nicht zu vergleichen."

„Was ist das für ein Turm rechts in der Nähe des Schlosses?"

„Das ist die heilige Johanneskathedrale; sie ist mit dem Schlosse durch einen Kreuzgang verbunden. In dieser Kirche hatte ich eine Offenbarung. Als ich einmal nach der Vesper drinnen noch ein halbes Stündchen zurückblieb, hörte ich vom Gewölbe her eine Stimme, welche mir zurief: „Sagloba, es wird Krieg werden mit Schweden, welcher große Not und Elend in das Land bringen wird." Ich lief schnell zum Könige und erzählte, was ich gehört hatte. Da gab mir der Fürst Erzbischof einen Klaps mit dem Pastorale in den Nacken und sprach: „Redet nicht Unsinn, ihr waret betrunken." Die zweite Kirche unweit davon ist das Jesuitenkollegium, der dritte Turm gehört zur Kurie, der vierte zum Marschallamt und jenes grüne Dach ist das Dach der Dominikanerkirche. Alle Gebäude zu nennen bin ich außerstande, selbst wenn meine Zunge wie ein Mühlrad ginge."

„Es giebt wohl keine zweite so schöne Stadt wie diese in der Welt?" sagte einer der Soldaten.

„Deshalb beneiden uns auch alle Nationen um sie."

„Was ist das für ein herrliches Gebäude links vom Schlosse?"

„Hinter dem Bernadinerkloster?"

„Ja!"

„Das ist der Palast Radziejowski, früher gehörte er den Kasanowskis. Man betrachtet ihn als neuntes Wunder der Welt, aber — die Pest über ihn! In seinen Mauern fing das Unglück der Republik an."

„Wieso?" frugen mehrere Stimmen.

„Als der Herr Kanzler Radziejowski anfing mit seiner Frau zu zanken und zu streiten, da nahm der König die Kanzlerin in Schutz. Ihr müßt wissen, daß die Leute davon sprachen und der Kanzler selbst es dachte, daß seine Frau in den König verliebt sei und der König in sie. Der Streit wurde immer heftiger, bis der Kanzler durch Intriguen dazu getrieben, zu den Schweden entfloh und den Krieg schürte. Ich saß damals still auf dem Lande und erfuhr nicht mehr das Ende jener Angelegenheit.

Soviel aber weiß ich bestimmt, daß die Kanzlerin nicht dem Könige, sondern einem anderen süße Augen machte und verliebte Blicke zuwarf."

„Wer war der andere?"

Sagloba drehte an seinem Schnurrbart.

„Der andere war einer, welchem alle zuströmten, wie die Ameisen zum Honig; nur den Namen kann ich aus Bescheidenheit nicht nennen, denn ich hasse die Sucht, sich zu rühmen ... Man ist alt geworden, alt und unansehnlich im Dienste des Vaterlandes, wie ein verbrauchter Besen beim Fegen der Feinde. Früher gab es keinen glatteren Höfling als ich es war, das kann Rochus Kowalski beschei ..."

Hier fiel dem alten Ritter ein, daß Rochus auf keinen Fall die Vorgänge jener Zeiten kennen konnte. Er winkte also mit der Hand und setzte hinzu:

„Uebrigens, was kann der davon wissen!"

Darauf zeigte er den Waffenbrüdern noch die Paläste der Ossolinski und Koniezpolski, welche an Umfang dem Palais Radziejowski gleichkamen, endlich die großartige Villa regia.

Die Sonne war unterdessen untergegangen, das nächtliche Dunkel umhüllte die Gegend. Auf den Wällen Warschaus gaben Kanonenschüsse und Trompetensignale das Zeichen, daß man das Nahen des Feindes bemerkt.

Herr Sapieha meldete seine Ankunft ebenfalls durch Mörserschüsse, um den Bewohnern der Stadt Mut zu machen. Darauf überschritt er noch in derselben Nacht mit seiner Armee die Weichsel: zuerst die Laudaer, dann Kotwitsch mit seiner Fahne, dann Kmiziz mit seinen Tartaren und Wankowitsch, zuletzt der Rest von achttausend Mann. Auf diese Weise waren die Schweden nicht nur samt ihrer aufgestapelten Beute eingeschlossen, sondern ihnen auch jede Zufuhr von Nahrungsmitteln abgeschnitten. Dem Herrn Sapieha selbst blieb nichts weiter zu thun übrig, als abzuwarten, bis von der einen Seite Tscharniezki, von der anderen Seite der König mit dem Kronenhetman herankam, und nur darüber zu wachen, daß keine Hilfstruppen oder Lebensmittel in die Stadt geschmuggelt würden.

Die ersten Nachrichten kamen von Tscharniezki; sie lauteten nicht sehr befriedigend. Der Kastellan berichtete, daß seine Leute und Pferde so erschöpft seien, daß er sich augenblicklich gar nicht an der Belagerung beteiligen könne. Seit jener Schlacht bei Warka waren sie täglich im Gefecht gewesen und seit Beginn des Jahres hatten sie in einundzwanzig größeren Schlachten

über die Schweden gesiegt, ungerechnet die vielen kleinen Scharmützel mit verstreuten Abteilungen. Er hatte nicht bis Danzig vordringen können und somit auch keine Verstärkungen seiner Truppen erlangt. Er konnte vor der Hand nur versprechen, dafür zu sorgen, daß die schwedische Armee, welche unter Boguslaw Radziwill mit dem Bruder des Königs und Douglas bei Narva stand und den Belagerten zu Hilfe eilen wollte, in ihrem Zuge aufgehalten werde.

Die Schweden aber trafen mit allem Mut und aller an ihnen bekannten Geschicklichkeit, Anstalten zur Verteidigung der Stadt. Noch ehe Herr Sapieha Praga erreicht hatte, war diese Vorstadt niedergebrannt worden. Gegenwärtig waren sie bemüht, alle anderen Vorstädte anzuzünden. Zu diesem Zwecke schleuderten sie Brandgeschosse in die höheren Gebäude der Krakauer Vorstadt, der neuen Welt einer-, in die Kirche des heiligen Georg und in die Marienkirche andererseits. Häuser und Kirchen gingen in Flammen auf. Tagsüber waren die Vorstädte in dichte graue Rauchwolken gehüllt, während in der Nacht diese Wolken rot durchleuchtet und von Funkensprühregen erfüllt waren. Außerhalb der Mauern irrten die Bewohner der verbrannten Häuser obdachlos und hungrig umher; Weiber umringten das Lager Sapiehas und bettelten um Barmherzigkeit. Man fand Menschen, die aus Mangel an Nahrung zum Skelett abgemagert, Kinder, die in den Armen der abgezehrten Mütter aus Mangel an Nahrung starben. Die ganze Gegend um Warschau verwandelte sich in ein Thal des Jammers und der Thränen.

Herr Sapieha, welcher noch immer auf die Ankunft des Königs wartete, konnte aus Mangel an Fußsoldaten und Geschützen nichts unternehmen. Er kam daher den Armen zu Hilfe, so gut es anging, ließ sie haufenweise nach Gegenden schaffen, die von der Kriegsnot noch nicht so viel zu leiden gehabt, wo sie sich ernähren konnten. Er sorgte sich auch sehr bei dem Gedanken an die Schwierigkeiten der Belagerung, die von Tag zu Tag wuchsen, da die gelehrten schwedischen Ingenieure im Laufe der Zeit die Stadt in eine starke Festung verwandelt hatten. Hinter ihren Mauern saßen dreitausend vorzügliche Soldaten, von erfahrenen und kriegsgeübten Generalen befehligt, während ohnehin im allgemeinen die Schweden im Belagern und Verteidigen jeglicher Arten von Festungen als Meister galten.

Um diese Sorgen etwas abzulenken, stärkte sich Herr

Sapieha alltäglich an auserlesenen Speisen und Getränken, wobei die Pokale eifrig die Runde machten, denn es war bekannt, daß ihm das Klingen der Gläser und eine heitere Gesellschaft so sehr über alles ging, daß er darüber zuweilen sogar seine Pflicht vergessen konnte.

Glücklicherweise verstand er am Tage immer wieder gut zu machen, was er am Abend versäumt. Bis zum Sonnenuntergang arbeitete er ehrlich, aber, sobald der erste Stern am Himmel erschien, erklang auch der erste Fidelton in seinem Quartier. War er dann erst in heiterer Stimmung, dann gestattete er alle Freiheiten, ließ die Offiziere holen, selbst diejenigen von den Wachtkommandos, und war sehr ungnädig, wenn einer von ihnen nicht erschien, denn es gab für ihn keine Freude ohne große Gesellschaft.

Herr Sagloba machte ihm morgens oft schwere Vorwürfe deswegen, obgleich er mit der beste Gast Sapiehas war und man ihn oft besinnungslos nach dem Quartier Wolodyjowskis tragen lassen mußte.

„Der Sapieha würde einen Heiligen zu Falle bringen, geschweige denn mich," pflegte er sich am Morgen dann zu entschuldigen, „mich, der ich immer ein Freund der Geselligkeit bin. — Dazu hat er noch eine förmliche Leidenschaft, mich zum Trinken zu zwingen, so daß ich direkt grob werden müßte, um es abzulehnen, das aber läuft der guten Sitte ganz entgegen. Ich habe mir aber selbst gelobt, daß ich im nächsten Advent mir den Rücken ordentlich geißeln lassen werde, denn das steht fest, diese Ausschweifungen verlangen eine Sühne. Inzwischen muß ich ihm schon Folge leisten, schon aus Sorge, daß er in schlechtere Gesellschaft geraten könnte, als die meinige, und er dann vollständig alles Maß verliert."

Nun befanden sich bei der Armee ja Offiziere, welche auch ohne Aufsicht ihren Dienst wahrnahmen, aber es gab auch solche, die den Dienst, abends besonders, wo sie sich unbeobachtet wußten, sehr vernachlässigten. Das wußte der Feind auszunützen.

Einmal — es war wenige Tage vor der Ankunft des Königs mit den Hetmanen, — gab sich Sapieha, wahrscheinlich aus Freude über die nahende Hilfe, den Freuden des Lukullus mehr denn je hin. Er hatte alle Offiziere zu dem Mahle geladen unter dem Vorwande, daß es zu Ehren des Königs geschehe. Zu den Herren Skrzetuskis, Kmiziz, Sagloba, Wolodyjowski und Charlamp sandte er einen expressen Boten mit

der Bitte, zu erſcheinen, da der Hetman ſie, als beſonders verdiente Männer, auch beſonders auszeichnen wolle. Herr Andreas war ſoeben auf das Pferd geſtiegen, um mit einer Patrouille auszureiten, ſo daß die Ordonnanz des Großhetman ihn bei ſeinen Tartaren aufſuchen mußte.

„Ew. Liebden dürft dem Herrn Hetman die Einladung nicht ausſchlagen und ſein gutes Herz mit Undank lohnen," ſagte der Offizier.

Kmiziz ſtieg vom Pferde und ging ſich mit den Freunden beraten.

„Es iſt mir ſehr unlieb und paßt mir gar nicht!" ſagte er. „Ich habe gehört, daß eine größere Abteilung Schweden ſich in der Gegend von Babitz gezeigt hat. Der Großhetman ſelbſt hat mir befohlen, auf jeden Fall nachzuforſchen, was für Soldaten das ſind, und nun ladet er mich zum Gaſtmahl. Was ſoll ich thun?"

„Der Herr Hetman ſendet durch mich den Befehl, daß Akbah-Ulan die Patrouille führen ſoll," entgegnete die Ordonnanz.

„Befehl iſt Befehl!" ſagte Sagloba, „und wer Soldat iſt, hat zu gehorchen. Hütet euch, böſes Beiſpiel zu geben, zudem wäre es nicht gut für euch, beim Hetman in Ungnade zu fallen."

„Meldet alſo, daß ich erſcheinen werde!" ſagte Kmiziz zu dem Offizier. Die Ordonnanz ging hinaus. Akbah-Ulan ritt mit ſeinen Tartaren davon und Kmiziz begann ſich ein wenig feſtlich zu ſchmücken, während er zu den Freunden ſagte:

„Heut iſt ein Gaſtmahl zu Ehren des Königs; morgen wird eines zu Ehren der Hetmane ſtattfinden u. ſ. w. bis ans Ende der Belagerung."

„Laßt nur den König erſt hier ſein, dann hat alles ein Ende," ſagte Wolodyjowski, „denn wenn unſer Allergnädigſter Herr auch gern einen Sorgenbrecher nimmt, ſo muß doch der Dienſt ſtrenger werden, weil jeder und Herr Sapieha vor allen, doch ſeinen Eifer wird bekunden wollen."

„Es iſt zu viel deſſen, viel zu viel, ohne Widerrede!" ſagte Johann Skrzetuski. „Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo überlegter, arbeitſamer und tugendhafter Menſch, ein ſo ausgezeichneter Staatsbürger eine ſolche Schwäche haben kann."

„Sobald der Abend kommt, wird aus dem Großhetman ein Trunkenbold; es iſt, als wäre er nicht derſelbe Menſch mehr," ſprachen die Herren untereinander.

„Wißt ihr, warum besonders mir die Gastmähler so sehr zuwider sind?“ sagte Kmiziz. „Weil auch Janusch Radziwill die Angewohnheit hatte, sie auszurichten, sobald der Abend kam; und denkt euch, immer traf es sich, daß, wenn wir bei Tische saßen, ein unglückliches Ereignis eintrat oder ein neuer Verrat des Fürsten zu Tage kam. War es nun Zufall oder Gottesfügung, das Böse kam immer während des Essens. Zuletzt überfiel uns alle stets ein Grauen, schon wenn die Tische gedeckt wurden.“

„Das ist wahr,“ sagte Charlamp. „Aber es kam auch daher, daß der Fürst die Zeit während des Essens immer zu Aussprachen mit den Feinden des Vaterlandes ausersah.“

„Nun!“ bemerkte Sagloba. „Das wenigstens brauchen wir von Sapieha nicht zu befürchten. Wenn der jemals imstande ist, einen Verrat zu begehen, so bin ich keinen Stiefelschaft wert.“

„Davon kann keine Rede sein,“ sagte Wolodyjowski. „Er ist rein, wie das Brot ohne Wasserstreifen.“

„Und was er abends versäumt, das macht er am Tage wieder gut,“ versetzte Charlamp.

„So gehen wir endlich,“ sagte Sagloba, „denn wahrhaftig, ich fühle eine große Leere in meinen Eingeweiden.“

„Sie setzten sich auf die Pferde und ritten dem Quartier Sapiehas zu. Dort fanden sie auf dem Hofe schon eine Menge Pferde und ein dichtes Gedränge der dieselben am Zügel haltenden Pferdejungen, für welche ebenfalls eine Tonne Bier aufgestellt war. Die Jungen hatten sich schon vollgetrunken und fingen, wie das immer der Fall ist, bereits an, sich zu necken und streiten. Beim Herannahen der Ritter verstummten sie jedoch, besonders, da Sagloba diejenigen, welche ihm zu nahe kamen, mit dem flachen Säbel zur Ordnung brachte. Dabei rief er mit Stentorstimme:

„Zu den Pferden, Schelme! zu den Pferden! Nicht ihr seid zum Gastmahl geladen!“

Herr Sapieha empfing die Ritter wie immer mit offenen Armen und da er schon etwas angeheitert war, begann er sogleich Sagloba zu necken.

„Willkommen, Herr Regimentarius!“ titulierte er ihn.

„Willkommen, Herr Küfer!“ war die schlagfertige Entgegnung des Alten.

„Wenn ihr mich einen Küfer nennt, so will ich euch einen Wein vorsetzen, der noch im Gähren begriffen ist.“

„Einverſtanden!“ antwortete Sagloba, „wenn nur der Wein von der Sorte iſt, der bei der Gährung aus dem Hetman einen Saufbold macht.“

Einige der Anweſenden erſchraken heftig über die Dreiſtigkeit des Scherzes, doch Sagloba wußte, daß der Hetman, wenn er heiter war, nichts übel nahm. Auch jetzt lachte Sapieha, daß er ſich die Seiten hielt, indem er betonte, was alles ihm von dieſem Edelmanne angehängt werde.

Das Mahl begann heiter und geräuſchvoll. Immer von neuem trank Sapieha ſeinen Gäſten zu, brachte die Geſundheit des Königs, der Hetmane, Tſcharniezkis und der ganzen Republik aus. Die Heiterkeit nahm zu, man begann zu ſingen. Die Stube war angefüllt mit dem Dunſt der erhitzten Köpfe, mit dem Geruch der Weine und des Met.

Doch auch draußen ging es lärmend zu, ſogar Waffenklirren wurde hörbar. Das Geſinde mußte Streit untereinander bekommen haben. Einige von der Tafelrunde gingen hinaus, um die Ruhe wieder herzuſtellen, doch die Verwirrung wurde von Minute zu Minute größer, ohne daß ſich die Urſache derſelben ausfindig machen ließ.

Plötzlich ertönte ein ſo durchdringendes Geſchrei, daß die Schmauſenden vor Schreck verſtummten.

„Was kann das ſein?“ frug einer der Hauptleute. „Die Jungen allein können unmöglich einen ſolchen Lärm machen.“

„Stille doch, ihr Herren!“ ſagte der Hetman, während er beunruhigt aufhorchte.

„Das ſind keine gewöhnlichen Streitrufe!“

Da erzitterten plötzlich alle Fenſterſcheiben vom Donner der Kanonen und einer gleichzeitigen Gewehrſalve.

„Ein Ausfall! Sie machen einen Ausfall!“ ſchrie Wolodyjowski, „der Feind iſt im Lager!“

„Auf die Pferde! Zu den Waffen!“

Alle ſprangen entſetzt auf, ein fürchterliches Gedränge entſtand, die Offiziere ſtürzten in den Hof und ſchrieen ihre Jungen an, ihnen die Pferde vorzuführen.

Doch war es dem einzelnen nicht leicht, in dem Wirrwarr ſogleich das ſeinige zu finden. Aengſtliche Stimmen riefen in den Hof hinein:

„Der Feind iſt da! Herr Kotwitſch iſt hart bedrängt!“

Jeder Offizier eilte, ſo ſchnell er konnte, zu ſeiner Fahne. Ueber Zäune und Gräben ging es auf Tod und Leben. Im

Lager wurde schon Alarm geblasen; nicht alle Fahnen hatten die Pferde bei der Hand, die Soldaten rannten in der Eile einer wider den anderen, sie konnten in der Angst nicht mehr unterscheiden, wer Freund, wer Feind. Einzelne Stimmen schrieen schon aus, der König von Schweden sei mit seiner ganzen Heeresmacht in das Lager eingebrochen.

Glücklicherweise war Kotwitsch, der sich etwas unwohl gefühlt hatte, nicht der Einladung Sapiehas gefolgt. Er war bei seiner Fahne, als der erste heftige Anprall der schwedischen Abteilung erfolgte und er hielt ihn tapfer auf, obgleich die Schweden ihm in großer Ueberzahl gegenüber standen.

Der erste, welcher ihm zu Hilfe kam, war Oskierko mit seinen Dragonern. Den Schüssen der Schweden konnte nun erwidert werden, aber auch diese Hilfe reichte nicht aus; die Dragoner wurden bei jedem Angriff, den sie machten, zurückgeschlagen. Zweimal versuchte Oskierko seine Reiter wieder in Reihe und Glied zu bringen, zweimal mißlang dieses Bemühen, er mußte sie zurückziehen und nun stürmten die Schweden ihnen nach, dem Quartier des Hetman zu. Immer neue Schwadronen zogen aus der Stadt dem Lager zu; Füsiliere, Reiter, ja sogar Feldgeschütze wurden herausgefahren. Es hatte den Anschein, als wolle der Feind eine Entscheidungsschlacht herbeiführen.

Unterdessen hatte Wolodyjowski, als er in Eile das Quartier des Hetman verließ, schon auf halbem Wege seine Laudaer angetroffen. Sie waren, sobald sie die Alarmsignale vernommen, unverzüglich dem Quartier Sapiehas zugeeilt, was um so schneller von statten ging, da sie immer wachsam und kampfbereit waren. Sie wurde ihm von Roch Kowalski zugeführt, der wie Kotwitsch zu Hause geblieben war, nur, — daß er nicht wie jener zum Gastmahle geladen war.

Wolodyjowski befahl sogleich einige zunächst befindliche Schuppen in Brand zu stecken, dann flog er dem Kampfplatze zu. Auf dem Wege dorthin schloß sich ihm Kmiziz mit seinen Volontariern und der Hälfte seiner Tartaren an, da die andere Hälfte unter Akbah-Ulan noch nicht von ihrem Patrouillenritt zurück war.

Beide kamen gerade zu rechter Zeit an, um Kotwitsch und Oskierko vor der gänzlichen Niederlage zu bewahren. Die lichterloh brennenden Schuppen verbreiteten Tageshelle. Bei dem Schein des Feuers stürzten die Laudaer und Kmiziz auf eine Abteilung schwedischer Füsiliere und das Gewehrfeuer der-

ſelben nicht achtend, ſchlugen ſie mit den Säbeln drein. Da ſprengte eine Schwadron Reiter ihren bedrängten Landsleuten zu Hilfe. Sie prallte mit den Laudaern ſcharf zuſammen. Eine Zeitlang kämpften ſie Schulter an Schulter ſo dicht miteinander, wie zwei Fauſtkämpfer, die abwechſelnd einer den anderen unterzukriegen ſuchen; bald aber lichteten ſich die Reihen der Schweden, ſie gerieten in Unordnung. Kmiziz trug mit ſeinen Totſchlägern das ſeinige dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern, Wolodyjowski ruhte nicht, bis er freien Spielraum gewann. Neben ihm arbeiteten wacker die rieſigen Geſtalten der Skrzetuskis, Charlamp und Kowalski. Die Laudaer wetteiferten mit den Tartaren Kmiziz', die einen, indem ſie durch ihr wüſtes Geſchrei die Schweden in Schrecken ſetzten, die anderen, wie zum Beiſpiel Jozwa Butrym, indem ſie ſchweigend gewaltig dreinſchlugen.

Die gelichteten Reihen der Schweden wurden immer durch friſche Kämpfer ergänzt, während Wankowitſch, welcher ſein Quartier dicht nebenbei hatte, den polniſchen Fahnen Wolodyjowskis und Kmiziz' zu Hilfe kam. Endlich führte der Hetman das ganze Heer in das Gefecht und nun entbrannte auf der ganzen Linie von Mokotow bis an die Weichſel die Schlacht auf das heftigſte.

Da ſprengte Akbah-Ulan, welcher mit der Patrouille ausgeritten war, auf ſchweißtriefendem Pferde an den Hetman heran.

„Effendi!" ſchrie er. „Von Babitz her zieht ein Zug Reiter und Wagen der Stadt zu; ſie ſuchen die Mauern der Stadt ſchnell zu erreichen."

Nun begriff Sapieha mit einemmale, welchen Zweck der Ausfall nach der Seite von Mokotow hin haben ſollte. Der Feind wollte die Aufmerkſamkeit der Heeresabteilung, welche an der nach Blonie führenden Landſtraße lag, von dieſer ablenken, damit die Fourage-Wagen in den Bereich der Mauern gelangen konnten.

„Reite zu Wolodyjowski!" rief er den Akbah-Ulan zu. „Die Laudaer Fahne, Kmiziz und Wankowitſch ſollen ihnen den Weg abſchneiden; ich ſende ihnen ſofort Sukkurs!"

Akbah-Ulan gab ſeinem Pferde die Sporen, drei Ordonnanzen folgten ihm. Sie alle kamen gleichzeitig bei Wolodyjowski an und überbrachten ihm den Befehl des Hetman.

Wolodyjowski ließ ſeine Fahne ſofort ſchwenken und

galoppierte mit ihr der angegebenen Richtung zu; Kmiziz holte ihn mit den Tartaren ein und Wankowitſch folgte beiden.

Doch ſie kamen zu ſpät. Mehr als zweihundert Wagen hatten die Thore der Stadt ſchon paſſiert. Die denſelben folgende ſtattliche Bedeckung ſchwerer Reiter aber befand ſich ſchon im Bereiche der Feſtungsgeſchütze, nur etwa hundert Mann hatten die Deckungslinie noch nicht erreicht, aber auch ſie galoppierten der Stadt eiligſt zu. Der letzte Offizier trieb ſie durch ſein Geſchrei zu vermehrter Eile an.

Als Kmiziz beim Scheine der brennenden Schuppen die Reiter gewahrte, ſtieß er einen durchdringenden gräßlichen Schrei aus; er hatte Boguslaws Reiter erkannt, dieſelben, welche ihn und ſeine Tartaren bei Janowo überritten hatten.

Nichts mehr achtend, jagte er wie wahnſinnig ihnen zu. Seine Leute hinter ſich zurücklaſſend, erreichte er ſie zuerſt und ſprengte blindlings in ihre Reihen. Glücklicherweiſe folgten ihm die beiden Kiemlitſch, Kosma und Damian, welche ihn nie aus den Augen ließen, auf dem Fuße. In dieſem Augenblick durchſchnitt Wolodyjowski die Linie in ſchräger Richtung und trennte damit den Nachtrab von der Hauptabteilung mit Blitzesſchnelle.

Die Geſchütze von den Mauern dröhnten jetzt. Die Hauptabteilung ließ ihren Nachtrab im Stich und barg ſich ſchleunigſt hinter den Thoren der Feſtung. Die Zurückgelaſſenen wurden nun umringt. Die Laudaer und Kmiziz begannen die Schlachterei ohne Barmherzigkeit.

Nur kurz dauerte der Kampf. Die Reiter Boguslaws ſtreckten die Waffen, als ſie ſahen, wie ſchmählich man ſie preisgegeben. Sie ſprangen von den Pferden und ſchrieen aus vollem Halſe, um ſich in dem Lärm und Gedränge Gehör zu verſchaffen.

Doch weder die Volontarier noch die Tartaren achteten darauf und hieben weiter zu. Da ertönte laut und drohend die Stimme Wolodyjowskis, welchem es darum zu thun war, einen Kundſchafter zu erhalten:

„Nehmt ſie lebendig! Gaß! Gaß! Lebendig nehmen!“

„Lebendig nehmen!“ ſchrie auch Kmiziz.

Das Knirſchen der Eiſen verſtummte. Man befahl den Tartaren, die Gefangenen an die Leine zu nehmen, was dieſe mit der ihnen eigenen Geſchicklichkeit im Augenblick fertig brachten, dann entzogen ſich die Fahnen eiligſt dem Feuer der Geſchütze.

Die Hauptleute lenkten den Schuppen zu. Voran ging die Laudaer Fahne, Wankowitsch bildete mit der seinigen den Nachtrab und Kmiziz nahm mit den Gefangenen die Mitte ein. Sie zogen sich vorsichtig und in voller Kampfbereitschaft zurück, stets eines Ueberfalles gewärtig. Die Tartaren führten zum Teil die Gefangenen an der Leine, teils lenkten sie die erbeuteten Pferde. Als sie sich den noch immer brennenden Schuppen näherten, blickte Kmiziz den Gefangenen aufmerksam in die Gesichter, ob nicht etwa dasjenige Boguslaws darunter sei, denn obgleich bereits einer der Reiter unter Bedrohung mit dem Messer geschworen hatte, daß der Fürst sich nicht in der Abteilung befinde, traute er dennoch nicht, daß er ihn absichtlich getäuscht.

Da tönte unter dem Steigbügel eines Tartaren hervor eine Stimme:

„Herr Kmiziz! Herr Hauptmann! Errettet einen Bekannten! Befehlt, daß man mich von der Leine lasse, bei Ehrenwort!“

„Haßling!“ rief Kmiziz.

Haßling war ein Offizier von der schottischen Leibgarde des Wojewoden von Wilna, welchen Kmiziz in Kiejdan kennen gelernt und sehr lieb gewonnen hatte.

„Laß den Gefangenen frei!“ befahl Kmiziz dem Tartaren und gieb ihm dein Pferd!“

Der Tartar verschwand vom Rücken des Pferdes, als hätte ihn der Wind fortgeblasen; er wußte nur zu gut, wie gefährlich es war, zu zögern, wenn der „bagadyr“ befahl.

Stöhnend kletterte Haßling in den hohen Sattel des Tartaren.

Da packte Kmiziz oberhalb des Handgelenkes seinen Arm und preßte ihn, als wolle er denselben zermalmen, während er eindringlich fragte:

„Woher kommt ihr? Gleich sagt mir, woher? Um Gotteswillen beeilt euch!“

„Aus Tauroggen,“ entgegnete der Offizier.

Kmiziz's Hand umklammerte den Arm Haßlings noch fester.

„Und . . . das Fräulein Billewitsch . . . ist sie dort?“

„Sie ist dort!! . . .“

Das Sprechen wurde Kmiziz immer schwerer, seine Zähne waren krampfhaft auf einander gepreßt.

„Und . . . was hat der Fürſt aus ihr gemacht? . . .“ rang es ſich mit übermäßiger Anſtrengung von den Lippen des Ritters.

„Er hat nichts bei ihr ausgerichtet!“

Kmiziz verſtummte. Nach einer Weile nahm er die Luchsmütze vom Kopf, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte leiſe:

„Man hat mich im Gefecht geſtoßen, das Blut zeigt ſich wieder . . . ich bin ſchwach geworden!“

12. Kapitel.

Der Ausfall der Schweden hatte nur zum Teil seinen Zweck erreicht, und zwar den, daß die Abteilung Boguslaws die Stadt erreicht hatte, sonst war nicht viel ausgerichtet worden. Zwar hatten die Fahnen Oskierkos und Kotwitschs nicht unbedeutenden Schaden genommen, doch auch die Schweden hatten große Verluste zu verzeichnen, da die Abteilung Füsiliere, welche Herr Wolodyjowski und Wankowitsch gleich im Anfange auf das Korn genommen hatten, fast vollständig vernichtet war.

Die Litauer brüsteten sich sogar, dem Feinde mehr Schaden zugefügt zu haben, als sie erlitten, nur Sapieha härmte sich heimlich über die Niederlage, die er von neuem gehabt und die seinen Ruhm sehr schädigen mußte. Die befreundeten Hauptleute trösteten ihn, so gut sie konnten, und zu ihrer Freude hatte die gemachte Erfahrung doch einen Nutzen, denn von da ab wurden Trinkgelage nicht mehr abgehalten und hatte Sapieha wirklich einmal wieder ein Verlangen darnach, dann wurde die Vorsicht und Wachsamkeit während ihrer Dauer verdoppelt.

Schon am nächsten Tage wiederholten die Schweden den Ausfall in der Meinung, daß der Hetman nach so kurzer Frist unvorbereitet sein werde, doch kräftig zurückgeschlagen, kehrten sie unter Zurücklassung mehrerer Toten bald wieder hinter ihre Mauern zurück.

Unterdessen unterzog man im Quartier des Hetman Haßling einem Verhör, dessen Dauer Herrn Andreas in die größte Ungeduld versetzte, da er den Gefangenen am liebsten sogleich in sein Quartier genommen hätte, um sich von ihm

von Tauroggen erzählen zu lassen. Er umschlich den ganzen Tag das Quartier, ging zuweilen hinein, um die Bekenntnisse Haßlings mit anzuhören und sprang jedesmal, wenn der Name Boguslaw genannt wurde, wieder von der Bank auf.

Gegen Abend erhielt er Befehl, mit einer Patrouille auszureiten; er sprach kein Wort, verbiß seinen Aerger und folgte dem Befehl, denn er hatte schon sehr gut gelernt, den Dienst des Vaterlandes über seine Privatinteressen zu stellen. Aber seine Tartaren hatten es schlimm; bei der geringsten Veranlassung loderte sein Zorn auf und der Streitkolben fiel auf ihre Rücken, daß die Knochen knackten. Und die armen Schwarzen flüsterten einander zu: „Der bagadyr ist toll geworden", und wagten kaum zu atmen; sie hefteten nur ihre Augen fest auf das Gesicht ihres Führers, um seine geheimsten Wünsche und Gedanken zu erraten.

In sein Quartier zurückgekehrt, fand er Haßling zwar dort vor, aber so krank, daß er ihn nicht sprechen konnte. Man hatte ihn bei der Gefangennahme stark gequetscht und verletzt, das lange Verhör hatte ihn vollends ermattet; er fieberte stark und verstand nicht einmal mehr die an ihn gerichteten Fragen.

So mußte denn Kmiziz sich mit dem begnügen, was Sagloba ihm von dem Verhör erzählte, doch betrafen die Aussagen Haßlings nur öffentliche Angelegenheiten. Von Boguslaw hatte er nur so viel gesagt, daß er nach der Niederlage bei Janowo schwer erkrankt war. Die Wut und Trauer hatten ihn vollends elend gemacht, er verfiel in ein schweres Fieber, aber sobald er ein wenig zu Kräften gekommen, hatte er gleich den Zug nach Pommern unternommen, wohin Stenbock und der Kurfürst ihn eiligst berufen hatten.

„Und wo ist er jetzt?" frug Kmiziz.

„Nach dem, was Haßling sagt, befindet er sich mit dem Bruder des Königs in dem befestigten Lager zwischen der Narew und dem Bug; er hat das Oberkommando über die Reiterregimenter," antwortete Sagloba. „Haßling hat wohl die Wahrheit gesprochen, denn wozu soll er auch lügen."

„Ha! Sie denken zum Entsatz der Stadt Warschau zu kommen. Wir werden uns also begegnen. So wahr Gott im Himmel ist, ich muß ihn finden und sollte ich in Verkleidung zu ihm gehen!"

„Macht keine unnützen Pläne! Sie möchten wohl gern nach Warschau kommen, wenn ihnen nur Tscharniezki nicht den Weg verlegt hätte. Und nun begiebt sich etwas Eigentümliches

dort. Er, Tscharniezki, kann das Lager nicht angreifen, weil er keine Füsiliere hat, sie aber haben Angst, einen Ausfall gegen ihn zu unternehmen, weil sie sich überzeugt haben, daß im offenen Kampfe ihre Soldaten gegen die Reiter Tscharniezkis nicht aufkommen können. Sie wissen nun auch, daß selbst der Fluß keinen Schutz mehr bietet, seit Tscharniezki mit seiner Armee die Piliza durchschwommen hat. Ja, wenn der König selbst im Lager wäre, da würde er den Kampf mit ihm aufnehmen, denn der Soldat schlägt sich tapferer unter seinem Kommando, im Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit des Monarchen, aber weder Douglas, noch der Bruder des Königs, noch Boguslaw haben den Mut, ihn anzugreifen."

„Und wo weilt der König?"

„Er ist nach Preußen gegangen. Der König glaubt nicht, daß wir schon jetzt Warschau und Wittemberg angreifen werden. Uebrigens ist es gleichgültig, was er glaubt; er mußte aus zwei Gründen nach Preußen gehen. Einmal, weil er endlich den Kurfürsten ganz zu seinem Verbündeten haben muß, sei es auch um den Preis ganz Großpolens; zweitens aber braucht die Armee, welche mit ihm zwischen San und Weichsel eingeschlossen war, durchaus der Ruhe und Erholung, sonst ist sie völlig untauglich geworden. Die ausgestandenen Mühsale und die unausgesetzten Beunruhigungen haben ihre Kräfte so aufgezehrt, daß sie nicht mehr imstande sind, die Muskete in der Hand zu erhalten. Und doch waren sie dereinst die Auserlesenen der ganzen schwedischen Armee, die die glänzendsten Siege in allen deutschen und dänischen Ländern errungen haben."

Weiter kam Sagloba nicht, denn Wolodyjowski trat ein.

„Wie geht es Haßling?" frug er noch auf der Schwelle.

„Er ist krank und fiebert so stark, daß er nicht drei von drei unterscheiden kann," antwortete Kmiziz.

„Was wollt ihr denn von Haßling, Herr Michael!" mischte sich Sagloba ein.

„Thut doch nicht, als wüßtet ihr es nicht."

„Das sollte ich meinen! Nur zu gut weiß ich, daß ihr recht viel von der Kirsche hören möchtet, die Fürst Boguslaw in seinen Garten verpflanzt hat. Fürchtet nichts! Er ist ein gar eifriger Gärtner und unter seiner Pflege bringt jeder Baum noch vor Ablauf eines Jahres Früchte," tröstete Sagloba.

„Der Teufel lohne euch solchen Trost!" rief der kleine Ritter zornig.

„Seht nur, seht!" lachte Sagloba. „Man braucht nur den

unſchuldigſten Scherz zu machen, da gebärdet er ſich wie ein toller Maikäfer. Was kann ich dafür! An Boguslaw nehmt Rache, nicht an mir!“

„So wahr mir Gott helfe, ich werde ſie ſuchen und finden.“

„Genau dasſelbe hat auch Babinitſch geſagt! Ich ſehe es kommen, daß das ganze Heer ſich wider ihn verſchwört; aber hütet euch, ohne meine Beihilfe richtet ihr nichts aus.“

Beide Ritter ſprangen zugleich auf.

„Habt ihr irgend einen guten Einfall?“ frugen ſie faſt wie aus einem Munde.

„Ihr denkt wohl, man zieht die Einfälle ſo leicht aus dem Kopfe, wie das Schwert aus der Scheide? Wenn Boguslaw hier in der Nähe wäre, fiele mir möglicherweiſe etwas ein, aber auf ſolche Entfernung trägt ſelbſt eine Kanone nicht. Herr Andreas gebt mir einen Becher Met; es iſt heiß heute.“

„Eine ganze Tonne ſollt ihr haben, wenn ihr etwas für uns ausdenkt!“

„Wozu wartet ihr eigentlich auf dieſen Haßling, wie der Henker auf einen armen Sünder? Sind denn nicht mehr Gefangene da, die ihr befragen könnt?“

„Ich habe ſie alle ſchon ausgehorcht,“ ſagte Kmiziz, „aber ſie ſind Gemeine und wiſſen nichts, während er Offizier iſt und Zutritt bei Hofe hat.“

„Das iſt wahr!“ antwortete Sagloba. „Auch ich muß mit ihm ſprechen, denn aus dem, was er uns etwa vom Leben des Fürſten und ſeinen Gewohnheiten erzählt, kann ſich leicht etwas für unſere Pläne ergeben. Die Hauptſache iſt, daß wir mit der Belagerung zu Ende kommen, denn dann gehen wir gegen jene Armee vor. Aber unſer allergnädigſter König läßt lange auf ſich warten.“

„Wie?“ erwiderte der kleine Ritter. „Soeben komme ich vom Hetman, welcher eben die Nachricht erhalten hat, daß der König noch heute Abend mit ſeiner Garde hier eintrifft, während die Hetmane mit den Stammſoldaten erſt morgen nachkommen. Sie kommen ohne Ruhetage in Eilmärſchen von Sokola her. Uebrigens iſt es ſchon ſeit einigen Tagen bekannt, daß ſie jeden Augenblick eintreffen können.“

„Bringen ſie ein großes Heer mit?“

„Nahezu fünfmal ſoviel Mann, als wir hier in der Armee Sapiehas ſind. Es kommen auserleſene reußiſche und ungariſche Regimenter zu Fuß; auch ſechstauſend Tartaren unter Supanhazy. Doch die letzteren ſollen ſo roh und gewaltthätig ſein,

daß man sie nicht aus den Augen lassen darf; sie verwüsten sonst alles."

„Man müßte ihnen den Kmiziz zum Oberhaupt geben!" sagte Sagloba.

„Bah!" entgegnete Kmiziz. „Ich würde sie gleich von Warschau fortbringen, denn zur Belagerung taugen sie gar nichts; an die Narew und den Bug würde ich sie führen, dort wären sie am Platze."

„Das würde nichts nützen, gar nichts!" entgegnete Wolodyjowski. „Niemand ist wie sie imstande, zu verhüten, das Lebensmittel in die Stadt gelangen."

„Na! es wird dem Wittemberg warm werden! Warte, alter Spitzbube!" rief Sagloba aus. „Du hast wacker gekämpft, das ist nicht zu bestreiten, aber gestohlen und geraubt hast du noch wackerer. Zwei Mäuler hast du: das eine zum Falschschwören, das andere zum Brechen von Eiden, aber alle beide werden nichts nützen, dich aus der Gefangenschaft herauszubetteln. Dich juckt die Haut von der gallischen Krankheit, dein Medikus kraut sie dir, aber wir wollen sie dir gerben, so wahr ich Sagloba heiße!"

„Bah! er wird sich dem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben, wer sollte ihm da etwas anhaben," antwortete Herr Michael. „Wir werden ihm dann auch noch militärische Ehren erweisen müssen."

„Auf Gnade und Ungnade ergeben? Ja!" schrie Sagloba außer sich. „Gut! Wir wollen sehen!"

Hier schlug er mit der Faust wiederholt so heftig auf den Tisch, daß selbst Roch Kowalski, welcher soeben eintrat, erschrocken zusammenfuhr und wie gebannt stehen blieb.

„Ich will nicht Sagloba sein, wenn ich diesen Kirchenschänder, Mordbrenner, diesen beutegierigen Henker frei aus Warschau ziehen lasse. Der König wird ihm auf Ehrenwort trauen, die Hetmane vielleicht auch, aber ich, so wahr ich Sagloba heiße, so wahr ich auf Erden glücklich und im Himmel selig zu werden hoffe, ich werde einen Tumult erheben, wie man ihn in dieser Republik noch nicht erlebt hat; einen Tumult will ich gegen ihn anstiften ... wehret mir nicht mit der Hand, Michael ... ich wiederhole es ... einen Tumult erhebe ich ..."

„Der Ohm erhebt einen Tumult!" donnerte Roch Kowalski dazwischen.

Da erschien das tierische Gesicht Akbah-Ulans im Rahmen der Thüre.

„Effendi!“ rief er Kmiziz zu. „Die Armee des Königs ſteht jenſeits der Weichſel.“

Die Anweſenden ſprangen auf und eilten vor die Thür.

Der König war thatſächlich angekommen. Voran zogen die Tartarenhorden unter Supanhazy, aber nicht in ſo großer Zahl, wie man gemeldet hatte. Hinter ihnen kam das Kronenheer ſehr gut bewaffnet und was das Beſte war, mit dem Feuer der Begeiſterung in den Blicken. Bis zum Abend hatte die ganze Armee die neu von Herrn Oskierko hergeſtellte Brücke überſchritten. Sapieha erwartete den Monarchen mit ſämtlichen Fahnen in Paradeordnung. Sie ſtanden alle in langer Linie, eine neben der anderen, ſo daß das Ende kaum abzuſehen war. Die Rittmeiſter hielten jeder vor ſeiner Schwadron, neben ihnen die Fähnriche mit geſenkten Fahnen. Die Trompeten, Querpfeifen, Trommeln und Triangeln machten einen unbeſchreiblichen Lärm. Die Kronenfahnen ſtellten ſich, wie ſie der Reihe nach marſchierten, geradeüber den Soldaten Sapiehas in ebenſolcher Ordnung auf, ſo, daß zwiſchen beiden Armeen die ganze Linie entlang ein Zwiſchenraum von etwa hundert Schritten blieb.

Auf dieſem Raume kam Sapieha, ſeinen Marſchallſtab in der Hand, zu Fuß daher. Hinter ihm ſchritten etliche Zivil- und Militär-Würdenträger. Von Seiten des Kronenheeres ritt auf einem herrlichen Goldfuchs, welcher noch ein Geſchenk Lubomirskis, gelegentlich des Aufenthaltes des Königs in Lublin, war, der König dem Hetman zu. Der König war wie zur Schlacht gerüſtet, er trug einen leichten Panzer von bläulichem Stahl mit goldenen Sternen verziert, unter welchem ein Kaftan von ſchwarzen Sammet mit breiter, bis auf dem Panzer herabfallender Spitzenfraiſe zu ſehen war. Statt des Helmes trug er aber einen ſchwediſchen breiten Schlapphut mit ſchwarzen Federn, Fechthandſchuhe bedeckten ſeine Hände und Arme und braune Lederſtiefeln reichten ihm bis hoch über die Kniee hinauf.

Dem Könige folgten der Erzbiſchof von Lemberg, der Biſchof von Kamieniez, die Pröbſte von Luzk und Zieziſchowski, der Herr Wojewode von Krakau und derjenige von Reußen, der Baron Liſola, Graf Pöttingen, Herr v. Kamieniezki, der Moskauer Geſandte, Herr v. Grodzizki, der General der Artillerie, Tyſenhaus und viele andere. Sapieha beeilte ſich, dem Könige, wie ehemals der Kronenmarſchall, den Steigbügel zu halten, doch der Monarch kam ihm zuvor; er ſprang leicht aus dem

Sattel, lief dem Hetman entgegen und ohne ein Wort zu sprechen, umarmte er denselben.

Er hielt ihn angesichts der beiden Armeen lange umschlungen. Lange konnte er kein Wort hervorbringen, die Thränen flossen ihm an den Backen herab, denn hier an seiner Brust hielt er seinen und der Republik treuesten Freund, der, wenn auch an Geist von anderen übertroffen und nicht von Fehlern frei, doch an braver, ehrlicher Denkungsart sie weit überragte, an Treue und Aufopferung der Edelsten einer, der nicht einen Augenblick gezögert hatte, sein ganzes Hab und Gut, sowie sein Leben dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen.

Als die Litauer, welche für die Schuld an dem Entschlüpfen Karl Gustavs bei Sandomir und für die letzte Unvorsichtigkeit bei Warschau, einen scharfen Tadel, mindestens aber ein kühles Entgegenkommen seitens des Königs erwartet hatten, diese gütige Begrüßung sahen, brachen sie in laute Freudenrufe aus, in welche das Kronenheer sogleich begeistert einstimmte. Das Spiel der Kapelle laut übertönend, hörte man die Rufe:

„Vivat Joannes Kasimirus!"

„Vivat die Kronenheere!"

„Vivat die Litauer!"

So fand die Begrüßung bei Warschau statt. Die Mauern der Stadt erbebten bei dem Gedröhn der Vivatrufe und hinter den Mauern zitterten die Schweden.

„Ich muß heulen! So wahr Gott lebt, ich heule laut aus!" rief Sagloba gerührt. „Ich halte es nicht länger aus! Sehet da, unser Herr, unser Vater! — meine Herren! ich schluchze schon! — Vater! Unser König, unlängst noch ein Vertriebener, von allen Verlassener, und jetzt ... und jetzt ... stehen ihm hunderttausend Säbel zu Diensten! ... O barmherziger Gott! ... ich kann nicht mehr vor Thränen ... Gestern ein Flüchtling, heut ... der deutsche Kaiser hat kein solches Heer! ..."

Die Thränenschleusen Saglobas öffneten sich; er schluchzte und schnaufte ein über das andere Mal. Plötzlich wandte er sich an Rochus:

„Sei stille!" sagte er, „warum heulst du?"

„Heult ihr etwa nicht, Ohm?" entgegnete Rochus.

„Es ist ja wahr, es ist ja wahr! ... Ich schämte mich für die Republik ... aber jetzt möchte ich mit keiner Nation tauschen ... Hunderttausend Säbel ... Das sollen uns

andere nachmachen ... Gott hat uns zur Vernunft gebracht ... Gott! Gott!“

Herr Sagloba irrte nicht zu sehr, denn thatsächlich stand hier, ohne die Division Tscharniezkis ein nahezu siebenmal hunderttausend Mann starkes Heer bei Warschau, ungerechnet die Bedienungsmannschaften beider Armeen.

Nach der Begrüßung und der Besichtigung des Heeres dankte der König den Truppen Sapiehas, unter den begeisterten Zurufen der Soldaten, für ihre treuen Dienste und brach dann nach Ujazdowo auf, während den verschiedenen Regimentern ihre Positionen angewiesen wurden. Etliche Fahnen blieben auf Praga, die anderen wurden rings um die Stadt plaziert. Ein unabsehbarer Wagenzug setzte noch bis zum folgenden Mittag über die Weichsel.

Am anderen Morgen war die Ebene um Warschau dicht mit schneeweißen Zelten bedeckt. Unzählige Pferde wieherten auf den angrenzenden Auen. Die dem Heere nachziehenden armenischen, türkischen und tartarischen Handelsleute bildeten eine zweite Stadt, in welcher es lebhafter und fröhlicher herging, als in der belagerten.

Die Schweden erschraken über die Ankunft der Heeresmacht des Polenkönigs, wagten in den ersten Tagen gar keinen Ausfall, so daß Herr Grodzizki in aller Ruhe die Stadt umreiten und einen Belagerungsplan anfertigen konnte. Es wurden nach seiner Anordnung hier und da kleine Schanzen aufgeworfen und kleinere Geschütze aufgepflanzt; die großen konnten erst in einigen Wochen nachkommen.

Der König sandte eine Botschaft an den alten General Wittemberg mit der Aufforderung, die Waffen zu strecken und die Stadt zu übergeben. Die Bedingungen, die er hierbei stellte, waren so gnädige, daß sie die Unzufriedenheit des ganzen Heeres hervorriefen, als ihr Wortlaut allgemein bekannt wurde. Die Unzufriedenheit ward von Sagloba geschürt, welcher Wittemberg haßte.

Wie man vorausgesehen, verwarf Wittemberg die Bedingungen und erklärte, die Stadt bis zum letzten Blutstropfen halten zu wollen. Lieber wollte er unter ihren Trümmern begraben werden, als sie dem Könige ausliefern. Die große Zahl der Belagerer schreckte ihn nicht, denn er wußte aus Erfahrung, daß ein Zuviel eher hinderlich sei, als nützen könne. Man hatte ihm zudem bald hinterbracht, daß die königliche Armee nicht ein einziges Belagerungsgeschütz besaß, während die Stadt eine ganze

Anzahl der besten Kanonen und unerschöpfliche Vorräte an Munition hatte.

Es war um so gewisser, daß die Schweden sich bis zur Verzweiflung wehren würden, da Warschau der Lagerplatz für alle die kostbare Kriegsbeute war, die sie im Laufe der Zeit angesammelt hatten. Alle die unermeßlichen Schätze, den vielen Schlössern, Kirchen und Städten der Republik geraubt, waren in die Hauptstadt gebracht, von wo sie auf der Weichsel nach Preußen und von dort nach Schweden transportiert wurden. Besonders aber hatte man in der letzten Zeit des Aufstandes im ganzen Lande zusammengerafft, was mitzunehmen ging und in Warschau aufgestapelt, da die kleineren Städte und Schlösser keine Sicherheit mehr für die Beute boten. Die Schweden aber ließen eher das Leben als ihre Beute. Dem gemeinen Soldaten war beim Anblick der Schätze dieses Landes eine unermeßliche Habgier erwacht; Schweden war ein armes Land und nie hatte einer von ihnen solche Reichtümer gesehen, wie hier. Daher war die Beutegier selbst der Generale und des Königs, bis auf den gemeinen Soldaten, so groß, daß alle, ihre Würde vergessend, zu gemeinen Räubern wurden, deren größter jedoch Wittemberg war. Wo es sich um ein Beutestück handelte, da vergaß der Feldmarschall alles andere, Rang, Ehre, nichts vermochte ihn vom gemeinen Diebstahl zurück zu halten; er nahm alles, was zu nehmen ging. In Warschau selbst entblödeten sich die schwedischen Hauptleute und Offiziere nicht, öffentlich Branntwein und Tabak zu verkaufen, nur, um am Solde des Gemeinen einen Gewinn zu erzielen.

Auch darum mußte Warschau bis aufs Letzte verteidigt werden, da zu jener Zeit die vornehmsten Schweden sich in der Stadt befanden. Zuerst also Wittemberg, der bedeutendste Kriegsheld nach dem Könige von Schweden, derjenige, welcher als erster den Fuß auf den Boden der Republik gesetzt und der als Triumphator in Schweden auf einen großen Empfang zu rechnen hatte. Außerdem befand sich Oxenstjerna, der Kanzler, in Warschau, der als größter Staatsmann der Welt galt und in ganz Europa unter dem Namen „die Minerva des Königs" gefürchtet war. Ihm hatte Karl Gustav alle jene Vorteile zu danken, welche ihm beim Schließen von Verträgen erwuchsen, denn, obgleich selbst bei den Feinden als der Ehrlichste und Uneigennützigste der Schweden hochgeehrt, verstand er den jeweiligen Vorteil seines Vaterlandes zu wahren, ohne sich einer unehrenhaften Handlung schuldig zu machen. Von Generalen

waren noch in der Stadt: Wrangel der Jüngere, General Horn, Ericksen, der zweite Loewenhaupt und eine Menge schwedischer Damen aus altadeligen Geschlechtern, welche ihren Männern hierher gefolgt waren, um die Besitzergreifung dieses Landes vollständig zu machen.

So hatten die Schweden alle Ursache, die Verteidigung Warschaus nicht aufzugeben. Johann Kasimir begriff samt seinen Hetmanen und Hauptleuten recht gut, daß bei dem Mangel an Belagerungsgeschützen die Belagerung eine sehr langwierige und blutige werden mußte, aber das Heer mochte oder konnte die Lage der Dinge nicht begreifen. Kaum hatte Grodzizki einige kleine Schanzen aufwerfen lassen, kaum waren sie den Mauern etwas näher gerückt, da kamen schon von allen Fahnen Deputationen mit der Bitte einer großen Schar Freiwilliger, den Sturm auf die Stadtmauern zu erlauben. Lange mußte der König mit Bitten und Vorstellungen den Deputierten klar machen, daß keine noch so große Anzahl Reiter mit dem blanken Säbel in der Hand eine Festung stürmen könne, ehe die Begeisterung sich legte.

Man beschleunigte die Belagerungsarbeiten so viel als möglich. Da ein Sturm nicht gewagt werden konnte, nahm das ganze Heer lebhaften Anteil an diesen Arbeiten. Selbst die Offiziere der vornehmsten Garderegimenter karrten Erde und schleppten Faschinenkörbe herbei. Die Schweden versuchten oft diese Arbeiten zu zerstören; es verging kein Tag ohne größere und kleinere Ausfälle, die sie machten, aber kaum hatten die schwedischen Musketiere die Thore verlassen, da warfen die Polen bei den Schanzen ihr Arbeitszeug hin, griffen nach den Säbeln und hieben so tollwütig auf die Feinde ein, daß diese schleunigst Kehrt machten. Dabei ging es freilich nicht ohne Tote ab und die Laufgräben und freien Plätze zwischen den Schanzen und den Festungsmauern füllten sich mit Grabhügeln, da hier die Gefallenen, während der kurzen Dauer des zu diesem Zwecke gewährten Waffenstillstandes begraben wurden.

Trotz großer Gefahren und Schwierigkeiten schlichen sich täglich Bewohner der Stadt in das königliche Lager, um zu berichten, was in der Stadt vorging, und flehentlich um Beschleunigung der Erstürmung zu bitten. Die Schweden hatten wohl noch Vorräte an Lebensmitteln für sich, das Volk aber lebte im Elend und starb in den Straßen vor Hunger. Täglich wurden Bürger der Stadt, welche man des Einvernehmens mit den Belagerern überführt hatte, erschossen. Kranke Frauen, Neugeborene, Greise, Kinder, lagen in den Straßen umher, da

man sie ihrer Wohnung beraubt hatte, welche die Besatzung bezog: sie waren Wind und Wetter preisgegeben, litten tagsüber von den heißen Strahlen der Sonne und nachts von der Kälte. Es war ihnen nicht erlaubt, ein Feuer anzuzünden, sie konnten und durften sich nichts Warmes zum Essen bereiten, Krankheiten verschiedener Art rafften Tausende dahin.

Wenn die aus der Stadt Entkommenen im Lager von diesen Gräuelthaten erzählten, dann blutete dem Könige das Herz. Er sandte Boten um Boten, um die Ankunft der Geschütze zu beschleunigen. Auf diese Weise vergingen Tage und Wochen, ohne daß etwas ernsthaftes vorgenommen werden konnte; die Belagerer tröstete nur der eine Gedanke, daß der Besatzung endlich auch die Lebensmittel fehlen müßten, da ihnen jede Zufuhr abgeschnitten war. So schwand auch wirklich den Belagerten von Tag zu Tag der Mut und die Hoffnung auf Entsatz durch die so nahe liegende Armee unter Douglas, da die große Uebermacht der polnischen Truppen sie bei einem Versuch, die Festung zu befreien, zermalmen mußte.

Man hatte endlich begonnen, noch vor Ankunft der großen Geschütze die Festung mit den kleinen zu beschießen. Herr Grodzizki hatte sich von der Weichsel her, mit der Geschicklichkeit eines Maulwurfs unaufhörlich Erderhöhungen vor sich aufwerfend, bis auf sechs Schritt vom Laufgraben entfernt durchgearbeitet und beschoß von hier aus die unglückliche Stadt unaufhörlich. Das schöne Palais der Kasanowski wurde vollständig demoliert. Man bedauerte das auch keineswegs, da es Eigentum des Verräters Radziejowski war. Seine Mauern mit den leeren Fensterhöhlen hielten kaum noch zusammen; Tag und Nacht fielen die Kugeln auf die wunderschönen Terrassen, in die herrlichen Gärten, die Fontainen, Brücken, Altane und Marmorfiguren in Trümmer legend. Mit klaglichem Geschrei verkündigten die aufgescheuchten Pfaue das traurige Geschick dieses schönsten der Paläste.

Doch auch der Glockenturm der Bernhardinerkirche wurde stark beschossen, denn an dieser Stelle sollte nach Grodzizkis Meinung der erste Sturm stattfinden.

Unterdessen hatten die Troßknechte des königlichen Lagers nicht aufgehört zu bitten, daß der König ihnen erlauben sollte, die Stadt anzugreifen. Ihr Verlangen, als die ersten zu den schwedischen Schätzen zu gelangen, war zu groß. Nach längerem Zaudern gab der König endlich nach. Einige höhere Offiziere beschlossen, das Kommando dieser Freiwilligen zu übernehmen,

unter ihnen auch Kmiziz, welchem die langdauernde Unthätigkeit läſtiger wurde als allen anderen und der außerdem von innerer Unruhe faſt aufgezehrt wurde, da Haßling ſeit jenem Tage ſeiner Gefangennahme noch immer in ſchweren Fieberphantaſien darniederlag und er bis jetzt kein Wort mit ihm hatte ſprechen können.

Man rief ſich alſo untereinander, ohne Aufſehen zu machen, zum Sturm auf. Herr Grodzizki wehrte bis zuletzt heftig dem Unternehmen, da er der Anſicht war, daß die Stadt nicht zu nehmen ſei, ſelbſt von den regulären Füſilieren nicht, geſchweige denn von dieſen Troßknechten, bevor nicht die Feſtungsmauer eine Breſche erhalten. Da aber der König bereits ſeine Erlaubnis dazu gegeben hatte, mußte er nachgeben.

Am fünfzehnten Juni traten alſo etwa ſechstauſend dieſer Troßknechte zuſammen. Man bereitete Leitern, Bündel trockenen Reiſigs, Sandſäcke und Feuerhaken vor und gegen Abend zog die nur mit Säbeln bewaffnete Menge nach jener Stelle, wo die Erderhöhungen und Schutzwälle am nächſten zu den Laufgräben hinreichten. Sobald die Finſternis vollſtändig eingetreten war, rannten die Knechte auf ein gegebenes Zeichen dem Laufgraben zu und begannen ihn zuzuſchütten. Sie erhoben dabei ein fürchterliches Geſchrei, ſo daß die ohnehin wachſamen Schweden ſie mit einem mörderiſchen Musketenfeuer empfingen. Auch die Kanonen eröffneten ein mächtiges Feuer, die ganze öſtliche Seite der Stadt ſchien in heftigem Kampfe entbrannt.

Im Schutze der Dunkelheit hatten die Troßknechte im Nu den Laufgraben verſchüttet und ſtürmten, eine ordnungsloſe Maſſe, den Mauern zu. Herr Kmiziz warf ſich mit gegen zwei Tauſenden der Knechte auf das „Kalte Fort," welches in der Nähe des Krakauer Thores gelegen und von den Polen „Der Maulwurfshaufen" benannt worden war, und nahm es trotz der verzweifelten Abwehr im erſten Anlauf. Die Beſatzung wurde niedergehauen, niemand geſchont. Kmiziz befahl, die Geſchütze zum Teil dem Krakauer Thor zuzuwenden, zum Teil den Mauern, wo die anderen Polen die Leitern anlegen wollten, um ihnen zu Hilfe zu kommen und Schutz zu geben.

Es ging jenen nicht ſo gut wie ihm, bei der Erſtürmung der Baſtion. Obgleich die Knechte bereits die Leitern angelegt hatten und, ohne ſich von irgend einem Hindernis zurückſchrecken zu laſſen, feſt darauf losſtürmten, richteten die Schweden großen Schaden unter ihnen an, denn ſie riſſen die Planken aus der

Erde und schlugen von oben auf sie ein, schütteten ihnen fließendes Pech in die Gesichter und warfen schwere Steine und Holzkloben auf die Leitern herab, daß sie krachend zerbrachen, endlich stießen sie die Stürmenden mit langen Lanzen hinab, gegen die ihre Schwerter nichts auszurichten vermochten.

Ueber fünfhundert der besten Troßknechte blieben unter den Mauern, die anderen zogen sich unter dem ununterbrochenen Feuer der Musketen und Geschütze hinter den Laufgraben und die Schutzwälle zurück.

Der Sturm war abgeschlagen, aber die Bastion war in polnischen Händen geblieben. Umsonst wurde sie während der ganzen Nacht von den Schweden mit ihren schwersten Geschützen beschossen, Kmiziz erwiderte dieses Feuer energisch mit den eroberten Geschützen. Erst gegen Morgen, als es schon licht geworden war, zertrümmerten ihm die Schweden dieselben vollständig. Wittemberg, welchem sehr viel an jener Bastion gelegen war, sandte nun eine Abteilung Füsiliere dorthin ab, mit dem Befehl, daß keiner sich unterstehen solle, zurückzukehren, ohne den Verlust wieder wett gemacht zu haben. Herr Grodzizki aber hatte inzwischen Hilfsmannschaften abgesandt, welche bei Herrn Kmiziz zu rechter Zeit eintrafen. Er warf also die schwedischen Angreifer nicht nur zurück, sondern verfolgte sie bis an das Krakauer Thor.

Herr Grodzizki war so erfreut über den Ausgang der Sache, daß er persönlich dem Könige Bericht zu erstatten eilte.

„Allergnädigster Herr!“ sagte er. „Ich war gestern gegen den Angriff auf die Mauern, heute sehe ich ein, wie viel Nutzen er uns brachte. So lange jene Bastion in Feindeshand war, konnte ich nichts gegen das Thor hin unternehmen. Wenn jetzt nur bald die schweren Geschütze ankommen, dann wird schnell eine Bresche in die Mauer gemacht sein.

Der König, welcher sehr bekümmert um den Verlust so vieler guter Burschen war, wurde durch den Bericht Grodzizkis sehr erfreut. Er frug eilig:

„Welcher der Offiziere führte das Kommando bei dem Sturm auf die Bastion?“

„Herr Babinitsch!“ antworteten ein paar Stimmen zugleich.

Der Monarch schlug die Hände zusammen.

„Der muß überall der Erste sein!“ rief er aus. „Herr General, den kenne ich! Der läßt sich dort nicht ausräuchern.“

„Es wäre eine unverzeihliche Schuld, wenn wir es dazu kommen ließen. Ich habe ihm schon Sukkurs an Mannschaften

und ein paar kleine Geschütze hinübergeschickt. Man wird es an Versuchen nicht fehlen lassen, ihn auszuräuchern; es handelt sich um Warschau, Majestät! Doch der Kavalier ist Goldes wert, mindestens so viel, als er selbst wiegt."

„O, er ist viel, viel mehr wert!" sagte der König. „Es ist dies hier nicht seine erste, nein, nicht seine zehnte That."

Der König befahl, sofort sein Pferd vorzuführen, nahm das Fernrohr und ritt fort, die Bastion zu besichtigen. Man konnte sie gar nicht sehen, so sehr war sie in Rauchwolken gehüllt, denn mehrere Kartaunen schleuderten unaufhörlich Feuer, Granaten, Bomben und Eisenstücke auf sie hernieder. Die Bastion lag so nahe dem Thor, daß ein Musketenschuß sie von dort aus erreichen konnte. Man sah genau, wie die Granaten in Gestalt kleiner Wölkchen in die Höhe stiegen, einen sehr scharfen Bogen beschrieben und in die große Rauchwolke fielen, die die Bastion umhüllte, und dort donnernd platzten. Viele von ihnen fielen bis weit hinter die Bastion und diese verhinderten, daß fernere Hilfstruppen an Kmiziz gesandt werden konnten.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" rief der König. „Tyfenhaus! Seht doch!"

„Es ist nichts zu sehen wie Rauch, Majestät!"

„Ein Häuflein aufgewühlter Erde wird von der Bastion übrig bleiben! Tyfenhaus! Wißt ihr, wer dort drinnen sitzt?"

„Ich weiß es, Majestät! Es ist Babinitsch! Wenn der lebend von dort wiederkehrt, so kann er mit Recht sagen, daß er bei lebendigem Leibe in der Hölle war."

„Man muß ihm frische Streitkräfte senden, Herr General!"

„Der Befehl ist schon ausgegeben, aber es wird schwer sein, hinzukommen, denn die Granaten überholen die Bastion und fallen dicht nach dieser Seite zu."

„Laßt von allen Seiten, aus allen Geschützen auf die Mauern feuern, damit ihre Aufmerksamkeit geteilt wird."

Grodzizki gab dem Pferde die Sporen und sprengte zu den Schanzen zurück. Bald darauf dröhnte der Kanonendonner auf der ganzen Linie. Gleichzeitig sah man eine Abteilung masurische Fußsoldaten die Schutzwälle verlassen und im Laufschritt der Bastion zueilen.

Der König beobachtete unausgesetzt den Kampf um die Bastion. Plötzlich rief er:

„Es ist Pflicht, den Babinitsch im Kommando abzulösen. Wer von euch, meine Herren, will freiwillig die Ablösung übernehmen?"

Von Kmiziz' näheren Freunden befand sich keiner in der Nähe, weder Wolodyjowski noch die Skrzetuskis. Es blieb einen Augenblick still nach dieser Frage des Königs.

„Ich!" hörte man endlich die Stimme des Herrn Topor Grylewski melden. Er war Offizier bei den leichten Reitern des Erzbischofs.

„Ich!" sagte nun auch Tyfenhaus.

„Ich! Ich! Ich!" rief es nun von verschiedenen Seiten.

„Der erste, welcher sich erboten hat, soll gehen!" entschied der König.

Herr Topor Grylewski bekreuzte sich, nahm einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche und ritt davon.

Der König blickte unverwandt auf die Rauchwolken, welche noch immer die Bastion verhüllten und sich hoch über ihr in langen Streifen, von der Luft getragen, wie eine Brücke hinüberzogen bis zu den Mauern. Da die Bastion nahe der Weichsel lag, so überragten die Mauern dieselbe, daher wirkte das Feuer so schrecklich.

Plötzlich verstummte der Donner der Geschütze etwas, nur die Granaten zogen noch ihre scharfen Bogen, dafür ertönte ein fürchterliches Knattern unzähliger Musketenschüsse; es war anzuhören, als ob Tausende von Bauern mit Dreschflegeln auf die Tenne schlagen.

„Sie gehen wieder zum Sturm über," sagte Tyfenhaus. „Wenn der Rauch nicht so dicht wäre, könnten wir die schwedischen Füsiliere sehen."

„Reiten wir etwas vor," sagte der König, sein Pferd in Bewegung setzend.

Andere folgten ihm. Die kleine Karawane gelangte von Ujazdowo her am Ufer der Weichsel entlang fast bis Solez, und da die Obstgärten der Paläste und Klöster, die bis an die Weichsel herabreichten, noch im Winter von den Schweden kahl geschoren worden waren, so war der Ausblick frei. Man konnte hier ohne Fernrohr sehen, wie die Schweden sich anschickten, die Bastion von neuem zu stürmen.

„Ich wollte lieber diese Position aufgeben, als daß Babinitsch mir verloren geht!" sagte plötzlich der König.

„Gott wird ihn beschützen!" sagte der Probst Tschiezischowski.

„Und Herr Grodzizki wird nicht verfehlen, ihn zu unterstützen," setzte Tyfenhaus hinzu.

Da unterbrach die Unterredung ein Reiter, welcher im

geſtreckten Galopp von der Stadt her geritten kam. Bei ſeinem Anblick rief Tyſenhaus, welcher ein ſehr ſcharfes Auge hatte, erſchrocken aus:

„Grylewski! Da kommt Grylewski! Babinitſch muß tot, die Baſtion gefallen ſein!“

Der König bedeckte die Augen mit der Hand, während Grylewski dicht vor ihm ſein Pferd parierte und faſt außer Atem meldete:

„Allergnädigſter Herr!“

„Was iſt? Iſt er tot?“ unterbrach ihn der König haſtig.

„Herr Babinitſch ſagte zu mir: ‚Mir iſt ſehr wohl zu Mute, ich brauche keine Ablöſung, nur etwas zu eſſen möchte ich haben, denn ſeit geſtern Abend habe ich nichts im Munde gehabt‘“.

„So lebt er alſo?“ frug der König freudig.

„Er ſagt, es geht ihm gut!“ wiederholte Herr Grylewski.

Das Gefolge des Königs erholte ſich langſam von ſeinem Staunen.

„Das iſt Rittermut!“ riefen die einen.

„Welch' ein Soldat!“ ſprachen andere.

Und ſpäterhin ſagten welche zu Herrn Grylewski:

„Es wäre aber doch gut, wenn er abgelöſt würde. Habt ihr euch nicht geſchämt, zurückzukommen? Hat euch die Angſt befallen? Ihr hättet euch lieber gar nicht melden ſollen.“

Darauf wandte ſich Grylewski an den König:

„Allergnädigſter Herr!“ bat er. „Denjenigen, die mich einen Feigling nennen, will ich jederzeit beweiſen, daß ich es nicht bin. Vor Ew. Majeſtät aber muß ich mich rechtfertigen. Ich war mitten in dem ‚Maulwurfshaufen‘, was mancher von dieſen Herren hier nicht zuſtande gebracht haben würde. Babinitſch ſprang mir wie eine biſſige Katze entgegen, als ich ihm den Befehl brachte, ſich ablöſen zu laſſen. ‚Geht zum Kuckuck,‘ ſchrie er mich an. ‚Ich arbeite hier, daß der Schweiß an mir herunterrennt,‘ ſagte er, ‚zum Plaudern habe ich keine Zeit, und keine Luſt, mit irgend jemanden meinen Ruhm und mein Kommando zu teilen. Ich befinde mich wohl,‘ ſagte er, ‚ich bleibe hier, und euch werde ich von der Baſtion werfen laſſen! Schert euch fort!‘ ſagte er. ‚Hunger haben wir, aber anſtatt etwas zu freſſen, ſchickt man uns einen Kommandanten!‘ Was blieb mir zu thun, Allergnädigſter Herr! Ich kann mich über ſeine Laune auch nicht wundern; ſie müſſen arbeiten dort oben, daß ihnen die Hände abfallen möchten!“

„Meint ihr," frug der König, „daß er ſich dort wird halten können?"

„Welche Stellung würde der wohl aufgeben! Ich vergaß noch zu berichten, was er mir nachſchrie: ‚Ich bleibe hier, und ſei es eine ganze Woche; ich ergebe mich nicht! — nur ſchickt uns etwas zu eſſen!'"

„Iſt es denn dort wirklich auszuhalten?" frug der König wieder.

„Man glaubt den Tag des letzten Gerichtes gekommen da oben! Granate fällt auf Granate, Eiſenſtücke ſauſen um die Ohren und wühlen ſich tief in die Erde ein, der Rauch benimmt einem den Atem, man kann nicht ſprechen! Die Kugeln wirbeln Sand und Erde in die Höhe, die man fortwährend abſchütteln muß, um nicht Augen und Ohren voll zu haben. Es ſind viele der Unſrigen gefallen, doch diejenigen, welche leben, liegen in Furchen und machen aus Kanonenrädern Zäune, die ſie mit Erde und Sand befeſtigen, als Schutzvorrichtung gegen die Anpralle der Stürmenden. Die Schweden haben die Baſtion ſehr ſorgfältig befeſtigt, nun dienen ihre Maßregeln gegen ſie ſelbſt. Jetzt kämpfen die oben wieder mit den Schweden.

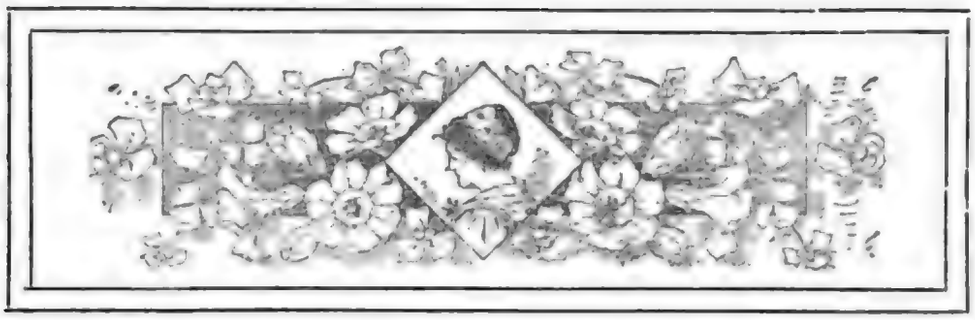
„Da man nicht auf die Mauern kommen kann, ohne zuvor eine Breſche gemacht zu haben," ſagte der König, „ſo werden wir noch heute die Paläſte in der Krakauer Vorſtadt angreifen, das wird der beſte Entſatz ſein."

„Die Paläſte ſind aber auch ſtark befeſtigt, faſt in kleine Feſtungen umgewandelt," bemerkte Tyſenhaus.

„Man wird die Beſatzung dort aber von der Stadt aus gar nicht oder wenig unterſtützen, denn ihre ganze Wut iſt dem Babinitſch zugewendet," ſagte der König. „Ich werde gleich den Befehl zum Stürmen geben, nur will ich zuvor Babinitſch meinen Segen hinterlaſſen."

Indem er das ſagte, nahm Johann Kaſimir aus der Hand des Probſtes das kleine Kruzifix, welches dieſer ſtets bei ſich trug und in welches Splitter des heiligen Kreuzes eingefaßt waren. Während er ſich hoch emporrichtete, machte er das Zeichen des Kreuzes nach der Baſtion hin und betete:

„Du Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, erbarme dich deines Volkes und errette dieſe hier aus der großen Gefahr. Amen! Amen! Amen!"



13. Kapitel.

Der Sturm auf die Krakauer Vorstadt, nach der Seite der neuen Welt zu, war blutig und nicht sehr erfolgreich, aber insofern doch von Nutzen, daß er die Aufmerksamkeit der Schweden etwas von Kmiziz ablenkte und diesem eine kleine Pause zur Erholung bot. Die Polen drangen bis zum Palast Kasimirowski vor, ohne jedoch die Position behaupten zu können.

Aehnlich erging es ihnen beim Palais Danillowski und beim Danziger Hause. Es fielen wieder ein paar hundert Mann. Doch machte der König zu seiner Freude die Wahrnehmung, daß selbst die Mannschaften des allgemeinen Aufgebots mit flammender Begeisterung in den Kampf gingen und durch das Mißlingen des Angriffs durchaus nicht entmutigt wurden, sondern vielmehr die Lust zu neuen Kämpfen in ihnen entfacht worden war.

Das größte Ereignis jener Tage war aber die Ankunft Johann Samojskis und Herrn Tscharniezkis. Der erstere führte dem Heere ein Regiment auserlesenster Füsiliere und etliche schwere Geschütze zu, der andere war gekommen, um Anteil an der Belagerung Warschaus zu nehmen, nachdem er im Einverständnis mit Herrn Sapieha einen Teil des litauischen Heeres samt den Podlachischen Freiwilligen unter das Oberkommando Johann Skrzetuskis gestellt, und diesem die Ueberwachung der Bewegungen Douglas' übertragen hatte. Man hoffte nun allgemein, und auch Tscharniezki teilte diese Hoffnung, daß man zum letzten erfolgreichen Sturm auf die Stadt schreiten könne.

Man pflanzte die angekommenen schweren Geschütze auf die von Kmiziz eroberte Bastion und brachte in kurzer Zeit

die ſchwediſchen Granatſchleudern zum Schweigen. Von da ab übernahm das Kommando auf der Baſtion der General Grodzizki, Kmiziz kehrte zu ſeinen Tartaren zurück. Doch ehe er noch ſein Quartier erreichen konnte, erreichte ihn der Befehl, nach Ujazdowo zu kommen.

In Gegenwart des ganzen Generalſtabes erteilte der König ihm eine große Belobigung, in welche die Herren Tſcharniezki, Sapieha und Lubomirski, ſowie die Kronenhetmane auf das Lebhafteſte einſtimmten. Er aber ſtand ſtrahlenden Angeſichts in zerriſſenen, beſchmutzten Kleidern vor den Herren, hocherfreut, daß es ihm gelungen war, die Baſtion zu halten und den Ruhm der Einnahme derſelben für ſich errungen zu haben. Unter den vielen Glückwünſchen, die er empfing, freuten ihn beſonders die von Wolodyjowski und Sagloba.

„Du kannſt dir gar nicht vorſtellen, Andruſch," ſagte der kleine Ritter, „welch großes Wohlgefallen der König an dir hat. Ich war geſtern im Kriegsrat zugegen, Herr Tſcharniezki hat mich mitgenommen; man ſprach von der Erſtürmung Warſchaus, dann über die Nachrichten von den Gräuelthaten, welche Pontus und die Schweden in Litauen verüben. Es wurde beraten, wie man dieſem Unheil abhelfen könnte. Herr Sapieha war der Anſicht, das Beſte ſei, ein paar Reiterfahnen unter dem Kommando eines Mannes dorthin zu ſchicken, der für Litauen das werden könnte, was Tſcharniezki für Kronpolen geworden iſt. Da ſagte der König gleich: ‚Ich kenne nur einen, der das zu vollbringen imſtande iſt, — Babinitſch!' Die anderen gaben ihre Zuſtimmung."

„Ich würde ſehr gern nach Litauen und beſonders nach Smudz gehen," erwiderte Kmiziz; „wollte ſelbſt den König darum bitten, nur wollte ich erſt die Einnahme Warſchaus abwarten."

„Morgen ſoll Generalſturm ſein," ſagte nähertretend Sagloba.

„Ich weiß es; wie geht es Ketling?

„Wer iſt das? Ihr meint wohl Haßling?" verbeſſerte der alte Ritter.

„Er iſt es! Das iſt auch ganz gleich, denn er hat, wie die meiſten Engländer und Schotten, zwei Namen. Das kommt in faſt allen anderen Nationen vor."

„Es iſt wahr!" ſagte Sagloba. Der Spanier hat für jeden Tag der Woche einen anderen Namen. Euer Troßbube hat mir geſagt, daß jener Haßling oder Ketling geſund iſt; er hat ſchon geſprochen, geht umher, das Fieber ſcheint ihn verlaſſen zu haben."

„Wart ihr nicht bei ihm?“ frug Kmiziz.

„Ich hatte keine Zeit,“ antwortete Wolodyjowski. „Wer hätte auch vor der Einnahme der Festung Sinn für anderes.“

„Gehen wir jetzt zu ihm.“

„Legt euch lieber schlafen,“ sagte Sagloba.

„Es ist wahr; ich möchte wohl, denn ich kann kaum noch aufrecht stehen.“

In seinem Quartier angekommen, befolgte Herr Andreas den Rat Saglobas um so lieber, als er Haßling schlafend vorfand. Dafür kamen abends die beiden Freunde nach ihm zu sehen; sie setzten sich alle dreie in die luftige Sommerlaube, welche die Tartaren ihrem „bagadyr“ errichtet hatten. Die beiden Kiemlitsch bedienten die Herren und schenkten den alten hundertjährigen Met ein, welchen der König Kmiziz gesandt. Der Abend war warm. Haßling, sehr bleich und abgemagert, schien Leben und Kraft aus dem kostbaren Getränk zu schlürfen. Sagloba schnalzte mit der Zunge und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ha! wie dort die Kanonen donnern,“ sagte hinaushorchend der junge Schotte. „Morgen wollt ihr zum Sturme vorgehen . . . wohl euch Gesunden! . . . Gott segne euch! Ich bin ein Fremdling und diente, wo die Pflicht mich band, doch euch wünsche ich alles Beste. Ach, ist das ein Met! Ich fühle mich neubelebt.“

Während er so sprach, warf er sein langes goldiges Haar zurück in den Nacken und richtete die blauen Augen zum Himmel empor. Sein Gesicht war wunderschön; es trug einen noch fast kindlichen Ausdruck. Sagloba blickte ihn ganz gerührt an.

„Ihr sprecht so gut polnisch, Herr Kavalier, wie jeder von uns. Bleibt bei uns, lernt unser Vaterland lieben; ihr thut damit ein gutes Werk und der Met wird euch nie fehlen. Für eine ehrenvolle Anstellung für den braven Soldaten wird auch gesorgt werden.“

„Besonders, da ich auch von Adel bin. Mein voller Name lautet nämlich Haßling-Ketling of Elgin. Meine Familie stammt aus England, wenn sie auch in Schottland ansässig ist.“

„Es ist so weit in euer Vaterland, weit über das Meer und wir leben bei uns ganz anständig,“ versetzte Sagloba.

„Ich fühle mich auch ganz wohl hier!“

„Aber uns ist nicht wohl jetzt; wir sitzen wie auf Nadeln,“ warf Kmiziz ein, der schon lange ungeduldig auf dem Stuhle hin- und herrückte. „Wir brennen vor Begierde zu hören,

was sich in Tauroggen zugetragen, und ihr unterhaltet euch über Stammbäume."

„Fragt mich und ich werde antworten," sagte Haßling.

„Habt ihr das Fräulein Billewitsch oft gesehen?"

Das blasse Gesicht Haßlings überzog sich mit einer feinen Röte.

„Ich sah sie alle Tage."

Kmiziz blickte ihm scharf in das Gesicht.

„Wart ihr denn so vertraut mit ihr? Warum errötet ihr? Wie kam es, daß ihr alle Tage bei ihr waret?"

„Ich hatte ihr einige kleine Dienste geleistet; sie wußte, daß ich ihr ergeben war. Ihr werdet das im Verlaufe des Gespräches erfahren, jetzt laßt mich erzählen."

„Die Herren wissen wohl nicht, daß ich mich nicht in Kiejdan befand, als der Fürst-Stallmeister dorthin kam und das Fräulein nach Tauroggen entführte. Zu welchem Zwecke er das that, weiß ich nicht zu sagen; man sprach so verschieden davon. Kaum waren sie in Tauroggen angekommen, da merkte aber sogleich ein jeder, daß er bis über die Ohren verliebt in sie war."

„Gott strafe ihn dafür," rief Kmiziz.

„Er gab Festlichkeiten, wie sie früher dort niemand gesehen. Ringstechen und Turniere; man konnte glauben, daß tiefster Friede im Lande herrsche. Dazwischen jagte ein Brief, ein Bote den anderen, vom Kurfürsten und vom Fürsten Janusch. Wir hatten gehört, daß der letztere von Sapieha und den Konförderierten hart bedrängt sei, doch wir blieben ruhig in Tauroggen. An der Grenze wartete das Heer des Kurfürsten, zum Zuge nach Litauen bereit, wir aber blieben ruhig sitzen, denn der Fürst konnte sich nicht von dem Fräulein trennen."

„Darum also kam Boguslaw dem Vetter nicht zu Hilfe?" sagte Sagloba.

„So ist es! Paterson und andere ihm nahestehende Personen sagten dasselbe. Einige waren ungehalten, andere freuten sich, daß die Radziwills zu Grunde gehen sollten. Sakowitsch vertrat den Fürsten in allen öffentlichen Angelegenheiten; er empfing die Briefe und beantwortete dieselben, beratschlagte mit den Gesandten, der Fürst selbst sann nur darauf, wie er neue Vergnügungen schaffen sollte. Er! dieser Geizhammel — warf das Geld mit vollen Händen fort; er ließ auf eine halbe Meile im Umkreise den ganzen Wald niederlegen, damit das Fräulein eine bessere Aussicht haben sollte, kurz, sie wandelte auf Blumen und wurde so fein behandelt, wie eine Prinzessin von Geblüt.

Das Fräulein wurde von vielen bedauert, denn man ſagte: ‚Die ganzen Vergnügungen ſind nur zu ihrem Verderben erſonnen. Heiraten wird der Fürſt ſie doch nicht, aber wenn er imſtande iſt, ihr Herz zu gewinnen, dann hat er ſeinen Zweck erreicht.‘ Es zeigte ſich aber bald, daß das Fräulein nicht zu denjenigen gehörte, welche durch Glanz und Schimmer auf Abwege zu führen waren.“

„Das weiß ich beſſer, als alle anderen!“ rief Kmiziz aufſpringend.

„Wie nahm denn das Fräulein Billewitſch die Huldigungen auf?“ frug Wolodyjowski.

„Anfangs mit artiger Miene, obgleich man ihr dennoch anmerkte, daß ein geheimer Kummer an ihr nagte; ſie mochte wohl auch der Meinung ſein, daß alle die Maskeraden, Kavalkaden und Turniere zu den alltäglichen Gewohnheiten des Fürſten gehören. Endlich merkte ſie doch, daß alles nur ihretwegen veranſtaltet worden. Der Fürſt hatte eines Tages, weil er gar nicht mehr wußte, was er zum Ergötzen des Fräuleins ausfindig machen ſollte, ein Kriegsſchauſpiel veranſtaltet; er ließ eine in der Nähe Tauroggens befindliche Anſiedelung in Brand ſetzen und die Brandſtätte von ſeinen Füſilieren verteidigen, während er mit einigen Reitern ſie zu ſtürmen bemüht war, ſelbſtverſtändlich auch Sieger blieb. Siegestrunken und Liebestrunken zurückgekehrt, ſoll er dem Fräulein zu Füßen gefallen ſein und ſie um Gegenliebe angefleht haben. Es iſt nicht bekannt geworden, was alles für Verſprechungen er ihr gemacht haben mag, genug, von dieſem Tage an war ihre Freundſchaft zu Ende. Sie verſchanzte ſich hinter ihren Oheim, den Herrn Schwertträger von Reußen und ließ ihn Tag und Nacht nicht von ihrer Seite, der Fürſt aber . . .“

„Fing ihr an zu drohen, nicht wahr?“ unterbrach ihn Kmiziz.

„Ei, woher denn! Er verkleidete ſich als griechiſcher Hirte; er ſpielte den Philemon. Eilboten mußten ihm aus Königsberg die Koſtümvorlagen holen, die Schleifen und Perücken beſchaffen. Er ſpielte den Verzweifelten, ging mit der Laute unter ihren Fenſtern umher und ſpielte Liebeslieder. Er iſt mit einem Wort ein ſchlauer Verführer; man ſagt von ihm, daß keine ihm widerſtehen könne, obgleich er mit allen nur ſein Spiel treibe. Dieſesmal aber liebt er mit wahnſinniger Leidenſchaft, worüber ich mich gar nicht wundere, denn das Fräulein

gleicht mehr einer überirdischen Göttin, denn einem irdischen Wesen."

Haßling errötete wieder, aber Herr Andreas bemerkte das jetzt nicht, denn Freude und ein gewisser Stolz erfüllten ihn, als er mit untergestemmten Armen Sagloba und Wolodyjowski anblickte.

„Wir kennen sie, nicht wahr? Sie ist die leibhaftige Diana!" sagte Wolodyjowski.

„Ach was! Diana reicht ihr nicht das Wasser," rief Kmiziz.

„Darum sagte ich: ‚Es ist kein Wunder!'" versetzte Haßling.

„Das ist alles gut, nur daß ich ihm für seine Liebesglut die Haut ein wenig mit glühenden Zangen zwicken und Hufeisen unter seine Sohlen bringen möchte . . ."

„Unterbrecht doch nicht alle Augenblicke," sagte Sagloba. „Wenn ihr ihn in euren Händen habt, dann könnt ihr Folterqualen für ihn ersinnen, jetzt laßt einmal Haßling ausreden."

„Ich hatte oftmals die Wache vor der Thür seines Schlafzimmers," fuhr Haßling fort. „Wie oft hörte ich, wie er sich auf dem Lager wälzte, ohne Schlaf finden zu können, stöhnend und Selbstgespräche haltend. Er hat sich sehr verändert, abgezehrt ist er; vielleicht steckte schon damals die Krankheit in ihm, der er später verfiel. Plötzlich verbreitete sich im Schlosse das Gerücht, daß der Liebeswahn des Fürsten so weit gehe, daß er das Fräulein ehelichen wolle. Als der Fürstin Janusch Radziwill das zu Ohren kam, entstand viel Aergernis zwischen ihr und Boguslaw, denn wie ihr wißt, sollte laut früherem Vertrage Boguslaw die Prinzessin Janusch ehelichen, sobald sie ihre Volljährigkeit erreicht haben würde. Er aber wollte nichts mehr davon wissen. Die Fürstin Griseldis entbrannte in heftigem Zorn, reiste mit ihrer Tochter nach Kurland ab, und noch am Tage ihrer Abreise hielt er um die Hand des Fräuleins an."

„Was? er wollte sie wirklich ehelichen?" riefen die Ritter wie aus einem Munde.

„Ja! Zuerst hielt er bei dem Schwertträger um sie an, der nicht weniger darüber erstaunt war, als ihr Herren, und nicht an die Ernsthaftigkeit des Antrages glauben wollte. Als er endlich überzeugt war, da geriet er vor Freude außer sich, denn die Ehre mit den Radziwills in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, dünkte ihm unbändig groß. Paterson behauptet zwar, daß die beiden Geschlechter ohnehin miteinander

verwandt seien, daß die Verwandtschaft nur von den Radziwills niemals anerkannt worden war."

„Weiter! weiter!" drängte Kmiziz ungeduldig.

„Beide begaben sich nun zu dem Fräulein mit jener Ostentation, wie sie bei so feierlichen Gelegenheiten üblich ist. Der ganze Hof war in grenzenloser Aufregung. Die Nachrichten, die von dem Fürsten Januschj eingingen, lauteten sehr schlimm, doch nur Sakowitsch allein las die Briefe, der Fürst beachtete weder die ihm vorgelegten Schriftstücke noch Sakowitsch selbst, der in Ungnade gefallen war, weil er von der Heirat mit dem Fräulein ernsthaft abriet. Die einen bei Hofe erzählten sich, daß nicht zum erstenmal ein Radziwill eine gewöhnliche Adlige heirate, daß schließlich aller Adel gleiche Rechte habe, daß die Ahnen der Billewitsch bis in die römischen Zeiten reichten. Das sagten alle diejenigen, welche sich schon im voraus die Gunst der künftigen Herrin sichern wollten. Andere waren der Ansicht, der Antrag sei nur eine List des Fürsten. Er wolle dadurch dem Fräulein näher treten, um, wie das bei Verlobten so genau nicht genommen wird, sie gelegentlich ihrer Tugend zu berauben."

„So wird es auch gewesen sein! Nicht anders!" bemerkte Sagloba.

„Auch ich glaube das letztere," sagte Haßling. „Doch hört weiter, was sich zutrug. Während die Meinungsverschiedenheiten bei Hofe noch ausgefochten wurden, hatte das Fräulein alle Zweifel bereits gelöst, sie hatte den Antrag des Fürsten rundweg abgelehnt."

„Gott segne sie dafür!" sagte Kmiziz.

„Sie hatte also die Ehre abgelehnt!" fuhr Haßling fort. Es genügte, den Fürsten zu sehen, um es sogleich zu erraten. Die Höflinge waren wie vom Donner gerührt. Er, der von Prinzessinnen umworben worden, dem keine widerstand, er konnte den Widerstand der einen nicht ertragen. Es war gefährlich ihm jetzt unter die Augen zu treten. Wir alle waren überzeugt, daß er nicht länger zögern würde, sie zu vergewaltigen."

„Am folgenden Tage wurde der Schwertträger von Reußen nach Tilsit gebracht, das schon in Kurpreußen liegt. An demselben Tage bat das Fräulein den vor ihrer Thüre wachthabenden Offizier, ihr eine geladene Pistole zu geben. Der Offizier versagte ihr die Bitte nicht, denn er fühlte als Edelmann und als Mann von Ehre tiefes Mitleid mit dem

unglücklichen Mädchen und eine hohe Bewunderung für ihre Schönheit und Standhaftigkeit."

„Wer war jener Offizier?" frug Kmiziz.

„Ich!" antwortete Haßling trocken.

Herr Andreas umarmte ihn so stürmisch, daß der junge Schotte, welcher noch schwach war, vor Schmerz aufschrie.

„Das thut nichts!" rief Kmiziz. „Ihr seid mir lieb wie ein Freund, ein Bruder. Fordert von mir, was ihr wollt, es soll euch gewährt sein."

„Ich möchte nur eine Weile ruhen," bat Haßling schwer atmend.

Man ließ ihn still sitzen, er drückte nur schweigend die Hände, welche Wolodyjowski, Sagloba und Kmiziz ihm reichten. Endlich hatte er sich etwas erholt und da er sah, wie sie alle vor Neugier brannten, begann er von neuem:

„Ich warnte sie auch vor betäubenden Getränken. Man wußte allgemein, daß der fürstliche Medikus betäubende und sinnberauschende Tinkturen zu bereiten verstand. Aber unsere Befürchtungen waren überflüssige, denn Gott nahm sie in seinen Schutz. Er warf den Fürsten auf das Krankenlager und zwar ganz plötzlich in dem Augenblick, wo er sich anschickte, sie mit Gewalt zu zwingen. Es brach über ihn herein wie der Blitz und hielt ihn einen Monat lang fest gebannt. ‚Ein Fingerzeig Gottes!' sagten alle. ‚Ein Fingerzeig Gottes!' mochte auch er auf seinem Schmerzenslager denken; vielleicht hatte die Krankheit die bösen Gelüste in ihm ertötet, vielleicht wollte er sie sicher machen und die Wiederkehr seiner Kräfte abwarten, kurz, er ließ sie in Ruhe, als er sich zu erholen begann, ja er ließ sogar den Schwertträger wieder aus Tilsit holen. Gesund ist er aber nicht mehr geworden, denn das kalte Fieber plagt ihn bis auf den heutigen Tag. Endlich mußte er dann doch den Feldzug zum Entsatze Tykozins antreten, welcher ihm die Niederlage von Janowo brachte. Nach seiner Rückkehr befiel ihn das Fieber heftiger denn je, zudem berief ihn der Kurfürst zu sich. Unterdessen vollzog sich in Tauroggen etwas Wunderbares, beinahe Lächerliches, denn der Fürst kann sich seitdem nicht mehr auf die Treue auch nur eines einzigen seiner Offiziere oder Höflinge verlassen, es sei denn auf diejenige der Greise, welche schlecht sehen oder schwerhörig sind."

„Was ist denn geschehen?" frug Sagloba.

„Während des Feldzuges nach Tykozin, noch vor der Niederlage bei Janowo, hatte man ein Fräulein Anna Boscho-

bohata Krasienska auf ihrer Reise nach Grodno aufgefangen und nach Tauroggen gesandt."

„Da haben wir den Kuchen!" rief Sagloba.

Und um das Bärtchen Wolodyjowskis zuckte es zornig, endlich sagte er:

„Herr Kavalier, berichtet mir nur nichts Schlechtes von ihr, oder ihr würdet es nach eurer Wiederherstellung mit mir zu thun bekommen."

„Das könnte ich nicht, auch wenn ich wollte, denn sie thut nichts Schlimmes. Laßt euch aber sagen: Wenn das Fräulein eure Verlobte ist, so sorgt ihr schlecht für sie; ist sie eure Verwandte, dann müßt ihr sie genau genug kennen, um mich nötigenfalls zu widerlegen. Genug! es währte kaum eine Woche, da waren alle Männer bei Hofe, alte und junge, so verliebt in sie, daß sie für nichts anderes mehr Sinn hatten, als für sie. Und sie hat es ihnen nur mit dem rätselhaften Blick ihrer Augen und ihrer bezaubernden Anmut angethan."

„Sie ist es! Wie sie leibt und lebt!" murmelte Wolodyjowski.

„Seltsam!" sagte Haßling. „Das Fräulein Billewitsch ist ihr an Schönheit doch gleich, dennoch, es geht von dieser eine so große unnahbare Würde aus, wie von einer regierenden Fürstin; man liebt sie und betet sie an, aber man wagt nicht, die Augen zu ihr zu erheben, geschweige denn auf eine Erwiderung seiner Liebe zu hoffen. Ihr werdet selbst schon die Erfahrung gemacht haben, daß es zweierlei Frauen giebt, Vestalinnen und solche, die man nur anzusehen braucht, um schon Verlangen nach ihnen zu haben . . ."

„Mein Herr!" rief Wolodyjowski drohend.

„Habt euch doch nicht, Herr Michael!" sagte Sagloba. „Er spricht die Wahrheit. Habt ihr euch nicht selbst wie ein junger Hahn die Beine um sie verrenkt und die Augen verdreht, daß man nur das Weiße von ihnen sah? Und ist es etwa nicht wahr, daß sie gern kokettiert? Habt ihr es nicht an die hundertmal selbst von ihr gesagt?"

„Lassen wir das Thema," sagte Haßling. „Ich wollte nur erklären, wie es kommt, daß das Fräulein Billewitsch nur von einigen geliebt wird, die ihre wirklich unerreichbare Vollkommenheit zu schätzen verstehen — hier errötete er wieder — und dem Fräulein Borschobohata alle Herzen zufliegen. Ihr könnt glauben, wahrhaftig, es ist zum Lachen! Wie eine ansteckende Krankheit hat die Liebe alle Männer befallen; Zänkereien, Duelle waren an der Tagesordnung und um was? Um ein

Nichts! denn keiner konnte sich einer Gunstbezeigung des Fräuleins rühmen, jeder dachte nur, daß es ihm mit der Zeit gelingen müsse, sie für sich zu gewinnen."

„Daran erkenne ich sie!" murmelte Wolodyjowski wieder.

„Dafür haben beide Mädchen einander sehr lieb gewonnen," fuhr Haßling fort. „Eine folgt der anderen auf Schritt und Tritt und da das Fräulein Borschobahata in Tauroggen unumschränkte Herrin . . ."

„Was sagt ihr?" fuhr der kleine Ritter auf.

„Unumschränkte Herrin ist — oder ist sie es etwa nicht? Sie regiert alle, denn auch Sakowitsch ist so verliebt in sie, daß er vorzog, als Kommandant von Tauroggen zurückzubleiben, anstatt mit ins Feld zu ziehen. Sakowitsch aber ist absoluter Herrscher auf allen Besitzungen des Fürsten, durch ihn regiert das Fräulein Anna."

„So sehr liebt er sie?" sagte der kleine Ritter gedehnt.

„Und er hofft am meisten, sie zu gewinnen, denn er ist aus sich selbst zu Macht und Reichtum gelangt."

„Und Sakowitsch heißt er?"

„Mir scheint, ihr wollt euch seinen Namen gehörig einprägen?"

„Ei . . . gewiß!" sagte Wolodyjowski scheinbar gleichgültig, während es so zornig in seinem Gesicht zuckte, daß es Sagloba kalt überlief.

„Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß, wenn Fräulein Borschobohata dem Sakowitsch befehlen würde, den Fürsten zu verraten und ihr und dem Fräulein Billewitsch zur Flucht zu verhelfen, er es ohne Bedenken thun würde. So viel ich aber weiß, zieht sie vor, den Fluchtversuch hinter seinem Rücken zu machen, ihm zum Trotz . . . wer kann wissen . . . ein Offizier, ein Landsmann von mir — aber nicht Katholik — hat mir anvertraut, daß der ganze Fluchtplan von dem Schwertträger und den beiden Fräulein schon entworfen, sämtliche Offiziere in die Verschwörung verwickelt sind . . . daß er binnen kurzem ins Werk gesetzt werden soll . . ."

Hier hielt Haßling erschöpft inne, die Kräfte drohten ihn zu verlassen. Er beeilte sich, noch schnell hinzuzusetzen:

„Und das war das Wichtigste, was ich euch zu sagen hatte."

Wolodyjowski und Kmiziz schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Wohin wollen sie denn fliehen?"

„In die Steppe und durch die Steppe nach Bialowierſch ... Mir fehlt der Atem! ...“

In dieſem Augenblick trat eine Ordonnanz von Herrn Sapieha ein, welche den Herren Wolodyjowski und Kmiziz ein viereckig gefaltetes Papier überreichte. Kaum hatte Wolodyjowski einen Blick hineingeworfen, da ſagte er:

„Es iſt ein Befehl des Königs, ſchon jetzt unſere Stellungen für die morgige Schlacht einzunehmen.“

„Hört ihr's, wie die Kartaunen donnern?“ rief Sagloba.

„Morgen! Morgen!“ ſprach Kmiziz.

„Uf! es iſt heiß!“ ſagte Sagloba. „Es wird ein böſer Tag zum Stürmen. Der Kuckuck hole dieſe Hitze. Heilige Mutter ... es wird manch einer trotz der Hitze kalt werden ... bewahre du alle diejenigen, welche ihre Patronin anrufen ... Ah! wie das brüllt! ... Ich bin zu alt, um mit zum Sturme zu gehen, in offener Schlacht, das iſt etwas anderes.“

Da trat wieder eine Ordonnanz ein.

„Iſt Herr Sagloba hier?“ frug der Soldat.

„Hier bin ich! Was ſoll es?“

„Se. Majeſtät der König befiehlt, daß Ew. Liebden morgen bei Sr. Allerhöchſten Perſon bleiben ſollen.“

„Ha!“ rief da der Alte. „Sie wollen mich von der Schlacht zurückhalten, denn ſie wiſſen, daß ich der erſte auf den Mauern wäre beim Klange der Sturmtrompete. Der gute Herr! Ich möchte ihn nicht kränken, da er meiner ſo gedenkt; doch ich weiß nicht, ob ich es aushalte. Sobald ich Pulver rieche, kann ich der Luſt nicht widerſtehen, dreinzuhauen. Der gute König! Hört ihr's? Man bläſt ſchon zum Sammeln! Auf morgen denn, auf morgen! Der heilige Petrus bekommt Arbeit; er wird heute auch ſchon ſein Himmelsbuch bereit legen müſſen! ... Uf! Uf! Morgen!“

14. Kapitel.

Es war der erste Juli. Zwischen Powonski und der Ansiedelung, welche später Marymont genannt wurde, wurde eine feierliche Feldmesse gelesen, welcher dreißigtausend Stammsoldaten in andächtiger Sammlung beiwohnten. Der König gelobte, daß er im Falle des Sieges der heiligen Mutter eine Kirche stiften wolle. Seinem Beispiele folgend gelobte ein jeder der Würdenträger, die Hetmane und Ritterschaft ein Opfer, je nach den Kräften und dem Vermögen des einzelnen. Heute sollte Warschau wieder in die Hände der Polen zurückerobert werden, oder die polnische Armee war zu Grunde gerichtet.

Nach Beendigung des Gottesdienstes ging jeder der Offiziere zu seinem Kommando. Herr Sapieha hatte gegenüber der Kirche zum heiligen Geist Stellung genommen, welche zu jener Zeit noch außerhalb der Stadtmauern lag, aber von den Schweden besetzt und in eine kleine Festung umgewandelt war, da sie den Polen sonst einen wichtigen Stützpunkt geboten hätte. Herr Tscharniezki sollte das Danziger Haus erobern, dessen Rückseite einen Teil der Festungsmauer bildete, die, wenn sie durchbrochen werden konnte, den direkten Eintritt in die Stadt vermittelte. Peter Opalinski, Wojewode von Podlachien, war mit den Großpolen und Masuren vor dem Krakauer Thor und der Weichsel aufgestellt. Die Stammsoldaten nahmen die Fläche vor dem Neustädtischen Thore ein. Es lagen so viele Menschen vor Warschau, daß es unmöglich war, alle an die Mauern heranzuziehen. Die ganze Ebene, alle benachbarten Dörfer und Auen glichen einem Meere von Menschen. So weit das Auge reichte, nichts als Zelte und Menschen, dahinter

die Wagenburg bis weit, weit hin. Der Blick verlor sich in der grauen Ferne und konnte das Ende davon nicht finden.

Jene, welche nicht bis dicht unter die Mauern heran konnten, harrten dennoch kampfbereit des Augenblicks, wo sie den Stürmenden in die Mauerbreschen folgen durften. Der Donner der Geschütze verstummte nicht einen Augenblick. Man wollte nur noch die Antwort Wittembergs auf das Schreiben Johann Kasimirs abwarten, welches zur Uebergabe der Stadt nochmals aufforderte; fiel diese verneinend aus, dann sollte der Sturm beginnen. Wittemberg hatte die Uebergabe wieder abgelehnt, und nun ertönte rings um die Stadt das unheilverkündende Sturmsignal, der Sturm begann gleichzeitig von allen Seiten.

Von den Mauern stiegen weiße Rauchwölkchen in langen Linien auf, Funken sprühten zwischendurch, mächtiger Donner erschütterte die Luft und machte die Erde erbeben. Die Kugeln rissen ganze Reihen der Stürmenden nieder, doch die Lücken füllten sich immer wieder, die Polen drängten vorwärts, nicht Tod, nicht Verderben achtend. Die schwarzen Wolken Pulverdampfes verhüllten die Sonne; es wurde dunkel. Jeder der Feldherren griff die Mauern da an, wo sie ihm zunächst lagen.

Den Großpolen und Masuren fiel der schwerste Teil der Arbeit zu, denn die Paläste und Häuser längs der Krakauer Vorstadt waren alle befestigt und wurden von den Schweden verteidigt. Die Masuren waren aber so voll wütender Kampfeslust, daß ihrem Anprall nichts zu widerstehen vermochte. Sie nahmen ein Haus nach dem anderen in rascher Aufeinanderfolge, auch die Paläste fielen schnell in ihre Hände, obgleich ihnen aus allen Fensterhöhlen Musketenkugeln entgegenflogen. Die Besatzung war vollständig vernichtet.

Der Kleinadel wetteiferte mit den Bauern in Mut und Begeisterung. Man hatte befohlen, Bündel unreifen Getreides mit sich zu nehmen, sie zum Schutze gegen die Kugeln vorzuhalten. Im Eifer warfen sie dieselben fort und stürmten mit bloßer Brust vorwärts. Nach blutigem Kampfe hatten sie die Kapelle der Schujskis und den stolzen Palast der Koniezpolskis genommen. Von den in den anliegenden Baulichkeiten verborgenen Schweden wurde keiner am Leben gelassen. In der Nähe des Palais Kasanowski versuchten die schwedischen Füsiliere in der Straße festen Fuß zu fassen, um unter dem Schutze der Mauern des Schlosses, der Bernhardinerkirche und des Glockenturmes derselben, die Angreifer zurückzuschlagen.

Aber der dichte Kugelregen vermochte nicht, dieselben zu schrecken. Mit dem Rufe „Vorwärts, Masuren!“ stürzten die Offiziere vor und ihnen nach die Mannschaften, das Viereck der Schweden im Augenblick zersprengend. Feind und Freund, in dichtem Klumpen zusammengeballt, wälzten sich zwischen dem Palast Kasanowski, der Bernhardinerkirche und dem Krakauer Thor im Blute. Immer neue Streitkräfte rückten von beiden Seiten an, bis endlich die Polen das Feld behaupteten und nun jene berühmte Erstürmung des Kasanowskischen Palais und der Bernhardinerkirche begann, welche hauptsächlich das Los der Schlacht entschied.

Herr Sagloba war im Irrtum befangen gewesen, als er am Abend zuvor geglaubt hatte, der König wolle ihn zu seiner Assistenz bei sich behalten. Im Gegenteil! Der Monarch vertraute ihm, als einem berühmten und erfahrenen Krieger, das Kommando über die Troßknechte, welche als Freiwillige durchaus die Erstürmung des Krakauer Thores mitmachen wollten. Zwar hatte er die Absicht, mit seinem Kommando hinterdrein zu ziehen und sich mit der Besetzung der eroberten Schlösser zu begnügen. Doch die Verwirrung und das Handgemenge war bald so groß, daß auch er mit seinen Leuten vom Strome fortgerissen wurde. Obgleich von Natur etwas ängstlich und darauf bedacht, wo irgend möglich das eigene Leben zu schützen und zu erhalten, war er doch im Laufe der Jahre und angesichts der vielen blutigen Kämpfe, die er oft unfreiwillig mitgemacht, so daran gewöhnt, daß er im Notfalle auch seinen Mann stellte, wie jeder andere oder noch besser, da Verzweiflung und Wut ihm den rechten Kampfesmut finden ließen.

So befand er sich auch gegenwärtig, ohne es zu wollen, unter dem Thorbogen des Kasanowskischen Palais, oder besser gesagt, in der Hölle, welche unter jenem brodelte, also mitten im heißesten Kampfgewühl, verdeckt von Rauch und Dampf, umtost vom Geschrei und dem Gestöhn der Kämpfenden. Tausende von Aexten, Spitzhacken und Beilen schlugen auf das Thor los; tausende Männerarme stemmten und rüttelten daran. Die einen fielen wie vom Blitz getroffen von den Kugeln, die von oben auf sie abgefeuert wurden, während die anderen schon nachdrängend ihre Stelle ausfüllten, auf ihren Leibern heruntretend in das Innere zu gelangen suchten, als ob sie absichtlich den Tod suchten.

Einen hartnäckigeren Kampf und eine verzweifeltere Verteidigung hatte der Alte nie gesehen. Aus den höher gelegenen

Stockwerken regnete es Kugeln hernieder; glühendes Pech wurde auf die Untenstehenden gegossen, welche nicht ausweichen konnten, da sie von außen her von den Ihrigen gedrängt wurden.

Man konnte einzelne wahrnehmen, die schweißtriefend, pulvergeschwärzt, mit zusammengebissenen Zähnen und stierem Blicke Balken schwangen, so lang und groß, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen drei Männer daran zu tragen gehabt hätten. So verdreifachte die Begeisterung die Kräfte. Gleichzeitig wurde auch von den Belagerern nach allen Fenstern geschossen, Leitern wurden von außen angesetzt, Löcher in die Mauern geschlagen; die Löcher wurden sofort durch Musketenläufe von innen heraus besetzt, es dampfte und rauchte, daß trotz des hellen Tages Dämmerung hier eingebrochen war. Doch das alles hinderte nicht die Fortsetzung des Kampfes, der von seiten der Stürmenden nur um so heftiger entbrannte, je mehr Hindernisse sich ihnen entgegentürmten, während Kriegsgeschrei von der Bernhardinerkirche her verkündete, daß auch dort mit gleicher Wut gekämpft wurde.

Plötzlich ertönte die Stimme Saglobas mit solcher Macht, daß sie den ganzen Lärm durchdrang:

„Legt Pulver unter das Thor!“

Im Nu war ein Fäßchen mit Pulver gefüllt herbeigeschafft. Er befahl nun gleich, in die dicken Bohlen dicht unter den Angeln ein Loch zu hauen, gerade groß genug, um das Fäßchen darin unterzubringen. Als es darinnen steckte, zündete Sagloba selbst den Schwefelfaden an, der es in Brand stecken sollte und kommandierte gleichzeitig:

„Zur Seite! Fort!“

Die Nächststehenden sprangen schleunigst bei Seite, soweit das bei dem Gedränge möglich war, dann trat eine Weile schweigenden Erwartens ein.

Da — ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft, neue Rauchwolken stiegen in die Höhe. Herr Sagloba und seine Leute springen wieder vor, um die Wirkung der Sprengung zu prüfen. Zwar hatte der Druck das Thor nicht ganz zerschmettert, doch war es auf der rechten Seite aus den Angeln gehoben, ein paar Querbalken, die schon durch die Axthiebe angebrochen, waren vollends losgesprungen, das Schloß ausgedreht und der eine Thorflügel so weit in den Flur hineingedrückt, daß ein Mann bequem hindurchschlüpfen konnte.

Wieder dröhnten Axtschläge gewaltig an den angebrochenen Turm, hundert Schultern stemmten gegen den hängenden Thor-

flügel, der gleich darauf unter entsetzlichem Gepolter in das Innere des dunklen Flures fiel, den Eingang bloßlegend. Es fielen noch einige Schüsse in dem Dunkel des Ganges, der vom Flur aus in das Innere führte, doch der Strom der Stürmenden drängte mit unwiderstehlicher Gewalt in das Innere des Hauses, — das Palais war genommen!

Gleichzeitig kletterten die Stürmenden auf den Leitern durch die bloßgelegten Fensterhöhlen in die Zimmer und Säle, ein gräßliches Handgemenge entstand. Gemach nach Gemach mußte erobert, jeder Korridor, jedes Stockwerk mußte einzeln erkämpft werden. Stellenweise barsten die schon halb eingeschlagenen Mauern vollends, die Decken stürzten ein und begruben unter ihren Trümmern Schweden und Polen. Doch die Masuren drangen überall durch, verschafften sich überall Eingang. In den Korridoren hatten sich stellenweise die Gefallenen so angehäuft, daß die Schweden ihre Leiber als Barrikaden benutzten. Keiner verlangte Pardon, keinem wurde er freiwillig gewährt, das Blut floß in Strömen die Treppe hinunter. Nur vereinzelte Häuflein Schweden waren noch übrig geblieben und kämpften blutüberströmt, oft nur noch knieend, um ihr Leben. Von allen Seiten bedrängt, durch die Ueberzahl fast erdrückt, starben die tapferen Schweden den Heldentod ohne andere Zeugen ihres Endes, als die blutbespritzten Steinfiguren der mythologischen Götter, welche die Wände des Palastes zierten.

Rochus Kowalski wütete in den oberen Gemächern, während Herr Sagloba mit seiner Abteilung auf die Terrasse geeilt war, um die dort sich verteidigenden schwedischen Füsiliere anzugreifen. Nachdem sie teils getötet, teils unschädlich gemacht waren, durcheilte er die herrlichen, in ganz Europa berühmten Kasanowskischen Gärten.

Die Bäume waren dort schon umgehauen, die seltenen Gesträuche durch die polnischen Kugeln vernichtet, die Wasserwerke zerschmettert, der Rasen von den Granaten aufgewühlt, überall Vernichtung und Zerstörung, obgleich die Schweden nichts angerührt hatten aus Rücksicht auf die Person Radziejowskis.

Auch hier tobte ein kurzer grausamer Kampf, dann waren die Schweden unter der Anführung Saglobas vollständig geschlagen, die Soldaten zerstreuten sich in den Gärten und im Palast, nach Beute suchend.

Sagloba ging durch die Gärten bis an das Ende derselben, wo die Mauern einen mächtigen Vorsprung bildeten. Dort war es schattig, dort wollte der Ritter ein wenig ausruhen und den

Schweiß von der müden Stirn trocknen. Plötzlich ſtand er vor einem Käfig, der in den Vorſprung der Mauern eingelaſſen war und hinter deſſen Gitter ſich monſtröſe Geſchöpfe bewegten, welche den Herannahenden mißtrauiſch betrachteten.

Die Lage des Käfigs war eine ſo geſchützte, daß die Kugeln, welche von außen her eingedrungen waren, ihm nichts anhaben konnten. Die Thür desſelben ſtand weit offen, doch machten jene häßlichen, abgemagerten Geſchöpfe keinen Gebrauch von ihrer Freiheit, ſie ſchienen vor dem Donner der Geſchütze und dem Lärmen der Schlacht hierher geflohen zu ſein und drückten ſich beim Anblick Saglobas ängſtlich knurrend in eine Ecke.

„Es ſind entweder Affen oder Teufel," ſagte Sagloba ſtill für ſich. Und noch entflammt vom Zornesmut des Kampfes, hob er ſein Schwert, trat in den Käfig und ſchlug auf die Affen, denn ſolche waren es, ein. Beim erſten Schlage packte die Tiere eine große Panik. Von den Schweden an eine gute Behandlung gewöhnt, — dieſe hatten ihre Rationen ſtets mit den Affen geteilt, weil die drolligen Geſchöpfe ihnen Spaß machten — ſprangen ſie bei den Schlägen, die Sagloba ſchnell nach einander auf ſie führte, wie raſend in langen Sprüngen umher, und da Sagloba ihnen den Ausgang verſtellte, ſo klammerten ſie ſich an die Stäbe des Käfigs, bis endlich einer der Affen in der Angſt ihrem Peiniger auf den Rücken ſprang und mit den Armen den Kopf desſelben faſſend, ihn feſt an ſich drückte. Ein anderer hing ſich an ſeinen Arm, ein dritter vorn an die Bruſt, ein vierter verwickelte ſich in die langgeſchlitzten Aermel ſeines Schnürenrockes, welche über dem Rücken zuſammengebunden waren, um im Kampfe nicht hinderlich zu ſein.

So arg bedrängt und gewürgt, daß er kaum noch atmen konnte, ſchrie der Alte, ſo laut er konnte:

„Zu Hilfe, meine Herren, zu Hilfe! Rettet!"

Das Geſchrei lockte einige Soldaten herbei, welche mit geſchwungenen Säbeln herzuſpringend, im erſten Augenblick nicht erkennen konnten, was hier vor ſich ging. Wie von einem gewaltigen Zauber gefeſſelt, blieben ſie regungslos ſtehen. Endlich brachen ſie ſämtlich in ein ſchallendes Gelächter aus. Es kamen immer mehr Soldaten dazu und ſo anſteckend wirkte das Lachen, daß die Hinzugekommenen ſogleich mit einſtimmten und lachten, bis ſie ſich die Seiten halten mußten. Erſt als Rochus Kowalski ebenfalls angerannt kam, weil er die Stimme des Ohms erkannt hatte, befreite er den Armen aus den Umarmungen der Affen.

„Ihr Schelme!“ schrie Sagloba noch ganz atemlos, „ist das etwas so Lächerliches, wenn ein Mensch von diesen afrikanischen Ungeheuern fast erdrückt wird? Hätte man euch doch totgeschlagen! Wäre ich nicht, so könntet ihr jetzt noch eure Köpfe am Thore da draußen einrennen; besseres seid ihr nicht wert! Ich hätte euch totschlagen lassen sollen, die ihr dümmer seid, wie diese Affen hier!“

„Besser ihr wäret tot, ihr Affenkönig!“ schrie einer der zunächst stehenden Waffenknechte.

„Simiarum destructor! Der von den Affen Besiegte!“ ein anderer.

„Der Affen-Sieger!“ setzte ein Dritter hinzu.

„Ach was, Sieger! Doch der Besiegte!“ rief es durcheinander.

Hier machte Rochus den Spöttereien ein Ende, indem er dem ersten der Maulhelden einen Stoß vor die Brust versetzte, daß dieser lang hinfiel. Einige wichen vor der Wut des starken Mannes zurück, andere griffen nach ihren Säbeln, da wurde der Ausbruch eines blutigen Streites durch das erneute heftige Schießen und Kampfgeschrei am Bernhardinerkloster verhindert.

„Auf! Zum Kloster! zum Kloster! zu Hilfe den Unsrigen!“ kommandierte Sagloba.

Bei diesen Worten lief er voraus, hinauf in die oberen Stockwerke des Palais, von dessen rechtem Flügel aus man die Kirche übersehen konnte. Dieselbe schien Feuer zu sprühen. Die Menge der Stürmenden unten bemühte sich krampfhaft, in das Innere der Kirche zu dringen, doch erfolglos. Unter dem Kreuzfeuer der Belagerten fielen Hunderte von Polen ganz nutzlos, denn auch vom Krakauer Thor her hagelten die Kugeln auf sie nieder wie Kieselsteinchen.

„Kanonen her!“ schrie Sagloba.

Es fanden sich größere und kleinere Geschütze genug im Palais, die man, wenn auch mit Mühe, an die Fensterhöhlen der oberen Stockwerke schleppte. Aus den Trümmern kostbarer Geräte, den Sockeln zerschlagener Marmorstatuen und anderen Gegenständen wurden Lafetten hergestellt, und noch vor Ablauf einer halben Stunde starrten aus allen der Kirche zugewendeten Fenstern des Palais Kanonenrohre.

„Rochus!“ sprach der ungewöhnlich erregte alte Ritter zu seinem Verwandten. „Ich muß etwas ganz Außerordentliches vollbringen, sonst ist mein Ruhm dahin! Durch diese Affenbrut komme ich in den Mund des ganzen Heeres und wenn ich

auch nicht auf den Mund gefallen bin, so kann ich doch nicht alle bösen Mäuler stopfen. Ich muß den lächerlichen Eindruck, den meine Lage gemacht hat, verwischen, sonst bleibe ich, so lange ich lebe, im Munde der ganzen Republik der Affenkönig."

„Ihr habt recht, Ohm! Der Eindruck muß verwischt werden."

„Die beste Gelegenheit dazu bietet sich jetzt; denn so wie ich das Palais Kasanowski erobert habe . . . wer dürfte wagen, mir das abzusprechen . . . wer hat es erobert, wenn nicht ich! . . ."

„Es soll nur einer wagen, zu sagen, ihr hättet es nicht!" bekräftigte Rochus.

„. . . So will ich auch diese Kirche erobern, so wahr Gott mir helfe, Amen!" endete Sagloba.

Dann wandte er sich seinen Leuten zu, welche schon an den Kanonen standen und kommandierte:

„Feuer!"

Die Schweden, welche die Kirche mit verzweifelter Anstrengung verteidigten, überfiel ein gewaltiger Schrecken, als plötzlich die eine Seitenwand derselben ins Schwanken geriet. Diejenigen, welche an den Fenstern, den Schießlöchern, den Fluglöchern der im Gemäuer nistenden Tauben und in den inneren Vertiefungen der Simse sich befanden, von wo aus sie auf die Belagerer schossen, wurden von Ziegeln, Mauergeröll und Kalk überschüttet. Der schreckliche Staub, welcher aufgewirbelt wurde, erfüllte vereint mit dem Pulverdampf das Innere der Kirche und benahm den darin Befindlichen den Atem. Es wurde dunkel, so dunkel darin, daß einer den anderen nicht mehr sehen konnte. Die Rufe: „wir ersticken! wir ersticken!" vergrößerten die Panik. Die ganze Kirche geriet ins Schwanken. Die Mauern rissen unter großem Getöse, Ziegeln stürzten polternd hernieder, Kugeln sausten pfeifend durch die Fenster, klirrend rasselten die Bleieinfassungen der Scheiben auf den Boden, Hitze verbreitete sich von den Ausströmungen der Menschen. Alles das verwandelte das Innere des Gotteshauses in eine irdische Hölle. Die erschreckten Verteidiger sprangen von dem Thor, den Fenstern und Schießlöchern fort; der Schrecken ward zum wahnsinnigen Entsetzen. Wieder riefen durchdringende Stimmen: „Wir ersticken! wir ersticken!" bis plötzlich aus hunderten von Kehlen der Schrei ertönte:

„Die weiße Fahne! Steckt die weiße Fahne aus!"

Der Kommandant, General Erskin, greift selbst nach ihr,

um sie auszustecken. In diesem Augenblick wird das Thor gesprengt. Wie ein Lavastrom wälzt sich die Menge der Belagerer herein; eine tiefe Stille tritt ein, welche nur durch das Klirren der aufeinanderschlagenden Säbel unterbrochen wird, zuweilen ein unartikulierter Laut, ein Röcheln, ein Flehen um Gnade. Eine Stunde hat das Gemetzel gedauert; da dringt aus der Höhe des Glockenturmes feierliches Geläute durch die Luft; es ist die große Glocke der Bernhardinerkirche, welche den Masuren zum Siege, den Schweden das Grabgeläute läutet.

Der Palast Kasanowski, die Bernhardinerkirche mit dem Glockenturm sind in den Händen der Polen. Herr Peter Opalinski, der Wojewode von Podlachien erscheint unter der blutriefenden Menge zu Pferde vor dem Palast.

„Wer ist uns vom Palast aus zu Hilfe gekommen?" schrie er so laut, daß er den Lärm übertönte.

„Derjenige, welcher den Palast erstürmt hat!" antwortet ihm ein starker Mann, der plötzlich vor dem Wojewoden aufgetaucht ist. „Ich!"

„Wie nennt ihr euch?"

„Sagloba!"

„Vivat Sagloba!" schrie es aus tausend Kehlen.

Doch der schreckliche Sagloba achtet nicht darauf, sondern mit der Spitze seines Krummsäbels nach dem Krakauer Thore zeigend, ruft er laut:

„Wir sind noch nicht fertig! Richtet die Kanonenläufe auf die Mauern und das Thor! Vorwärts! Mir nach! Zum Thore."

Die entfesselte Menge ist eben im Begriff, den Sturm auf das Thor zu beginnen, da, o Wunder! Statt sich zu kräftigen, wird das Feuer der Schweden schwächer. Gleichzeitig ruft eine laute Stimme vom Glockenturm herab:

„Herr Tscharniezki ist schon in der Stadt! Ich sehe unsere Fahnen!"

Das Feuern der Schweden wird noch schwächer.

„Halt! Halt!" kommandiert der Wojewode.

Doch die Menge hört nicht, sie rennt blindlings dem Thore zu. Da wird die weiße Fahne oben aufgezogen! . . .

Herr Tscharniezki war wirklich schon innerhalb der Stadt. Nachdem er das Danziger Haus mit Leichtigkeit genommen, stürzte er sich mit seinen Leuten wie die wilde Jagd in die Straßen der Stadt. Er fand den Palast Danillowitsch eben-

falls schon in den Händen der Polen, und als eine Weile nachher auch die Abzeichen der litauischen Regimenter bei der Kirche vom heiligen Geist auf den Mauern aufgepflanzt wurden, da erkannte Wittemberg, daß jeder weitere Widerstand Wahnsinn sein mußte. Zwar verteidigten sich die Schweden noch in den hohen Gebäuden der Alt- und der Neustadt, doch, da auch die Einwohner der Stadt nun zu den Waffen griffen, konnte die weitere Verteidigung nur zu unnützem Blutvergießen führen, ohne Hoffnung auf endlichen Sieg.

So bliesen denn die Trompeten zum Rückzuge, auf den Mauern wehten die weißen Fahnen. Als das die polnischen Kommandeure sahen, stellten sie den Kampf überall ein, worauf der schwedische General Loewenhaupt in Begleitung einiger polnischer Hauptleute zum Neustädtischen Thor hinaus, dem Hauptquartier des feindlichen Lagers zuritt.

Johann Kasimir, in den Wiederbesitz Warschaus gelangt, blieb auf den, von ihm selbst, dem General Wittemberg gestellten Bedingungen bestehen. Das gute Herz des Königs wollte ferneres Blutvergießen vermeiden. Die Stadt sollte mit allen Beutegegenständen, die sich darin befanden, den Polen ausgeliefert werden. Jedem schwedischen Soldaten sollte nur mitzunehmen erlaubt sein, was er als Eigentum aus Schweden mitgebracht hatte. Die Besatzung sollte samt allen Generalen freien Abzug mit der Waffe haben, unter Mitnahme der Kranken, Verwundeten und aller schwedischen Damen, deren eine große Anzahl in Warschau lebte. Den Polen, welche noch im schwedischen Heere dienten, sollte im Hinblick darauf, daß wohl keiner freiwillig mehr dort diente, Amnestie erteilt werden. Ausgeschlossen von dieser Amnestie war einzig und allein Boguslaw Radziwill und seine Armee. Wittemberg wurde es um so leichter, auf diesen Passus einzugehen, da der Fürst gegenwärtig mit Douglas am Bug stand.

Die Kapitulationsbedingungen wurden sogleich unterschrieben. Die Glocken aller Kirchen verkündeten mit fröhlichem Geläute, daß die Hauptstadt wieder auf ihren rechtmäßigen Herrn übergegangen war. Eine Stunde später wälzte sich eine Menge der ärmsten Einwohner der Stadt aus den Thoren, um im Lager Obdach und Nahrung zu suchen. Der Hunger hatte sie sehr mitgenommen. Der König befahl zu geben, was man entbehren konnte: er selbst ritt fort, sich den Auszug der Schweden anzusehen.

Umgeben von seinem weltlichen und geistlichen Stabe bot

Johann Kasimir ein Bild edler, schöner Männlichkeit. Das Kronenheer mit den Hetmanen an der Spitze, Tscharniezki mit seiner Division, die Litauer unter Sapieha, die Stammsoldaten des allgemeinen Aufgebots, sie alle waren um ihren Herrn geschart, denn alle waren begierig, die Schweden zu sehen, mit denen sie noch vor wenigen Stunden im gräßlichen Kampfe gelegen. Sämtliche Thore waren bereits vom Moment der Uebergabe ab von polnischen Wachtposten besetzt. Kommissarien hatten die Aufsicht über den Auszug; ihnen war die Revision der Ausziehenden anvertraut, auch daß keiner ein Beutestück mit sich führe. Eine besondere Kommission war mit der Uebernahme sämtlicher Beutestücke in der Stadt beschäftigt.

Zuerst kamen die Reiter, deren nicht viele waren, da die Reiter Boguslaws vom Ausmarsch ausgeschlossen wurden. Ihnen folgte die Artillerie mit den leichten Feldgeschützen, die schweren Festungsgeschütze sollten den Polen ausgeliefert werden. Neben ihnen schritten die Feuerwerker mit angesteckten Lunten, über ihnen flatterten die Fahnen, welche beim Vorüberziehen vor dem Könige gesenkt wurden. Die Artilleristen schritten stolz einher und blickten den Polen dreist in die Augen, als wollten sie sagen: „Wir treffen uns noch!“ und die Polen zollten ihren stämmigen Gestalten und dem durch das Unglück ungeschwächten Mute aufrichtige Bewunderung. Dann kamen die Wagen mit den Verwundeten; in dem ersten derselben lag Benedikt Oxenstjerna, der Kanzler, vor welchem der König das Gewehr präsentieren ließ, zum Zeichen, daß er auch im Feinde die Tugend zu ehren wisse.

Mit dem Schall der Trommeln und Pauken und ebenfalls wehenden Fahnen zogen jetzt die so berühmten, unvergleichlichen Füsiliere der schwedischen Armee daher, deren speerstarrende Karrees Supanhazy mit wandelnden Schlössern verglich. Dicht hinter ihnen sah man eine glänzende Abteilung Reiter, von Kopf bis zu Fuß im Panzer; in ihrer Mitte die blaue Fahne mit dem goldenen Löwen. Diese Reiter umgaben den Stab. Bei ihrem Anblick ging ein Gemurmel durch die Reihen des polnischen Heeres:

„Wittemberg kommt! Wittemberg!“

Da war er, der Feldmarschall, in Begleitung Wrangels des Jüngeren, Horns, Erskins, Loewenhaupts und Forgells. Gierig wandten sich die Augen der Polen diesen Magnaten zu, ganz besonders suchten sie das Gesicht Wittembergs. Das Antlitz des Feldmarschalls ließ durchaus nicht den großen

Krieger erraten, der er war. Es war ſtark gealtert und trug die Spuren der ſchweren Krankheit, an der er litt. Seine Züge waren ſcharf, die Oberlippe deckte ein ſchwaches Bärtchen, deſſen Enden hoch in die Höhe gedreht waren. Die zuſammengepreßten Lippen, die lange ſpitze Naſe gaben ihm das Ausſehen eines habgierigen Geizhalſes. Er trug einen Koller von ſchwarzem Sammet, einen ſchwarzen Schlapphut und ſah eher aus wie ein Aſtrologe oder Medikus; nur die ſchwere goldene Kette mit dem Brillantſtern daran und der Feldmarſchallſtab in der Hand ließen die hohe Würde erraten, die er bekleidete.

Während er vorüber ritt, ſchweiften ſeine Blicke unruhig hin zu dem Könige, ſeinem Stabe und den Gliedern der Fahnen, worauf er an der Menge der Stammſoldaten und der zahlloſen ungeregelten Maſſe der Volontarier und Bauern hängen blieb.

Ein ironiſches Lächeln umſpielte ſeine bleichen Lippen.

Aber durch dieſe Menge zog mit immer lauter werdendem Gemurmel der eine Name: „Wittemberg, Wittemberg!“

Mit jeder Minute klang dieſes Gemurmel lauter und drohender, wie das Grollen des Donners vor dem Ausbruch des Gewitters. Von Zeit zu Zeit verhallte es; dann konnte man weit, weit hinten in den Reihen eine laute Stimme hören, welche etwas vorzutragen ſchien. Dieſer Stimme antworteten andere, fielen erſt einzeln, dann immer zahlreicher ein und pflanzten die Worte fort; der Schall trug ſie weiter und weiter, bis ſie endlich laut ausgrollten, wie der herannahende Sturm.

Die Würdenträger blickten beſorgt auf den Monarchen.

„Was ſoll das? Was bedeutet das?“ frug Johann Kaſimir.

Da wurde aus dem Grollen plötzlich ein donnerndes Gebrüll; die Menge des allgemeinen Aufgebotes bewegte ſich vorwärts, wie ein Getreidefeld, wenn der Sturm mit ſeinen Rieſenflügeln darüber hinweht. Plötzlich blitzten ein paar tauſend Säbel in der Sonne.

„Was iſt das? Was ſoll das?“ frug der König wieder.

Niemand konnte Beſcheid geben.

Da rief Herr Wolodyjowski, welcher in der Nähe Sapiehas ſtand:

„Das kann nur Herr Sagloba ſein!“

Er hatte das Richtige erraten. Kaum waren die Kapitulationsbedingungen bekannt gemacht und zu Saglobas Ohren gedrungen, da verfiel der alte Edelmann in einen ſolchen Zorn, daß er eine Zeitlang die Sprache verlor. Als er ſich erholt

hatte, war sein Erstes, unter den Stammsoldaten und den Bauern des allgemeinen Aufgebotes Aufruhr zu säen. Man hörte ihn gern an, denn es erschien allen nur gerecht, wenn nach so viel Tapferkeit, so vielen Mühen und so vielem Blutvergießen dem Feinde der Abzug nicht unter so leichten Bedingungen erlaubt worden wäre. So hatten sich denn große Kreise von Hörern um Sagloba gesammelt und dieser streute mit vollen Händen die Funken in das zum Feuerfangen so leicht bereite Material, und fachte durch die Macht seiner Beredtsamkeit das Flämmchen der Empörung zur Flamme, die bald lodernd emporschlagen mußte.

„Meine Herren!“ sagte er. „Seht, diese alten Hände haben während voller fünfzig Jahre an allen Enden und Ecken der Republik zum Wohle des Vaterlandes das ihrige beigetragen. Jetzt eben noch — ich habe Zeugen zur Stelle — haben sie den Palast Kasanowski und die Bernhardinerkirche erobern helfen. Diese Eroberung war hauptsächlich die Ursache, daß die Schweden sich zur Kapitulation entschlossen. Erst als ich die Kanonenrohre auf die Mauern der Kirche richten ließ, verließ sie der Mut. Man schonte uns nicht, Brüder! Unser Blut floß in Strömen bei der Erstürmung, dennoch hat man für uns keinen Laut des Bedauerns, sondern man zeigt dem ausziehenden Feinde ein Mitgefühl, das er nicht verdient. Wir, Brüder! haben unsere Wirtschaften verlassen, die Knechte ohne Aufsicht, unsere Frauen ohne Männer und unsere Kinder ohne den Schutz der Väter gelassen . . . — o meine Kinderchen, wie mag es euch jetzt gehen! — sind hierher gekommen, haben unsere Brust den feindlichen Kugeln preisgegeben und nun? welchen Lohn erhalten wir dafür? Da seht! Dort zieht Wittemberg frei aus, die Waffen in der Hand, während man ihn noch mit kriegerischen Ehren verabschiedet, ihn, Wittemberg, den Henkersknecht, der unser Vaterland geknechtet, den Gotteslästerer, den Mordbrenner und Mädchenschänder, der uns alles geraubt, was uns heilig und teuer war . . . Wehe dir, du Vaterland! Schande auf euch, ihr Adligen! und wehe euch, ihr Gotteshäuser, dir Tschenstochau! Das Blut und die Thränen, die um euch geflossen, sie sind umsonst vergossen, denn — Wittemberg zieht frei hinaus, er wird bald wiederkehren, um neues Blut und neue Thränen zu erpressen, vollends totzuschlagen, was noch am Leben geblieben, zu verbrennen, was noch steht und zu schänden, was etwa noch zu schänden blieb. Weine Polen, weine Litauen, weint alle ihr Stände, wie ich alter Soldat weine, der mit

einem Fuße im Grabe steht und mit ansehen muß, wie man den Feind entläßt, ohne Entschädigung zu fordern für die Schäden, die er angerichtet. Wehe dir, Ilium! Du Stadt des Priamus! Wehe! Wehe! Wehe!"

In dieser Weise sprach Sagloba und Tausende hörten ihn. Zornig sträubte sich das Haar auf den Köpfen der Zuhörer, während er fortfuhr zu jammern und sich die Kleider vom Leibe zu reißen. Seine Stimme drang bis herüber zu dem Kronenheere und seine Worte fielen auch dort auf fruchtbaren Boden, denn der Haß gegen Wittemberg loderte thatsächlich in aller Herzen. Der Tumult wäre unstreitig sogleich losgebrochen, wenn Sagloba ihn nicht absichtlich zurückgehalten hätte aus Furcht, Wittemberg könne ihn benutzen, um neues Unheil zu stiften. Aber jetzt, bei dem Auszuge des Verhaßten, jetzt, wenn er vor den Augen der Entrüsteten der Freiheit zuzog, war der Augenblick gekommen, ihn der Wut der Bauern preiszugeben.

Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht. Beim Anblick des Tyrannen befiel die siegestrunkene Menge eine Wut ohnegleichen, das Unwetter brach los. Tausende Säbel blitzten, aus tausenden von Kehlen scholl es: „Nieder mit Wittemberg! Her mit ihm! Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot!" Die Schar der Troßknechte schloß sich johlend und brüllend dem Tumult an, selbst die regulären Truppen begannen gegen den Bedrücker zu murren und dieses Murren pflanzte sich fort bis in die nächste Umgebung des Königs.

Im ersten Augenblick entstand im Stabe große Verlegenheit. Man verstand recht gut, um was es sich handelte, aber — was war zu thun? In der nächsten Umgebung des Königs wurden vereinzelte Stimmen laut: „Barmherziger Gott! Retten! Beschützen! Es ist eine Schande, einen Vertrag zu brechen!"

Schon brachen die Bauern durch die Reihen der am Wege aufgestellten Fahnen, die dem Andrange nicht widerstanden und in Unordnung gerieten. Ringsum nichts als blitzende Säbelklingen, erhitzte Gesichter, zornsprühende Augen und brüllende Kehlen. Das Geschrei und Geheule pflanzte sich mit rasender Eile fort. Allen voran stürzten die Troßknechte hervor, allerhand Gesindel folgte ihnen, in Aussehen und Gebahren wilden Tieren ähnlicher denn Menschen.

Auch Wittemberg erriet, was sich hier vorbereitete. Sein Gesicht wurde kreideweiß, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn

und — der Feldmarschall, welcher noch kurz zuvor die halbe Welt in Schrecken gesetzt, der bisher unüberwindliche Sieger — er fühlte zum ersten Male Furcht vor dieser johlenden Menge, so große Furcht, daß er darüber die Besinnung verlor. Er bebte am ganzen Leibe, die Arme sanken ihm schlaff herab, so daß ihm der Feldherrnstab entsank und der Speichel ihm aus dem Munde auf die goldene Kette herab lief. Immer näher rückte die tobende Menge; schon hatte sie die Generäle Wittembergs umringt, schon zuckten die Säbel nach ihnen. Die Generäle hatten ebenfalls ihre Degen gezogen; sie wollten wenigstens, während der Feldmarschall vor Angst bebte, wie Männer mit der Waffe in der Hand sterben. Da eilte Wolodyjowski dem Stabe Wittembergs zu Hilfe. Er durchbrach mit seiner Fahne die Menge und umstellte die Generäle ringsum wie mit einer Mauer. Das wütende Gebrüll der Menge mischte sich mit den abwehrenden Rufen der Laudaer.

„Zum Könige!“ kommandierte der kleine Ritter.

Und vorwärts ging es, dem Könige zu. Doch die Menge ließ nicht ab, umringte sie von allen Seiten, drohte mit Säbeln und Stangen, aber Wolodyjowski drängte vorwärts, von Zeit zu Zeit die flache Klinge brauchend, um die Zudringlichsten abzuwehren.

Jetzt kamen auch andere Fahnen herzu; Woynillowitsch, Wiltschkowski und der Knäs Polubinski. Sie alle zusammen wehrten den Bauern und führten Wittemberg samt seinem Stabe vor das Angesicht Johann Kasimirs.

Aber statt sich dadurch zu beruhigen, wurde der Tumult nur größer. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wolle die entfesselte Menge trotz der Anwesenheit der Majestät die Generäle mit Gewalt nehmen. Wittemberg faßte sich angesichts des gewährleisteten Schutzes etwas, doch das Angstgefühl verließ ihn nicht. Er sprang vom Pferde, und wie der von Wölfen oder Hunden verfolgte Hase in der Todesangst bis unter die Wagenräder der Fuhrwerke flüchtet, so rannte er, trotz dem Podagra, an dem er litt, zum Könige. Dort sank er in die Kniee und den Steigbügel des Sattels fassend, schrie er aus vollem Halse:

„Rettet mich, Allergnädigster Herr, rettet mich! Ihr gabt mir euer Königswort, der Vertrag ist unterschrieben! Rettet! Rettet! Erbarmt euch unser! Laßt mich nicht ermorden!“

Von Widerwillen und Ekel über solche Feigheit und Erniedrigung erfüllt, wandte der König sich ab, während er sagte:

„Beruhigt euch, Herr Feldmarschall.“

Doch der König war sehr bekümmert. Obgleich die Reiterfahnen der Ritter die Generäle zu schützen bereit standen und die Fußsoldaten Samojskis einen Kordon um sie geschlossen hatten, wurde das Gedränge von außen her immer größer. Was für ein Ende sollte das nehmen.

Der König blickte hilfesuchend auf Herrn Tscharniezki. Doch dieser sprach nicht; er drehte nur wütend an seinem Bart. Die Zügellosigkeit des gemeinen Volkes empörte ihn.

Endlich sagte der Kanzler Koryzinski:

„Allergnädigster Herr! Der Vertrag muß gehalten werden.“

„Jawohl!“ entgegnete der König.

„Wittemberg, welcher die Züge des Königs aufmerksam betrachtete, atmete auf.“

„Ich glaube an Ew. Majestät Wort, wie an Gottes Wort!“

„Warum habt ihr dann so viele Treubrüche begangen, wenn ihr an Gott glaubt?“ sagte der alte Kronenhetman Potozki. „Ihr habt Verträge und Kapitulationen für nichts geachtet, oder habt ihr etwa nicht gegen alles Völkerrecht das Regiment des Königs samt seinem General Wolff vernichtet? Worin der Mensch sündigt, damit wird er gestraft.“

„Das hat Miller, nicht ich!“ antwortete Wittemberg.

Der Hetman warf ihm einen verächtlichen Blick zu, dann wandte er sich an den König.

„Ich möchte Ew. Majestät nicht auch zum Treubruch verleiten, denn die Polen schätzen sich selbst zu hoch, um sich auf gleiche Stufe mit diesem hier zu stellen.

„Was aber können wir thun?“ frug der König.

„Wenn wir Wittemberg jetzt nach Preußen zurückschicken, so wird er in kurzem von tausenden Adliger eingeholt, und ehe er Pultusk erreicht, nichts mehr von ihm übrig sein; es sei denn, daß unsere ganze Armee ihn begleitet und das ist unmöglich . . . Hören Ew. Majestät, wie sie johlen? . . . Fürwahr . . ., sie sind im Rechte, wenn sie sein Blut fordern! . . . Wir müssen für jetzt seine Person in Sicherheit bringen, bis die Wut des Volkes sich gelegt haben wird.“

„Das wird das Beste sein!“ meinte auch der Kanzler Koryzinski.

„Aber wie sollen wir das thun, wohin ihn bringen?“ versetzte der Wojewode von Reußen. „Wir können ihn zum Kuckuck doch nicht hier behalten, sonst haben wir die schönste Revolution im Heere.“

Da trat der Herr Samojski vor, der Selbstherr von Samoschtsch, und indem er die Lippen in gewohnter Weise aufwarf, sagte er wie immer sehr pathetisch:

„Wie wäre es, Allergnädigster Herr!? Ich nehme ihn zu mir nach Samoschtsch, bis Friede geschlossen ist. Ich will ihn dort schon vor der Rachsucht des Adels bewahren . . . man soll es nur wagen, mir ihn zu entreißen."

„Aber wie wollt ihr ihn unterwegs beschützen?" frug der Kanzler.

„Ha, ich habe Leute genug. Füsiliere, Kanonen, Troßknechte! Wie? Man soll nur mit dem Samojski anbandeln, wir wollen sehen!"

Bei diesen Worten stemmte er die Arme in die Seiten, klatschte mit den Waden das Pferd und schaukelte sich im Sattel.

„Ich weiß keinen besseren Rat!" sagte der Kanzler.

„Auch ich nicht!" setzte Herr Lanzkoronski hinzu.

„So nehmt sie, Herr Starost!" sprach der König zu Samojski.

Doch Wittemberg, welcher sich überzeugt hielt, daß sein Leben nicht bedroht war, hielt es für angezeigt, dagegen zu protestieren.

„Das hätten wir nicht für möglich gehalten," sagte er. „Einsperren lassen wir uns nicht."

Herr Potozki machte eine Bewegung mit der Hand. In die Ferne weisend, sagte er:

„Dann bitte ich, eurem Abzug steht nichts entgegen, wir halten euch nicht auf."

Wittemberg verstummte.

Sofort sandte der Kanzler eine Anzahl Offiziere aus, der empörten Menge zu erklären, daß Wittemberg nicht freigelassen, sondern nach Samoschtsch abgeführt werden sollte. Wenn diese Nachricht den Tumult auch nicht ganz beilegte, so beschwichtigte sie ihn doch. Ehe der Abend einbrach, war die allgemeine Aufmerksamkeit anderem zugelenkt. Der König ergriff Besitz von der wiedereroberten Hauptstadt und dieser Umstand erfüllte Aller Herzen mit Freude.

Die Freude des Königs wurde ein wenig durch den Gedanken getrübt, daß er die Vertragsbedingungen nicht vollständig hatte einhalten können. Er härmte sich darüber ebensosehr, wie über die Zügellosigkeit des Kleinadels und der Bauern.

Tscharniezki wütete innerlich.

„Man kann mit solch einem Heere gar nichts Sicheres

unternehmen," sagte er zum Könige. „Bald mangelt es ihm an Mut, bald kämpft jeder einzelne Mann wie ein Held. Alles hängt von seiner Laune ab und ein leiser Anstoß kann es zum Aufstande bringen."

„Sorgen wir nur trotz allem, daß wir es zusammenhalten, denn wir brauchen es noch nötig," versetzte der König. „Es hat den Anschein, daß verschiedene Adlige heimzukehren gedenken, weil sie glauben, mit der Einnahme Warschaus sei der ganze Krieg zu Ende."

„Der Anstifter des Tumultes," fuhr Tscharniezki fort, „müßte ohne Ansehen der Person und der Verdienste an die Schleife gelegt werden."

Man ließ auch Herrn Sagloba überall auf das Eifrigste suchen; man wußte ganz gut, daß er der Veranstalter des Aufruhrs gewesen, aber Herr Sagloba war wie vom Erdboden verschwunden. Es wurde in der Stadt, in den Zelten, in der Wagenburg, ja sogar unter den Tartaren nach seinem Verbleib geforscht, alles umsonst. Tyszenhaus, welcher die Güte und das liebevolle Gemüt des Königs besser noch kannte, als jeder andere, meinte sogar, das Nichtauffinden des alten Ritters sei dem Könige gar nicht unlieb; er habe sogar eine novene (neuntägiges Gebet) für die Sicherheit des Verschwundenen abgehalten.

Acht Tage nach der Einnahme Warschaus, als der König einmal bei Tische recht heiterer Laune war, hörte seine Umgebung ihn die folgenden Worte aussprechen:

„Macht doch überall bekannt, daß Herr Sagloba sich nicht länger verborgen halten soll, denn wir sehnen uns nach seinen Scherzen!"

Als der Herr Kastellan von Kijow ein sehr böses Gesicht dazu machte, setzte der Monarch hinzu:

„Wollte man in dieser Republik nur Gerechtigkeit an Stelle der Barmherzigkeit üben, so müßte man statt des Herzens ein Beil in der Brust tragen, denn nirgend findet man mehr Schuldige als bei uns, aber auch nirgend so vollkommene Reue und Besserung als in diesem Lande."

Bei diesen Worten dachte der Monarch mehr noch an Babinitsch, als an Sagloba, umsomehr, als der junge Held am vorigen Tage einen Fußfall vor dem Könige gethan hatte, mit der Bitte, ihn nach Litauen zu senden. Er hatte diese Bitte damit begründet, daß er dort die Erhebung schüren, die Schweden mit Hilfe der dortigen Freischärler nach Möglichkeit austilgen wolle. Da der König ohnedies die Absicht hatte, einen erfahrenen

und zuverläſſigen Soldaten zu demſelben Zweck dorthin zu ſenden, ſo gab er ſeine Einwilligung, ſtattete ihn aus, gab ihm ſeinen Segen und flüſterte ihm beim Abſchied noch einen guten Wunſch ins Ohr, bei welchem Kmiziz tief errötete und dem gütigen Herrn dankend zu Füßen fiel.

Heute am frühen Morgen war er abgereiſt. Supanhazy hatte ihm, durch ein reiches Geſchenk bewogen, erlaubt, anderthalb tauſend Koſaken aus der Dobrudſcha mitzunehmen, eine Streitkraft, mit der ſich ſchon etwas unternehmen ließ. Kampfesmut und Thatendrang erfüllte das Herz des jungen Helden, Hoffnung lachte ihm freundlich entgegen; er träumte von Ruhm und Ehre, von Lobpreiſungen, die ganz Litauen ihm zollen würde und die dann auch zu den Ohren der einzigen Einen dringen mußten, die ihre Lippen dann vielleicht wiederholten! . . . O, ſeine Seele bekam Flügel.

Auch der Gedanke hatte ihn zur beſchleunigten Abreiſe getrieben, daß er der Erſte ſein werde, der die Nachricht von der glücklichen Einnahme Warſchaus in die Provinzen trug. Ueberall, wo die Hufe ſeiner Pferde hintraten, wollte er den Sieg verkünden, ſeine Worte ſollten in alle Gegenden hinausgetragen werden von denen, welchen er ſie zuerſt verkündet. Und ſo war es auch. Wo er hinkam, da floſſen Thränen der Freude und des Dankes, da wurden bei der frohen Nachricht, die er brachte, die Glocken in den Kirchen geläutet, das „Te deum laudamus“ angeſtimmt. Selbſt in den ſtillen Wäldern, durch die er ritt, ſchienen die Bäume ſich zuzuflüſtern, die Aehren in den Feldern vom Winde bewegt, ſchienen ſich zuzuraunen:

„Die Schweden ſind geſchlagen! Warſchau iſt unſer!“

Sechstes Buch.

1. Kapitel.

Obgleich Ketling faſt immer um die Perſon des Fürſten Boguslaw geweſen war, wußte er doch nicht alles und konnte daher auch nicht alles erzählen, was ſich in Tauroggen zugetragen hatte, denn er ſah und hörte manches nicht, weil er ſelbſt das Fräulein Billewitſch zu ſehr liebte, um ein unparteiiſcher Beobachter ſein zu können.

Boguslaw hatte nur einen einzigen Vertrauten und dieſer war Sakowitſch, der Staroſt von Orſchmian; der allein wußte, wie tief der Fürſt in die Liebe zu ſeiner ſchönen Gefangenen verſunken war und welche Mittel er in Anwendung brachte, um ihr Herz und ihre Perſon zu erringen.

Da Boguslaw edlerer Gefühle nicht fähig war, ſo wurde dieſe Liebe zur brennend heißen Begehrlichkeit, die bei ihm ſo ausartete, daß er die Vernunft darüber verlor. Zuweilen, wenn er mit Sakowitſch abends allein war, ſtützte Boguslaw den Kopf in die Hände, indem er ausrief:

„Ich verbrenne, Sakowitſch, ich verbrenne!“

Dann tröſtete Sakowitſch und ſann auf Mittel, ſeinem Herrn zu helfen.

„Wer Honig eſſen will,“ ſagte er, „muß die Bienen betäuben, wenn er dazu gelangen will. Hat denn Ew. Durchlaucht Medikus kein Betäubungsmittel für das Fräulein? Es bedarf doch nur eines Wortes Ew. Durchlaucht und die Angelegenheit iſt erledigt.“

Doch der Fürſt mochte dieſen Rat ſeines Vertrauten nicht befolgen, weil verſchiedene Urſachen ihn davon zurückhielten.

Zuerst war ihm eines Nachts der alte Hauptmann Billewitsch, der Großvater Olenkas, im Traum erschienen; er hatte am Kopfende seines Lagers gestanden und ihn mit drohenden Blicken angesehen, von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei. Boguslaw konnte dieses Traumgesicht nicht mehr loswerden, und dieser Ritter ohne Furcht und Tadel war so abergläubisch, er legte so viel Wert auf Träume, betrachtete sie als Warner, und fürchtete so sehr die Wiederkehr des Hauptmannes im Traume, daß der bloße Gedanke daran ihn zittern machte. Deshalb wagte er aus Furcht nicht, auf den Vorschlag Sakowitschs einzugehen und dieser selbst, als er von dem Traume des Fürsten hörte, wurde vorsichtiger im Erteilen seiner Ratschläge, weil er ebenfalls abergläubisch und furchtsam war.

Die zweite Ursache, weshalb der Fürst nicht zu Gewaltmaßregeln greifen wollte, war die, daß die „Wallachin" mit ihrer Stieftochter in Tauroggen wohnte. Man nannte die Gemahlin des Fürsten Janusch, welche eine wallachische Fürstentochter war, so. Aus einem Lande stammend, wo die Sitten der Weiber sehr freie waren, war sie selbst zwar nicht allzu streng, wo es sich um den Verkehr der Kavaliere ihres Hofes mit ihrem Frauenzimmer handelte, dennoch würde sie nie geduldet haben, daß ein Mann aus fürstlichem Geschlecht, der ihre Stieftochter ehelichen sollte, sich einer so himmelschreienden Sünde schuldig machte.

Aber auch dann noch, als infolge verschiedener Intriguen seitens des Sakowitsch, die er mit Wissen und Willen des Fürsten ausgeführt, die „Wallachin" mit Erlaubnis ihres Gemahls, samt der Prinzessin nach Kurland abgereist war, wagte es Boguslaw nicht, einen Gewaltstreich zu vollführen. Er fürchtete den Lärm, der über solche Unthat in Litauen erhoben werden würde, denn die Billewitsch waren dort ein mächtiges und hochangesehenes Geschlecht; sie würden nicht versäumt haben, ihm den Prozeß zu machen, und das Gesetz bestrafte solche Verbrechen mit dem Verlust des Vermögens, der Ehre, ja sogar mit dem Tode.

Nun waren die Radziwills zwar mächtig genug, um selbst das Recht mit Füßen treten zu dürfen und sich eigene Gesetze zu schaffen. Neigte sich aber in diesem erbitterten Befreiungskampfe die Schale des Sieges dem Könige zu, so konnten für den jungen Fürsten die übelsten Folgen aus einer Handlung erwachsen, zu der ihn seine Leidenschaft nur zu gewaltig drängte, denn dann fehlte ihm der Schutz seiner Freunde und Genossen.

So leidenschaftlich beanlagt der junge Fürst auch war, so sehr rechnete er dennoch mit den Verhältnissen, denn er war ein großer Politiker. Es stürmten gegenwärtig zu viele Ereignisse und Erregungen auf ihn ein, als daß seine sonst kräftige Gesundheit ihnen auf die Dauer hätte Stand zu halten vermögen. Einerseits zehrte diese leidenschaftliche Liebe an ihm, andererseits riet der Verstand Enthaltsamkeit; abergläubische Furcht zügelte sein wildes Verlangen, Krankheit befiel ihn zu einer Zeit, wo die wichtigsten Reichsangelegenheiten seine volle Kraft und Energie beanspruchten; alles dies zusammengenommen quälte seine Seele und machte den Körper müde bis auf den Tod.

Wer weiß, welches Ende diese Seelenkämpfe genommen hätten, wenn die große Eigenliebe des Fürsten ihnen nicht ein Gegengewicht geboten hätte. Er war ungemein von sich eingenommen, hielt sich für den größten Staatsmann, den größten Feldherrn und Ritter und den geschicktesten Eroberer der Frauenherzen. Sollte er, der Sieger über so viele Mädchen und Frauen, für deren Liebesbriefe er eigens eine besonders große Truhe hatte anfertigen lassen müssen, zu Mitteln greifen, die ihm nur Unehre bringen konnten, um das Herz dieser einen zu besiegen? Sollten seine Reichtümer, seine Titel und Macht, sein stolzer Name, seine Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht ausreichen, diese Widerspenstige gefügig zu machen?

Wie viel größer mußte sein Triumph, sein Lohn sein, wenn er durch den Eindruck seiner Persönlichkeit ihren starren Sinn beugen konnte, wenn sie ihm freiwillig ihre Liebe bot.

Es überlief ihn heiß bei solchen Gedanken; er sehnte die Stunde des Sieges über Olenka fast ebensosehr herbei, als er sich nach ihrer Gegenwart sehnte, wenn er einmal nicht bei ihr sein konnte. Bald glaubte er sich seinem Ziele näher gekommen, bald ferner als je.

Er umgab das Mädchen, um ihre Dankbarkeit rege zu machen, mit einer zarten Fürsorge und Sorgfalt, denn er wußte wohl, daß Dankbarkeit Freundschaft erzeugt und daß beide Gefühle ein warmes sanftes Flämmchen im Menschenherzen sind, die, wenn gebührend unterhalten und gepflegt, zur lodernden Flamme der Liebe sich entfachen ließen. Sie sollte ihn als einen gütigen Freund schätzen lernen; um sie nicht zu erschrecken und einzuschüchtern, enthielt er sich während ihres häufigen Beisammenseins jeder Zudringlichkeit.

Jeder seiner Blicke, jedes seiner Worte, jede Berührung

ihrer Hand war berechnet, sie zu reizen, ihre Sinne zu wecken; wie der stete Tropfen den Stein höhlt, so sollte seine gleichmäßige sorgfältige Freundlichkeit sie endlich bewältigen und die Heißgeliebte in seine Arme führen. Alles, was er that, sollte für Olenka nur den Schein der auserlesensten Gastfreundschaft haben; er verstand die Grenze zwischen dieser Freundschaft und seiner Liebe so zu verwischen, daß sie mit der Zeit fast völlig unmerkbar das Mädchen täuschen und sie selbst zum Ueberschreiten der gesellschaftlichen Form, der Grenze der Freundschaft verleiten, und sie in das Bereich der Liebe führen sollte. Dieses Spiel stand zwar nicht im Einklang mit der Leidenschaftlichkeit des Fürsten, doch bezwang er sich, weil er wußte, daß er nur auf diese Weise den Weg zum Herzen Olenkas finden konnte. Zudem machte es ihm Vergnügen, gleich der Spinne das Netz zu spinnen, in welchem sich später das Vögelchen fangen mußte. Ihn belustigte es, alle die feinen Künste, die Gewandtheit und Schlauheit, die er am französischen Hofe gelernt, einmal an einer polnischen Adligen probieren zu können.

Gleichzeitig räumte er ihr in seinem Hause die Stellung einer Prinzessin aus regierendem Hause ein, indem er sie wieder in Zweifel versetzte, ob die Huldigungen, die er ihr darbrachte, ihrer Persönlichkeit galten, oder nur ein Ausfluß angeborener Galanterie gegen das weibliche Geschlecht waren.

Er machte sie zum Mittelpunkt aller Vergnügungen, Schaustellungen, Ausflüge und Jagdgesellschaften, doch verstand er diesem Thun wiederum den Schein des Natürlichen, Selbstverständlichen zu geben, da nach der Abreise der Fürstin Griseldis, Olenka wirklich die vornehmste der Frauen in Tauroggen war.

Es hatten sich eine Menge adliger Damen aus Smudz nach Tauroggen geflüchtet, weil der Ort, dicht an der Grenze gelegen, ihnen Gelegenheit bot, sich unter dem Schutze des Fürsten, der Zudringlichkeiten der Schweden zu erwehren. Sie alle hatten unbeanstandet dem Fräulein Billewitsch, als der Tochter des mächtigsten Geschlechtes der Smudz, den Vortritt eingeräumt. Während nun die ganze Republik in Blut schwamm, nahmen die Festlichkeiten hier kein Ende; es war, als sei der königliche Hof mit großem Gefolge auf das Land gezogen, um sich den Belustigungen des Landlebens hinzugeben.

Boguslaw war in Tauroggen und dem angrenzenden Preußen regierender Fürst. Die preußischen Städte, wo er häufig zu Gaste war, gaben ihr Geld und ihre Soldaten her

und der preußische Adel folgte mit Freuden zu Pferd und zu Wagen den Einladungen des Fürsten zu den Gastmählern und beteiligte sich an den Jagden und Karusselfahrten mit Vergnügen. Der Fürst führte Olenka zu Ehren auch die seit vielen Jahren vernachlässigten Turniere ein.

Eines Tages beteiligte sich der Fürst selbst an solch einem Turnier. Im silbernen Panzerhemd, geschmückt mit dem blauen Bande seiner Dame, welches Olenka ihm selbst umbinden mußte, hatte er die vier tapfersten Ritter aus dem Sattel geworfen, Ketling folgte als fünfter und Sakowitsch, dieser Stärkste von allen, als sechster. Ein wahrer Sturm der Begeisterung war losgebrochen, als der silberne Ritter dann knieend aus der Hand seiner Dame den Lorbeerkranz empfing. Beifallsrufe erschallten, schöne Frauen schwenkten ihre Tücher, die Fahnen wurden zu Ehren des Siegers gesenkt, er selbst hatte sein Visier zurückgeschlagen, in ihr errötendes Gesicht geblickt und ihre Hände mit Küssen bedeckt.

Ein anderesmal, als im Plankenzaun ein Bär im Kampfe mit Hunden immer einen nach dem anderen hingestreckt hatte, war der Fürst, nur mit einem leichten spanischen Wamse bekleidet und nur mit einem Spieß bewaffnet, hinzugesprungen, und hatte nicht nur die grausige Bestie, sondern auch einen Trabanten, welcher, die Gefahr, in die der Fürst sich begeben, erkennend, ihn zu schützen herbeieilte, niedergestochen.

Fräulein Alexandra, die Enkeltochter eines alten Kriegers, in den Traditionen ihres ruhmbedeckten Geschlechtes erzogen, konnte beim Anblick solcher Heldenthaten ihren Beifall dem Fürsten nicht versagen. Hatte man sie doch von frühester Kindheit an daran gewöhnt, Tapferkeit und Ritterlichkeit als die Haupttugenden des Mannes zu schätzen.

Dadurch angespornt, bemühte sich der Fürst, täglich neue Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft und Tapferkeit zu liefern und immer neue Festlichkeiten zu Ehren Olenkas zu veranstalten. Die geladenen Gäste, welche sich in Lobeserhebungen und Ausrufen der Begeisterung für den Fürsten gar nicht genugthun konnten, waren unwillkürlich gezwungen, den Namen Olenkas im Verein mit demjenigen des Fürsten zu nennen. Er schwieg dazu, seine Augen sollten ihr nur sagen, was der Mund verschweigen mußte . . . sie kam sich oft vor, wie verzaubert.

So vereinte sich alles, um die beiden einander näher zu bringen, sie von der Menge auszuschließen. Die Namen beider

wurden nur noch zusammen genannt und Boguslaw that alles, um den Zauber, den er um sie zu spinnen sich abmühte, mit jedem Tage zu verstärken.

Abends, wenn die Schaustellungen vorüber waren, ließ er in den Gemächern buntfarbige Lampen anzünden, welche ein wonniges, geheimnisvolles Licht verbreiteten. Süßer, berauschender Duft erfüllte die Luft, zauberische Klänge, unsichtbaren Harfen entlockt, tönten durch die Räume und mitten in diesem Paradiese von Licht, Wohlgeruch und Harfenklang schritt er einher, wie ein Märchenprinz, jung, schön, ritterlich, strahlend im Glanze der Edelsteine, die er an sich trug, verliebt wie ein Hirtenknabe.

Welches Mädchen hätte solchem Zauber wohl widerstanden, welche tugendhafte Jungfrau wäre nicht schwach geworden bei solcher Werbung? Den Fürsten zu meiden wäre unmöglich gewesen, da Olenka unter einem Dache mit ihm wohnen mußte und er seine, ihr aufgezwungene Gastfreundschaft in einer so ritterlichen, anscheinend selbstlosen Weise übte. Dazu kam, daß Olenka dem Fürsten nicht ungern nach Tauroggen gefolgt war; der Aufenthalt in dem verräterischen Kiejdan war ihr vollständig verleidet worden, und der ritterliche Boguslaw, der so meisterlich verstand, vor ihr den königstreuen Unterthan und Sohn der Republik zu spielen, war ihr naturgemäß ein viel lieberer Gesellschafter und Gastfreund, als der offen seinen Verrat zur Schau tragende Janusch. Sie hegte in den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Tauroggen sogar eine Art freundschaftlicher Gesinnung für den jungen Fürsten, und sie benutzte den Einfluß, den sie auf ihn ausübte dazu, verschiedene gute Werke zu verrichten.

Im dritten Monat ihrer Anwesenheit war ein Offizier, ein Freund Ketlings, wegen irgend eines Versehens von Boguslaw zum Tode durch Erschießen verurteilt worden. Als das Fräulein davon durch Ketling zu wissen bekam, bat sie den jungen Mann los.

„Die Göttin hat zu befehlen, nicht zu bitten," antwortete ihr der Fürst, indem er das Todesurteil zerriß und ihr vor die Füße legte. „Regieret, befehlet! Wüßte ich eurem lieben Munde ein Lächeln damit abzulocken, so würde ich ohne Bedenken Tauroggen verbrennen, wenn ihr zu befehlen geruht. Könnte ich euch doch vergessen machen, was einstmals war, ein Lächeln, einen freundlichen Blick in euer Antlitz zaubern, das wäre mir höchster Lohn!"

Doch wie hätte sie fröhlich sein sollen mit diesem nagenden Kummer im Herzen, dieser unsäglichen Verachtung gegen den Menschen, den sie geliebt mit der ganzen Macht einer ersten Liebe, der in ihren Augen dann herabgesunken war zu einem Verbrecher, den sie geringer achtete als einen Vatermörder. Jener Kmiziz, welcher für etliche Goldgulden, wie Judas, seinen Herrn und König verkaufen wollte, war ihr immer unverständlicher geworden, bis er als ein Auswurf der Menschheit vor ihr erschien. Sie konnte sich nicht verzeihen, daß sie ihn jemals geliebt hatte, trotz aller Verachtung aber vermochte sie nicht sein Bild aus ihrem Herzen zu reißen.

Mit solchen widerstreitenden Gefühlen im Herzen, war es ihr unmöglich, auch nur fröhlich zu scheinen. Sie war aber dem Fürsten dankbar, daß er seine Hand zu dem von Kmiziz geplanten Verbrechen nicht geboten hatte und für alles, was er jetzt an ihr that. Eines nur wunderte sie sehr und zwar das, wie es möglich war, daß ein so tapferer und edler Ritter sich an den Kämpfen um die Befreiung des Vaterlandes nicht beteiligte, obgleich er die Handlungen seines Vetters zu verpönen schien. Doch sagte sie sich, daß ein Mann wie Boguslaw nichts thue, ohne einen besonderen Zweck mit seinen Handlungen zu verbinden. Das leuchtete ihr umsomehr ein, als der Fürst einmal wie beiläufig bemerkte — er reise nur darum so oft nach Tilsit, um zwischen Johann Kasimir und dem Könige von Schweden Friedensverhandlungen einzuleiten; seine Kräfte seien durch zahllose Kämpfe allzusehr erschöpft, als daß er sich noch an dem Kriege beteiligen könne, er wolle auf diese Weise dem Vaterlande helfen, sich aus der Erniedrigung emporzuraffen.

„Nicht um Lohn und hohe Würden zu erlangen, thue ich das — nicht darum gebe ich meinen Vetter Janusch preis," sagte er, „ihn, der mir ein zweiter Vater war, sondern ich thue nur, was mein Gewissen und meine Vaterlandsliebe mir gebieten. Wer weiß, ob das alles imstande sein wird, das Leben des Fürsten Janusch dem Haß der Königin Ludovika abzubitten."

Als er so sprach und die traurigen Augen zur Decke emporgerichtet hielt, erschien er ihr wie einer jener Helden des Altertums, von denen der alte Hauptmann Billewitsch ihr soviel erzählt und aus dem Cornelius Nepos vorgelesen hatte. In diesem Augenblick schwoll ihr Herz von Bewunderung und Verehrung. Allmählich gelangte sie dann auch zu dem Standpunkte, daß, wenn die Gedanken an den verhaßten Kmiziz sie zu sehr

quälten, sie mit Gewalt all ihr Denken auf Boguslaw richtete, um jene zu verscheuchen. Jener verkörperte ihr die gräßliche, düstere Vergangenheit, während dieser das Licht war, in welchem jede bekümmerte Seele sich gern sonnte.

Der Herr Schwertträger von Reußen und das Fräulein Kulwiez, welche man ebenfalls aus Wodockt hierher geholt hatte, drängten Olenka unvermerkt immer mehr jenem abschüssigen Pfade zu, indem sie unaufhörlich das Lob Boguslaws sangen.

Dem Fürsten waren die Beiden in Tauroggen eine rechte Last; er sann fortwährend darauf, wie er sie auf artige Weise los werden sollte. Aber er hatte bald ihre Gunst, besonders diejenige des Schwertträgers, gewonnen, welcher anfangs feindlich gegen ihn aufgetreten war, doch je länger, desto weniger der Liebenswürdigkeit Radziwills zu widerstehen vermocht hatte.

Wäre Boguslaw nur ein Adliger aus vornehmem Geschlecht, nicht Radziwill, Fürst und Magnat von fast königlicher Macht gewesen, wer weiß, vielleicht hätte das Fräulein sich dem Testament des alten Hauptmannes zum Trotz auf Tod und Leben in ihn verliebt, gleichviel, ob ihr nur die Wahl zwischen Kmiziz und dem Kloster gelassen war. Olenka war aber in den strengsten Sitten erzogen, ihre Seele war rein und ihr Herz gerecht. Darum kam ihr nicht einmal der Gedanke an eine tiefere Neigung für den Fürsten; sie fühlte für ihn nichts als Dank und Bewunderung.

Die Rangstufe, welche ihre Familie unter den Adligen Polens einnahmen, war nicht hoch genug, als daß sie die Gemahlin eines Fürsten hätte werden können, andererseits dünkte sie sich viel zu hoch, um Boguslaws Geliebte zu werden; sie sah in ihm nur den Herrscher, an dessen Hofe sie weilte. Umsonst suchte er sie eines anderen zu belehren, umsonst versicherte er ihr in der Ueberschwenglichkeit seiner Gefühle, daß die Radziwills sich schon verschiedene Male mit Mädchen von einfachem Adel vermählt hatten. Alles umsonst! Kein unreiner Gedanke blieb an ihr haften; wie das Wasser von dem Gefieder des Schwanes, so glitt von ihr alles ab, womit eitle Ueberredungskunst sich bemühte, sie zu beflecken. Dankbar gedachte sie des Fürsten; aber sie blieb sich stets gleich in ihrem Wesen, voll Freundlichkeit und Ruhe.

Er aber verfing sich immer mehr in der Schönheit und Ruhe ihres Wesens und glaubte sich oft schon seinem Ziele nahe. Dann wieder ertappte er sich zu seinem eigenen Aerger und seiner Scham auf einer Unsicherheit und Schüchternheit,

wie er ſie niemals den vornehmſten Damen in Paris, Brüſſel und Amſterdam gegenüber gefühlt hatte. Vielleicht war es darum, weil er ſie wirklich liebte, oder vielleicht, weil in ihren ſanften Zügen ſo viel Achtunggebietendes lag. Einzig und allein Kmiziz hatte ſich ſeiner Zeit nicht durch dieſen Ernſt abſchrecken laſſen; er hatte ſie dreiſt in ſeine Arme genommen, ihre Augen und ihre ſtolzen Lippen geküßt, aber Kmiziz war auch ihr Verlobter.

Alle Kavaliere, angefangen bei Herrn Wolodyjowski bis zu den rauhen Kriegern Preußens in Tauroggen begegneten ihr mit der größten Achtung und verſtanden mit ihr umzugehen nicht wie mit anderen Mädchen. Den Fürſten trieb ſeine Leidenſchaft, der Sache ein ſchnelles Ende zu machen, doch als er einmal im Kutſchwagen ihren Fuß berührte, während er gleichzeitig ihr zuflüſterte: „Fürchtet nichts ...“ und ſie darauf geantwortet hatte: „Gewiß fürchte ich, daß ich das in Ew. Durchlaucht geſetzte Vertrauen bereuen muß,“ da wurde Boguslaw ſehr verlegen und zog vor, nach wie vor um ihre Liebe zu werben.

Doch endlich hatte ſeine Geduld ein Ende. Der Eindruck, den jener ſchreckliche Traum auf ihn gemacht, begann ſich allmählich zu verwiſchen. Immer öfterer dachte er an das, was Sakowitſch ihm geraten hatte, die Hoffnung, der Krieg werde die Verwandten und den Anhang Olenkas ausrotten, ihn ihrer Rache entziehen, griff immer mehr Platz in ſeinem Herzen.

Da ereignete ſich plötzlich etwas, was dem Gange der Dinge in Tauroggen eine ganz andere Wendung gab.

Wie ein Donnerſchlag fiel eines Tages die Nachricht in das Schloß, daß Tykozin von dem Heere Sapiehas eingenommen worden und der Großhetman unter den Trümmern der Veſte begraben ſei.

Dieſe Nachricht beunruhigte alle diejenigen, die in Tauroggen lebten; ſelbſt der Fürſt ſchreckte aus ſeinem Taumel auf und begab ſich unverzüglich nach Königsberg, wo er mit den Miniſtern und Räten des Königs von Schweden und des Kurfürſten zuſammentreffen ſollte.

Sein Aufenthalt dort verlängerte ſich über die feſtgeſetzte Zeit. Inzwiſchen kamen in Tauroggen Abteilungen preußiſcher und ſchwediſcher Soldaten an. Man begann laut von einem Feldzuge gegen Sapieha zu ſprechen; nun wurde es offenbar, daß Boguslaw ein Parteigänger der Schweden war und dieſelben Ziele verfolgte wie ſein Vetter Januſch.

Gleichzeitig erhielt der Herr Schwertträger die Nachricht, daß das Stammgut der Billewitsch durch die Truppen Loewenhaupts niedergebrannt worden, und daß dieselben, nachdem sie die Smudzer Aufständischen bei Schawle niedergemetzelt, das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Da hielt es den alten Herrn nicht länger; er wollte den Schaden mit eigenen Augen besehen und retten, was noch zu retten war. Fürst Boguslaw versuchte auch nicht ihn zurückzuhalten, er ließ ihn gern ziehen, während er ihm zum Abschied noch die Worte sagte:

„Ihr werdet nun verstehen, warum ich euch nach Tauroggen brachte; im Grunde genommen verdankt ihr mir das Leben."

Olenka war mit dem alten Fräulein Kulwiez allein zurückgeblieben. Sie zog sich nach der Abreise ihres Oheims vollständig in ihre Gemächer zurück und nahm niemanden an, als einige Damen, welche sie täglich besuchten. Als Olenka durch diese erfuhr, daß der Fürst einen Feldzug gegen die Polen vorbereite, wollte sie diesen Gerüchten keinen Glauben schenken. Da dieselben ihr aber immer häufiger zu Ohren kamen, ließ sie, um sich zu vergewissern, was etwa Wahres daran sei, eines Tages Ketling zu sich bitten, von dem sie wußte, daß er ihr nichts verheimlichte.

Er erschien sofort, glückselig darüber, daß er gerufen worden, daß er einen Augenblick mit ihr, die er über alles liebte, sprechen durfte. Olenka begann sogleich damit, ihn auszufragen.

„Herr Kavalier," sagte sie. „Es wird so vielerlei in Tauroggen gesprochen, daß man ganz irre werden kann. Die einen behaupten, der Fürst-Wojewode sei eines natürlichen Todes gestorben, andere wieder sagen, er sei unter den Säbeln der Polen gefallen. Sagt mir, wißt ihr, welches die Ursache seines Todes ist?"

Ketling zögerte einen Augenblick; er kämpfte sichtlich mit der ihm angeborenen Schüchternheit, endlich stammelte er unter heftigem Erröten:

„Die Ursache des Unterganges und Todes des Fürst-Wojewoden seid ihr, Herrin!"

„Ich? . . ." frug Olenka verwundert.

„Ja, ihr! Der Fürst zog vor, in Tauroggen zu bleiben, anstatt dem Vetter zu Hilfe zu eilen. Er hat alles vergessen und unterlassen . . ., um euretwillen."

Jetzt überzog Purpurröte ihr Gesicht. Einen Augenblick

lang vermochte keines von beiden ein Wort zu sprechen. Der junge Schotte stand gesenkten Hauptes, mit niedergeschlagenen Augen, den Hut in der Hand, vor ihr. Die Haltung seiner ganzen Gestalt drückte Ehrerbietung und Hochachtung aus. Endlich schüttelte er die blonden Haarwellen aus der Stirn, richtete sich auf und sagte:

„Wenn meine Worte euch beleidigt haben, so erlaubt, daß ich euch fußfällig um Verzeihung bitte."

Er beugte sein Knie, doch Olenka wehrte ihm, indem sie schnell sprach:

„Laßt das! Herr Kavalier! Was ihr sagtet, kam aus der Tiefe eines ehrlichen Herzens. Ich habe längst bemerkt, daß ihr mir wohlwollet."

„Oder ist es nicht so? Wünscht ihr mir nicht nur Gutes? . . ."

Der Offizier richtete den Blick seiner engelsguten Augen nach oben, legte seine Hand aufs Herz und flüsterte so leise, daß es wie ein trauriges Seufzen klang:

„O Herrin! Herrin! . . ."

Doch schon war er erschrocken über die eigene Dreistigkeit; er fürchtete, bereits zu viel gesagt zu haben, senkte den Kopf wieder und nahm wieder die Haltung eines ergebenen Dieners an, welcher der Befehle der geliebten Herrin harrt.

„Ich bin fremd hier und ohne Schutz," sagte Olenka, „denn obgleich ich imstande bin, mich selbst zu beschützen und ich hoffe, daß Gott mich gnädig vor Unheil bewahren wird, so kann ich doch der menschlichen Hilfe nicht entraten. Wollt ihr wie ein Bruder über mir wachen? Wollt ihr mich im Notfalle warnen, damit ich nicht unvorbereitet in die mir gestellten Netze falle?"

Bei diesen Worten reichte sie ihm ihre Rechte, welche er nun knieend an den Fingerspitzen ergriff und ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

„Sprecht! Was geht um mich her vor?"

„Der Fürst liebt euch! Habt ihr denn das nicht bemerkt, Herrin?" Olenka bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ich sah es und sah es doch nicht! Zuweilen wollte es mir scheinen, daß all sein Thun nur einer großen Herzensgüte entsprang."

„Herzensgüte! . . ." wiederholte der Offizier.

„Das dachte ich," fuhr Olenka fort. „Zuweilen wieder, wenn ich denken mußte, daß ich Unglückselige seine Begehrlich-

keit erregt haben könnte, beruhigte ich mich damit, daß ich mich selbst glauben machte, eine Gefahr für mich sei dabei ganz ausgeschlossen. Ich war ihm dankbar für alles, was er mir Freundliches gethan, aber Gott ist mein Zeuge — ich begehrte keine neuen Gunstbezeigungen von ihm, denn ich fürchtete schon zuviel von ihm angenommen zu haben."

Ketling atmete tief.

„Darf ich offen sprechen?" frug er nach kurzem Stillschweigen.

„Ich bitte darum."

„Der Fürst hat nur zwei Vertraute; die Herren Sakowitsch und Paterson. Der Letztere ist mir sehr wohlgesinnt, weil wir Landsleute sind und er mich von Kindesbeinen auf kennt. Was ich also weiß, das weiß ich von ihm. Der Fürst liebt euch, Herrin! Seine Leidenschaft glüht und lodert wie eine Pechfackel. Alle Festlichkeiten, die er veranstaltet, sind nur euretwegen, um eure Sinne zu bethören. Der Fürst liebt euch sinnlos, aber seine Liebe ist eine unlautere, denn sie gefährdet eure Ehre. Während er wohl niemals eine würdigere Gemahlin finden dürfte, denkt er doch nicht daran euch zu ehelichen, denn ihm ist eine andere bestimmt — die reiche Prinzessin Anna. Ich weiß das von Paterson, und Gott ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede. Traut dem Fürsten nicht, Herrin! Laßt euch durch seine scheinbare Gutmütigkeit, durch seine bescheidene Zurückhaltung nicht in Sicherheit wiegen, denn Verrat lauert hier auf Schritt und Tritt. Der Mund sträubt sich zu sagen, was Paterson mir erzählt hat. Einen größeren Schuft als Sakowitsch giebt es nicht . . . Ich kann es nicht aussprechen! Wäre ich nicht durch einen heiligen Eid verpflichtet, des Fürsten Person und Leben zu schützen, so würde diese Hand und dieser Säbel euch, Herrin, unverzüglich von der stets drohenden Gefahr befreien . . . Der Erste, den ich töten wollte, wäre Sakowitsch . . . ja er wäre der Erste, denn ihn hasse ich mehr als die schamlosen Räuber, welche meinen Vater töteten, unser Vermögen raubten und mich zum Heimatlosen, zum Lohndiener in fremden Ländern machten . . ."

Bei diesen Worten zitterte Ketling am ganzen Leibe; er preßte den Knauf seines Säbels und schien an etwas zu würgen. Plötzlich raffte er sich zusammen und erzählte schnell, fast in einem Atem alles, was Sakowitsch dem Fürsten geraten.

Zu seiner großen Verwunderung blieb Fräulein Alexandra sehr ruhig, angesichts des Abgrundes, welcher sich vor ihr öffnete.

Sie ſchien aus ſich herauszuwachſen, noch unnahbarer zu werden. Eine kühne Entſchloſſenheit blickte aus ihren finſter blickenden Augen.

„Ich werde mich zu ſchützen wiſſen!“ ſagte ſie, „ſo wahr der gekreuzigte Heiland mir helfe!“

„Der Fürſt hat bisher gezögert, die Ratſchläge ſeines Vertrauten zu befolgen,“ ſetzte Ketling hinzu „doch wenn er einſehen lernt, daß der Weg, den er eingeſchlagen, nicht zum Ziele führt . . .“

Und nun erzählte er, was den Fürſten bewog, immer noch den Weg der ſcheinbaren Güte zu wandeln.

Das Fräulein hörte etwas zerſtreut zu, denn ihre Gedanken beſchäftigten ſich ſchon mit einem Plane, welcher ihr dazu verhelfen ſollte, ſie aus ihrem glänzenden Käfige zu befreien. Die Gedanken drängten ſich ihr zwar noch unklar auf, da im ganzen Reiche kaum ein ſicherer Zufluchtsort zu finden war, deshalb wollte ſie jetzt noch nicht davon ſprechen.

„Herr Kavalier,“ ſagte ſie endlich, „beantwortet mir, bitte, eine Frage. Zu wem hält eigentlich der Fürſt Boguslaw, zu unſerem Könige Johann Kaſimir oder zu den Schweden?“

„Es wird uns allen kein Hehl daraus gemacht, daß unſer Fürſt bemüht iſt, eine Teilung der Republik herbeizuführen, um Litauen für ſich als ſouveränes Fürſtentum zu beanſpruchen!“

Er hielt plötzlich inne; es war, als ob er dem Gedankenfluge Olenkas folge, denn er ſetzte plötzlich hinzu:

„Ein ſicheres Plätzchen wird ſich für euch kaum finden laſſen, denn die ganze Republik iſt von den Schweden okkupiert.“

Olenka antwortete nicht auf dieſe Bemerkung.

Ketling wartete noch ein wenig, ob ſie vielleicht noch eine Frage an ihn zu richten hatte, da ſie aber in Gedanken verſunken ſchweigend verharrte, ſchien es ihm geraten, das Fräulein nicht länger zu ſtören. Er verneigte ſich tief vor ihr, indem er mit den Federn ſeines Hutes den Boden fegte, und wollte hinausgehen, da hielt ihn Olenka zurück:

„Ich danke euch, Herr Kavalier,“ ſagte ſie, ihm die Hand reichend.

Der Offizier zog ſich rückwärtsgehend nach der Thür zurück.

Plötzlich errötete Olenka leicht, zauderte noch einen Augenblick, dann frug ſie ſchnell:

„Kanntet ihr den Herrn . . . den Herrn Andreas Kmiziz? . . .“

„Ob ich ihn kannte! . . . Er war in Kiejdan . . . Als wir aus Podlachien hierher zogen, sah ich ihn zum letztenmal in Pilwischki.“

„Ist es wahr? . . . Hat der Fürst die Wahrheit gesprochen, als er sagte, daß Herr Kmiziz sich erboten hat, ihm den König auszuliefern?“

„Das weiß ich nicht, Herrin . . . Ich weiß nur, daß der Fürst in Pilwischki eine lange Unterredung mit ihm hatte, und daß beide zusammen in den Wald ritten, von wo sie so lange nicht zurückkehrten, daß Paterson dadurch beunruhigt, mich mit einer Abteilung Reiter ausschickte, den Fürsten zu suchen. Wir fanden ihn schon auf dem Rückwege. Ich bemerkte, daß der Fürst sehr alteriert war, als hätte er eine gewaltige Aufregung durchgemacht. Herr Kmiziz war nicht mehr bei ihm. Er führte damals Selbstgespräche, was sonst nie seine Gewohnheit ist. Ich hörte, wie er einmal laut sagte: ‚Er muß den Teufel im Leibe haben!‘ . . . Weiter weiß ich nichts . . . Später aber, als der Fürst erzählte, daß Herr Kmiziz sich erboten, ihm den König auszuliefern, da dachte ich mir: wenn das wahr ist und der Fürst nicht lügt, so kann es nur an jenem Tage geschehen sein.“

Das Fräulein Billewitsch preßte die Lippen aufeinander.

„Ich danke!“ sagte sie kurz.

Im nächsten Augenblick war sie allein.

Von da ab beschäftigte der Gedanke an Flucht sie unablässig. Sie beschloß, auf jeden Fall diesen schändlichen Ort zu verlassen und der Gewalt dieses verräterischen Mannes zu entfliehen.

Wohin aber sollte sie sich wenden? Die Städte und Dörfer befanden sich in den Händen der Schweden, die Klöster waren zerstört, die Schlösser und Burgen der Erde gleichgemacht, das ganze Land wimmelte von Soldaten und was noch schlimmer, von Ueberläufern und Gesindel jeder Art. Welches Los konnte ihrer warten, wenn sie sich hinauswagte? Wer sollte sie begleiten, schützen? Die Muhme Kulwiez, der alte Ohm und ein paar Diener und Dienerinnen, das waren alle; doch die waren nicht imstande, Tod und Verderben von ihr und sich abzuwenden . . . Vielleicht entschloß sich Ketling, vielleicht auch noch einige andere Soldaten, ihm zu liebe sie zu begleiten. Aber Ketling liebte sie zu sehr; er machte gar kein Hehl aus dieser Liebe, er trug sie zu offen zur Schau, als daß sie hätte wagen dürfen, eine Schuld der Dankbarkeit auf sich zu laden, für die kein Preis zu hoch gewesen wäre.

Wie hätte sie endlich das Schicksal dieses Jünglings mit dem ihrigen verknüpfen sollen, wie durfte sie nur daran denken, ihn, der kaum den Knabenschuhen entwachsen war, allen Gefahren einer Flucht auszusetzen, da sie ihm für eine solche Aufopferung doch nichts zu bieten hatte, als Freundschaft. Was sollte sie thun? Ueberall, wohin sie die Augen auch wenden mochte, sah sie nichts wie Gefahr und Schande.

In ihrer Seelenpein nahm sie ihre Zuflucht zu heißem, innigem Gebet; besonders wiederholte sie oft ein kleines Gebet, welches seiner Zeit der alte Hauptmann, ihr Großvater, in Gefahr und Not zu beten pflegte und welches mit den Worten begann:

„Als Herodes in Aegyptens Lande
Zornig wütet', zu der Menschheit Schande,
Hat der Herr, dich und das Kindlein zu bewahren,
Sicher euch geführt durch Trübsal und Gefahren."

Während Olenka im Gebet versunken noch auf den Knieen lag, hatte sich draußen ein heftiger Wirbelwind erhoben.

Das Rauschen in den Baumkronen rüttelte sie aus ihrer Versunkenheit auf. In ihrer Erinnerung tauchte plötzlich die Waldeinsamkeit, das Heideland auf, wo sie die ersten Jahre ihres Lebens zugebracht, und mit einemmale ward ihr klar, daß dies der einzige Zufluchtsort sei, der ihr sicheren Schutz bieten konnte.

Sie atmete erleichtert auf. Endlich hatte sie gefunden, was sie grübelnd gesucht. Das war der rechte Ort. In die Sielonka, in die Rogowoer Heide wollte sie fliehen. Dorthin kam kein Feind, kein räuberischer Schelm suchte dort Beute, denn dort konnten selbst die Köhler und Hirten tagelang in der Irre umherlaufen, wenn sie die Wegezeichen nicht beachteten. Ein Fremder, der die Wege nicht kannte, war rettungslos verloren. Dort würde sie bei den Jägern, den Domaschewitsch und den Kohlenbrennern, den Stajkanows den besten Schutz finden. Und sollte keiner von ihnen daheim geblieben, sollten sie alle mit Herrn Wolodyjowski fortgezogen sein, so konnte sie doch ungehindert durch die Heide weiterziehen, weit fort in ferne Wojewodschaften, um Ruhe und Frieden zu finden.

Auch der Gedanke an Wolodyjowski stimmte sie heiter. Ihn hätte sie jetzt brauchen können; er wäre der rechte Beschützer für sie in dieser trüben Zeit. Er war ein echter Soldat, der es mit Kmiziz und Radziwill wohl aufnehmen konnte. Nun fiel ihr auch ein, daß er es war, der ihr in jener Zeit, wo er

Kmiziz in Billewitſche gefangen genommen hatte, den Rat gegeben, in der Heide von Bialowierſch Schutz zu ſuchen.

Und er hatte Recht! Die Sielonka- und Rogowo-Heide lagen den Beſitzungen Radziwills noch zu nahe. In der Gegend von Bialowierſch aber ſtand das Kriegsheer Sapiehas, welches ſoeben erſt den ſchrecklichſten der Radziwills vom Erdboden vertilgt hatte.

Alſo auf nach Bialowierſch! Je eher, je lieber! Heute, morgen! Sobald der Schwertträger von Reußen zurückgekehrt ſein würde, wollte ſie die heimliche Abreiſe nicht länger aufſchieben!

Die dunklen Wälder von Bialowierſch würden ihr Schutz bieten, bis der Kriegsſturm vorübergerauſcht war, dann ins Kloſter! Dort allein iſt Friede, wahres Glück, Vergeſſen und Heilung für alle Wunden, die Liebe, Haß und Verachtung geſchlagen . . .

2. Kapitel.

Einige Tage darauf kehrte der Herr Schwertträger von Reußen von seinem Ausfluge zurück. Obgleich er mit einen Geleitschein vom Fürsten Boguslaw ausgestattet war, hatte er dennoch nur bis Roschen vordringen können. Nach Billewitsch selbst zu gelangen, war unmöglich und auch zwecklos, denn der Gutshof samt dem Schlosse und das ganze Dorf waren ein Raub der Flammen geworden an jenem Tage, wo der Probst Straschewitsch, ein Jesuit, an der Spitze einer von ihm gebildeten Schutztruppe eine Schlacht gegen den schwedischen Kapitän Rossa verloren hatte. Die Einwohner des Gutshofes und des Dorfes waren zum Teil in die Wälder geflüchtet, zum Teil hatten sie sich den aufständischen Parteien angeschlossen. An Stelle des wohlhabenden Ortes war nichts mehr zu sehen, als Erde und Wasser.

Dazu wurden die Wege durch allerhand Raubgesindel, d. h. durch Deserteure und Ueberläufer aus den verschiedenen Heerlagern unsicher gemacht. Sie trieben sich so zahlreich in größeren Haufen auf allen Landstraßen umher, daß sie sich nicht entblödeten, sogar größere Truppenkommandos anzugreifen. Auf diese Weise war es ihm nicht einmal gelungen, sich zu überzeugen, ob die Tonnen mit dem Silberzeug und dem Bargelde der Familie, welche er im Garten vergraben, noch unberührt geblieben, oder von den Feinden geraubt waren. Der Herr Schwertträger war also sehr bekümmert nach Tauroggen zurückgekehrt und eine fürchterliche Wut gegen die Verwüster des Vaterlandes erfüllte seine Brust.

Nun hatte er kaum den Fuß vom Wagen gesetzt, da zog Olenka ihn auch schon in ihre Kemenate und erzählte ihm alles, was sie von Ketling erfahren hatte.

Der alte Edelmann, kinderlos wie er war, liebte Olenka wie eine eigene Tochter. Er bebte vor Zorn, schnappte eine Weile nach Luft, während er sich auf den Griff seines Säbels stützte und vor sich hin murmelte. Endlich fuhr er sich mit der Hand an die Stirn und sprach:

„Schlage zu, wer Tugend hat! Mea culpa, mea maxima culpa! Ich selbst war ja verblendet, ich selbst glaubte zuweilen, daß dieser Satan wirklich so verliebt in dich ist, daß er dich ehelichen wird. Dieser und jener bestärkte mich darin; man wies mich auf unsere Verwandtschaft mit den Gosiewskis und die Tyszenhaus hin. Ich begann mich stolz in dem Gedanken zu sonnen, daß wir auch mit den Radziwills verwandt werden könnten. Für diesen Stolz straft mich Gott jetzt . . . Das ist freilich eine rühmliche Verwandtschaft, die der Verräter uns zugedacht hat! . . . Er wollte sich mit uns vergevattern wie der Stammbulle vom Edelhof mit der Kalbe vom Dorfe! . . . Daß dich der Tod hole! Aber warte! Eher soll diese Hand und dieser Säbel vermodern, ehe . . .“

„Wir müssen auf Rettung sinnen,“ unterbrach ihn Olenka.

Und gleich begann sie ihm ihren Fluchtplan zu erklären.

Der Herr Schwertträger hörte ihr aufmerksam zu, und nachdem er sich ein wenig von seiner Aufregung erholt hatte, sagte er:

„Ich will lieber meine Unterthanen sammeln, eine eigene Truppenabteilung bilden und mit dieser die Schweden beunruhigen wie andere es thun und wie Kmiziz mit Chowanski gethan. Du wirst in den Wäldern sicherer sein, als hier am Hofe dieses Fürsten.“

„Gut!“ antwortete das Fräulein.

„Ich habe nicht nur nichts gegen diesen Fluchtplan einzuwenden,“ sagte er begeistert, „sondern ich bin auch dafür, daß er sobald als möglich zur Ausführung gelangt. Um meine Unterthanen ist mir nicht bange; auch an Sensen wird es nicht fehlen. Haben sie mir die Residenz verbrannt, sei es drum! . . . Ich werde in anderen Dörfern Bauern werben . . . Alle unsere Verwandten, die schon in das Feld gezogen sind, werden zu uns stehen. Warte nur, Herrchen, wir wollen dir schon unsere Verwandtschaft eintränken . . . wir wollen zeigen, was es heißt, der Ehre einer Billewitsch nachzustellen . . . Bist

du auch ein Radziwill! Das macht nichts aus! Haben die Billewitsch auch keinen Hetman aufzuweisen, so giebt es auch keine Verräter in ihrem Geschlecht! . . . Wir werden sehen, auf wessen Seite ganz Smudz sich stellen wird! . . ."

Dann wandte er sich an Olenka:

„Ich will dich nach Bialowiersch bringen und dann hierher zurückkehren! So soll es geschehen! Er soll mir diese Beleidigung büßen, denn was er thut, beleidigt nicht nur uns, sondern den gesamten Adel. Wer das nicht einsieht, oder nicht mit uns hält, der ist ein Infamer! Gott wird helfen, die Brüder werden helfen, der Kleinadel auch, dann ziehen wir mit Feuer und Schwert gegen ihn los. Die Billewitsch nehmen es noch mit den Radziwills auf. Wir werden die ganze Republik, den König, und den Reichstag für uns haben.

Der alte Herr schlug bei diesen Worten mit der Faust auf den Tisch; sein Antlitz war rot vor Erregung, sein Haar sträubte sich. Seine Aufregung steigerte sich von Minute zu Minute, so daß Olenka versuchte, ihn zu beruhigen. Er hatte alles schweigend mit angesehen, das Elend der Republik, den Niedergang des Vaterlandes, nun aber, da das Geschlecht der Billewitsch in Olenka beleidigt war, erblickte er in dieser Thatsache den Untergang Polens und brüllte wie ein Löwe um Rache.

Endlich gelang es dem Fräulein, welches einen großen Einfluß auf ihn auszuüben vermochte, den Herrn Schwertträger zu beruhigen. Sie versuchte ihm klar zu machen, daß es durchaus notwendig sei, die Angelegenheit so geheimnisvoll als möglich zu betreiben, um den Fürsten nichts von ihrem Vorhaben merken zu lassen, sollte die Flucht gelingen. Er mußte ihr fest versprechen, nichts ohne ihr Wissen zu unternehmen, und nur das zu thun, was sie anordnen werde. Dann berieten sie gemeinschaftlich die Flucht. Es schien ihnen gar nicht schwer, ihren Plan durchzuführen, da man sie anscheinend nicht bewachte. Herr Billewitsch beschloß daher, einen Boten mit Briefen an die Oekonomen auf seinen Gütern abzusenden, mit dem Auftrage, die Bauern aller Dörfer aufzubieten, ebensolche Aufforderungen erließ er an alle, die mit den Billewitsch verwandt und verschwägert waren.

Das Nächste, was zu thun blieb, war die Ausfertigung von sechs Vertrauensmännern nach dem Stammgute Billewitsche. Sie sollten dort die Fässer mit dem Silbergerät und dem Gelde ausgraben, dieselben nebst Nahrungsmitteln, Gepäck und Pferden

in die Wälder von Girlakol bringen und dort die Herrschaft erwarten.

Sie selbst wollten zu geeigneter Zeit mit zwei Bediensteten im Schlitten von Tauroggen nach dem nahen Gawna fahren, dort Reitpferde besteigen und eiligst davonreiten. Nach Gawna fuhren sie öfters, um das Ehepaar Kutschukow-Olbrotowski zu besuchen. Sie blieben zuweilen über die Nacht dort, durften also hoffen, daß ihre Abreise nicht bemerkt und eine Verfolgung erst nach Ablauf mehrerer Tage veranstaltet werden würde, wenn sie bereits in der Tiefe der Wälder bei ihren Leuten angelangt waren. Die Abwesenheit des Fürsten befestigte sie in dieser Hoffnung.

Herr Thomas beschäftigte sich bald eifrig mit den Vorbereitungen. Zwei Tage nachher ritt der Bote mit den Briefen davon. Am dritten Tage begann der Herr Schwertträger eine sich sehr in die Länge dehnende Unterhaltung mit Paterson. Er erzählte ihm von seinen vergrabenen Schätzen und von der Notwendigkeit, sie von Billewitsche nach dem sicheren Tauroggen überzuführen, da der Wert derselben die hunderttausend Gulden weit übersteige. Paterson schenkte den Worten des alten Herrn gern Glauben, da derselbe allgemein für sehr reich galt.

„Laßt sie nur recht bald herbringen," sagte der Schotte. „Wenn es nötig sein sollte, will ich gern eine Eskorte mitgeben."

Herr Billewitsch dankte für die Bereitwilligkeit.

„Je weniger Menschen darum wissen, desto besser ist es," sagte er. „Meine Diener sind treu; sie werden die Fäßchen unter Stockholz auf den Wagen verbergen, welches von uns in großen Mengen nach Preußen geliefert wird, oder noch besser, unter und zwischen Schindelbündel, nach welchen Niemand gelüsten wird, oder unter Hanf."

„Die Schindeln sind besser," riet Paterson, „denn der Hanf ist leicht mit Lanzen zu durchstechen oder mit dem Säbel zu durchhauen. Man könnte leicht entdecken, daß etwas darunter verborgen liegt. Ich weiß auch, daß man hier nötig Geld braucht, denn die Zinsen und Außenstände gehen schlecht ein."

„Ich möchte dem Fürsten gern meine Schätze anbieten, damit er nicht in Verlegenheit gerät," versetzte der Edelmann.

Damit war die Unterredung beendet. Alles schien nach Wunsch zu gehen, die Diener des Herrn Schwertträgers reisten bald darauf ab, er selbst wollte mit Olenka am nächsten Tage seine Besuchsreise antreten.

Da traf ganz unerwartet gegen Abend Fürst Boguslaw

mit zwei Regimentern preußiſcher Reiter ein. Seine Angelegenheiten mußten keinen günſtigen Verlauf genommen haben, denn er ſah zornig und vergrämt aus.

Noch an demſelben Tage berief er den Kriegsrat ein, welcher aus dem Bevollmächtigten des Kurfürſten, dem Grafen Seydewitz, Paterſon, Sakowitſch und dem Reiterhauptmann Kyritz zuſammengeſetzt war. Die Beratungen dauerten bis gegen drei Uhr morgens und hatten zum Gegenſtand den Feldzug gegen Sapieha.

„Der Kurfürſt und der König von Schweden haben mich mit Streitkräften wohlverſehen," ſagte der Fürſt. „Eines von beiden kann nur ſtattfinden: — entweder finden wir den Sapieha noch in Podlachien; in dieſem Falle werden wir ihn ſamt ſeiner Armee vernichten — oder er iſt nicht mehr dort; dann nehmen wir Podlachien ohne Widerſtand. Zu Beiden gehört aber Geld und das hat mir weder der Kurfürſt noch der König von Schweden gegeben, denn ſie haben ſelbſt keines."

„Wo, bei wem ſollte man wohl Geld ſuchen, wenn nicht bei Ew. Durchlaucht," verſetzte Graf Seydewitz. „Man ſpricht in der ganzen Welt von den unerſchöpflichen Reichtümern der Radziwills."

„Herr Graf!" erwiderte Boguslaw darauf, „wenn ich einbekommen könnte, was mir aus meinen anererbten Gütern zukommt, ſo hätte ich gewiß mehr Geld, als fünf deutſche Fürſten zuſammengenommen. Aber der Krieg hat das Land verwüſtet, die Pachtzinſe gehen nicht ein, denn ſie werden meiſt von den Rebellen abgefangen. Man könnte wohl gegen Schuldverſchreibungen von den preußiſchen Städten Gelder requirieren, aber ihr wißt ja am beſten, wie es gegenwärtig dort zugeht. Sie würden allenfalls nur für Johann Kaſimir allein ihre Säckel öffnen."

„Und wie ſteht es mit Königsberg?"

„Was dort zu nehmen war, das habe ich mitgenommen, aber es war wenig genug."

„Ich ſchätze mich ſehr glücklich, daß ich Ew. Durchlaucht mit einem guten Rate dienen kann," ſagte Paterſon.

„Bares Geld wäre mir lieber, als ein guter Rat," verſetzte der Fürſt.

„Doch, mein Rat iſt Goldes wert. Erſt geſtern Abend erzählte mir Herr Billewitſch, daß er bedeutende Summen im Garten in Billewitſche vergraben hat, die er ſoeben im Begriff

ſteht, hierher in Sicherheit zu bringen, um ſie Ew. Durchlaucht zur Verfügung zu ſtellen."

„O, das kommt mir wie vom Himmel gefallen," rief Boguslaw. „Ob die Summe groß ſein mag?"

„Ueber hunderttauſend Gulden, ungerechnet das Silberzeug und die Kleinodien, die faſt eben ſo viel wert ſind."

„Silber und Kleinodien ſetzt der Edelmann nicht gern in bares Geld um, man könnte ſie höchſtens verſetzen. Ich danke euch, Paterſon, ihr kamt zur rechten Zeit. Ich werde gleich morgen mit Billewitſch ſprechen."

„Dann will ich ihn noch heute verſtändigen, denn er beabſichtigt morgen einen Beſuch in Gawna bei den Herrſchaften Kutſchukow-Olbrotowski zu machen."

„Benachrichtigt ihn; er darf nicht abreiſen, bevor ich ihn geſprochen," befahl Boguslaw.

„Die Diener ſind ſchon fortgeſchickt, ich bin nur in Sorge, daß ſie auch ſicher hier anlangen."

„Man könnte ihnen ein ganzes Regiment nachſchicken. Doch darüber ſprechen wir noch. O, das kommt zur rechten Zeit! Das Spaßhafte an der Sache aber iſt, daß ich Podlachien mit dem Gelde dieſes königstreuen Edelmannes erobern werde."

Indem er das ſagte, verabſchiedete der Fürſt den Kriegsrat, denn er mußte ſich vor dem Zubettgehen noch den Händen ſeiner Kammerdiener anvertrauen, deren Aufgabe es war, ihn allabendlich mit einem Bade zu erquicken und ſeine außerordentliche Schönheit durch Einreibungen mit verſchiedenen Salben und Mixturen zu erhalten, was immer eine bis zwei Stunden Zeit beanſpruchte. Heute war der Fürſt überdies müde vom Wege und der langen Sitzung.

Am nächſten Morgen hielt Paterſon den Herrn Billewitſch und Olenka von der Abreiſe zurück, indem er ihnen meldete, daß der Fürſt ſie zuvor zu ſprechen wünſche. Die Abreiſe mußte daher aufgeſchoben werden, ſie machten ſich aber keine weiteren Gedanken darüber, da Paterſon ihnen geſagt hatte, um was es ſich handelte.

Eine Stunde ſpäter erſchien der Fürſt. Obgleich Olenka und Herr Thomas ſich heilig gelobt hatten, ihn ſo freundlich wie ehedem zu empfangen, ſo brachten ſie es doch trotz aller Anſtrengung nicht fertig.

Sie wechſelte die Farbe, als ſie den jungen Fürſten eintreten ſah, während Herr Thomas rot bis hinter die Ohren

wurde. Wider Willen wurden beide verlegen, sie bemühten sich, vergeblich ihre Fassung zu bewahren.

Der Fürst dagegen war vollkommen heiter, nur sein Gesicht hatte etwas weniger frische Farbe, um die Augen zogen sich bläuliche Ränder, aber gerade dieses leidende Aussehen kleidete ihn vortrefflich und harmonierte gut mit dem perlenfarbenen, silberdurchwirkten Morgengewande. Er bemerkte sogleich, daß man ihn anders empfing als gewöhnlich und dachte sich, daß diese beiden während seiner Abwesenheit erfahren haben mußten, in wie freundschaftlichem Verhältnis er zu den Schweden stand. Nur so konnte er sich den kühlen Empfang, der ihm wurde, erklären.

Boguslaw beschloß, ihnen sogleich Sand in die Augen zu streuen; er begann nach den gewöhnlichen Phrasen und Komplimenten sogleich:

„Herr Schwertträger, mein lieber Wohlthäter, ihr werdet sicherlich schon erfahren haben, welches Unglück mich betroffen hat . . .“

„Ew. Durchlaucht meinen den Tod des Fürst Wojewoden?“ entgegnete Herr Billewitsch.

„Nicht das allein. Der Tod meines Verwandten ist ein harter Schicksalsschlag, doch habe ich mich dem Willen Gottes ergeben, der, wie ich fest glaube, meinem Vetter im Himmel alles das Unrecht vergelten wird, welches ihm die Menschen zugefügt haben. Mir aber ist eine neue drückende Last auferlegt worden, denn ich bin gezwungen, einen Bruderkrieg zu führen, was für einen Staatsbürger, der sein Vaterland liebt, ein entsetzliches Unglück ist . . .“

Der Herr Schwertträger antwortete nicht auf diese Auseinandersetzung.

Der Fürst fuhr fort:

„Mit großer Mühe, vieler Anstrengung, und Gott allein weiß, mit was für großen Geldopfern ich endlich den Frieden zustande gebracht hatte. Die Traktate waren ausgefertigt; es bedurfte nur noch der Unterschriften. Die Schweden sollten Polen räumen, ohne eine Kriegskontribution zu beanspruchen, außer, daß der König und die Stände Polens ihre Einwilligung dazu geben sollten, daß nach dem Tode Johann Kasimirs, Karolus von Schweden zum Könige von Polen gewählt wird. Ein so mächtiger und großer Kriegsheld wäre für unsere Republik eine Erlösung. Noch mehr, er sollte uns sogleich ein Heer zurücklassen zur endlichen Beendigung des Bürgerkrieges

in der Ukraine und mit Moskau; wir hätten unsere Grenzen erweitern können, aber das paßte dem Herrn Sapieha nicht, denn er hätte dann seine eingebildete Rache gegen die Radziwills aufgeben müssen. Alle anderen Heerführer waren einverstanden, er allein widersetzt sich mit den Waffen in der Hand. Ihm gehen seine Privatinteressen über das Wohl des Vaterlandes. Er hat es so weit getrieben, daß man beschlossen hat, ihn mit Gewalt zum Einverständnis mit den anderen zu zwingen. Im heimlichen Auftrage Johann Kasimirs und Karolus soll ich diese Funktion übernehmen. Was kann ich anderes thun, als gehorchen. Ich habe mich niemals irgend einem Dienst entzogen, muß mich auch jetzt den höheren Anordnungen fügen, obgleich manch einer mich falsch beurteilen und denken wird, daß ich den Bruderkrieg nur zur Befriedigung meiner Rache beginne."

„Wer Ew. Durchlaucht so gut kennt, wie wir, den wird der Schein nicht irre führen, der wird immer die edlen Beweggründe Ew. Durchlaucht Handlungen verstehen," versetzte Herr Billewitsch.

Er konnte sich jedoch nicht enthalten, bei diesen Worten, entzückt von der eigenen Schlauheit, so ungeschickt dem Fräulein zuzublinzeln, daß diese heftig erschrak, weil sie fürchtete, der Fürst könnte es gesehen haben.

Und er hatte es gesehen.

„Sie glauben mir nicht," dachte er.

Doch ließ er nichts von dem Zorn merken, der ihn bei dieser Wahrnehmung gepackt hatte; er betrachtete es als eine persönliche Beleidigung, nicht zu glauben, was ein Radziwill sagte, selbst dann, wenn es diesem gefiel, zu simulieren.

„Paterson erzählte mir," fuhr er nach kurzer Pause fort, „daß Ew. Liebden mir euer Barvermögen zur Verfügung stellen wollt. Ich nehme dieses Anerbieten gern an, denn offen gestanden, kommt es mir gerade jetzt sehr gelegen. Wenn der Friede geschlossen sein wird, könnt ihr entweder die Summe zurückerhalten, oder ich verpfände euch ein paar meiner Güter. Jedenfalls sollt ihr eher einen Nutzen, als einen Schaden davon haben."

Hier wendete sich der Fürst zu dem Fräulein:

„Verzeiht, mein Fräulein," sagte er artig, „daß ich in Gegenwart eines so vollkommenen Geschöpfes nicht von idealen Dingen spreche. Es ist nicht recht, daß ich euch mit so trivialen Sachen behellige, die kriegerischen Zeiten erlauben aber nicht,

meiner Verehrung für euch so Ausdruck zu geben, wie es sich gebührt."

Olenka schlug die Augen nieder, faßte mit den Fingerspitzen ihr Kleid und machte einen tiefen Hofknix; eine andere Antwort vermochte sie nicht zu geben.

Unterdessen hatte Herr Billewitsch sich in der Eile einen Plan zurechtgelegt, der unglaublich plump war, ihm selbst aber außerordentlich listig erschien.

„Ich werde mit dem Mädchen entfliehen und ihm das Geld nicht borgen," dachte er.

Er räusperte sich und nachdem er einigemale mit der Hand über den Scheitel gefahren war, begann er:

„Es wird mir angenehm sein, Ew. Durchlaucht dienen zu können. Ich habe Paterson noch nicht von allem unterrichtet; es befindet sich in meinem Garten noch ein Tönnchen mit roten Goldgulden besonders vergraben, damit nicht ein böser Zufall mich meines ganzen Vermögens beraubt. Außerdem haben verschiedene Verwandte ebenfalls ihr Vermögen in Tonnen in meinem Garten vergraben, das geschah während meiner Abwesenheit unter der Leitung dieses Fräuleins hier. Sie allein kennt den Platz und nur sie kann ihn wiederfinden, denn der Mann, welcher ihr beim Vergraben der Schätze geholfen hat, ist gestorben. Mit der Erlaubnis Ew. Durchlaucht würden wir beide die verborgenen Schätze holen."

Boguslaw blickte den alten Herrn durchdringend an.

„Wie?" sprach er. „Paterson hat mir doch gesagt, daß ihr eure Diener schon darnach ausgeschickt habt, und wenn das wahr ist, dann müssen sie doch wissen, wo die Tonnen vergraben sind."

„Ja, die meinigen. Von den anderen kennt Olenka allein den Platz."

„Sie müssen doch aber an einer näher zu bezeichnenden Stelle liegen, welche mündlich oder durch eine Zeichnung auf dem Papiere beschrieben werden kann."

„Worte sind in den Wind gesprochen," antwortete der Schwertträger, „und Zeichnungen versteht keiner der Diener zu entziffern. Wir werden sie selbst holen! Basta!"

„Mein Gott! Ihr müßt in euren Gärten doch jeden Fleck Erde kennen, so fahrt doch allein. Wozu soll Fräulein Alexandra mitfahren?"

„Allein fahre ich nicht!" entgegnete Herr Billewitsch energisch.

Boguslaw schien den alten Herrn mit seinen Blicken durchbohren zu wollen. Er setzte sich bequem zurecht und schlug mit dem Rohrstöckchen, das er in der Hand hielt, an den Stiefelschaft.

„Muß es durchaus sein?“ frug er. „Gut! Aber in diesem Falle werde ich euch zwei Reiterregimenter als Eskorte mitgeben.“

„Wir bedürfen keiner Eskorte. Wir werden allein fortreisen und allein wiederkehren. Wir kommen in unsere Heimat, dort droht uns kein Unheil.“

„Als aufmerksamer Wirt, der verpflichtet ist, für das Wohl seiner Gäste zu sorgen, werde ich niemals zugeben, daß Fräulein Alexandra schutzlos durch das Land reist. Ihr habt zu wählen: entweder reist ihr allein, oder — ihr reist beide unter Eskorte.“

Der Herr Schwertträger merkte endlich, daß er erraten und in seinem eigenen Netze gefangen sei. Das versetzte ihn in so heftigen Zorn, daß er, alle Vorsicht vergessend, ausrief:

„So stelle ich Ew. Durchlaucht ebenfalls vor die Wahl: entweder wir reisen beide ohne Eskorte — oder — ich gebe kein Geld!“

Fräulein Alexandra blickte ihn flehend an. Doch der Zorn war zu gewaltig in ihm geworden. Von Natur schüchtern und geneigt, alle Streitigkeiten in Güte beizulegen, konnte er sich nicht mehr mäßigen, wenn er einmal wirklich zornig gemacht war, was jedesmal geschah, wenn er die Ehre der Billewitsch angegriffen glaubte. Dann wurde er ganz desperat, dann trat er kühn dem mächtigsten Feinde entgegen.

So stemmte er auch jetzt seinen linken Arm in die Seite, und während er mit der Rechten auf den Säbelgriff schlug, schrie er aus vollem Halse:

„Sind wir denn Gefangene? Will man denn einem freien Bürger Fesseln anlegen, angeerbte Rechte mit Füßen treten?“

Boguslaw lehnte seinen Rücken fester an die Lehne seines Stuhles. Er betrachtete ohne ein Zeichen der Erregung den alten Herrn aufmerksam; nur sein Blick wurde von Minute zu Minute kühler und das Rohr in seiner Hand flog hastiger auf und nieder. Hätte der Herr Schwertträger den Fürsten besser gekannt, so hätte er gewußt, daß er in diesem Augenblick eine große Gefahr auf sein Haupt heraufbeschwor.

Wer in irgend einer persönlichen Beziehung zu Boguslaw stand, befand sich immer in einer bedrohlichen Lage, denn man wußte nie, wann und wo bei ihm der wilde ungezügelte Stolz des Magnaten, der grausame morgenländische Despotismus des herzlosen Egoisten die Herrschaft über den feinen Hofmann und Diplomaten antrat. Unter den Blüten einer glänzenden Erziehung, einer glatten Eleganz, die er sich im Verkehr mit den Personen der verschiedenen Höfe Europas angeeignet, einer Ueberlegenheit des Geistes durch Erfahrung gewonnen, barg sich das wilde, zügellose Temperament des raubgierigen Tieres.

Doch der Herr Schwertträger wußte nichts davon, deshalb fuhr er in blindem Zorn fort:

„Ew. Durchlaucht sollten sich nicht länger verstellen, man hat euch erkannt! . . . Merkt, daß weder der König von Schweden, dem ihr eure Dienste weiht, noch eure sonstigen schönen Eigenschaften, noch eure Fürstenkrone euch vor dem Richterspruch des Obertribunals zu schützen vermögen. Die Säbel der Adligen werden euch mores lehren — ihr Grünschnabel!“

Da stand Boguslaw auf. Das Rohr krachte unter dem Drucke seiner eisernen Hand, zersplittert fiel es zu den Füßen des Schwertträgers nieder, während der Fürst zischend rief:

„Da! So viel sind mir eure Rechte, eure Tribunale wert!“

„Gewalt! Fürchterliche Gewalt!“ schrie Herr Billewitsch.

„Schweigt, ihr adliges Männchen!“ knirschte der Fürst, „sonst zermalme ich euch zu Staub!“

Er schritt auf ihn zu und wollte den Erschrockenen an der Brust packen, um ihn an die Wand zu pressen. Doch ehe er ihn noch erreicht hatte, stand Olenka zwischen ihnen.

„Was wollt ihr thun, Durchlaucht?“ sagte sie.

Der Fürst stutzte.

Sie stand vor ihm wie die zürnende Minerva; ihr Gesicht war von der Erregung gerötet, die Nasenflügel weit aufgebläht, ihr Busen wogte und die Augen sprühten Feuer. Sie war so schön in ihrem Zorn, daß Boguslaw sie anstarrte wie ein Wunderbild. Er konnte sich von ihrem Anblick nicht losreißen und während er sie mit den Blicken zu verschlingen schien, malte sich in seinen Zügen die ganze Begehrlichkeit seiner unreinen Seele.

Nach einer Weile raffte er sich auf; der Zorn war verrauscht, er kam zur Besinnung. Dann sah er noch lange in

das Antlitz des Mädchens, während seine Züge sich allmählich glätteten, endlich senkte er beschämt den Kopf und bat:

„Verzeihung, du Engelsmädchen! . . . . Meine Seele ist voll Gram und Schmerz . . . . ich weiß nicht mehr, was ich thue."

Nachdem er das gesagt, ging er hinaus.

Olenka rang die Hände und der Schwertträger, der endlich zum Bewußtsein seiner verkehrten Handlungsweise gekommen war, raufte sich die Haare und rief:

„Ich habe alles verdorben, ich bin die Ursache deines Verderbens!"

Der Fürst ließ sich den ganzen Tag nicht blicken. Er speiste sogar in seinem Gemach allein mit Sakowitsch. Bis in die tiefste Tiefe seiner Seele erregt, vermochte er nicht so klar zu denken, wie sonst. Jede Fiber seines Herzens, jeder Nerv an ihm bebte. Dieser Zustand war der Vorbote des schweren Fiebers, welches ihn bald darauf so mächtig befiel, daß während der Anfälle der ganze Körper steif wurde, so daß man ihn durch Reiben wieder fügsam machen mußte. Er schrieb aber denselben der außerordentlichen Macht der Liebe zu und behauptete, sterben zu müssen, wenn sie nicht Erwiderung fand.

Nachdem er seinem Vertrauten den ganzen Verlauf der Unterredung erzählt hatte, setzte er hinzu:

„Die Hände und Füße brennen mir, während es kalt über meinen Rücken läuft. Die Lippen sind heiß und im Munde habe ich einen bitteren Geschmack . . . Bei allen gehörnten Teufeln, was kann das sein? . . . So etwas ist mir noch nicht vorgekommen! . . ."

„Ihr seid mit Skrupeln gefüllt, wie der gebratene Kapaun mit Grütze . . . O, Durchlaucht! Durchlaucht!" lachte Sakowitsch.

„Du bist dumm!"

„Auch gut!"

„Ich brauche deine Konzepte nicht!"

„Nehmt die Laute, Durchlaucht, geht unter das Fenster des Mädchens und spielt; vielleicht . . . zeigt euch der Schwertträger eine Faust . . . Pfui! Zum Kuckuck, Durchlaucht! Seit wann ist Boguslaw Radziwill ein so unentschlossener Mann?"

„Du bist ein Narr!"

„Gut! Ich merke, daß Ew. Durchlaucht Selbstgespräche führt und sich selbst die Wahrheit sagt. Immer tapfer! Tapfer! Und ohne Rücksicht auf Rang und Würde!"

„Merke dir, Sakowitſch! Wenn mein Kaſtor zu vertraulich zu mir wird, dann gebe ich ihm einige Fußtritte zwiſchen die Rippen. Es könnte ſein, daß dich etwas Schlimmeres trifft.“

Sakowitſch ſprang mit beiden Beinen zugleich auf, halb zornig wie vor kurzem der Schwertträger, und da er ein außerordentliches Nachahmungstalent beſaß, begann er mit einer dem Herrn Billewitſch ſo ähnlichen Stimme, daß ſie kaum von derſelben zu unterſcheiden war, zu ſchreien:

„Sind wir denn Gefangene? Will man einen freien Bürger feſſeln, Kardinalrechte mit Füßen treten?“

„Laß das! Laß das!“ ſagte der Fürſt in fieberhafter Eile. „Jenen dort hat ſie durch ihre eigene Perſon beſchützt. Sie iſt nicht hier, um auch dich zu ſchützen.“

„Wenn ſie ihn geſchützt hat, ſo hättet ihr ſie gleich für euch nehmen ſollen! . . .“

„Ein heimlicher Zauber muß um ſie ſeinen Schutz weben — ich wüßte ſonſt nicht, was mich hätte zurückhalten können; ſie muß mir etwas eingegeben haben, oder es ſteht mir in den Sternen geſchrieben . . . ich verliere noch den Verſtand . . . Hätteſt du ſie geſehen, wie ſie dieſen reudigen Alten verteidigte . . . Aber, du biſt ja ein Narr! Es wirbelt mir im Kopfe! Sieh' her, wie meine Hände brennen! Ein ſolches Mädchen lieben dürfen, ſie an ſich ziehen, mit ihr . . .“

„Nachkommenſchaft zeugen!“ ſetzte Sakowitſch hinzu.

„Ja, ja! Als wüßteſt du, was ich meine. Das muß ich erreichen, ſonſt zerſprengt mich die Flamme wie eine Granate. Um Gotteswillen! Was geht mit mir vor . . . Ich muß ſie heiraten, oder ſonſt was — bei allen Teufeln der Hölle und der Erde!“

Sakowitſch wurde ernſt.

„Daran dürfen Ew. Durchlaucht nicht denken!“

„Aber ich denke daran; ich will und werde daran denken und ſtände ein ganzes Regiment Sakowitſche hinter mir und wiederholte mir in einemfort: ‚Daran dürfen Ew. Durchlaucht nicht denken!‘“

„Ei, ich ſehe, das iſt Ernſt!“

„Krank bin ich, verzaubert! Es kann nichts anderes ſein!“

„Warum folgen Durchlaucht nicht endlich meinem Rate?“

„Ich will ihm folgen! Die Peſt über alle Träume, über alle Billewitſch, über ganz Litauen mit ſeinen Tribunalen und

Johann Kasimir dazu. Anders richte ich nichts aus . . . Ich sehe das ein! . . . Genug des Harrens! . . . Wie? Eine große Sache! Eine große Sache! Und ich Narr schwankte noch immer. Ich fürchtete mich vor den Billewitsch, dem Prozeß, mich ängstigte ein Traum, die Rachgier des Adels und das Kriegsglück Johann Kasimirs. Sage mir doch, daß ich ein Narr bin! Hörst du, ich befehle dir, es zu sagen!"

„Und ich werde mich hüten, zu gehorchen, denn ihr seid eben ein Radziwill und kein Pfarrvikar. Doch krank müßt ihr sein, Durchlaucht, so aufgeregt sah ich euch noch nie."

„Es ist wahr! Aha! Ich scheuchte sonst mit einer Handbewegung die schwersten Sorgen fort, jetzt fühle ich mich von ihnen gefesselt."

„Seltsam," sagte Sakowitsch. „Wenn das Mädchen euch wirklich einen Zaubertrank gereicht hat, so kann es doch nicht darum geschehen sein, um nachher vor euch zu fliehen. Nach dem aber, was Durchlaucht mir gesagt haben, hatten doch beide die Absicht, heimlich zu entfliehen."

„Ryff sagte mir, daß ich unter dem Einflusse des Saturnus zu leiden habe, welchem in diesem Monat glühende Ausdünstungen entströmen."

„Durchlaucht! Nehmt doch lieber den Jupiter zu eurem Patron: diesem glückte alles ohne besondere Gelübde. Es kann noch alles gut werden, nur denkt nicht an eine Ehe, höchstens eine Scheinehe . . ."

Hier schlug Sakowitsch sich plötzlich vor die Stirn.

„Wartet einmal, Durchlaucht! . . . Mir fällt eben ein . . . Ich hörte in Preußen von einem ähnlichen Falle . . ."

„Flüstert der Teufel dir etwas ins Ohr? Sprich!"

Aber Herr Sakowitsch sprach lange nicht; endlich hellte sein Gesicht sich auf und er sagte:

„Dankt eurem guten Stern, Durchlaucht, daß Sakowitsch euer Freund ist."

„Was giebt es neues? Was giebt es neues?"

„Treibe keine Narreteien, sprich schnell!"

„In Tilsit lebt ein gewisser Plaska, oder wie er sonst heißt, der war seiner Zeit Probst in Nieworany."

„Was geht mich das an? Langweile mich nicht."

„Wohl geht es euch an, Durchlaucht! Der ist der Mann, welcher euch und das Fräulein zusammennähen wird, wie ein Schuster das Oberleder mit der Sohle. Versteht ihr, Durch-

laucht? Er ist ein schlechter Meister, der keiner Innung angehört, weil er sich verheiratet hat, deshalb wird seine Naht leicht aufzutrennen sein. Die Innungsmeister werden die Echtheit der Ehe nicht anerkennen; sie wird ohne Lärm, ohne Gewaltstreich zu lösen sein. Dem schlechten Meister kann man gelegentlich das Genick umdrehen. Ew. Durchlaucht aber werdet euch offen in lauten Klagen ergehen, daß ihr betrogen worden seid. Vorher aber: crescite et multipli camini. Ich bin der erste, der seinen Segen giebt."

„Ich verstehe und verstehe auch nicht," sagte der Fürst. „Zum Teufel, nun verstehe ich erst ganz! Sakowitsch! Du mußt schon mit Zähnen auf die Welt gekommen sein. Du bist dem Henker verfallen! O, Herr Starost! . . . Aber so lange ich lebe, soll dir kein Haar gekrümmt werden und ein anständiger Lohn soll dir nicht entgehen . . . Ich will . . ."

„Ihr müßt feierlichst um die Hand des Fräulein Billewitsch anhalten; bei beiden, dem Schwertträger und bei ihr. Ich lasse meine Haut zu Riemen schneiden, um Sandalen damit an meinen Sohlen zu befestigen und will gern zur Buße eine Pilgerfahrt antreten nach . . . nun, sei es nach Rom, wenn der Plan nicht gelingt. Dem Radziwill tritt man zornig entgegen, wenn es ihm beliebt, sich zu verlieben; wenn er aber sich verehelichen will, dann braucht er keinem Edelmann das Kinn zu streicheln. Durchlaucht müßt nur dem Schwertträger und dem Fräulein sagen, daß vor der Hand die Ehe eine heimliche bleiben muß, weil der König von Schweden euch mit einer bipontischen Prinzessin verehelichen will. Uebrigens stellt Bedingungen, welche und wie ihr sie wollt. Die Ehe wird doch von der katholischen, wie von der lutherischen Kirche nicht anerkannt . . . Wie nun?"

Boguslaw verharrte eine Weile schweigend; auf seinem Gesicht erschienen unter der Fieberröte dunkle Flecke. Zuletzt sprach er:

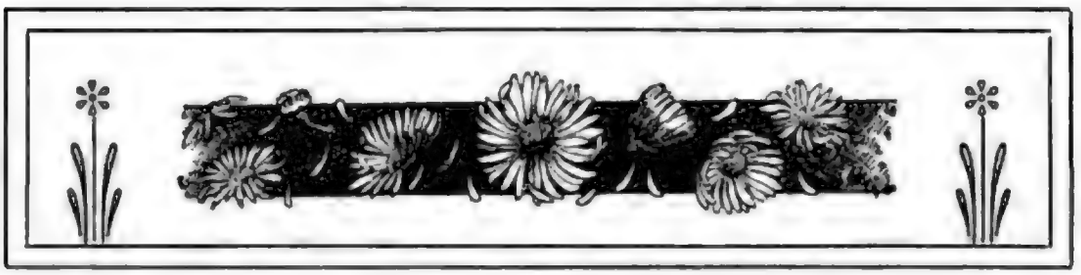
„Die Zeit drängt. In drei Tagen muß ich den Feldzug gegen Sapieha antreten."

„Eben darum!" versetzte Sakowitsch schnell. Hätten wir mehr Zeit, so wäre es unmöglich, den Schein zu wahren. Ist es nicht so? Nur der Mangel an Zeit kann der Grund sein, warum der erste beste Geistliche geholt werden muß, nur Mangel an Zeit kann entschuldigen, daß alles so eilig geht, wie es in wichtigen Fällen zu gehen pflegt. Sie werden selbst denken: „Nur schnell, weil es schnell sein muß!" Das Mädchen hat ritterliche

Tugenden, deshalb könnt ihr, Durchlaucht, ſie mit in das Feld nehmen . . . Mein König, ſelbſt wenn Sapieha euch ſchlägt, bleibt ihr doch zur Hälfte Sieger."

„Gut, gut!" ſagte der Fürſt.

Aber in dieſem Augenblick packte ihn der erſte heftige Schüttelfroſt. Die Zähne ſchlugen ihm aufeinander, er konnte kein Wort mehr hervorbringen. Der Körper wurde ſteif und flog hin und her, vom Krampfe geworfen. Doch ehe der erſchrockene Sakowitſch noch mit dem ſchnell herbeigeholten Medikus zurückkommen konnte, war der Anfall ſchon vorüber.



3. Kapitel.

Am Tage nach der Unterredung mit Sakowitsch begab sich der Fürst direkt zu dem Herrn Schwertträger von Reußen.

„Herr Schwertträger, mein Wohlthäter!“ sagte er gleich beim Eintreten, „ich habe mich gestern schwer versündigt, denn ich bin als Gastgeber heftig gegen den Gast geworden. Meine Schuld ist um so größer, da ich einen Mann beleidigt habe, dessen vornehmes Geschlecht mit den Radziwills seit ewigen Zeiten befreundet ist. Ich flehe euch an, verzeiht mir. Möge die Anerkennung meines Unrechts eine Genugthuung für euch, eine Buße für mich sein. Ihr kennt die Radziwills seit langem und wißt, daß sie zur Abbitte nicht leicht geneigt sind; da ich aber einen Aelteren beleidigt und die schuldige Achtung verletzt habe, komme ich, ohne Rücksicht darauf, wer ich bin, euch die Hand zur Versöhnung zu bieten. Ich hoffe, daß ihr als alter Freund unseres Hauses Verzeihung gewährt.“

Indem er das sagte, streckte er dem Schwertträger die Hand hin und dieser ergriff dieselbe, da sein größter Zorn auch bereits verraucht war, wenn auch zögernd, indem er sprach:

„Gebt uns die Freiheit, zu gehen, Durchlaucht, das wäre uns die beste Genugthuung.“

„Ihr seid frei und könnt schon heute gehen, wohin euch beliebt.“

„Ich danke, Durchlaucht!“ erwiderte der Schwertträger verwundert.

„Nur eine Bedingung stelle ich noch, die ihr, so Gott will, nicht verwerfen werdet.“

„Und welche wäre das?“ frug Herr Billewitsch besorgt.

„Daß ihr geduldig anhören möchtet, was ich euch zu sagen habe.“

„Wenn es nur das ist, so will ich gern bis zum Abend zuhören.“

„Ihr sollt mir auch nicht gleich Antwort geben, sondern eine oder zwei Stunden Zeit zum Ueberlegen haben.“

„Gott weiß, daß ich den Frieden herbeisehne, wenn wir nur frei abziehen dürfen.“

„Die Freiheit erhaltet ihr auf alle Fälle, nur weiß ich nicht, ob ihr von derselben Gebrauch machen werdet, ob ihr nachher noch werdet eilen wollen, von hier fortzukommen. Ich wünsche, daß ihr Tauroggen nebst allen meinen Besitzungen als euer Eigentum betrachten möchtet, und nun hört: Wißt ihr, warum ich dem Fräulein Billewitsch die Abreise versagte? Weil ich erriet, daß ihr entfliehen wolltet, ich liebe aber eure Verwandte so sehr, daß ich, nur um sie zu sehen, täglich den Hellespont durchschwimmen könnte, wie weiland Leander, um Hera zu sehen . . .“

Der alte Herr errötete aufs neue einen Augenblick.

„Ihr wagt mir das zu sagen, Durchlaucht? . . .“

„Gerade euch, weil ihr mein besonderer Wohlthäter werden könnt.“

„Durchlaucht! Sucht euer Liebesglück bei den Mägden eures Hofes, nicht bei den Jungfrauen des Adels. Diese hier könnt ihr gefangen halten, in das tiefste Burgverließ sperren, aber entehren dürft ihr sie nicht!“

„Entehren darf ich sie nicht!“ antwortete der Fürst. „Aber ich kann vor den alten Billewitsch hintreten und sagen: Hört, Vater! gebt mir Olenka zur Gemahlin, denn ich kann ohne sie nicht leben!“

Der Schwertträger war sprachlos vor Staunen. Mit zuckenden Lippen und hervorquellenden Augen stand er da. Dann rieb er sich die Augen mit den Fäusten, wie um besser sehen zu können, und blickte zuletzt bald auf den Fürsten, bald im Gemach umher.

„Träume ich, oder wache ich?“ rief er endlich.

„Ihr träumt nicht, und damit ich euch vollends überzeuge, wiederhole ich cum omnibus titulis: Ich Boguslaw, Fürst Radziwill, Stallmeister des Großfürstentums Litauen, bitte euch, den Herrn Thomas Billewitsch, Schwertträger von Reußen, um die Hand eurer Verwandten, des Fräulein Alexandra, Jagdmeisterstochter.“

„Iſt es möglich? Wahrhaftig? Habt ihr das auch wohl-überlegt, Durchlaucht?“

„Ich habe es mir überlegt, jetzt ſeid ihr daran, zu überlegen, ob der Freier des Mädchens würdig iſt.“

„Mir fehlt der Atem vor Verwunderung . . .“

„Erkennt nun, daß ich niemals unreine Gedanken hatte.“

„Und Ew. Durchlaucht wolltet wirklich unſeren niederen Stand nicht zu gering achten?“

„Schätzt ihr euch ſo gering, hat das Kleinod eures Adels und das Alter eures Geſchlechtes ſo wenig Wert in euren Augen? Kann ein Billewitſch ſo ſprechen?“

„Durchlaucht! Ich weiß, daß unſere Ahnen bis in die Zeiten der Römer hinaufreichen, aber . . .“

„Aber,“ unterbrach ihn der Fürſt, „ihr habt weder Hetmane noch Kanzler in eurem Geſchlecht aufzuweiſen. Das macht nichts! Ihr ſeid ebenſogut von fürſtlichem Geblüt, wie mein Ohm, der Kurfürſt von Brandenburg; denn wenn in unſerer Republik jeder Edelmann als Kandidat zur Königswahl aufgeſtellt werden kann, ſo iſt keine Schwelle zu hoch für ſeine Füße. Ich, mein Herr Schwertträger, hoffentlich bald mein Oheim, bin der Sohn eines alten Geſchlechtes, doch meine Ahnen waren mütterlicherſeits die Sobecks und meint ihr, daß ein Sobeck mehr wert ſei, als ein Billewitſch? Nun? . . .“

Bei dieſen Worten klopfte der Fürſt dem alten Herrn vertraulich auf die Schulter und dieſer wurde unter der Hand des hohen Herrn weich wie Wachs.

„Gott lohne Ew. Durchlaucht die edle Abſicht,“ ſagte er. „Mir fällt ein Stein vom Herzen! Aber — Durchlaucht! Der Unterſchied des Glaubens . . .“

„Ein katholiſcher Prieſter wird uns trauen, anders will ich es gar nicht.“

„Wir werden euch unſer Lebenlang dankbar ſein, denn es handelt ſich doch um Gottes Segen . . .“

„Und was die Nachkommenſchaft betrifft, ſo werde ich nicht darauf beſtehen, daß ſie meinen Glauben annimmt, denn es giebt nichts in der Welt, das ich nicht für die Süße, Liebliche thäte.“

Das Geſicht des Schwertträgers erglänzte bei dieſen Worten, als ſei ein Sonnenſtrahl darauf gefallen.

„Gott hat ihr mit der Schönheit nicht gegeizt . . .“ ſagte er. „Das iſt wahr!“

Boguslaw klopfte ihn wieder auf die Schulter und indem

er ſich tief zu ihm herabneigte, flüſterte er ihm in das Ohr:

„Daß der Erſtgeborene ein Junge ſein wird, dafür ſtehe ich ein, ein Bild von einem Jungen!“

„Hi! Hi! . . .“

„Eine Billewitſch darf nur Jungen zur Welt bringen . . .“

„Eine Billewitſch mit einem Radziwill,“ ſetzte der Schwertträger hinzu, während ſein Ohr im Zuſammenklang dieſer beiden Namen ſchwelgte. „Hi! Hi! Das wird ein Gerede in ganz Smudz geben . . . Und was werden die Sizinskis dazu ſagen, daß die Billewitſch ſo in die Höhe ſchießen? Sie ließen nicht einmal den alten Hauptmann in Frieden, der doch ein Mann nach altem römiſchen Zuſchnitt und von der ganzen Republik verehrt war.“

„Wir wollen ſie in Smudz ausſtechen, nicht wahr?“ ſagte der Fürſt.

„Großer, barmherziger Gott, deine Wege ſind unerforſchlich! — Sollte es aber in deinem Willen ſtehen, daß die Sizinski alle vor Neid platzen — dann — dein Wille geſchehe!“

„Amen!“ ſetzte Boguslaw hinzu.

„Durchlaucht!“ bat der alte Herr, „nehmt es nicht für übel, daß ich die Ehre, welche ihr uns erweiſt, nicht würdevoller aufnehme und meiner Freude zu lebhaften Ausdruck gebe . . . aber wir leben ſo in Kummer, während die Ungewißheit uns peinigte, was unſer warte, und wir uns das Schlimmſte ausmalten. Es iſt ſo weit gekommen, daß wir Ew. Durchlaucht nur Böſes zutrauten und nun erfahren wir, daß wir unrecht hatten. Wir dürfen unſere frühere Verehrung wieder aufrecht halten. Damit iſt — ich geſtehe es gern — eine große Laſt von uns genommen.“

„Hat Fräulein Alexandra eine ſo ſchlechte Meinung von mir?“

„Sie? Ach wäre ich Cicero ſelbſt, ſo wäre ich nicht imſtande, ihre vorherige Verehrung für Ew. Durchlaucht zu beſchreiben. Ich denke nur ihre Tugend und eine angeborene Schüchternheit verhinderten, daß die Verehrung ſich in Liebe verwandelte . . . Wenn ſie nun erfährt, daß Ew. Durchlaucht Abſichten ernſthafte und ehrliche ſind, wird ſie ihrem Herzen keine Zügel mehr anlegen.“

„Cicero hätte nicht vermocht, das ſchöner auszudrücken,“ ſchmeichelte der Fürſt.

„Im Glück findet ſich auch der Ausdruck wieder. Doch, wenn Ew. Durchlaucht ſo gütig auf das zu hören geruht, was ich ſage, ſo möchte ich gern ganz offen und ehrlich ſprechen.“

„So sprecht doch ehrlich! . . .“

„Obgleich das Mädchen noch jung ist, so hat sie doch hinsichtlich der Männer einen bewundernswerten Verstand und Charakter. In Fällen, wo mancher erfahrene Mann zaudert und schwankt, greift sie ohne Bedenken mit fester Hand ein. Was böse ist, das läßt sie unbarmherzig links liegen, was gut ist kommt nach rechts. Sie selbst thut immer das Rechte . . . So lieblich und süß sie sein kann, so beharrt sie mit einer Festigkeit ohnegleichen auf dem einmal für recht erkannten Wege; nichts vermag sie davon abzubringen. Sie ist nach ihrem Großvater und nach mir geraten. Ihr Vater war ein berühmter Soldat . . . als Mensch aber nachgiebig . . . die Mutter, eine geborene Woynillowitsch, die Base der Kulwiezowna, war auch charaktervoll.“

„Das ist mir lieb zu hören, Herr Schwertträger!“

„Nun kann sich niemand vorstellen, wie verhaßt ihr die Schweden, sowie alle Feinde des Vaterlandes sind. Ist ihr jemand auch nur des kleinsten Verrates verdächtig, so wird sie ihn hassen, sei der Mensch auch sonst ein Engel an Güte . . . Verzeiht einem alten Manne, Durchlaucht, der, wenn auch nicht dem Range, so doch den Jahren nach euer Vater sein könnte . . . Laßt die Schweden fahren! . . . Sie sind größere Bedrücker des Vaterlandes als die Tartaren! . . . Wendet eure Armee gegen sie, anstatt mit ihnen zu gehen, und nicht nur ich, sondern auch sie, Olenka, wird freudig mit euch zu Felde ziehen . . . O verzeiht, Durchlaucht, verzeiht! . . . Ich mußte sagen, was ich denke!“

Boguslaw kämpfte seinen Aerger hinunter, nach einer Weile erwiderte er:

„Ihr hattet gestern das Recht, Herr Schwertträger, Vermutungen Raum zu geben; heute thut ihr Unrecht, noch zu denken, ich wollte euch Sand in die Augen streuen, wenn ich behaupte, dennoch auf Seiten des Königs und des Vaterlandes zu stehen. Ich schwöre euch als künftigem Verwandten zu, daß das, was ich von Friedenstraktaten und Zugeständnissen sprach, die heilige Wahrheit war. Auch ich würde vorziehen, mit dem Säbel in der Hand unser Recht zu wahren, denn meine kriegerische Natur verlangt darnach, aber da ich sah, daß ich so nicht zum Ziele kam, griff ich aus Liebe zu dem anderen Mittel . . . Und ich kann sagen: Unerhörtes habe ich erreicht, das bisher unmöglich Scheinende, daß die siegende Macht den Besiegten noch ihre Dienste bot, nachdem der Friede geschlossen.

Eine ſolche That zu vollbringen war der liſtigſte aller Liſtigen, war ſelbſt Mazarin zu vollbringen nicht imſtande . . . Nicht Fräulein Alexandra allein, nein, auch ich fühle einen Abſcheu gegen die Feinde. Was aber bleibt mir zu thun übrig? Wie ſoll man das Vaterland retten? Nec Hercules, contra plures! Da dachte ich mir: Anſtatt es verderben zu laſſen, was leichter und für mich nützlicher wäre, will ich es lieber zu retten verſuchen. Und da ich bei großen Staatsmännern aller Länder in die Lehre gegangen bin und ein hohes Anſehen auch bei den Schweden, meines Vetters Januſch wegen genieße, leitete ich die Unterhandlungen ein und was war das Reſultat? Ihr habt es geſtern gehört. Der Krieg ſollte ein Ende haben, die Republik, eure Kirchen, die Geiſtlichkeit, der Adel von dem Drucke befreit werden und noch dazu ſolltet ihr in der Unterdrückung der Ukrainiſchen Aufſtändiſchen und in der Erweiterung der Landesgrenzen unterſtützt werden . . . Das alles unter der einen einzigen Bedingung, daß Karl Guſtav dereinſt König von Polen werden ſollte. Wer da behauptet, mehr für das Vaterland in ſeiner Bedrängnis gethan zu haben, der trete mir unter die Augen!“

„Es iſt wahr, was ihr ſagt . . . ein Blinder muß das ſehen . . . Nur wird es den Ständen, beſonders den Adelsſtänden ſehr unangenehm ſein, daß die freie Königswahl dann aufhören muß.“

„Was iſt wertvoller, das Vaterland oder das Wahlrecht?“

„Das iſt einerlei, Durchlaucht!“ Das Wahlrecht iſt das Kardinalrecht der Republik von jeher . . . Was hat das Vaterland zu bedeuten ohne die Sammlung der Geſetze, ohne die Privilegien und Freiheiten, die den Adelsſtänden zukommen? . . . Herren findet man auch unter fremder Regierung.“

Zorn und Langeweile malte ſich in den Zügen Boguslaws, aber nur einen Augenblick.

„Karolus,“ ſagte er, „wird die pacta conventa unterſchreiben, wie ſeine Vorgänger unterſchrieben haben. Nach ſeinem Tode wählen wir, wen wir wollen . . . ſei es auch nur den Radziwill, der von der Billewitſch geboren werden ſoll.“

Der Schwertträger war eine Weile ganz benommen von der Größe dieſes Gedankens, dann erhob er den Arm und rief begeiſtert:

„Consentior! . . .“

„Ja, auch ich denke, daß ihr nun einverſtanden ſein werdet auf die Gefahr hin, daß die erbliche Thronfolge bei unſerem

Geschlecht bleibt," versetzte der Fürst mit boshaftem Lächeln. „So seid ihr nun alle! Doch das auf später! Jetzt thut Not, daß die Unterhandlungen zustande kommen . . . Versteht ihr, mein Herr Oheim?"

„Ich verstehe! Wahrhaftig! Es thut Not!" wiederholte aus tiefster Ueberzeugung der Schwertträger."

„Sie können zustande kommen, weil ich der schwedischen Majestät ein willkommener Vermittler bin, und wißt ihr warum? . . . Seht! Karolus hat eine Schwester, welche mit Pontus de la Gardie vermählt ist und eine noch unvermählte, die er gern mir geben möchte, um mit unserem Hause in Verwandtschaft zu treten und auf diese Weise in Litauen eine ihm freundschaftlich gesinnte Partei zu haben. Daher stammt sein Wohlwollen für mich."

„Wie das?" frug beunruhigt Herr Billewitsch.

„Das soll heißen, daß ich für euer Täubchen alle bipontischen Prinzessinnen und alle Fürstentümer der Welt hingebe. Nur darf ich die schwedische Majestät nicht reizen, so lange die Unterhandlungen dauern; doch sobald der Vertrag unterschrieben ist, wollen wir sehen!"

„Bah! Sie sind imstande, nicht zu unterschreiben, sobald sie erfahren, daß Ew. Durchlaucht vermählt sind!"

„Herr Schwertträger," sagte Boguslaw ernst. „Ihr habt mich der Unehrlichkeit gegen das Vaterland geziehen . . . Ich frage euch nun als echter Bürger: Habe ich das Recht, meiner Privatangelegenheit wegen das Wohl der Republik in Frage zu stellen?"

Herr Thomas horchte auf.

„Was soll also werden?" frug er.

„Denkt einmal nach: was soll werden?"

„Bei Gott, ich sehe schon, die Trauung muß aufgeschoben werden und das Sprichwort sagt: ‚Aufgeschoben, aufgehoben.'"

„Meine Liebe bleibt unverändert, denn ich liebe für das ganze Leben. Ihr müßt wissen, daß ich in der Treue noch die geduldige Penelope beschämen könnte."

Herr Thomas erschrak heftig, denn gerade in Bezug auf die Treue des Fürsten war ihm das Gegenteil bekannt und die öffentliche Meinung bestätigte seine persönliche Ansicht. Als hätte er die Gedanken des alten Herrn erraten, setzte der Fürst schnell hinzu:

„Aber ihr habt Recht! Man ist des Morgen niemals sicher; man kann von Krankheit heimgesucht werden. Mir scheint,

es bereitet sich eine Niederlage bei mir vor, denn gestern bin ich so steif an allen Gliedern geworden, daß Sakowitsch mich kaum zu mir brachte. Ich kann sterben, auf dem Feldzuge gegen den Sapieha umkommen; es wird Mühsale und Sorgen zu überstehen geben, die auf keine Kuhhaut zu schreiben sind."

„Bei den Wunden Gottes, Durchlaucht, was ratet ihr?"

„Was soll ich raten," antwortete der Fürst betrübt. „Ich wollte, das Schloß wäre schon hinter uns zugefallen."

„Dann laßt es doch zufallen . . . Laßt euch trauen, dann geschehe, was wolle . . ."

Boguslaw sprang auf.

„Beim heiligen Evangelium! Ihr solltet mit eurem Verstande zum Kanzler von Litauen ernannt werden. Ein anderer würde nicht in drei Tagen mit dem zustande kommen, was euch im Fluge einfällt. Ihr habt Recht! Sich trauen lassen, dann stille sitzen. Das nenne ich einen Kopf. In zwei Tagen muß ich so wie so gegen den Sapieha ziehen, das ist ein bitteres Muß. Unterdessen richten wir den geheimen Zugang zu der Kemenate des Fräuleins her. Wir ziehen zwei oder drei Vertraute in das Geheimnis, damit die Trauung in aller Form Rechtens vollzogen wird. Der Ehevertrag soll sogleich aufgesetzt, das Kranzgeld festgestellt werden; mein Vermächtnis schließe ich den Akten bei und später! — Herr Schwertträger, ich danke, danke von Herzen! Kommt in' meine Arme und dann fort zu meiner Schönsten! . . . Ich werde ihrer Antwort harren, wie auf glühenden Kohlen! Unterdessen will ich den Sakowitsch nach einem Geistlichen schicken! Lebt wohl, Väterchen; so Gott will, seid ihr bald Ahne."

Nach diesen Worten ließ der Fürst den erstaunten Edelmann aus seinen Armen und stürmte hinaus.

„Bei Gott!" sprach der Schwertträger für sich, nachdem er sich etwas erholt hatte. „Ich habe einen so verständigen Rat erteilt, daß Salomon sich vor mir schämen muß und doch, ich wollte, es ließe sich ohne das machen. Geheimnis bleibt Geheimnis . . . Aber zerbrich dir den Kopf, so viel du willst, schlage das Gehirn an die Wand, Alter, es geht nicht anders. Hm! ein Blinder muß sehen, daß es nicht anders geht. Wenn doch der Frost die Schweden alle erwürgen wollte . . . Wäre es nicht um die Unterhandlungen zu thun, so könnte die Hochzeit mit allen Zeremonien gehalten und ganz Smudz zu Gaste geladen werden. Und nun muß der Bräutigam die Braut fast im Alltagsgewand zum Altar führen, um keinen Lärm zu

ſchlagen . . . Pfui! zum Kuckuck! Die Sizinskis werden noch ſo bald nicht das Platzen kriegen, wenn ſie auch ſpäter nicht verſchont bleiben werden . . .“

Indem er das ſagte, begab er ſich zu Olenka.

Unterdeſſen beriet ſich der Fürſt des weiteren mit Sakowitſch.

„Der Alte tanzte wie ein Bär auf den Vorderpfoten,“ erzählte er dem Vertrauten, „aber gequält hat er mich auch! Uff! Doch ich habe ihn dafür an die Bruſt gedrückt, daß ihm die Rippen knackten, und geſchüttelt habe ich ihn, daß ich dachte, die Stiefeln müßten ihn ſamt den Strohwiſchen von den Beinen fliegen . . . Und als ich ihn Oheim nannte, da quoll er in den Augen auf, als hätte er ein ganzes Faß Bigos verſchlungen. Tfu! Tfu! Warte! Ich will dich ſchon zum Oheim machen, doch ſolcher Ohme habe ich ſchockweiſe in der Welt . . . Sakowitſch! ich ſehe ſie ſchon meiner in der Kemenate harren, mit niedergeſchlagenen Augen und über die Bruſt gekreuzten Händen . . . O, warte du nur! . . wie will ich dieſe Aeugelein küſſen . . . Sakowitſch! Du erhältſt von mir das Gut Prudy bei Orſchmian in lebenslängliche Pacht! . . . Wann kann Plaska hier ſein?“

„Gegen Abend! Ich danke Ew. Durchlaucht für Prudy.“

„Nicht doch! Gegen Abend? Das heißt, er kann jeden Augenblick da ſein . . . Könnte doch die Trauung noch heute, ſei es auch um Mitternacht ſtattfinden . . . Iſt der Ehevertrag fertig?“

„Jawohl! Ich war freigebig im Namen Ew. Durchlaucht. Das Fräulein erhält die Herrſchaft Birz als Brautſchatz . . . Der Schwertträger wird heulen wie ein Hund, wenn wir es ihm ſpäter wieder abnehmen.“

„Er wird zur Beruhigung in den Kerker geſteckt werden.“

„Das wird nicht nötig ſein, denn ſobald die Ehe ungültig erklärt wird, iſt auch der Vertrag ungültig. Sagte ich Ew. Durchlaucht nicht, daß ſie einverſtanden ſein werden?“

„Er machte keine Schwierigkeiten . . . ich bin neugierig, was ſie ſagen wird . . . er läßt lange auf ſich warten!“

„Sie werden ſich in den Armen liegen und mit Thränen Ew. Durchlaucht ſegnen und eure Güte und Schönheit preiſen.“

„Ich zweifle an der Schönheit, denn ich ſehe elend aus. Ich fühle mich noch nicht wohl, und fürchte, daß der geſtrige Anfall zurückkehrt.“

„Ei nein! Ew. Durchlaucht müßte nur etwas warm werden.“

Der Fürſt trat vor den Spiegel.

„Meine Augen ſind bläulich unterlaufen und Fouret, der

Narr, hat mir die Brauen heute schief geschwärzt. Sieh einmal her, sind sie nicht schief? Ich werde ihm die Daumschraube anlegen lassen dafür und einen Affen an seiner Stelle zum Kammerdiener machen ... Was soll das heißen, daß der Schwertträger so lange nicht kommt? ... Ich möchte gern zu ihr! Sie wird mir doch erlauben, sie vor der Trauung einmal zu küssen! ... Wie schnell es heute dunkel wird! Man möchte die Kneipzange in die Kohlen legen für Plaska, für sein langes Ausbleiben ..."

„Das würde ihn nicht berühren, er wird nicht einmal zucken, denn er ist ein Sohn der Finsternis, der Schelme schlimmster!"

„Und die Trauung ist ein Schelmenstück!"

„Ein Schelm wird den andern Schelm durch ein Schelmenstück verehelichen," sagte Sakowitsch.

Der Fürst wurde gut gelaunt.

„Wo ein Kuppler der Brautführer ist, da kann nur ein Schelm der Priester sein!" sagte er.

Eine Weile schwiegen sie still. Dann fingen plötzlich beide an zu lachen, aber das Gelächter hallte seltsam unheimlich von den Wänden wieder. Die Nacht sank immer tiefer herab.

Der Fürst begann auf und ab zu gehen; er stampfte dabei kräftig mit dem Stöckchen auf, auf welches er sich stützte, da ihm die Beine von dem überstandenen Anfall noch etwas steif waren.

Die Pagen trugen Armleuchter mit Wachslichtern herein und entfernten sich wieder. Die Zugluft machte die Flammen hin und her flackern, so daß sie lange nicht gerade brennen konnten und das schmelzende Wachs reichlich herniedertropfte.

„Sieh', wie die Lichter brennen," sagte der Fürst. „Wie deutest du das?"

„Das bedeutet, daß die Tugend noch heute schmelzen wird, wie Wachs."

„Wunderlich! Das Flackern dauert so lange."

„Vielleicht flattert die Seele des alten Billewitsch über den Lichtern."

„Dummkopf!" sagte der Fürst heftig. „Unbeschreiblicher Dummkopf! Ist das jetzt die geeignete Zeit, mich an Gespenster zu erinnern?"

Sie verstummten eine Weile.

„In England sagt man," begann der Fürst wieder, „daß die Flamme jedes Lichtes bläulich klar brennt, sobald ein Geist

im Gemache ist. Sieh' her! Diese hier brennen gelb wie immer."

„Unsinn! . . ." versetzte Sakowitsch. „In Moskau giebt es Menschen . . ."

„Stille doch!" unterbrach ihn Boguslaw. „Der Schwertträger naht . . . Nein! Es ist der Wind, der mit dem Fensterladen klappert. Die Teufel haben das Mädchen mit solch einer Muhme ausgestattet . . . Kulwiez Hippocentaurus! Hat schon jemand so etwas gehört? Sie sieht auch aus wie eine Chimäre."

„Befehlen Ew. Durchlaucht, daß ich mich mit ihr vermähle. Das könnte nicht schaden. Plaska lötet uns im Augenblick zusammen."

„Meinetwegen! Ich gebe ihr einen Spaten aus Ahornholz zum Brautgeschenk und dir eine Laterne, um ihr zu leuchten."

„Ich will lieber nicht dein Ohm werden, Bogusch . . ."

„Denke an Kastor!" entgegnete der Fürst.

„Fahre dem Kastor nicht gegen den Strich in die Haare, mein Pollux, er könnte leicht beißen!"

In diesem Augenblick trat der Schwertträger in Begleitung des Fräulein Kulwiez in das Gemach. Die Unterhaltung wurde unterbrochen. Der Fürst schritt rasch auf beide zu, indem er sich auf das Stöckchen stützte. Sakowitsch erhob sich.

„Nun, kann ich Olenka sehen?" frug der Fürst.

Doch der Schwertträger ließ die Arme schlaff herabsinken und der Kopf fiel ihm auf die Brust, während er sprach:

„Mein Fürst! Meine Bruderstochter erklärt, daß das Testament des Hauptmann Billewitsch ihr verbietet, selbst über ihr Los zu entscheiden. Aber auch wenn dies nicht der Fall wäre, könnte sie sich zu einem Ehebündnis mit Ew. Durchlaucht nicht entschließen, da sie keine Liebe für euch fühlt."

„Sakowitsch! Hörst du?" rief der Fürst mit heiserer Stimme.

„Ich wußte von dem Testament," sagte Billewitsch, „aber ich dachte nicht, daß sein Inhalt ein unbesiegbares Hindernis sein könnte."

„Ich spotte eurer adligen Testamente!" sagte der Fürst. „Ich speie auf eure adligen Testamente! Versteht ihr?! . . ."

„Aber wir spotten ihrer nicht!" entgegnete Herr Thomas ärgerlich, „und laut Testament hat das Mädchen zwischen dem Kloster oder Kmiziz zu wählen."

„Wem ſagſt du, Graurock? Kmiziz? . . . Ich will euch die Kmiziz zeigen . . . Ich will euch lehren! . . .“

„Mich nennt ihr einen Graurock, fürſtliche Durchlaucht? Mich, einen Billewitſch?“

In höchſter Entrüſtung trat der Schwertträger dem Fürſten einen Schritt entgegen, doch Boguslaw ſtieß ihn ſo heftig mit der Fauſt vor die Bruſt, daß der Edelmann ſtöhnend zuſammenbrach, und den am Boden Liegenden noch mit dem Fuße fortſtoßend, um Platz zu gewinnen, ſtürmte er barhäuptig aus dem Gemach.

„Jeſus, Maria und Joſef!“ ſchrie das Fräulein Kulwiez.

Doch ſchon hatte Sakowitſch ſie am Arm gefaßt und den Dolch ihr auf die Bruſt ſetzend, ſagte er:

„Stille, mein Kleinod! Stille, liebliches Turteltäubchen, ſonſt ſchneide ich dir dein ſüßes Kehlchen durch, wie einer lahmen Henne. Hier ſtillegeſeſſen und nicht fortgegangen, denn oben feiert jetzt deine Schweſtertochter Hochzeit.“

Doch auch in den Adern des alten Fräuleins ſtrömte adliges Blut; kaum hatte ſie die Worte Sakowitſchs vernommen, ſo verwandelte ſich ihr Schrecken in ritterlichen Mut und weibliche Entrüſtung.

„Schuft! Mörder! Heide!“ ſchrie ſie aus vollem Halſe. „Töte mich, ſonſt ſchreie ich die ganze Republik zur Rache auf. Mein Vetter iſt erſchlagen! Meine Schweſtertochter geſchändet! Ich will auch nicht leben! Stich' zu! Mörder! Schneide! Leute her! Kommt herbei! Seht! . . .“

Weitere Ausrufe erſtickte Sakowitſch, indem er ihr ſeine große Hand auf den Mund preßte.

„Stille, du ſchiefe Spindel! Stille, du verwelkter Rautenzweig,“ ſagte er. „Ich will dich ja nicht töten. Wozu vorzeitig dem Teufel das geben, was ihm doch gehört. Aber, damit du nicht wie ein Pfau fortwährend ſchreien kannſt, will ich zu deiner Beruhigung dein liebliches Mäulchen mit deinem Sacktuche verbinden. Ich werde dann den ‚Schmachtenden‘ ſpielen und dir zur Laute Liebeslieder ſingen. Was gilt die Wette, du verliebſt dich in mich.“

Während er ſo ſprach, hatte der Herr Staroſt von Orſchmian mit der Geſchicklichkeit eines Henkerknechtes den Kopf des Fräuleins mit einem Tuch umwickelt, im Augenblick ihre Hände und Füße mit Riemen gefeſſelt und ſie auf das Kanapee geworfen.

Dann ſetzte er ſich neben ſie und während er ſeine Glieder

reckte, ſprach er ſo ruhig, als ob er eine gewöhnliche Unterhaltung führen wollte:

„Wie denkt ihr darüber, mein Fräulein? Ich mutmaße, daß auch Boguſch ebenſo leicht mit dem Fräulein fertig geworden iſt.“

In demſelben Augenblick aber ſprang er auch ſchon entſetzt auf, denn die Thüre wurde ſchnell aufgeriſſen und Fräulein Alexandra erſchien auf der Schwelle.

Ihr Antlitz war totenbleich, das Haar etwas in Unordnung geraten, ihre Brauen waren gerunzelt und aus den Augen leuchtete es drohend.

Als ſie den am Boden liegenden Schwertträger erblickte, kniete ſie neben ihm nieder und betaſtete ſeine Bruſt und ſeinen Kopf.

Der Edelmann ſeufzte tief, ſchlug langſam die Augen auf, dann richtete er ſich halb empor und ſah ſich in dem Gemach um, als wäre er aus tiefem Schlaf erwacht. Darauf verſuchte er, die Hand als Stütze benutzend, aufzuſtehen, was ihm mit Hilfe des Fräuleins endlich gelang. Sie führte ihn noch ſchwankend zu einem Stuhl, auf den ſie ihn niederließ.

Jetzt erſt ſah Olenka das auf dem Kanapee liegende alte Fräulein.

„Habt ihr ſie getötet?“ frug ſie, zu Sakowitſch gewendet.

„Bewahre mich Gott!“ antwortete der Staroſt von Orſchmian.

„Ich befehle euch, ihre Feſſeln zu löſen!“

Es lag ſo viel gebietendes in dem Befehle, daß Sakowitſch nicht zu widerſprechen wagte, ſondern, als hätte eine Fürſtin Radziwill zu ihm geſprochen, unverzüglich das Fräulein Kulwiez befreite.

„Und jetzt,“ befahl Fräulein Alexandra, „geht zu eurem Herrn, welcher oben liegt.“

„Was iſt geſchehen?“ ſchrie Sakowitſch, der wieder zur Beſinnung gekommen war. „Ihr werdet mir Rede ſtehen!“

„Nicht euch, Bedientenſeele! Fort mit euch!“

Und Sakowitſch ſtürzte wie beſeſſen davon.

4. Kapitel.

Der Anfall, welchen der Fürſt zu überſtehen hatte, war viel ſchwerer, als der am vorhergegangenen Tage. Der Krampf preßte die Kinnladen ſo feſt zuſammen, daß man dieſelben mit Gewalt aufbrechen mußte, um dem Kranken Arznei einzuflößen. Er kam bald darauf zwar zur Beſinnung, doch nun ſchüttelte der Krampf den ganzen Körper derartig, daß er auf dem Lager hin und her flog, wie ein ſchwer verwundetes Tier. Sakowitſch verließ ſeinen Herrn zwei Tage und Nächte lang nicht. Als dann der Paroxismus vorüber war, folgte eine große Schwäche; der Kranke ſtierte unaufhörlich nach der Decke ohne ein Wort zu ſprechen, endlich fiel er in tiefen feſten Schlaf, aus dem er erſt gegen Mittag des dritten Tages erwachte, ganz in Schweiß gebadet.

„Wie befinden ſich Ew. Durchlaucht?“ frug Sakowitſch.

„Ich fühle mich wohler. Sind Briefe eingelaufen?“

„Ja, vom Kurfürſten und von Stenbock; ſie liegen hier auf dem Tiſche, doch muß das Leſen auf ſpäter verſchoben werden, denn Durchlaucht ſeid noch zu ſchwach dazu.

„Gieb her, gleich . . . Hörſt du?“

Der Staroſt von Orſchmian reichte die Briefe dem Fürſten hin. Nachdem derſelbe ſie wiederholt geleſen und eine Weile überlegt hatte, ſprach er:

„Morgen brechen wir nach Podlachien auf.“

„Morgen, mein Fürſt, werdet ihr auf dem Lager liegen, wie heute.“

„Morgen werde ich ſamt dir zu Pferde ſitzen . . . Schweig, widerſprich nicht!“

Der Staroſt verſtummte, tiefe Stille herrſchte im Gemach, welche nur durch das einförmige Tick-Tack der Danziger Uhr unterbrochen wurde.

„Der Gedanke war dumm, der Rat war dumm," ſprach plötzlich der Fürſt, „und ich war ſo dumm, ihm zu folgen . . ."

„Das dachte ich mir," verſetzte Sakowitſch. „Ich wußte gleich, daß, wenn die Sache mißlang, die Schuld mich treffen würde."

„Weil dein Verſtand deiner ſpottete."

„Mein Vorſchlag war wohlüberlegt. Ich kann nicht dafür, daß jenen ein Teufel zur Seite ſteht, der ſie alles erraten läßt oder ſie warnt."

Der Fürſt richtete ſich auf.

„Glaubſt du? . . ." frug er, ſeinen Vertrauten ſcharf anblickend.

„Kennt ihr denn die Papiſten ſo wenig, Durchlaucht?"

„O ich kenne ſie! Auch ich dachte ſchon oft an Zauberei. Seit ehegeſtern bin ich ihrer Anwendung gewiß. Du haſt denſelben Gedanken wie ich, deshalb frug ich, ob du im Ernſte daran glaubſt. Welcher von ihnen aber könnte wohl die Verbindung mit dem Böſen unterhalten? . . . Sie nicht, denn ſie iſt tugendhaft . . . Der Schwertträger auch nicht, der iſt zu dumm dazu . . ."

„Bleibt nur noch die alte Muhme . . ."

„Die könnte es wohl ſein . . ."

„Der Ueberzeugung wegen band ich ſie ehegeſtern kreuzweiſe zuſammen, nachdem ich ihr zuvor das Meſſer an die Kehle geſetzt hatte . . . Stellt euch vor, Durchlaucht . . . wie ich heute mein Meſſer gebrauchen will, iſt die Klinge vollſtändig geſchmolzen, als hätte ſie im Feuer gelegen."

„Zeig her."

„Ich habe das Meſſer ins Waſſer geworfen, obgleich die Schale mit einem koſtbaren Türkis eingelegt war."

„Dann will ich dir erzählen, was mir geſchehen iſt . . . Ich ſtürmte wie von Sinnen in ihr Gemach. Was ich zu ihr ſprach, weiß ich nicht mehr . . . nur das vergeſſe ich niemehr, daß das Mädchen rief: ‚Lieber ſpringe ich in das Kaminfeuer!' Du weißt, wie ungeheuer groß dort der Kamin iſt. Kaum hatte ſie es geſagt, da war ſie auch ſchon drinnen, ich hinterdrein! Ich umfaßte ſie; ihre Kleider fingen ſchon an zu brennen, ich hatte Mühe, ſie zurückzuhalten und gleichzeitig die Flammen zu löſchen. Da packte mich der Krampf. Die Kinnladen klappten

aufeinander — mir war, als ob meine Halssehnen gezerrt würden . . . dabei schienen die Flammen, welche uns umzuckten, sich in Bienen zu verwandeln, die unsere Ohren umsummten . . . So wahr du mich hier siehst; es ist wahr!"

„Und was weiter?"

„Ich weiß nicht, was weiter geschah. Eine fürchterliche Angst befiel mich — mir war, als sinke ich in eine unergründliche Tiefe, in einen Brunnen. O diese Angst! Ich sage dir, diese Angst! Mir stehen noch jetzt die Haare zu Berge davon! . . . Ach, und es war nicht die Angst allein . . . ich weiß nicht, wie ich sagen soll . . . eine Leere, Ernüchterung, eine unbegreifliche Kraftlosigkeit hatte mich befallen . . . Glücklicherweise behüteten mich die himmlischen Mächte, sonst wäre ich nicht mehr unter den Lebenden."

„Der Paroxysmus hatte euch erfaßt, Durchlaucht . . . Die Krankheit spiegelt uns oft seltsame Dinge vor. Dennoch sollte man der Sicherheit wegen ein Loch in das Eis schlagen und die Alte schwemmen."

„Laß sie ungeschoren! Morgen rücken wir aus, dann kommt der Frühling, mit ihm andere Sterne, kurze Nächte, die alles Böse entkräften."

„Wenn wir morgen ausrücken wollen, muß Ew. Durchlaucht das Mädchen doch fahren lassen."

„Das muß ich, selbst wenn ich nicht wollte . . . Ich bin bezüglich ihrer heute ganz wunschlos."

„Laßt sie frei. Laßt sie zum Teufel fahren!"

„Das kann ich nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil der Edelmann mir bekannt hat, daß in Billewitsche große Schätze vergraben sind. Lasse ich sie nun reisen, dann werden sie dieselben holen und in die Wälder gehen. Es ist also besser, ich lasse sie hier und nehme die Schätze in Requisition. In Kriegszeiten ist das erlaubt. Zudem hat er sie mir freiwillig angeboten. Wir werden die Gärten in Billewitsche Stich für Stich umgraben, wir müssen die Tonnen finden. Hier kann der Schwertträger wenigstens keinen Lärm schlagen und in ganz Litauen ausschreien, daß ich ihn beraube. Mich überfällt die größte Wut bei dem Gedanken, wie viel Geld ich hier so nutzlos verschwendet habe und was habe ich damit erreicht? Nichts!"

„Ich bin schon lange wütend auf das Mädchen. Ich sage euch, Durchlaucht — als sie letzthin vor mir stand und — als wäre ich irgend ein Hofknecht — mir befahl: „Fort,

Bedientenseele! Oben liegt dein Herr!" — da hätte ich ihr am liebsten den Hals umgedreht, weil ich nicht anders glaubte, als daß sie Ew. Durchlaucht erstochen oder erschossen habe."

„Du weißt, daß ich nicht dulde, daß in meinem Hause jemand anderer regiert, als ich selbst . . . Es ist gut, daß du nichts derartiges gethan hast, sonst hättest du die Zangen zu fühlen bekommen, die für den Plaska bestimmt waren . . . Wage es nicht, sie anzurühren!" . . .

„Ich habe den Plaska schon zurückgeschickt," lenkte Sakowitsch das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. „Er war sehr verwundert, nicht erfahren zu können, wozu man ihn hergebracht und gleich wieder fortgeschickt hatte. Er verlangte etwas für die Mühe und den Schaden, den ihm der Zeitverlust verursacht hat —, ich aber sagte ihm, daß er froh sein solle, seine Haut ganz wieder fortzutragen! . . . Soll morgen wirklich der Aufbruch nach Podlachien stattfinden?"

„So wahr Gott im Himmel ist! Sind die Truppen meinen Befehlen gemäß ausgerüstet?"

„Die Reiter sind nach Kiejdan gesandt, von wo aus sie bis Kowno vorrücken und dort weitere Befehle erwarten sollen. Unsere polnischen Fahnen habe ich noch zurückbehalten, denn es erschien mir besser, sie nicht vorauszuschicken. Obgleich ich die Leute für treu halte, könnten sie sich doch von den Konföderierten verleiten lassen, zu den Rebellen zu gehen. Glowbitsch wird mit uns gehen, ebenso Wrotynski mit seinen Samländern, Karlsström bildet mit den Schweden den Vortrab . . . Er hat Befehl, unterwegs die Rebellen niederzuschlagen, wo er sie antrifft."

„Gut!"

„Kieritz soll mit den Füsilieren langsam folgen, damit wir im Notfalle eine Stütze haben. Wenn wir schnell marschieren sollen und unser Erfolg von der Schnelligkeit unserer Bewegungen abhängen soll, so fürchte ich, daß die schwedische und preußische Reiterei uns nur hinderlich sein wird. Schade, daß uns nicht genügend polnische Truppen zur Verfügung stehen, denn unter uns gesagt, es geht nichts über unsere Reiter . . ."

„Ist die Artillerie fort?"

„Ja."

„Wie? Und Paterson?"

„Der ist noch hier! er pflegt den Ketling, welcher sich mit dem eigenen Degen schwer verwundet hat. Ihr wißt, er liebt den Jungen sehr. Wenn ich nicht wüßte, daß Ketling ein

mutiger Offizier ist, würde ich fast vermuten, daß er sich absichtlich verletzt hat, um zurückbleiben zu können."

„Wir werden an die hundert Mann hier zurücklassen müssen, teils in Roschen, teils in Kiejdan. Die schwedischen Besatzungen sind knapp und de la Gardie verlangt ohnedies täglich Leute von Loewenhaupt. Wenn wir nun auch noch ausrücken, werden die Rebellen bald die Niederlage bei Schawel vergessen haben und sie werden das Haupt wieder erheben."

„Sie schießen ohnehin überall wie die Pilze empor. Ich hörte, daß die Schweden bei Talscha geschlagen worden sind."

„Waren es Adlige oder Bauern?"

„Es waren Bauern unter der Anführung ihres Probstes. Aber auch der Kleinadel in der Laudaer Gegend rebelliert."

„Die Laudaer sind unter Wolodyjowski im Felde."

„Aber es sind eine Menge Jünglinge und Greise daheim geblieben. Diese greifen nun zu den Waffen; sie sind ein gar kriegerisches Volk."

„Ohne Geld kann die Rebellion nichts machen."

„Wir aber wollen uns in Billewitsche den Geldsack füllen. Man muß eben ein Genie sein, wie Ew. Durchlaucht, um sich so Rat zu wissen."

Boguslaw lachte bitter.

„Man schätzt in diesem Lande diejenigen am höchsten, welche der Königin und dem Adel zu schmeicheln verstehen. Weder das Genie noch die Tugend gelten etwas. Es ist ein Glück, daß ich ein Fürst bin, das verhindert sie, mir Fesseln anzulegen. Wenn nur die Einkünfte aus meinen Gütern nicht ausbleiben, dann kümmere ich mich um die ganze Republik nicht."

„Wenn man nur die Güter nicht konfiszieren wollte!"

„Erst wollen wir Podlachien konfiszieren, wenn nicht ganz Litauen. Jetzt rufe mir Paterson."

Sakowitsch ging hinaus und kehrte nach einer Weile mit Paterson zurück. Am Lager des Fürsten wurde nun eine Ratssitzung abgehalten, deren Resultat der Beschluß war, am nächsten Morgen aufzubrechen und in Eilmärschen nach Podlachien zu gehen. Der Fürst befand sich bald bedeutend wohler; er nahm seine Abendmahlzeit mit den Offizieren zusammen und lauschte unter fröhlichen Scherzen frohgemut dem Wiehern und Schnaufen der Rosse und dem Klirren der Waffen im Schloßhofe.

Zuweilen atmete er tief auf und dehnte sich im Stuhle.

„Der Feldzug wird mich wieder gesund machen," sagte er

zu den Offizieren. „Ich bin von dem Nachdenken über die Friedensverträge und über den vielen Lustbarkeiten faul geworden. Nun, ich hoffe zu Gott, die Konföderierten sollen meine Faust zu fühlen bekommen, sie und unser Exkardinal mit der Krone."

Paterson wagte, bei der heiteren Laune seines Herrn, ebenfalls einen Scherz.

„Es ist ein Glück," sagte er, „daß Delila dem Samson nicht das Haar verschnitten hat."

Darauf sah Boguslaw ihn eine Weile mit seltsamem Ausdruck in seinen Augen an, so daß der Schotte schon anfing, ängstlich zu werden. Nachher aber flog ein unnatürliches Lachen über die Züge des Fürsten, und als hätte er nicht gehört, was Paterson gesagt, fuhr er fort:

„Wenn Sapieha ihre Stütze ist, so werde ich ihn so rütteln, daß die ganze Republik über ihn zusammenstürzt."

Da die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt wurde, so wurde dieselbe von den ausländischen Soldoffizieren verstanden und laut belacht. Die Unterhaltung wurde mit einem einstimmigen „Amen" geschlossen.

Am nächsten Morgen rückte der Fürst an der Spitze seiner Truppen aus. Der Adel aus Preußen, welchen die glänzenden Festlichkeiten des fürstlichen Hofes hierher gelockt hatten, schickte sich zur Abreise an.

Ihnen folgten diejenigen, welche vor den Schrecknissen des Krieges in Tauroggen Zuflucht gesucht hatten, denen aber Tilsit nun doch sicherer erschien. So blieben denn nur der Schwertträger, das Fräulein Kulwiez und Olenka zurück, außerdem Ketling und ein alter Offizier Namens Braun, welcher über die kleine Besatzung das Kommando hatte.

Der Schwertträger war nach dem Stoß, welchen der Fürst ihm versetzt hatte, mehrere Tage krank; er mußte zuweilen Blut speien, da aber ein Knochenbruch nicht stattgefunden hatte, so erholte er sich allmählich und begann sich mit einem Fluchtplane zu beschäftigen.

Währenddessen war ein Expreßbote aus Billewitsche eingetroffen, welcher einen Brief von Boguslaws Hand brachte. Der Schwertträger wollte denselben erst nicht lesen, doch besann er sich, dem Rate Olenkas folgend, welche der Ansicht war, daß es besser sei, alle Pläne und Absichten des Feindes zu kennen.

„Mein sehr lieber Herr Billewitsch!" schrieb der Fürst. „Concordia res parvae crescent, discordia maximae dilla-

buntur! Das Schickſal wollte nicht, daß wir ſo im Frieden auseinandergingen, wie meine Gefühle für Euch und Eure ſchöne Verwandte das gewünſcht hatten, aber das iſt wahrhaftig nicht meine Schuld. Ihr wißt am beſten, wie Ihr meine beſten Abſichten mit Undank gelohnt habt. Was jedoch der Zorn verbrochen, das ſoll die Freundſchaft nicht nachtragen, ich hoffe alſo, daß meine Heftigkeit durch das Unrecht, welches Ihr mir zugefügt, genügend entſchuldigt wird und Ihr mir verzeiht, wie ich Euch von Herzen verzeihe. Denn das gebietet mir die chriſtliche Liebe und ich wünſche Frieden mit Euch zu ſchließen. Um Euch nun den Beweis zu geben, daß jede Bitterkeit in meinem Herzen ausgetilgt iſt, ſo betrachte ich es als eine Pflicht, Euch heute die Gefälligkeit zu thun, die Ihr von mir verlangtet, und das mir angebotene Geld anzunehmen . . .“

Hier hörte der Schwertträger zu leſen auf und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, während er zornig ausrief:

„Er ſoll mich eher auf der Bahre ſehen, als einen Schilling aus meiner Schatulle! . . .“

„Leſt doch zu Ende,“ ſagte Olenka.

Der Edelman nahm den Brief wieder auf.

„. . . Da ich Euch nicht mit der Ausgrabung der Barſchaft bemühen und Eure Geſundheit den Gefahren einer Reiſe in dieſen kriegeriſchen Zeiten nicht ausſetzen wollte, ſo ließ ich dieſelbe ſelbſt ausgraben und zählen . . .“

Hier verſagte dem Schwertträger die Stimme, der Brief entglitt ſeinen Händen und fiel zu Boden. Er konnte eine Zeitlang die Sprache nicht wiederfinden, er ſteckte nur die Finger in ſeine Haare und zauſte dieſelben mit aller Gewalt.

„Schlag zu, wer an Gott glaubt!“ ſchrie er endlich.

Da ſuchte Olenka ihn zu beſchwichtigen:

„Eine Schuld mehr,“ ſagte ſie, „das Strafgericht Gottes naht, denn das Maß iſt gefüllt . . .“

5. Kapitel.

Die Verzweiflung des Schwertträgers war groß. Olenka mußte ihn fortwährend trösten. Sie ſtellte ihm vor, daß man das Geraubte nicht als verloren betrachten dürfe, da der Brief Boguslaws ja einer Schuldverſchreibung gleichkommen und ſeine Güter groß genug ſeien, um genügende Deckung zu geben.

Umſomehr war Olenka in Sorge, was ihnen beiden noch bevorſtehen könne, beſonders wenn es Boguslaw beſchieden ſei, als Sieger nach Tauroggen zurückzukehren. Sie ſannen deshalb eifrig auf Flucht.

Dennoch riet Olenka, dieſelbe aufzuſchieben, bis Ketling wieder geneſen ſein würde, denn Braun war ein ungefälliger, mürriſcher Geſelle, der nur Sinn für ſeinen Dienſt hatte. Es wäre unmöglich geweſen, ſich dieſen geneigt zu machen.

Bezüglich Ketlings war Olenka feſt überzeugt, daß er ſich ſeine Verwundung abſichtlich beigebracht hatte, um in ihrer Nähe bleiben zu können. Sie gab deshalb der Hoffnung Raum, daß er alles für ſie thun würde, ſie zu retten. Zwar beunruhigte ſie ihr Gewiſſen unabläſſig; ſie frug ſich oft, ob ſie wohl das Recht habe, ihretwegen das Geſchick eines Fremden zu gefährden, doch die Gefahr, die ihnen bei längerem Aufenthalt in Tauroggen drohte, war ſo groß, daß ſie bei weitem die Unannehmlichkeiten übertraf, welche ſein Beiſtand über Ketling heraufbeſchwören konnte. Als ausgezeichneter Offizier fand ſchließlich Ketling überall einen beſſeren und würdigeren Dienſt als hier. Die Protektion Sapiehas, Tſcharniezkis konnte ihn beim Könige empfehlen; er konnte einer edleren Sache dienen und würde dereinſt dem Lande dankbar ſein, welches ihn wie einen Sohn aufnehmen wollte. Sein Leben war nur

für den Fall bedroht, wenn er in die Hände Boguslaws fiel, aber Boguslaw regierte ja noch nicht in der Republik.

Das Fräulein schwankte nicht länger. Als der junge Offizier wieder so weit hergestellt war, daß er seinen Dienst versehen konnte, da ließ sie ihn zu sich bitten.

Nun stand er vor ihr bleich und elend. Aus dem Angesicht schien jeder Tropfen Blutes entwichen, ehrfurchtsvoll und demütig blickte er zu ihr auf.

Bei seinem Anblick füllten sich die Augen Olenkas mit Thränen; war doch dieser hier die einzige Seele in Tauroggen, welche ihr wohlwollte. Dabei rührte sie sein krankes Aussehen, und als sie ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete der junge Offizier mit schwacher Stimme:

„Leider fange ich an, mich zu erholen; ach und ich wäre so gern gestorben . . ."

„Ihr solltet euren Dienst aufgeben," sagte das Mädchen, während sie ihn mitleidig anblickte. „Eure edle Seele bedarf der Gewißheit, daß ihr einer edlen Sache und einem edlen Herrn dient."

„Leider!" wiederholte der Offizier.

„Wann geht eure Dienstzeit hier zu Ende?"

„In einem halben Jahre."

Sie schwieg ein Weilchen, dann erhob sie ihre wunderschönen Augen, welche in diesem Augenblick ihren strengen Ausdruck verloren hatten, und sagte:

„Hört mich, Herr Kavalier. Laßt mich zu euch, wie zu einem Bruder sprechen, wie zu einem teuren Freunde: Ihr könnt und müßt euch frei machen!"

Sie bekannte ihm nun ihren ganzen Fluchtplan und sagte ihm, daß sie dabei auf seinen Beistand rechne. Sie stellte ihm vor, wie er einen schönen, ehrenvollen Dienst finden solle, seiner schönen Seele würdig, wie er bestimmt sei, ein Ritter zu werden, und endete schließlich mit den Worten:

„Ich will euch bis zum Tode dankbar bleiben. Es ist mir bestimmt, mich in Gottes Schutz, in ein Kloster zu flüchten und das Gelübde der Keuschheit abzulegen. Aber wo ihr auch weilen mögt, ob fern, ob nah, ob in Krieg oder Frieden, immer will ich für euch beten, will Gott bitten, daß er meinem lieben Bruder und Wohlthäter Frieden und Glück verleihen möge, da ich außerstande bin, ihm etwas anderes zu geben, als Dankbarkeit und frommes Gebet . . ."

Ihre Stimme bebte und Ketling wurde, während sie sprach

immer bleicher. Als ſie geendet hatte, kniete er nieder, ſchlug beide Hände vor die Augen und antwortete mit klagender Stimme:

„Ich darf nicht, Herrin! ich darf nicht! . . .“

„Ihr ſchlagt mir meine Bitte ab?“ frug Olenka erſchrocken.

Statt zu antworten, begann er zu beten:

„Großer, barmherziger Gott!“ ſprach er. „Nie iſt ſeit meiner Kindheit eine Lüge über meine Lippen gekommen, nie hat eine ſchlechte That mich befleckt. Als ich noch ein Knabe war, ſchützte ich mit ſchwacher Hand meinen König und mein Vaterland. Herr! warum ſtrafſt du mich ſo hart, warum legſt du mir Qualen zu tragen auf, für die meine Kräfte nicht ausreichen!“

Und ſich an Olenka wendend fuhr er fort:

„Herrin! Ihr wißt wohl nicht, daß der Gehorſam für den vereideten Soldaten nicht nur ſeine Pflicht, ſondern auch ſein Ruhm und ſeine Ehre bedeuten. Mich bindet mein Fahneneid, ja mehr noch mein Ritterwort, dieſen Dienſt nicht vor Ablauf der feſtgeſetzten Friſt zu verlaſſen und blindlings zu thun, was derſelbe von mir fordert. Ich bin Soldat und Edelmann und ſo wahr Gott mir helfe, — ich werde niemals zu denjenigen Söldlingen zählen, welche ihren Eid und ihr Ritterwort brechen. Auch euer Befehl, auch eure Bitte, Herrin, vermag nicht, mich meiner Pflicht abwendig zu machen, obgleich mein Herz vor Qual und Pein zu brechen droht. Ich würde, wenn ich die Thorwache beziehe und ihr, Herrin, in eigener Perſon das Schloß verlaſſen wolltet, euch den Weg nur über meinen Leichnam hinweg freigeben, da ich Befehl habe, niemanden aus Tauroggen fortziehen zu laſſen. Ihr kennt mich nicht, Herrin, ihr habt euch in mir getäuſcht . . . Aber habt Erbarmen mit mir und ſucht zu verſtehen, daß ich euch zur Flucht nicht verhelfen kann, ja nicht einmal hören darf, daß ihr fliehen wollt, denn der Befehl, euch hier feſtzuhalten, lautet beſtimmt und klar und nicht ich allein, ſondern auch Braun und die anderen vier zurückgebliebenen Offiziere haben ihn erhalten. O Gott! wenn ich das hätte vorausſehen können, ſo wäre ich lieber ins Feld gezogen . . . Ich werde euch nicht überzeugen können, ihr werdet mir keinen Glauben ſchenken wollen und dennoch — Gott weiß es, Gott wird mich richten, es iſt heilige Wahrheit, mein Leben würde ich freudig für euch geben — meine Ehre kann ich nicht geben!“

Während er die letzten Worte ſprach, rang Ketling die

Hände, dann verſtummte er. Er war vollſtändig erſchöpft und atmete nur ſchwer.

Olenka hatte ſich noch nicht von ihrem ſchmerzlichen Staunen erholt. Sie war außerſtande, darüber nachzudenken, wie hohe Achtung die edle Denkungsart dieſes außergewöhnlichen, jungen Offiziers verdiente; ſie fühlte nur, daß der letzte Rettungsanker ſchwand, die letzte Hoffnung auf Befreiung aus dieſer verhaßten Gefangenſchaft.

Noch einmal verſuchte ſie Ketling zu überreden.

„Ich bin die Enkelin und Tochter eines alten tapferen Soldaten," ſagte ſie nach einer Weile. „Mein Vater und mein Großvater ſtellten auch ihre Ehre über ihr Leben, aber gerade darum hätten ſie ſich nicht blindlings jedem Befehl gefügt . . ."

Ketling zog mit zitternder Hand ein Schreiben aus den Falten ſeines Kollets, reichte es Olenka und ſagte:

„Ueberzeugt euch, Herrin, daß der Befehl ſtreng dienſtlich gehalten iſt."

Olenka überflog die Zeilen und las folgendes:

„Da zu Unſerer Kenntnis gelangt iſt, daß der geborene Billewitſch, Schwertträger von Reußen, beabſichtigt, Unſere Reſidenz zu verlaſſen, um in Uns feindlicherweiſe ſeine Bekannten, Verwandten, Standesgenoſſen und Unterthanen um ſich zu verſammeln und zur Rebellion gegen Seine Schwediſche Majeſtät und Uns anzuſtiften, ſo befehlen Wir den in Tauroggen zurückgebliebenen Offizieren, dieſen geborenen Billewitſch ſamt ſeiner Bruderstochter als Geiſeln und Kriegsgefangene zurückzuhalten und ihre Flucht zu verhindern, bei Verluſt der Ehre und Beſtrafung durch das Kriegsgericht . . . u. ſ. w."

„Der Befehl iſt im erſten Standquartier ausgegeben," ſagte Ketling, „daher iſt er uns ſchriftlich zugegangen."

„So geſchehe denn Gottes Wille!" ſagte Olenka nach einer Weile des Stillſchweigens. „Es iſt geſchehen!"

Ketling fühlte, daß es an der Zeit ſei, ſich hinauszubegeben, dennoch vermochte er nicht, ſich von der Stelle zu rühren. Seine blaſſen Lippen zuckten, als wolle er noch etwas ſagen, doch die Stimme verſagte ihm.

Ein heftiges Verlangen bemächtigte ſich ſeiner immer mehr, das Verlangen, ihr zu Füßen zu ſtürzen, ihre Verzeihung anzuflehen. Andererſeits fühlte er, wie ſchwer ſie an dem eigenen Unglück zu tragen hatte, und empfand es wie eine Wonne, daß auch er um ſie und mit ihr leiden durfte.

Endlich verneigte er ſich ſchweigend, aber gleich im Korridor

riß er den Verband von seiner Wunde und fiel ohnmächtig hin. Als nach etwa einer Stunde die Schloßwache ihn dicht an der Treppe liegend fand, war er noch leblos. Er wurde nach dem Zeughause gebracht, wo er während der nächsten zwei Wochen todkrank das Lager nicht verlassen konnte.

Olenka blieb, nachdem Ketling sie verlassen, lange in tiefer Betäubung allein. Sie hätte eher den Tod erwartet, als seine Weigerung. Daher verließen sie, trotz ihrer durch das Unglück gestählten Seele und ihrer außergewöhnlichen Energie, in diesem Augenblick die Kräfte; sie wurde schwach, wie jedes andere Weib und — obgleich sie, ohne es selbst zu wissen, fortwährend die Worte wiederholte: „Gottes Wille geschehe!“ — gewann doch der Schmerz die Oberhand über die Resignation und heiße Thränen rannen an ihren Wangen herab.

Da trat der Schwertträger zu ihr in das Gemach. Als er sie so fassungslos dasitzen sah, erriet er sogleich, daß sie ihm etwas Schlimmes mitzuteilen hatte; er frug daher eilig.

„Um Gotteswillen! Was giebt es wieder?“

„Ketling verweigert seinen Beistand,“ sagte das Mädchen.

„Sind denn die Menschen hier alle Schufte, Schelme, Höllenhunde? Wie, auch der?“

„Er will uns nicht nur nicht helfen,“ antwortete sie klagend, wie ein kleines Kind, „sondern uns sogar mit eigener Lebensgefahr an der Flucht hindern.“

„Warum denn? Bei den Wunden des Herrn! Warum?“

„Weil es unser Geschick so will! Ketling ist kein schlechter Mensch, nur unser Schicksal hat es so bestimmt, denn wir sind die unglücklichsten Menschen in der ganzen Welt.“

„Der Teufel hole alle diese Wichte!“ rief der Schwertträger. „Mädchenjäger! Räuber! Diebe! zuletzt Kerkermeister! Der Erdboden möge sich öffnen und sie verschlingen! Besser tot sein, als in diesen verruchten Zeiten leben.“

Der alte Edelmann trabte im Gemach hin und her, ballte die Fäuste, endlich sprach er zähneknirschend:

„Der Wojewode von Wilna war mir lieber, Kmiziz tausendmal lieber, als dieser parfümierte Schelm.“

Und da Olenka nicht antwortete, sondern noch heftiger zu weinen begann, wurde der alte Herr weich, und tröstete nach einer Weile:

„Weine nicht! Kmiziz kam mir nur in den Sinn, weil er der einzige ist, der imstande wäre, uns aus dieser babylonischen Gefangenschaft zu befreien. Der würde mit allen Braunen,

Ketlingen, Patersons und mit Boguslaw selbst schnell fertig werden! Aber — die Verräter stecken alle unter einer Decke! Weine nicht! Mit Weinen ist nichts ausgerichtet; hier muß Rat geschafft werden. Will Ketling nicht . . . daß er doch schief werde! . . . so werden wir ohne ihn fertig . . . Ist das dein berühmter Mannesmut, wenn du in der Stunde schwerer Sorge nur weinen kannst? . . . Was sagte Ketling?"

„Er sagte, daß der Fürst befohlen hat, uns als Kriegsgefangene zu behandeln, weil er fürchtet, ihr würdet eine Partei Freiwillige um euch sammeln und zu den Konföderierten gehen."

Der Schwertträger stemmte die Arme unter.

„Ah! Er fürchtet mich! . . . Und er hat recht, denn so wahr Gott lebt, das will ich thun!"

„Da der Befehl an Ketling streng dienstlich lautet, so muß er ihn vollziehen bei Verlust der Ehre und Bestrafung von dem Kriegsgericht."

„Gut! . . . So wollen wir uns ohne ihn behelfen."

Olenka trocknete die Thränen ab.

„Glaubt ihr, Oheim, daß das möglich sein wird?"

„Ich denke, daß es notwendig sein muß, und was sein muß, das ist auch möglich. Wir müssen fort von hier und sollten wir an Stricken aus den Fenstern herabrutschen."

Und das Fräulein rief schon getröstet:

„Es ist thöricht von mir, zu weinen . . . Beraten wir lieber gemeinschaftlich!"

Die letzten Thränen wurden schnell abgewischt, die Brauen zogen sich zusammen, das schöne Gesicht Olenkas nahm wieder den Ausdruck der Entschlossenheit an.

Es erwies sich nun, daß der Schwertträger gar keinen Rat wußte und daß das Fräulein viel erfinderischer in den zu ergreifenden Maßregeln war. Aber auch ihr wurde schwer, das Rechte zu finden, da sie nun wußte, wie ängstlich sie bewacht wurden.

Sie beschlossen daher, nicht eher einen Fluchtversuch zu wagen, bis die ersten Nachrichten von Boguslaw eingetroffen waren. Ihre ganze Hoffnung beruhte darauf, daß das Gericht Gottes ihren Feind erreichen werde. Er konnte fallen oder von einer schweren Krankheit heimgesucht werden. In jedem Falle würde doch in Tauroggen eine Aufregung entstehen, während welcher die Wachsamkeit keine so strenge sein würde.

„Ich kenne den Sapieha," sagte der Schwertträger, Olenka und sich zum Troste. „Er ist etwas unentschlossen und über-

legt lange, dafür ist er sehr ordnungsliebend und steht treu zu König und Vaterland. Er hat alles, sein ganzes Hab und Gut versetzt und verkauft, um ein Heer zu formieren, gegen welches dasjenige Boguslaws ein Spielzeug ist. Jener dort ist der ernste Senator, die personifizierte Ueberlegung, dieser hier ein eitler Fant und Hitzkopf. Kann denn dieser über jenen siegen? Es müßte keine Gerechtigkeit mehr in der Welt geben! . . . Warten wir nur die nächsten Nachrichten ab, unterdessen wollen wir beten und Gott bitten, daß er dem Sapieha zum Siege verhelfe."

Unter solchem Sorgen und Warten verging ein Monat, ein langer, für die bedrückten Herzen schwer zu ertragender Monat, ehe der erste Eilbote ankam. Er brachte nicht nach Tauroggen, sondern an Stenbock Briefe vom Fürsten. Doch erfuhr auch die Tauroggener Besatzung durch ihn den Stand der Dinge.

Ketling, welcher seit dem Tage der Unterredung mit Olenka nicht gewagt hatte, dem Fräulein wieder unter die Augen zu treten, sandte ihr sogleich einen Zettel mit der Nachricht des Geschehenen:

„Fürst Boguslaw hat den Herrn Krystof Sapieha bei Bransk geschlagen; mehrere Fahnen Reiter und Füsiliere sind getötet. Er ist im Begriff, nach Tykozin zu gehen, wo Horotkiewitsch steht."

Das war ein harter Schlag für Olenka. Die Größe und Stärke ritterlicher Tapferkeit war für ihren Mädchenverstand das einzige Erfordernis, um überall zu siegen. Da sie diese Eigenschaften nun durch den Augenschein an Boguslaw kannte, und selbst zugegen war, wie er mit Leichtigkeit einen Gegner zu werfen verstand, so wurde nach der soeben erhaltenen Nachricht für sie zur Gewißheit, daß Boguslaw mit seinem Heere eine zwar böse, aber unbezwingliche Macht repräsentiere.

Die Hoffnung, der Fürst werde besiegt werden, war nun mit einem Schlage vollständig vernichtet. Umsonst erklärte ihr der alte Ohm, daß der junge Fürst sich gar nicht mit dem alten Feldherrn messen könne, umsonst versicherte er ihr, daß schon die Würde eines Großhetman, welche der König dem Herrn Sapieha unlängst verliehen, demselben ein gewisses Uebergewicht über Boguslaw verleihen müsse. Sie wagte an nichts mehr zu glauben, nichts mehr zu hoffen.

„Wer könnte ihn bezwingen, ihm gleichkommen?" wiederholte sie unablässig.

Weitere Nachrichten schienen ihre Befürchtungen zu bestätigen.

Wenige Tage später sandte Ketling wieder einen Zettel mit der Nachricht, daß Horotkiewitsch geschlagen und Tykozin genommen sei. „Ganz Podlachien," schrieb er, „ist schon in den Händen des Fürsten, welcher nicht warten will, bis Herr Sapieha ihm entgegen kommt, sondern ihn in Eilmärschen je eher desto lieber zu erreichen sucht."

„Auch Herr Sapieha wird besiegt werden," dachte Olenka.

Inzwischen gelangte aber auch noch aus einer anderen Gegend eine Nachricht nach Tauroggen. Sie kam, wie die Nachtigall im Frühling, etwas spät aus dem Süden an die nördlichste Grenze der Republik geflogen. Dafür war sie ausgestattet mit allen leuchtenden Farben einer Legende der Heiligen, den ältesten Zeiten des Christentums entstammend, aus jener Zeit, wo die Heiligen noch auf Erden wandelten, um Zeugnis abzulegen für Recht und Wahrheit.

„Tschenstochau! Tschenstochau!" tönte es aus aller Mund.

Das Eis taute von den Herzen, gleich Frühlingsblumen vom Licht der wärmenden Sonne erweckt, blühte die Hoffnung darin auf. Tschenstochau hatte dem Feinde widerstanden, man hatte sie selbst gesehen, sie die Königin Polens, wie sie ihren blauen Mantel über die bedrohten Mauern gebreitet. Die mörderischen Granaten waren vor ihren heiligen Füßen niedergefallen, hatten sich vor ihr gewälzt, wie schmeichelnde Haushunde. Den Schweden waren die Hände vertrocknet, die Musketen an das Gesicht angewachsen, bis Scham und Entsetzen sie zum Abzug getrieben.

Menschen, die sich bisher fremd geblieben waren, fielen sich in die Arme als sie die Kunde vernahmen und weinten vor Freude. Andere klagten, daß sie die frohe Botschaft erst jetzt erfuhren.

„Und wir sitzen hier in Thränen," sagten sie, „wir haben in Harm und Qual so lange Zeit verbracht, während welcher wir uns schon hätten freuen können!"

Und nun erst wußte es die ganze Republik. Nun aber rollten auch die gewaltigen Donner der Erhebung vom Pontus Euxynius bis zu den Ufern des Baltischen Meeres. Die Wellen der Empörung gegen die Unterdrücker gingen hoch; das treue Volk stand wie ein Mann auf, jetzt, wo alle sich unter dem Schutze der Gottesmutter wußten. Trost war eingekehrt in die Herzen, Begeisterung machte die Augen leuchten und die

Schreckniſſe der vergangenen Tage erſchienen weniger beängſtigend.

„Wer ihn beſiegen wird?“ ſagte der Herr Schwertträger zu Olenka, „wer ihm gleichkommt? Weißt du's nun? Es iſt die heilige Jungfrau, an der ſeine Macht zerſchellt.“

Beide, er und Olenka, brachten Tage lang zu Kreuze liegend zu, um Gott für ſeine Barmherzigkeit mit dem Vaterlande zu danken; ſie zweifelten nun auch nicht länger an der eigenen Rettung.

Von Boguslaw hörte man jetzt lange nichts mehr. Es war, als ſei er mit ſeiner ganzen Armee im Waſſer verſunken. Die Offiziere in Tauroggen wurden unruhig und begannen ſich vor einer unſicheren Zukunft zu ängſtigen. Die Kunde einer Niederlage wäre ihnen lieber geweſen, als dieſe Ungewißheit. Aber gerade zu dieſer Zeit war es, wo der ſchreckliche Babinitſch mit ſeinen Tartaren die fürſtliche Armee überholt hatte und alle Boten auffing. Deshalb konnte keiner von ihnen nach Tauroggen gelangen.

6. Kapitel.

Eines Tages traf in Begleitung einer kleinen Abteilung Soldaten Fräulein Anna Vorschobohata Krasienska in Tauroggen ein.

Braun empfing sie sehr zuvorkommend, denn er mußte das thun, weil Sakowitsch ihm einen diesbezüglichen, vom Fürsten eigenhändig unterschriebenen Befehl zugesandt hatte. Es hieß darin, daß der Respektsdame der Fürstin Griseldis Wischniowiezka mit aller ihr zukommenden Ehrerbietung zu begegnen sei.

Das Fräulein war aber auch eine außerordentliche Erscheinung, denn vom ersten Augenblick ihrer Ankunft an ergriff sie das Kommando, und ehe sie es sich versahen, waren die Offiziere ihre ergebenen Diener und Anusia die Herrin derselben. Selbst der alte Braun, dieser mürrische deutsche Gesell schmolz unter dem bohrenden, durchdringenden Blick ihrer Aeugelein und sprang um sie herum, als hätte er Feuer unter den Sohlen. Noch an demselben Tage wurde sie mit Olenka bekannt, welche den Ankömmling anfangs mit Mißtrauen betrachtete, obwohl sie das Fräulein freundlich empfing, in der Hoffnung, Neuigkeiten von ihr zu hören.

Anusia brachte auch eine Menge davon mit. Das Gespräch fing mit der Erwähnung Tschenstochaus an, denn die Tauroggener Gefangenen begehrten recht viel von der Belagerung des heiligen Berges zu hören. Besonders aufmerksam horchte der Schwertträger der Erzählung Anusias zu, beide Hände gleich Hörrohren hinter die Ohren gestellt, um ja nicht ein Wort davon zu verlieren. Nur zuweilen unterbrach er

das Fräulein durch einen Ausruf der Bewunderung oder Freude:

„Ehre sei Gott in der Höhe!“

„Mich nimmt nur Wunder,“ sagte endlich das angekommene Fräulein, „daß die Herrschaften erst jetzt zur Kenntnis der Wunder der heiligsten Mutter gelangt sind, das sind ja längst geschehene Dinge; ich war damals noch in Samoschtsch und Herr Babinitsch kam von dorther und nahm mich mit und da war es schon viele Wochen früher geschehen ... Seitdem werden die Schweden verfolgt. In Großpolen hat man zuerst damit angefangen, bei uns fährt man fort, besonders Herr Tscharniezki, dessen Name von den Schweden sehr gefürchtet ist.“

„Ah! Herr Tscharniezki!“ rief der Schwertträger händereibend aus, „der wird sie schon pfeffern. Ich hörte ihn schon als großen Helden preisen, als er noch in der Ukraine war.“

Anusia knipste ein Stäubchen von dem Rocke ihres Kleides, und als handele es sich nur um eine Kleinigkeit, sagte sie so obenhin:

„Oho! Mit den Schweden ist es vorbei!“

Der alte Herr Thomas hielt es nun nicht länger aus. Er ergriff ihr kleines Händchen und indem er dasselbe tief in seinem ungeheuren Schnurrbart vergrub, küßte er es mit Inbrunst, worauf er ausrief:

„O, mein allerschönstes Fräulein! Von euren Lippen fließt Honig, so wahr ich Gott liebe! ... Es ist nicht anders, ein Engel ist nach Tauroggen gekommen.“

Anusia wickelte die Enden ihrer mit rosa Schleifen gebundenen Zöpfchen um ihre Finger, und indem sie den alten Herrn von unten herauf anschielte, entgegnete sie:

„Ei, zum Engel fehlt mir noch viel! Auch die Kronenhetmane sind schon gegen die Schweden ausgezogen und alle Stammsoldaten und alle Ritter mit ihnen, und eine Konföderation haben sie gegründet und der König ist ihr beigetreten, und Aufrufe haben sie erlassen und die Bauern rotten sich zusammen ... und die heilige Jungfrau segnet sie ...“

Sie sprach das alles schnell hintereinander, wobei ihr süßes Stimmchen klang wie Vogelgezwitscher. Der Herr Schwertträger wurde weich wie Wachs. Zwar kannte er einige der Neuigkeiten bereits, dennoch brüllte er vor Freude wie ein Bison. An den Wangen Olenkas liefen die Thränen rieselnden Bächlein gleich herab.

Als Anusia das sah, sprang sie, deren Herz ein sehr gutes

war, auf die Weinende zu, legte ihre Arme um den Hals Olenkas und begann schnell zu trösten:

„Weint doch nicht . . . Ihr thut mir so leid, ich kann es nicht sehen . . . Warum weint ihr eigentlich? . . ."

Es lag so viel aufrichtige Teilnahme in den Worten Anusias, daß das Gefühl des Mißtrauens in Olenkas Herzen schwand. Doch sie vermochte den Thränen nicht Halt zu gebieten; im Gegenteil, sie mußte bei den milden Worten des Fräuleins nur heftiger schluchzen.

„Ihr seid so wunderschön . . ." versuchte Anusia von neuem zu trösten, „warum weint ihr denn?"

„Ich weine vor Freude," antwortete Olenka, „aber auch vor Kummer, denn wir befinden uns hier in schrecklicher Gefangenschaft und sind Tag und Nacht bedroht . . ."

„Wie? Hier beim Fürsten Boguslaw?"

„Ja, hier!" donnerte Herr Thomas.

Darauf erwiderte Anusia:

„Dasselbe Los hat mich doch betroffen, aber deshalb weine ich nicht. Ich kann nicht bestreiten, daß der Fürst ein Verräter und Ungläubiger ist, aber er ist ein galanter Kavalier und er respektiert das weibliche Geschlecht."

„Ich wünsche, daß man ihn in der Hölle so respektiert, wie er das weibliche Geschlecht respektiert!" sagte der Schwertträger. „Ihr kennt ihn noch nicht, denn er hat euch nicht das angethan, was er diesem Mädchen that. Er ist der erste Erzschelm, Sakowitsch der zweite! Wolle Gott, daß der Herr Hetman Sapieha beide besiege!"

„Das ist sicher! Besiegt werden sie! . . . . Der Fürst Boguslaw ist sehr krank, seine Heeresmacht ist nicht groß. Er ist zwar sehr schnell vorgegangen und hat ein paar Fahnen vernichtet, aber mit Sapieha sich zu messen, das vermag er nicht . . . Bei der Armee Sapiehas befinden sich die größten Kavaliere des Heeres, die sehr bald mit dem Fürsten Boguslaw fertig sein werden."

„Ah! siehst du? Was sagte ich dir?" wandte sich Herr Thomas an Olenka.

„Ich kenne den Fürsten Boguslaw schon lange," fuhr Anusia fort. „Er ist ein Verwandter der fürstlichen Herrschaften Wisniowiezki und Samojskis: er kam einmal zu uns nach Lubnie, damals, als der Fürst Jeremias den Feldzug nach Lubnie unternahm. Deshalb hat er auch jetzt befohlen, mich zu respektieren, denn er hat mich erkannt und weiß, daß ich

dort zum Hause gehörte und der Fürstin am nächsten stand. O! so, so, so klein war ich damals noch, nicht das, was ich heute bin! . . . Mein Gott! wer hätte damals gedacht, daß er zum Vaterlandsverräter werden würde. Aber härmt euch nur nicht, liebe Herrschaften, denn entweder kehrt er nicht mehr hierher zurück, oder wir finden einen Ausweg, von hier fortzukommen."

„Wir haben auch schon den Versuch gemacht, zu entfliehen," sprach Olenka.

„Ist er euch mißglückt?"

„Wie hätte er auch glücken sollen," versetzte der Schwertträger. „Wir vertrauten unser Geheimnis einem Offizier, von welchem wir glaubten, daß er uns freundlich gesinnt sei: es zeigte sich aber, daß er gewillt ist, uns eher zu schaden, als zu nützen. Der älteste von ihnen ist Braun und den könnte wohl der Satan selber nicht von seiner Pflicht abwendig machen."

Anusia senkte ihre Lider.

„Wer weiß, ob es mir nicht gelingt. Es ist nur nötig, daß Herr Sapieha hier in diese Gegend kommt, damit wir eine Zuflucht in der Nähe haben."

„Gott führe ihn recht bald her," entgegnete Herr Thomas. „Wir haben in seiner Armee auch eine Menge Bekannte, Verwandte und Freunde . . . Bah! wie mir scheint, sind auch die früheren Waffenbrüder aus der Zeit des großen Jeremias bei ihm, Wolodyjowski, Skrzetuski und Sagloba."

„Die kenne ich auch," sagte Anusia erstaunt, „aber die sind nicht bei Herrn Sapieha. O, wenn sie nur da wären, und besonders Herr Wolodyjowski — denn Herr Skrzetuski ist verheiratet — dann wäre ich nicht hier, weil Herr Wolodyjowski sich nicht hätte so einschließen lassen, wie Herr Kotschütz."

„Er ist ein echter Kavalier!" rief der Schwertträger.

„Die Zierde des ganzen Heeres!" setzte Olenka hinzu.

„Mein Gott! Sie sind doch nicht etwa gar gefallen, da ihr sie nicht gesehen habt?"

„Ei, woher denn!" antwortete Anusia. „Der Tod solcher Ritter wäre nicht unbekannt geblieben; man hat mir nichts davon erzählt . . . Da kennt ihr sie schlecht . . . denen kommt niemand bei . . . höchstens, es müßte sie eine Kugel töten, denn kein Mensch zwingt sie, weder Herrn Skrzetuski, noch den Herrn Sagloba und Wolodyjowski. Wenngleich auch der Herr Michael klein ist, so erinnere ich mich doch, daß Fürst Jeremias

von ihm ſagte: ‚Wenn das Los der ganzen Republik durch einen Zweikampf entſchieden werden könnte, ſo würde er niemanden dazu auserſehen, als Herrn Michael.‘ Er hat ja auch den Bohun beſiegt . . . O nein! Herr Michael weiß ſich immer zu helfen.“

Der Schwertträger, welcher froh war, mit jemanden plaudern zu können, ging mit langen Schritten im Gemach auf und nieder. Nun frug er:

„Seht einmal! Bitte, kennt ihr denn den Herrn Wolodyjowski ſo genau?“

„Wir waren ja ſo viele Jahre beiſammen . . .“

„Bitte! . . . Da iſt es wohl ohne eine Liebeserklärung nicht abgegangen?“

„Ich kann nichts dafür, daß er ſich in mich verliebt hat,“ ſagte Anuſia, während ihre Geſtalt eine demütige Stellung annahm. „Aber Herr Michael iſt jetzt ſicherlich ſchon verheiratet.“

„Nein, das iſt er nicht!“

„Wenn er es auch wäre . . . es wäre mir doch einerlei! . . .“

„Möge euch Gott zuſammenführen . . . Das eine nur macht mich beſorgt, daß ſie nicht bei dem Herrn Hetman ſind, denn mit ſolchen Helden wird der Sieg leichter.“

„Dafür iſt einer dort, der ſie alle erſetzt.“

„Wer könnte das ſein?“

„Es iſt Herr Babinitſch aus der Wojewodſchaft Witebsk . . . Habt ihr noch nichts von ihm gehört?“

„Nein, und das wundert mich.“

Anuſia fing nun an, die Geſchichte ihrer Abreiſe aus Samoſchtſch zu erzählen, mit allen Einzelheiten, die ihr begegnet waren. Herr Babinitſch wuchs während ihrer Erzählung zu einem ſo großen Helden heran, daß Herr Billewitſch ſich immerwährend den Kopf zerbrach, wer das ſein könnte.

„Ich kenne doch ganz Litauen,“ ſagte er. „Es leben hier zwar viele Familien, welche ſich ähnlich nennen, wie z. B. Babinaub, Babilli, Babinowski, Babinski und Babski, aber den Namen Babinitſch kenne ich nicht . . . und ich vermute, daß es ein angenommener Name iſt, denn es ſind ihrer viele unter den Parteigängern, welche einen falſchen Namen führen, um nicht den Haß und die Rachſucht der Feinde auf ihre Familien und ihre Güter zu lenken. Hm! Babinitſch! . . . Er muß ein feuriger Kavalier ſein, wenn er den Herrn Samojski ſo abgeführt hat.“

„O, wie feurig, ach!“ rief Anuſia.

Der Schwertträger wurde gut gelaunt.

„Steht es ſo um euch?“ frug er, vor Anuſia hintretend und die Arme in die Seite ſtemmend.

„Ihr reimt euch aber auch gleich weiß Gott was zuſammen.“

„Gott bewahre! ich reime gar nichts!“

„Und Herr Babinitſch hat mir, als wir Samoſchtſch kaum verlaſſen hatten, geſagt, daß ſein Herz von einer anderen in Beſitz genommen iſt und daß er nicht geſonnen ſei, die Beſitzerin zu ändern, obgleich dieſe ſeine Neigung nicht erwidert . . .“

„Und ihr glaubt das?“

„Gewiß glaube ich es“ erwiderte Anuſia lebhaft. „Er muß bis über die Ohren verliebt ſein, wenn er während ſo langer Zeit . . . wenn er . . . wenn er . . .“

„Oho! Ihr findet euch nicht aus,“ ſagte der Herr Schwertträger lachend.

„Und ich bleibe dabei,“ trotzte ſie mit dem Füßchen aufſtampfend, „wenn er bald von ſich hören läßt . . .“

„Das walte Gott!“

„Ich will euch auch ſagen, warum . . . Seht! ſo oft Herr Babinitſch den Namen Boguslaws hörte, oder nannte, wurde er kreideweiß und knirſchte mit den Zähnen, daß es krachte.“

„Dann iſt er unſer Freund,“ ſagte Herr Thomas.

„Sicherlich! . . . Wir wollen uns unter ſeinen Schutz ſtellen, ſobald er hier in dieſe Gegend kommt.“

„Wenn es uns gelingt, von hier zu entkommen, dann habe ich bald eine eigene Partei beiſammen und dann ſollt ihr ſehen, daß auch ich kein Neuling in der Kriegskunſt bin, und daß meine alte Hand noch etwas taugt.“

„Dann ſtellt euch doch unter das Kommando des Herrn Babinitſch.“

„Mir ſcheint, ihr habt es ſehr eilig, unter ſein Kommando zu kommen.“

Sie neckten einander noch lange hin und her und wurden ſo luſtig dabei, daß ſelbſt Olenka ihren Kummer vergaß und mitlachte. Da Anuſia gut ausgeruht war — ſie hatte im letzten Nachtquartier in Roſchen ſehr gut geſchlafen —, ſo ging ſie erſt ſpät in der Nacht in ihre Kemenate.“

„Das iſt ein goldiges Geſchöpf!“ ſagte Herr Thomas, nachdem ſie fort war.

„Sie ſcheint ein aufrichtiges Herz zu haben . . . ich denke, wir werden bald gute Freundinnen werden,“ antwortete Olenka.

„Und du haſt ihr anfangs ein ſo ernſtes Geſicht gezeigt.“

„Weil ich vermutete, man habe uns eine Spionin geſchickt. Kann man denn wiſſen, ob es nicht wirklich ſo iſt? Hier kann man vom Fürſten alles gewärtigen!“

„Sie eine Spionin? Allenfalls eine vom guten Geiſt! . . . Geſchmeidig iſt ſie, wie ein Wieſel . . . Wer weiß, was geſchehen könnte, wenn ich jünger wäre, obgleich ich auch jetzt noch leicht Feuer fange . . .“

Olenka wurde nun vollends heiter. Sie ſtützte die Arme auf ihre Kniee, bog das Köpfchen etwas zur Seite und indem ſie ſich bemühte im Aufblick Anuſia nachzuahmen, ſagte ſie ſchelmiſch:

„Das glaube ich, Oheim! Es könnte euch gefallen, aus dieſem Mehl eine Muhme für mich zu backen?“

„Na, na, ſei ſtille, Mädchen!“ erwiderte der Schwertträger.

Er lachte dabei und drehte die Enden ſeines Schnurrbartes mit beiden Fäuſten mächtig in die Höhe.

Nach einer kleinen Weile ſetzte er hinzu:

„Hat ſie doch ſelbſt dich, Gelehrte, mit fortgeriſſen. Ich bin ſicher, daß ſich zwiſchen euch eine große Freundſchaft anknüpfen wird.“

Herr Thomas hatte ſich nicht geirrt, denn bald entwickelte ſich zwiſchen den beiden Mädchen ein ſehr lebhafter Verkehr, welcher allmählich zur feſten Freundſchaft wurde, vielleicht gerade darum, weil ſie ſo ungleichartig waren. Die eine war klug, ernſt, mit tiefem Gefühl und unbeugſamem Willen; die andere bei aller Reinheit der Gedanken und einem guten Herzen, ein luſtiger Vogel. Die eine glich mit ihren ſtillen Zügen, den blonden Zöpfen, mit ihrer unvergleichlichen Ruhe und der Anmut ihrer ſchlanken Geſtalt der Pſyche des Altertums, die andere, ganz ſchwarz, erinnerte eher an einen Kobold, der die Menſchen gern irre führt und neckt, um ſie dann auszulachen. Die Offiziere, welche Gelegenheit hatten, beide täglich zu ſehen, waren verſucht, dem Fräulein Billewitſch zu Füßen zu fallen, dagegen Anuſias Lippen zu küſſen.

Ketling, welcher als Schotte die melancholiſche Gefühlstiefe dieſer Bergbewohner beſaß, vergötterte Olenka und hatte von Anfang an einen Widerwillen gegen Anuſia, welche denſelben mit gleicher Münze heimzahlte, während ſie ſich an der Verehrung Brauns und der anderen Offiziere ſchadlos dafür hielt, den Herrn Schwertträger nicht ausgeſchloſſen.

Olenka gewann binnen kurzem ein großes Uebergewicht

über ihre Freundin, welche mit vollſter Aufrichtigkeit zum Herrn Thomas zu ſagen pflegte:

„Sie ſagt in zwei Worten mehr, als ich den ganzen Tag hervorbalwere.“

Einen Fehler nur konnte die ernſte Olenka der Freundin nicht abgewöhnen, das war ihre Koketterie und Verliebtheit. Sie brauchte nur das leiſeſte Sporenklirren zu vernehmen, ſo ſchlüpfte ſie unter dem Vorwande, etwas vergeſſen zu haben, oder nachzuſehen, ob jemand Neuigkeiten von Sapieha bringe, hinaus, rannte den Korridor entlang wie ein Wirbelwind und prallte anſcheinend furchtbar erſchreckt zurück, wenn ſie den Offizier, der daher kam, erreicht hatte, während ſie rief:

„Ach! wie habt ihr mich erſchreckt!“

Darauf begann ſogleich die Unterhaltung, eingeleitet damit, daß ſie verſchämt die Schürzenzipfel drehte, und fortgeſetzt mit Augenblinzeln und verſchiedenen Mienen, denen kein noch ſo hartes Kriegerherz widerſtehen konnte.

Olenka verübelte ihr dieſe Koketterie um ſo mehr, da ſie ihr einige Tage nach ihrer angeknüpften Bekanntſchaft heimlich ihre ſtille Liebe für Babinitſch eingeſtanden hatte. Sie unterhielten ſich ſeitdem öfter von ihm.

„Andere betteln um ein freundliches Wörtchen von mir,“ pflegte Anuſia zuweilen zu ſagen. „Dieſer Drache zog vor, ſeine Tartaren anzuſehen, als mir einen Blick zu ſchenken; er ſprach nichts anderes mit mir, wie: ‚Eßt doch! Trinkt doch! Steigt ein! Steigt aus!‘ Das alles klang nicht unfreundlich oder grob, nein durchaus nicht. Er ſorgte auch auf das Beſte für mich. In Krasnyſtaw ſagte ich mir: ‚Du willſt mich nicht anſehen? Gut! Warte!‘ Da, in Lontſchna ſah er mich einmal einen Augenblick an, aber, als ich in ſeine grauen Augen ſah, ich ſage dir, und wie er mich anlachte, da war ich ſo beglückt, als wäre ich ſeine Sklavin . . .“

Olenka ließ den Kopf ſinken, auch ihr kamen ein paar graue Augen in Erinnerung. Auch er würde ſo geſprochen, ſo kommandiert haben wie dieſer, auch ihm leuchtete die Tüchtigkeit, die Energie aus den Augen, nur zwei Dinge fehlten ihm, Gewiſſen und Gottesfurcht.

Anuſia, ihrem Gedankengange folgend, fuhr fort:

„Wenn er mit ſeinem Streitkolben über die Felder jagte, konnte man ihn für einen Adler oder für einen Hetman halten. Die Tartaren fürchteten ihn wie das Feuer. Wohin er kam, fand er Gehör und gute Aufnahme, und galt es einen Kampf

mit dem Feinde, dann flammte er vor Begeiſterung. Ich habe in Lubnie viele edle Kavaliere kennen gelernt, doch keiner hat mir wie er Angſt eingeflößt."

„Wenn Gott ihn dir beſtimmt hat, dann bekommſt du ihn, denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß er dich nicht lieb haben ſollte . . ."

„O, gern gehabt hat er mich . . . ſo ein klein wenig . . . aber die andere mehr. Er hat mir beim Abſchied geſagt: ‚Es iſt ein Glück, daß ich weder vergeſſen noch aufhören kann zu lieben, ſonſt wäre es beſſer geweſen, man hätte dem Wolf befohlen, die Ziege zu hüten, als ein ſolches Mädchen mir.'"

„Was haſt du darauf geantwortet?"

„Ich ſagte: Was hättet ihr thun wollen, wenn ich euch nicht hätte leiden mögen? Darauf antwortete er: ‚Darnach hätte ich nicht gefragt!' Was ſoll man mit ſo einem Menſchen machen? . . . Die andere iſt dumm, daß ſie ihn nicht liebt: ſie muß ein Herz von Stein haben. Ich frug ihn nach ihrem Namen; er wollte ihn mir nicht ſagen. ‚Es iſt beſſer, ſprach er, nicht daran zu rühren, das iſt eine wunde Stelle, die zweite wunde Stelle ſind die Radziwills . . . d. h. die beiden Landesverräter!' Sein Geſicht nahm ſogleich einen ſo ſchrecklichen Ausdruck an, daß ich am liebſten gleich in ein Mauſeloch gekrochen wäre. Ich fürchtete mich geradezu vor ihm! . . . Aber, was da! Er iſt nicht für mich, nicht für mich!"

„Bitte den heiligen Nikolaus um ihn; ich hörte von der Tante, daß dieſer der beſte Vermittler iſt. Sieh dich nur vor, daß du den Heiligen nicht beleidigſt, indem du anderen die Köpfe verdrehſt."

„Ich werde es nicht mehr thun, nur ein Bischen, ſo ein klein wenig."

Hier zeigte Anuſia am Finger, wie viel ſie ſich erlauben wolle, es war höchſtens ſo viel, als auf dem halben Fingernagel Raum hatte.

„Ich thue es doch nicht aus Uebermut," erklärte ſie dem Herrn Schwertträger, welcher ſie ebenfalls ob ihrer Flatterhaftigkeit tadelte, „aber ich muß doch, denn wer ſollte uns wohl von hier forthelfen, wenn nicht die Offiziere hier?"

„Bah! Braun thut es niemals."

„Braun iſt gewonnen!" entgegnete ſie mit leiſer Stimme, während ſie die Augen niederſchlug.

„Und Fitz-Gregory?"

„Auch!" antwortete ſie noch leiſer.

„Und Ottenhagen?“

„Ebenfalls!“

„Und Irben?“

„Gehört zum Bunde!“

„Ihr ſeid imſtande geweſen, ſie alle zu bethören? . . . Doch ich merke, mit Ketling allein ſeid ihr nicht fertig geworden . . .“

„Der iſt mir zuwider! Doch ihn wird eine andere für unſeren Plan gewinnen. Schließlich behelfen wir uns ohne ſeine Erlaubnis.“

„Glaubt ihr, daß er uns gutwillig ziehen läßt?“

„Die anderen gehen mit uns! . . .“ antwortete ſie, den Kopf vorſtreckend und mit den Augen zwinkernd.

„Aber, mein Gott! Warum ſitzen wir dann noch hier? Ich wünſche, wir wären ſchon weit fort.“

Aus der Beratung, die nun folgte, ergab ſich, daß man warten müſſe, bis das Schickſal Boguslaws entſchieden ſei und bis der Herr Unterkämmerer oder Herr Sapieha näher kommen werde. Im anderen Falle drohte ihnen die größte Gefahr nicht nur von den Feinden, ſondern auch von den eigenen Landsleuten, da die Begleitung der ſchwediſchen Offiziere die Gefahr noch vergrößere. Das Volk war ſo ſehr gegen die fremden Unterdrücker aufgebracht, daß es einen jeden, welcher nicht polniſche Kleider trug, unbarmherzig niederſchlug. Die polniſchen Würdenträger, die aus irgend einem Grunde ausländiſche Kleider trugen, die öſterreichiſchen und franzöſiſchen Diplomaten konnten nur unter dem Schutze einer großen militäriſchen Eskorte reiſen.

„Ihr könnt es mir glauben, Herrſchaften,“ ſagte Anuſia, „ich habe das ganze Land durchreiſt. Im erſten beſten Dorf, im erſten beſten Wald ermorden uns die Bauernrotten, ohne zu fragen, wer oder was wir ſind. Wir finden nur Zuflucht bei der Armee.“

„Bah! Ich ſtoße zu meiner Partei,“ verſetzte Herr Thomas.

„Ehe ihr ſie ſammelt, noch ehe ihr in ein euch bekanntes Dorf gelangt, habt ihr das Leben verloren.“

Es müſſen doch bald Nachrichten vom Fürſten Boguslaw eintreffen,“ bemerkte der Schwertträger ärgerlich.

„Ich habe Herrn Braun beauftragt, mich ſogleich in Kenntnis zu ſetzen.“

Braun ließ aber lange Zeit auf ſich warten. Dafür beſuchte jetzt Ketling Olenka zuweilen, denn ſie hatte ihm eines

Tages bei einer Begegnung die Hand gereicht. Der junge Offizier deutete das tiefe Schweigen des Fürsten schlimm. Nach seiner Ansicht mußte derselbe aus Rücksicht auf den Kurfürsten und die Schweden selbst die unbedeutendsten Siege nach Tilsit melden, ja, er würde dieselben eher übertreiben, als sie gänzlich verheimlichen, denn Verluste würden sein Ansehen schwächen.

„Ich will der Vermutung nicht Raum geben, daß seine Armee gänzlich vernichtet ist," sagte der junge Offizier, „doch muß sich der Fürst in großer Bedrängnis befinden, aus welcher er keinen Ausweg findet."

„Man erfährt hier alles so spät," klagte Olenka. „Der beste Beweis hierfür ist die Nachricht von Tschenstochau, dessen wunderbare Befreiung wir erst jetzt durch Fräulein Borschobohata erfahren haben."

„Ich wußte es längst, Herrin, da ich aber als Ausländer nicht wußte, welche Bedeutung dieser Ort für die Polen hat, erwähnte ich nichts davon. Es geschieht ja häufig in Kriegszeiten, daß irgend ein kleines Schloß oder eine Burg sich eine Zeitlang hält und etliche Stürme abschlägt, man legt für gewöhnlich solchen Ereignissen kein großes Gewicht bei."

„Mir wäre diese Nachricht das liebste gewesen, was ihr mir bringen konntet!"

„Leider sehe ich zu spät ein, daß ich unrecht gethan habe, denn nach dem zu schließen, was ich jetzt hörte, ist die Befreiung des Klosters eine überaus wichtige Sache, welche den Verlauf des ganzen Feldzuges beeinflussen kann. Um nun auf die Expedition des Fürsten nach Podlachien zurückzukommen, so liegt die Sache ganz anders. Tschenstochau ist weit, Podlachien nahe. Wißt ihr noch, Herrin, wie schnell die Nachrichten zu uns gelangten, als es dem Fürsten anfangs gut ging? . . . Glaubt mir, Herrin! Ich bin ein junger Mensch, aber seit meinem vierzehnten Jahre bin ich Soldat und meine Erfahrung sagt mir, daß dieses Schweigen Unheil verkündet."

„Vielmehr Gutes!" entgegnete das Fräulein.

„Sei es denn, Gutes! . . . In einem halben Jahre endet meine Dienstpflicht, in einem halben Jahre bin ich von meinem Eide erlöst! . . ."

Ein paar Tage nach dieser Unterredung lief endlich die erste Kunde aus Podlachien ein.

Ein Herr Bies vom Wappen der Kornia brachte sie; er wurde am Hofe des Fürsten Kornutus genannt. Polnischer Edelmann von Geburt, war er doch vollständig Ausländer

geworden, weil er von Kindesbeinen an in den benachbarten Ländern als Soldat gedient hatte. So hatte er seine Muttersprache fast ganz vergessen und sprach sie jetzt mit deutschem Accent. Sein Herz war dem Vaterlande ebenfalls entfremdet, deshalb war er dem Fürsten sehr zugeneigt. Er reiste jetzt in wichtiger Mission nach Königsberg und war in Tauroggen nur zur Rast eingekehrt.

Braun und Ketling führten ihn sogleich zu Olenka und Anusia, welche gegenwärtig ein und dasselbe Gemach bewohnten.

Braun machte Front vor Anusia, dann wandte er sich an Herrn Bies und sagte:

„Dies ist eine Verwandte des Herrn Samojski, des Starosten von Kalusk, folgedessen auch Sr. Durchlaucht des Fürsten, welcher befohlen hat, ihr alle Ehren zu erweisen. Das Fräulein wünscht die Nachrichten aus Podlachien von einem Augenzeugen zu hören."

Herr Bies nahm sofort eine unterwürfige Stellung an und erwartete die Fragen des Fräuleins.

Anusia wollte die Blutsverwandtschaft mit Boguslaw nicht verleugnen; die dargebrachten Huldigungen machten ihr Vergnügen. Sie wies mit der Hand auf einen Stuhl, dann als Herr Bies Platz genommen, frug sie:

„Wo befindet sich der Fürst gegenwärtig?"

„Auf dem Rückzuge nach Sokolka, welcher mit Gottes Hilfe glücklich von statten gehen möge."

„Sprecht die Wahrheit! wie befindet sich der Fürst?"

„Ich will die reine Wahrheit sagen und nichts verheimlichen," antwortete der Offizier, „in der Hoffnung, daß Ew. Hochwohlgeboren in der eigenen Seele Mut genug findet, minder gute Neuigkeiten anzuhören."

„Ich werde ihn finden!" sagte Anusia, während sie die Absätze ihrer Stiefelchen zusammenklappte vor Genugthuung über die Titulatur, die man ihr gab, und vor Freude darüber, daß die Neuigkeiten ‚minder gute' waren."

„Anfangs ging alles gut," sagte Herr Bies. „Wir zerstreuten und versprengten unterwegs einige Rebellenrotten, schlugen den Herrn Krystof Sapieha und ließen von zwei Reiterfahnen und einem Regiment Füsilieren keinen Mann übrig ... Dann schlugen wir den Herrn Horotkiewitsch, welcher unter den Getöteten sein soll ... und besetzten die Ruinen von Tykozin."

„Das wissen wir schon alles," unterbrach ihn Anusia plötzlich, „erzählt weiter."

„Habt die Gnade, mich geduldig anzuhören. Wir kamen

bis Drohitschyn; dort wendete sich das Blatt plötzlich. Wir hatten gehört, daß Herr Sapieha noch weit zurück sei. Da, plötzlich verschwanden zwei unserer Streifpatrouillen spurlos. Es kam nicht ein Mann zurück. Dann bemerkten wir, daß irgend eine fremde Truppe vor uns her marschierte; diese Entdeckung machte uns ganz irre. Se. Durchlaucht begann zu vermuten, daß alle früheren Berichte falsch waren, daß Sapieha nicht nur weiter vorgeschritten war als wir dachten, sondern daß er uns den Weg verlegt hatte. Wir konzentrierten uns nun rückwärts, um den Feind uns nachzulocken und ihn zu zwingen, uns eine Schlacht zu liefern, was Se. Durchlaucht durchaus erzwingen wollte . . . Aber der Feind that uns den Willen nicht; er überfiel uns ohne Unterlaß bald hier, bald da. Von da ab schmolz uns das Glück unter den Fingern; man ließ uns Tag und Nacht nicht Ruhe, man zerstörte uns die Wege, die Brücken und Uebergänge und nahm uns den Proviant weg. Es verbreitete sich das Gerücht, daß Herr Tscharniezki selbst uns umschwärme. Man ließ die Soldaten nicht in Ruhe essen, nicht schlafen, der Mut verließ sie, im Lager selbst kamen uns die Mannschaften abhanden; sie waren immer spurlos verschwunden. In Bialystock fing der Feind wieder den ganzen Vortrab mit dem Kredenzwagen und den Karossen des Fürsten ab. So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Der Fürst war furchtbar aufgeregt; er wollte eine Schlacht erzwingen und mußte täglich an die zehn Gefechte liefern . . . und verlieren. Die Ordnung löste sich auf. Wer aber beschreibt unser Entsetzen, als wir erfuhren, daß Herr Sapieha noch gar nicht in unserer Nähe sei, sondern nur ein starker Vortrab seiner Armee uns alle die unaussprechlichen Qualen und Niederlagen bereitete . . . Der Vortrab bestand aus Tartaren . . ."

Die weiteren Worte des Offiziers unterbrach ein Aufschrei Anusias, welche sich plötzlich an die Brust Olenkas werfend ausrief:

„Herr Babinitsch!"

Der Offizier staunte, als er den Namen hörte, doch er glaubte, daß Schrecken und Entsetzen dem hochgeborenen Fräulein diesen Schrei entrissen, deshalb fuhr er erst nach einer Pause fort:

„Wem Gott einen hohen Rang verliehen hat, dem giebt er auch die Kraft, Schweres zu ertragen. Beruhigt euch Ew. Hochgeboren! Dieser Höllensohn, der das Schicksal des ganzen Feldzuges zerstört und uns so endlosen Schaden bereitet hat, heißt wirklich so. Sein Name, welchen Ew. Hochgeboren so scharfsinnig zu erraten geruhten, ist in unserem Lager der Schrecken und die Wut aller."

„Ich habe diesen Herrn Babinitsch in Samoschtsch gesehen," versetzte Anusia hastig, „und hätte ich geahnt . . ."

Hier verstummte sie. Niemand erfuhr, was in diesem Falle geschehen wäre.

Nach einer Pause erzählte der Offizier weiter:

„Dann kam Tauwetter und schöne Tage; während, wie wir hörten, ganz gegen die Ordnung der Natur, im Süden der Republik noch kalter, strenger Winter herrschte, wateten wir im aufgeweichten Boden, welcher unsere schwere Reiterei festhielt, daß sie nicht weiter konnte. Er aber hatte leichte Reiter und setzte uns um so mehr zu. Alle paar Schritte blieben die Wagen und Geschütze stecken, wir kamen fast nicht von der Stelle. Die Landleute mit ihrer blinden Gehässigkeit standen im Einvernehmen mit den Verfolgern. Es geschehe Gottes Wille, aber ich habe das Lager und Se. Durchlaucht selbst in einer verzweifelten Lage zurückgelassen. Das heftige Fieber verläßt den Fürsten kaum; es hält ihn tagelang fest und entkräftet ihn zusehends. Die entscheidende Schlacht muß in kurzem fallen, aber wie es sich wenden wird . . . Gott weiß es und wird es lenken . . . Es müßten denn Wunder geschehen."

„Wo habt ihr den Fürsten verlassen?"

„Etwa eine Tagereise weit von Sokolka. Se. Durchlaucht hat die Absicht, sich in Suchowola oder Janowo zu verschanzen und den Angriff abzuwarten. Herr Sapieha ist zwei Tagereisen entfernt vom Lager. Als ich abreiste, war gerade eine Ruhepause für uns eingetreten, denn ein aufgefangener Kundschafter sagte uns, daß Babinitsch selbst in das Hauptquartier zurückgekehrt ist und seine Tartaren ohne ihn nichts unternehmen dürfen, als höchstens Patrouillen aufheben. Se. Durchlaucht ist ein berühmter Feldherr; er erwartet alles Gute von einer Entscheidungsschlacht, doch nur, wenn er sich gesund fühlt. Ist er krank, schüttelt ihn das Fieber, dann denkt er anders, sonst würde er mich nicht nach Preußen geschickt haben."

„Was sollt ihr dort ausrichten?"

„Entweder gewinnt oder verliert der Fürst die Schlacht. Verliert er, so bleibt ganz Preußen schutzlos dem Feinde preisgegeben; es könnte leicht geschehen, daß Sapieha die Grenzen der Provinz überschreitet . . . Also — ich sage es offen, weil es kein Geheimnis ist — ich gehe dorthin, um zu warnen."

Mit diesen Worten schloß der Offizier seinen Bericht.

Anusia legte ihm noch eine Menge Fragen vor, indem sie sich Gewalt anthat, um die nötige Würde zu wahren. Als er

hinausgegangen war, legte sie sich keinen Zwang mehr auf; sie hüpfte umher, klopfte mit den Händen ihr Jäckchen, drehte sich auf dem Absatz, küßte Olenka die Augenlider und zupfte den Herrn Schwertträger an den Ueberärmeln seines Schnürenrockes und plauderte zwischendurch:

„Nun, was habe ich gesagt? Wer hat dem Fürsten Boguslaw so zugesetzt? Etwa Herr Sapieha? . . . Ja, hat sich was! Wer macht es mit den Schweden ebenso? Wer tilgt die Unterdrücker aus? Wer ist der größte Kavalier, der tapferste Ritter? Herr Andreas! Herr Andreas . . ."

„Wer? Herr Andreas?" frug plötzlich Olenka, weiß wie ein Leinentuch.

„Habe ich dir denn nicht gesagt, daß er Andreas heißt? Er erzählte es mir einmal selbst. Herr Babinitsch! Es lebe Herr Babinitsch! . . . Herr Wolodyjowski könnte es auch nicht besser machen! . . . Was fehlt dir, Olenka?"

Das Fräulein Billewitsch schüttelte sich, als wolle sie eine schwere Last von ihren Schultern werfen.

„Nichts," sagte sie. „Ich dachte nur, daß alle, die diesen Namen tragen, Verräter sein müßten. Es war einmal einer, der hat sich erboten, den König von Polen tot oder lebendig den Schweden oder dem Fürsten Boguslaw auszuliefern und der hieß auch . . . Andreas!"

„Gott verdamme ihn!" rief der Schwertträger. „Wozu jetzt Nachts alte Erinnerungen auffrischen. Laßt uns lieber freuen, da wir Ursache haben, es zu thun."

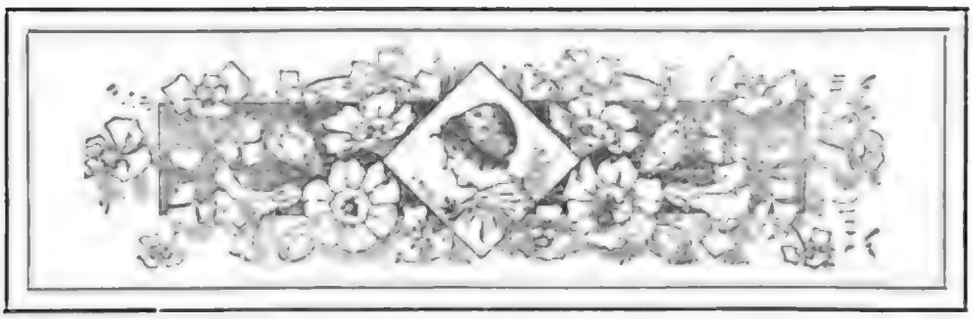
„Wenn erst Herr Babinitsch angezogen kommt!" setzte Anusia hinzu. „Also so! Ich werde absichtlich den Herrn Braun noch verrückter machen und ihn veranlassen, die ganze Besatzung rebellisch zu machen und samt den Leuten und Pferden zu Herrn Babinitsch überzugehen."

„Thut das! Thut das!" rief der Schwertträger heiter.

„Und dann blase ich auf alle Schweden und sonstigen Feinde. Vielleicht vergißt er unterdessen jene Unwürdige und nimmt mich . . ."

Wieder lispelte sie mit feiner Stimme und bedeckte die Augen mit den Händen. Plötzlich schien sie der Unwille zu fassen, denn sie schlug eine Faust in die andere und sagte:

„Wenn nicht, dann heirate ich den Herrn Wolodyjowski!"



7. Kapitel.

Zwei Wochen ſpäter wurde es lebendig in Tauroggen. Eines Tages zogen ungeordnete Haufen der Truppen Boguslaws heran; es waren meiſt nur dreißig bis vierzig Pferde, die ſamt den Reitern elend, abgeriſſen und abgemagert zum Skelett waren. Sie brachten die Nachricht von der Niederlage des Fürſten bei Janowo. Er hatte alles verloren, die Armee war teils erſchlagen, teils verſprengt, die Geſchütze, Pferde, Zelte, alles war fort. Von den ſechstauſend Mann, die ausgezogen waren, hatte Boguslaw nur etwa vierhundert Reiter gerettet, dieſelben, welche er ſelbſt angeführt.

Von den Polen, die mit ihm waren, kehrte außer Sakowitſch nicht eine lebende Seele wieder; was von ihnen noch übrig geblieben, das war zu Herrn Sapieha übergegangen, ſogar viele der fremden Söldlinge hatten vorgezogen, ſich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ſtatt mit dem Beſiegten zu fliehen, und in dem Maße, in welchem die höfiſche Schmeichelei vorher die Feldherrntugenden Boguslaws gerühmt, in demſelben Maße klagten und ſchalten nun alle die Schmeichler über die Unzulänglichkeit derſelben. Die Uebriggebliebenen waren ſo erzürnt und empört gegen den Fürſten, daß ſie nicht mehr zuſammenhielten, ſondern in ungeordneten Haufen auseinanderliefen, ſo daß der Fürſt zu ſeiner perſönlichen Sicherheit vorgezogen hatte, etwas zurück zu bleiben.

Beide, Sakowitſch und er, befanden ſich gegenwärtig in Roſchen. Haßling begab ſich, als er das erfuhr, ſogleich zu Olenka, um ihr Mitteilung davon zu machen.

Nachdem das Fräulein den Bericht angehört, sagte sie zu ihm:

„Die Hauptsache ist nun die, ob Herr Sapieha und Babinitsch den Fürsten verfolgen und den Kriegsschauplatz hierher verlegen wollen?“

„Man kann aus den Berichten der Flüchtlinge nicht klug werden,“ antwortete der Offizier. „Der Schrecken läßt sie vieles übertreiben. So behaupten die Aengstlichsten von ihnen, daß Babinitsch ihnen dicht auf den Fersen ist. Da aber der Fürst mit Sakowitsch zurückgeblieben ist, so vermute ich, daß die Verfolgung keine so hastige sein kann.“

„Aber sie muß doch eintreten; es ist gar nicht anders anzunehmen. Wer würde nach einem Siege den Besiegten nicht verfolgen?“

„Das wird die Zeit uns lehren. Ich wollte mit euch, Herrin, von anderem reden. Der Fürst muß infolge seines Mißgeschickes und seiner Erkrankung sehr gereizt sein; er wird in der Verzweiflung noch mehr zu Gewaltthaten geneigt sein, als früher . . . Trennt euch daher nicht von der Muhme und von dem Fräulein Borschobohata; laßt auch nicht zu, daß der Herr Schwertträger nach Tilsit geschickt wird, wie das vorige Mal.“

Olenka antwortete nichts. Der Schwertträger war gar nicht nach Tilsit gebracht worden, nur hatte der Fürst, um vor seinen Leuten seine grausige That zu verbergen, durch Sakowitsch das Gerücht verbreiten lassen, der Alte sei nach Tilsit gereist, während er thatsächlich infolge des Stoßes, welchen ihm der Fürst versetzt, krank darniederlag. Olenka wollte darüber nicht sprechen; sie war zu stolz, um selbst Ketling gegenüber einzugestehen, daß ein Billewitsch von jemandem wie ein Hund mißhandelt worden war.

„Ich danke euch für die Warnung,“ sagte sie nach einer Pause.

„Ich hielt es für meine Pflicht . . .“

Da wurde Olenka plötzlich wieder von Bitterkeit gegen Ketling erfüllt. War er doch nur allein schuld daran, daß diese neue Gefahr über ihrem Haupte schwebte; hätte er damals in ihre Flucht gewilligt, so wäre sie jetzt längst in Sicherheit.

„Herr Kavalier,“ sagte sie, „es ist wahrhaft ein Glück, daß diese Warnung nicht gegen die Ehre und eure Dienstpflicht verstößt, indem der Fürst euch nicht befohlen hat, mich nicht zu warnen.“

Ketling verstand den Vorwurf sehr gut. Mit einer Würde, die sie ihm nie zugetraut hätte, erwiderte er:

„Ich erfülle das, was meine Dienstpflicht und meine Ehre mir gebieten, entweder ganz, oder ich ziehe vor zu sterben, ehe ich sie versäume. Mir bleibt nur zwischen diesem beiden die Wahl. Außerhalb meines Dienstes darf ich Nichtswürdigkeiten zu verhüten suchen. Als Privatmann also lasse ich euch diese Pistole zurück mit der Bitte: wehrt euch, wenn die Gefahr nahet, im Notfalle — tötet euch! Geschieht das, dann bin ich meiner Pflicht ledig und kann zu eurer Rettung herbeieilen."

Während er das sagte, verneigte er sich und wandte sich der Thüre zu, Olenka aber hielt ihn zurück.

„Herr Kavalier," bat sie, „macht euch frei von diesem Dienst, verteidigt die gute Sache, schützt die Unterdrückten; es ist schade um euch."

Ketling unterbrach sie:

„Ich hätte mich längst frei gemacht und mein Gesuch um Entlassung eingereicht, wenn ich nicht gedacht hätte, euch, Herrin, hier nützen zu können. Heute ist es zu spät dazu. Wäre der Fürst als Sieger heimgekehrt, so hätte ich nicht einen Augenblick gezaudert; da er aber der Besiegte ist, da der Feind ihm auf den Fersen ist, so wäre es Feigheit, eher gehen zu wollen, als der Pflichttermin abgelaufen ist. Ihr werdet zu eurer Genugthuung sehen, wie viele seiner früheren Bewunderer den Besiegten feige verlassen; mich werdet ihr nicht unter ihnen finden . . . Lebt wohl, Herrin! Die Pistole ist gut; sie zerschmettert leicht sogar einen Panzer."

Mit diesen Worten entfernte sich Ketling, die Waffe zurücklassend.

Olenka verwahrte dieselbe sogleich. Glücklicherweise gingen ihre und des jungen Offiziers Befürchtungen nicht in Erfüllung.

Der Fürst kam gegen Abend in Begleitung Sakowitschs und Patersons an; er war so krank, daß er kaum zu stehen vermochte. Er wußte selbst nicht mit Gewißheit, ob Herr Sapieha selbst die Verfolgung aufgenommen oder Babinitsch mit der leichten Reiterei damit betraut haben mochte.

Boguslaw war sich zwar bewußt, den letzteren samt seinem Pferde bei der Attacke überrannt zu haben, doch wagte er nicht zu hoffen, daß er ihn dabei getötet, da ihm schien, als wäre sein Rapier an dem Visier des Verhaßten abgeprallt. War er doch selbst damals mit dem Leben davongekommen, als er ihm die Pistole direkt in das Gesicht abgeschossen hatte.

Der Gedanke, wie Babinitsch und seine Tartaren in den fürstlichen Gütern hausen würden, wenn er zu denselben gelangte, peinigte den Fürsten entsetzlich. Und er hatte nichts mehr, sie zu verteidigen, ja er wußte noch nicht einmal, wie er seine Person in Sicherheit bringen sollte, da es nicht viele solcher Söldlinge gab, wie Ketling, und anzunehmen war, daß bei der ersten Kunde vom Herannahen des Feindes auch diese ihn verlassen würden.

Der Fürst hatte die Absicht, nicht länger als zwei bis drei Tage in Tauroggen zu bleiben: er mußte sobald wie möglich zum Kurfürsten und zu Stenbock zu gelangen suchen, um neue Streitkräfte zu sammeln und diese entweder zur Verteidigung der Städte Preußens zu verwenden, oder sie dem Könige nachzusenden, welcher einen Feldzug in das Innere der Republik plante.

Er wollte in Tauroggen nur einen Offizier zurücklassen, welcher Ordnung in die versprengten Reste der Armee bringen, die bäuerlichen und adligen Patrioten im Zaune halten, die Güter beider Radziwills beschützen und die Verbindung mit der Armee Loewenhaupts, der Hauptmacht in Smudz, wieder herstellen sollte.

Zu diesem Zweck ließ der Fürst nach der ersten guten Nachtruhe Sakowitsch zu sich rufen, welcher der einzige war, dem er volles Vertrauen schenkte.

Es war ein seltsamer „guter Morgen," den die beiden Freunde sich nach der verunglückten Expedition in Tauroggen wünschten. Sie starrten sich wortlos eine Zeitlang an. Endlich ergriff der Fürst zuerst das Wort.

„Ah! was nun! Die Teufel haben alles genommen!"

„Sie haben es!" wiederholte Sakowitsch.

„Es konnte nicht anders kommen. Hätte ich mehr leichte Reiterei gehabt, oder hätte der Henker nicht diesen Babinitsch in meinen Weg geführt . . . zum zweiten Male! Er hat einen anderen Namen angenommen, der Galgenhund. Erzähle das niemandem, damit sein Ruhm nicht noch größer werde."

„Ich werde nicht davon sprechen . . . aber ich garantiere nicht, daß die anderen Offiziere es ausposaunen, denn ihr habt ihn damals zu euren Füßen ja selbst als den Fahnenträger von Orschan präsentiert."

„Die Offiziere und die Deutschen verstehen die polnischen Namen nicht. Ihnen ist es gleich, ob Kmiziz oder Babinitsch. Ah! bei den Hörnern des Luzifer, wenn ich ihn hätte! Aber

ich hatte ihn ja . . . und da hat mir der Schelm die eigenen Leute zu Rebellen gemacht und die ganze Abteilung Glowbitsch weggeführt! . . . Er muß ein Bastard unseres Geschlechtes sein, anders ist es nicht! . . . Und ich hatte ihn . . . hatte ihn . . . und er ist entkommen! . . . Das frißt mehr an mir, wie die ganze verunglückte Expedition."

„Ihr hattet ihn, Durchlaucht, für den Preis meines Kopfes."

„Jaschu! ich will ehrlich sein. Ich hätte dir ruhig das Fell über die Ohren ziehen lassen, wenn ich Kmiziz's Fell hätte gerben lassen können!"

„Ich danke, Boguschi! Mehr durfte ich von deiner Freundschaft nicht erwarten."

Boguslaw lachte auf:

„Du hättest schön auf dem Rost Sapiehas gebraten; ich hätte dich sehen mögen. Alle deine Schelmenstücke wären da ausgeschmort."

„Und ich wollte dich in Kmiziz's Händen sehen, in den Händen deines lieben Verwandten. Deine Gesichtszüge sind anders, aber in der Gestalt seid ihr euch gleich, eure Stiefeln haben das gleiche Maß, ihr schmachtet nach demselben Mädchen, nur daß sie in ihrer Unerfahrenheit instinktiv errät, daß jener besser und tapferer ist als du."

„Zweie solcher, wie du, würde er wohl zwingen, doch mir kommt er nicht gleich . . . Hätte ich auf der Flucht zwei Minuten Zeit gehabt, so könnte ich dir auf Ehrenwort versichern, daß mein Verwandter tot ist. Du warst immer etwas dumm, gerade darum liebte ich dich, aber in der letzten Zeit ist dein Witz ganz abhanden gekommen."

„Du hattest deinen Witz in den Fersen, deshalb bist du so vor dem Sapieha entlaufen. Dadurch bist du mir ordentlich zuwider geworden, so, daß ich am liebsten selbst zu Sapieha ginge."

„Um aufgehängt zu werden!"

„Wohl mit demselben Strick, mit dem man den Radziwill fesselt."

„Genug!" sagte der Fürst.

„Ew. Durchlaucht ergebenster Diener!"

„Es wird notwendig sein, einige der Reiteroffiziere zu erschießen, die am meisten Lärm schlagen."

„Ich habe heute Morgen bereits sechse erhängen lassen. Sie sind schon kalt gestellt, aber sie tanzen noch an den Stricken, denn es ist sehr windig draußen."

„Das ist gut! Höre einmal! Ich muß jemanden in Tauroggen zurücklassen, willst du hier bleiben?“

„Ich will, und bitte darum. Es könnte niemand besser hier zurecht kommen als ich. Der Soldat fürchtet mich mehr als die anderen; er weiß, daß ich nicht mit mir scherzen lasse. Auch mit Rücksicht auf Loewenhaupt ist es besser, daß einer dableibt, der angesehener ist als Paterson.“

„Wirst du mit den Rebellen fertig werden?“

„Ich versichere Ew. Durchlaucht, daß die Tannen der Smudz in diesem Jahre schwerere Früchte tragen werden, als Zapfen. Aus den Bauern werde ich zwei Regimenter Fußsoldaten formieren und sie nach meiner Art ausbilden. Auf die Güter werde ich ein wachsames Auge haben und so eines derselben von den Rebellen überfallen werden sollte, dann werde ich einen der reichen Edelleute dafür verantwortlich machen und ihn ausquetschen wie Quark. Zum Anfang brauche ich nur so viel Geld, als nötig ist, die Löhnung auszuzahlen und die Füsiliere einzukleiden.“

„Was ich entbehren kann, will ich hier lassen.“

„Von der Mitgift?“

„Von was?“

„Nun, ich meine von der Mitgift der Billewitsch, die ihr euch selbst im Voraus auszahltet.“

„Wenn du den Alten auf manierliche Weise unschädlich machen könntest, wäre es gut, denn er hat ein Handschreiben von mir.“

„Ich will mir Mühe geben, es zurück zu erlangen. Es ist nur die Frage, ob er das Handschreiben der Sicherheit wegen nicht fortgeschickt hat, oder ob es nicht irgendwo eingenäht ist. Ew. Durchlaucht möchten die Schuld nicht tilgen wollen? . . .“

„Es wird wohl so kommen, daß ich es nicht kann. Doch jetzt muß ich fort. Dieses vermaledeite Fieber hat mich meiner ganzen Kräfte beraubt.“

„Beneidet ihr mich nicht, daß ich in Tauroggen bleibe, Durchlaucht?“

„Du hast wohl ein besonderes Interesse dabei? Nur . . . solltest du etwa Lust haben? . . . Ich ließe dich mit Haken zerreißen . . . Warum drängst du so, hier zu bleiben?“

„Weil ich heiraten will!“

„Wen?“ frug der Fürst, sich vom Lager aufrichtend.

„Das Fräulein Borschobohata Krasienska.“

„Das ist ein guter Gedanke, ein ausgezeichneter Gedanke!“

ſagte der Fürſt nach einer Pauſe. „Ich habe etwas von einer Verſchreibung gehört . . .“

„Es iſt ſo: ein Vermächtnis des Herrn Longinus Podbipienta. Ihr wißt, Durchlaucht, was für ein reiches Geſchlecht das iſt. Die Güter jenes Longinus liegen in mehreren Kreiſen verteilt. Zwar iſt ein Teil derſelben von entfernten Verwandten in Beſitz genommen, ein anderer Teil iſt von moskauiſchen Truppen beſetzt; es wird Prozeſſe, Schlägereien, Zank und Streitigkeiten ohne Ende geben, aber ich werde ſchon Rat ſchaffen. Nicht einen Baumwipfel trete ich ab. Das Mädchen gefällt mir ausnehmend gut, denn ſie iſt verlockend ſchön. Ich bemerkte ſchon, als wir ſie gefangen nahmen, daß ſie Angſt heuchelte und mit den Augen nach mir ſchielte. Wenn ich als Kommandant hier zurückbleibe, wird ſich aus purer Langeweile ſchon ein Liebesverhältnis anſpinnen laſſen.“

„Eines nur will ich dir ſagen. Ich verwehre dir nicht, zu heiraten, aber merke wohl, keine Exzeſſe, du verſtehſt mich? Das Mädchen gehört zu den Wiſchniowiezkis, ſie iſt die Vertraute der Fürſtin Griſeldis ſelbſt, und ich will die Fürſtin aus Hochachtung vor ihr nicht beleidigen, ebenſowenig den Herrn Staroſten von Kalusk.“

„Es bedarf der Warnung nicht,“ entgegnete Sakowitſch. „Wenn ich mich erſt wirklich verheiraten will, ſo muß ich mich auch ernſthaft bewerben.“

„Ich wollte, ſie weiſt dich ab.“

„Ich kenne jemanden, der abgewieſen worden, obgleich er ein Fürſt iſt, aber ich denke, mir kann ſo etwas nicht begegnen. Ihr Augenblinkern giebt mir guten Mut.“

„Mache dem Abgewieſenen keine Vorwürfe; es könnte geſchehen, daß er dich zum Bock macht. Ich will deinem Wappen die Hörner zufügen oder dir den Beinamen auswirken: Sakowitſch der Gehörnte. Sie iſt eine Vorſchobohata von Geſchlecht; d. h. eine Gottreiche; er ein Bardſorogaty, d. h. ein ſehr Gehörnter! Ihr ſeid ein paſſendes Paar. Heirate nur, Jaſchu, heirate du, laß mich auch wiſſen, wann die Hochzeit ſein wird, ich will dein Brautführer ſein.“

Gräßlicher Zorn malte ſich in den Zügen Sakowitſchs und verunſtaltete das ohnehin häßliche Geſicht noch mehr. Die Augen waren verſchleiert, als wenn eine Rauchſchicht darüber liege. Doch bezwang er ſich bald und indem er den Worten des Fürſten eine ſcherzhafte Wendung gab, antwortete er:

„Du Aermſter! Kannſt aus eigener Kraft nicht die Treppe

hinauf und willſt drohen? Du haſt hier ja deine Olenka und wirſt noch das Vergnügen haben, bei den Kindern des Babinitſch Wartefrau zu ſpielen!“

„Daß dir die Zunge zerbreche! So kannſt du über die Krankheit ſpotten, die mich um ein Haar zum Tode gebracht? Ich wünſche, daß auch du einem Zauber unterliegen mögeſt.“

„Ach, Zauber hin! Zauber her! Oft, wenn ich ſehe, wie alles ſich auf natürlichem Wege abwickelt, denke ich, daß Zauberei ein Unſinn iſt.“

„Du biſt ſelbſt ein Unſinn! Sei ſtille, rufe das Elend nicht hervor! Du ekelſt mich an!“

„Sehet zu, daß ich nicht der letzte Pole bin, der euch treu bleibt. Meine Treue wird ſchlecht gelohnt. Ich werde in meine ſtille Häuslichkeit zurückkehren und dort das Ende des Krieges abwarten.“

„Ach, laß das ſein! Du weißt, wie lieb du mir biſt.“

„Es wird mir ſchwer, das zu erraten. Der Teufel hat mir wohl dieſe Schwäche für Ew. Durchlaucht in das Herz gepflanzt. Wenn es wirklich Zauber giebt, ſo iſt es hier der Fall.“

Sakowitſch ſprach die Wahrheit, denn er liebte Boguslaw wirklich und der Fürſt wußte das. Darum war er ihm, wenn auch nicht tiefer zugeneigt, ſo doch wirklich dankbar und erwies ihm Dankbarkeit in der Weiſe, wie eitle Menſchen das gegenüber denjenigen thun, von denen ſie ſich verehrt wiſſen.

Der Fürſt war deshalb auch mit dem Heiratsprojekt mit Anuſia Borſchobohata vollkommen einverſtanden; er beſchloß, perſönlich für Sakowitſch bei ihr zu werben.

Gegen Mittag, als er ſich wohler fühlte, ließ er ſich ankleiden und begab ſich zu Anuſia.

„Ich komme als alter Bekannter, mich zu erkundigen, wie es euch geht,“ ſagte er, „und zu fragen, ob euch der Aufenthalt in Tauroggen gefällt?“

„Wer in Gefangenſchaft lebt, dem muß alles gefallen,“ ſeufzte Anuſia.

Der Fürſt lachte.

„Ihr ſeid doch nicht gefangen. Man hat euch zuſammen mit den Leuten Sapiehas aufgefangen und ich ſandte euch mit ihnen hierher, aber doch nur zu eurer Sicherheit. Es ſoll euch hier kein Haar gekrümmt werden. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich ſelten jemanden ſo hoch ſchätze, wie die Fürſtin Griſeldis,

deren Herzen ihr nahe steht. Die Wisniowiezkis und Samojskis aber sind mir verwandt. Ihr sollt hier jede Freiheit und alle Sorgfalt genießen; ich bin als wohlmeinender Freund gekommen euch zu sagen, daß ich euch gern eine Eskorte zur Verfügung stelle, falls ihr fort wollt, obgleich ich gerade jetzt wenig Leute habe. Aber ich rate euch, hier zu bleiben. Man hat euch, wie ich hörte, ausgesandt, um ein ererbtes Vermögen zu erlangen. Doch wisset, dazu ist jetzt nicht die geeignete Zeit. Selbst in Friedenszeiten würde euch die Protektion des Herrn Sapieha nichts nützen, denn seine Macht erstreckt sich nur auf das Gubernium Witebsk, hier schafft er nichts. Außerdem kann er diese Angelegenheit nur durch Kommissarien erledigen lassen ... Ihr braucht einen wohlmeinenden Freund, der sich Rat weiß, welcher Respekt und Achtung bei den Menschen genießt. Wenn ein solcher sich eurer Sache annehmen wollte, der ließe sich sicher nicht Stroh statt Korn in die Faust stecken."

„Wo werde ich Waise so einen Vormund finden?"

„Gerade hier in Tauroggen."

„Wie, Eure Durchlaucht wolltet selbst so gnädig sein?"

Anusia faltete die Händchen und blickte den Fürsten mit einem so lieblichen Ausdruck an, daß derselbe, wenn er nicht so schwach und elend sich gefühlt hätte, sich weniger ehrlich der Sache Sakowitschs angenommen hätte. Aber Liebesgedanken lagen ihm jetzt fern, deshalb sagte er schnell:

„Wenn ich nur dürfte, dann würde ich niemandem diese dankbare Funktion anvertrauen. Leider muß ich abreisen. An meiner Stelle wird Herr Sakowitsch Kommandant in Tauroggen bleiben: er ist ein großer Kavalier, ein bewährter Soldat und geschickt, wie kein anderer in ganz Litauen. Ich wiederhole daher: Bleibt in Tauroggen, es giebt kein sichereres Plätzchen weit und breit, denn überall hausen die Rebellen, alle Wege sind von ihnen besetzt. Sakowitsch wird euch hier beschützen und sich umsehen, was sich in der Erbschaftsangelegenheit thun läßt, und was er einmal unternimmt, das führt er auch zum glücklichen Ende, wie kein anderer. Er ist mein Freund, ich kenne ihn also; das eine nur muß ich euch aber sagen: Wenn ich selbst die Erbschaft für euch erheben sollte und Sakowitsch stände gegen mich, so würde ich gutwillig darauf verzichten, denn es ist gefährlich, mit ihm zu streiten."

„Wenn nur Herr Sakowitsch der Waise auch beistehen wollte ..."

„Seid nur nicht unfreundlich mit ihm, so wird er alles

für euch thun. Eure Schönheit hat sein Herz entflammt; er geht umher und seufzt . . ."

„Wie könnte ich jemanden entflammen," sagte Anusia.

„Sie ist ein Kobold!" dachte der Fürst.

Und laut setzte er hinzu:

„Das mag Sakowitsch euch erklären; er muß wissen, wie es geschehen. Seid nur nicht unfreundlich mit ihm, denn er ist ein edler Mensch, von altem Adel, ich wünsche, daß er nicht verschmäht wird."

8. Kapitel.

Am nächsten Morgen in der Frühe erhielt der Fürst die Aufforderung, sofort nach Königsberg zu kommen, um das Kommando über die neueingezogenen Truppen zu übernehmen, die nach Danzig oder Marienburg abgehen sollten. Der Brief enthielt auch Nachrichten über den waghalsigen Feldzug Karl Gustavs in das Innere der Republik. Der Kurfürst sah das schlimme Ende desselben voraus und wollte deswegen eine größere Truppenmacht kampfbereit halten, um im Notfalle der einen oder anderen Partei beispringen zu können. Er empfahl dem Fürsten die größte Eile und schien es so dringend zu haben, daß dem ersten nach zwölf Stunden schon ein zweiter Bote folgte.

Der Fürst hatte also keine Zeit zu verlieren und konnte sich auch nicht Zeit nehmen, sich von dem schweren Anfall zu erholen, welchen er in der Nacht wieder gehabt hatte. Er mußte fort. So übergab er denn dem Sakowitsch das Kommando, indem er sagte:

„Vielleicht wird es notwendig, den Schwertträger und das Mädchen nach Königsberg zu bringen. Dort wird es leichter sein, mit dem eigensinnigen Alten fertig zu werden. Das Mädchen aber werde ich mit in das Feldlager nehmen, denn ich bin es müde, mich von ihr meistern zu lassen."

„Gut," sagte Sakowitsch, „dann kann das Heer gleich vermehrt werden."

Eine halbe Stunde später war der Fürst nicht mehr in Tauroggen. Sakowitsch blieb als allein Herrschender zurück und erkannte nur eine Macht über sich an und das war die Macht Anusia Borschobohatas. Und es wiederholte sich jetzt

dasſelbe Spiel bei ihm und ihr, wie ehedem mit dem Fürſten und Olenka. Er bezähmte ſeine wilde Natur und war höflich, ſuchte jeden ihrer Wünſche zu erraten, behandelte ſie mit Hochachtung, wie ein feiner Mann das thut, wenn er ſich um die Hand eines Mädchens bewirbt.

Ihr aber gefiel dieſes Regieren auf Tauroggen; es war für ſie ein angenehmes Gefühl, zu wiſſen, daß, wenn der Abend kam, durch die unteren Säle und Korridore des Schloſſes und Zeughauſes und durch den noch vom Winterfroſt bereiften Garten das ſehnſuchtsvolle Seufzen und Schmachten der verliebten jungen und alten Offiziere ging, den Aſtrologen nicht ausgeſchloſſen, welcher von ſeinem Turme aus die Seufzer gen Himmel ſandte, und den alten Herrn Thomas, der ſein Roſenkranzgebet unterbrach, um ſchnell einmal an ſie zu denken.

Obgleich ſie das gutmütigſte Geſchöpf war, freute ſie ſich doch, daß alle dieſe Liebesſeufzer ſich nicht Olenka zuwandten, auch ſchon im Hinblick auf Babinitſch, da ſie ſich hier wiederum zur Genüge überzeugen konnte, wie groß die Macht war, welche ſie über die Männer ausübte. Sie ſagte ſich, wenn hier keiner ihr widerſtſtand, dann konnte es nicht fehlen, daß ſie auch ihm mit dem Blick ihrer Aeugelein das Herz verſengte.

„Er wird jene vergeſſen, da er keine Gegenliebe findet, und wenn das geſchehen iſt, dann wird er mich ſuchen und finden . . . der Böſewicht, der einzige!“

Gleich darauf ſagte ſie drohend:

„Warte! erſt will ich dich auszahlen, ehe ich dich erhöre!“

Den Sakowitſch behandelte ſie inzwiſchen wie einen, den man gern um ſich ſieht, wenn man auch keine beſondere Vorliebe für ihn hat. Er hatte verſtanden, ſeinen Verrat in derſelben Weiſe vor ihr zu rechtfertigen, wie der Fürſt vor Olenka ſich gerechtfertigt hatte, und auch er ſprach ihr davon, wie der Friede mit Schweden bereits ſo gut wie geſchloſſen war, wie die Republik nun hätte aufatmen können, wenn nicht Sapieha durch ſeine Selbſtſucht und ſeinen Haß alles verdorben hätte.

Anuſia, welche wenig von allen dieſen Dingen verſtand, ließ die Worte des Bewerbers zu einem Ohre herein, zum anderen hinaus. Dafür erweckte etwas anderes in den Reden des Staroſten von Orſchmian ihr lebhaftes Intereſſe.

„Die Billewitſch,“ ſagte er, „ſchreien zum Himmel wegen des Unrechts und der Beraubung der Freiheit, die ihnen widerfährt. Es iſt wahr, der Fürſt hält ſie in Tauroggen feſt, aber doch nur zu ihrem Beſten, denn ſie werden keine drei Gewände

weit vom Schlosse kommen, ohne von Räuberbanden überfallen zu werden. Es ist ja auch wahr, daß er sie zurückhält, weil er das Fräulein sehr liebt; wer aber würde das nicht entschuldigen, der selbst schon mit liebendem Herzen um ein Mädchen geworben? Wenn der Fürst weniger edle Absichten hätte, so brauchte er doch nur seine Gewalt zu gebrauchen, doch er wollte sie ehelichen, er wollte dieses widerspenstige Fräulein zu sich in den Fürstenstand erheben, sie mit Glück überhäufen, die Krone der Radziwills auf ihr Haupt setzen, und für alles das erheben diese undankbaren Menschen ihr Klagegeschrei . . .

Anusia schenkte dieser Erzählung nicht viel Glauben, darum forschte sie noch am selben Tage bei Olenka nach der Wahrheit dieser Sache, besonders, ob es wirklich wahr sei, daß der Fürst sie habe ehelichen wollen? Olenka konnte das nur bestätigen. Da sie mit Anusia schon recht vertraut war, brachte sie auch ihre Gründe für die Ablehnung vor. Dieselben erschienen ihr auch gerechtfertigt, andererseits aber dachte sie im Stillen, daß der Billewitsch doch kein solches Unrecht hier widerfahre und weder Sakowitsch, noch der Fürst, so große Verbrecher seien, wie der Herr Schwertträger aus ihnen machte.

Als nun die Nachricht eintraf, daß Herr Sapieha mit Babinitsch nicht nach Tauroggen kommen wolle, sondern in Eilmärschen dem Könige von Schweden nachziehe, bis weit, weit nach Lemberg zu, da überfiel zuerst eine grenzenlose Wut das kleine Fräulein, dann aber kam sie zu der Ueberzeugung, daß es mit der Flucht aus Tauroggen nun keine Eile habe, da man hier sicherer war, als irgend sonst wo, und nur die Unvernunft die Gefahren außerhalb dieser Mauern, der Sicherheit innerhalb derselben vorziehen konnte.

Es kam deswegen zu manchen Streitigkeiten zwischen Olenka und dem Schwertträger und ihr, bis endlich auch sie zugeben mußten, daß die Entfernung Sapiehas die Flucht sehr erschwerte, wenn nicht unmöglich machte, da in diesem Lande voll Unruhe und Kampf niemand des morgigen Tages sicher war. Aber selbst, wenn sie Anusias Gründe nicht stichhaltig gefunden hätten, so war es auch unmöglich, ohne deren Hilfe bei der Wachsamkeit des Kommandanten und der übrigen Offiziere von hier zu entkommen. Ketling war der einzige, der ihnen ergeben war, doch dieser war seiner Pflicht nicht abwendig zu machen; er war auch viel abwesend, da Sakowitsch ihn als erfahrenen, brauchbaren Offizier gern gegen die umherstreifenden Rebellen und Konföderierten ausschickte.

Und Anusia fühlte sich immer wohler hier.

Etwa einen Monat nach der Abreise des Fürsten hatte Sakowitsch um sie angehalten. Die Listige hatte ihm eine ausweichende Antwort gegeben. Sie hatte gesagt, daß sie ihn noch zu wenig kenne, daß man verschiedenes über ihn spreche, dem sie auf den Grund gehen müsse, daß ihre Bekanntschaft zu kurz sei, um ihn schon lieben zu können, und daß sie ohne die Zustimmung der Fürstin Griseldis ein Ehebündnis nicht eingehen könne. Nach einem Probejahre würde sie die Entscheidung gern nach seinem Wunsche treffen.

Der Starost schluckte den Aerger hinunter, ließ für irgend ein kleines Versehen einem Reiter dreitausend Rutenhiebe geben, nach welchen der arme Soldat begraben werden mußte, aber er mußte sich in die Entscheidung Anusias fügen. Sie fachte seine Hoffnung mit dem Versprechen an, nach einjährigen treuen Diensten ihm den süßen Lohn nicht zu versagen.

In dieser Weise spielte sie mit dem Bären, welchen sie jedoch schon so gut im Zaume hatte, daß er das Brummen unterdrückte und nur zu ihr sagte

„Ihr könnt alles von mir verlangen, selbst, daß ich auf den Knieen vor euch rutsche, nur nicht, daß ich meinen Fürsten verrate."

Vielleicht hätte Anusia ihren Verehrer nicht so gereizt, wenn sie erfahren hätte, zu welch schrecklichen Unthaten sich Sakowitsch durch seine Ungeduld hinreißen ließ und die über der ganzen Umgegend wie ein Verhängnis schwebten. Die Soldaten und Einwohner Tauroggens zitterten vor ihm und die Gefangenen verhungerten in ihren Ketten oder erlagen den ihnen beigebrachten Brandwunden.

Es war, als müsse der wilde Starost seine heiße, liebedürstende Seele in Menschenblut kühlen und baden, er sprang oft plötzlich auf und warf sich auf das Pferd, um selbst einen Ausfall gegen die Rebellen zu machen. Und der Sieg war meist auf seiner Seite. Haufenweise tötete er die Ueberfallenen, den Gefangenen ließ er die rechte Hand abschlagen und schickte sie nach Hause.

Der Schrecken, der sich an seine Person und an seinen Namen knüpfte, war grenzenlos, so daß selbst größere Parteien sich nicht weiter wie bis nach Roschen vorwagten.

Die Gegend wurde still und menschenleer und er formierte aus all dem heimatlosen Gesindel und Raufbolden immer neue Abteilungen, die er mit dem erpreßten Gelde der benachbarten

Adligen und Bürger bekleidete und bewaffnete, um für den Fall der Not dem Fürsten eine Hilfstruppe stellen zu können.

Boguslaw konnte keinen treueren und zugleich schrecklicheren Diener finden, als ihn.

Dabei vertiefte er sich mit seinen häßlichen wasserblauen Augen in die dunklen Anusias und sang ihr Liebeslieder zu der Laute.

So floß das Leben in Tauroggen für Anusia fröhlich und vergnüglich, für Olenka trübe und einförmig dahin. Die eine strahlte Freude und Frohsinn aus, wie das Glühwürmchen in der Johannisnacht, während das Antlitz der anderen immer blasser, ihre Züge immer ernster und strenger wurden; die Brauen zogen sich immer mehr zusammen, man nannte sie nur noch die Nonne. Sie hatte auch etwas von einer Klosterfrau in ihrem Wesen; sie fing an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Gott sie durch Schmerz und Enttäuschung zum Frieden und der Ruhe des Klosters führen wolle.

Sie war nicht mehr das Mädchen mit den Rosen auf den Wangen, mit den glückstrahlenden Augen, das einst, mit dem Verlobten im Schlitten durch die Wälder jagend, voll Lust und Wonne ausgerufen hatte: „Hej! Hej!“

Es wurde Frühling draußen. Ein starker lauer Wind löste zuerst die Fluten des Baltischen Meeres von den Fesseln des Eises, dann blühten die Bäume, Blumenknospen trieben unter der rauhen Hülle der Blätter, dann schien die Sonne warm befruchtend auf die Erde hernieder und noch immer harrte das arme Mädchen auf endliche Befreiung aus dieser Gefangenschaft. Anusia wollte weniger denn je von einem Fluchtplane etwas hören, denn draußen in der Republik ging es immer schrecklicher zu.

Die Barmherzigkeit Gottes schien ganz von ihr gewichen. Wer im Winter nicht zu Schwert und Lanze gegriffen hatte, der that es jetzt. Der Schnee hatte die Pfade verschüttet. Jetzt bot der Wald besseren Schutz, das warme Wetter erleichterte das Leben.

Mit den Schwalben flogen die Nachrichten nach Tauroggen, zuweilen drohend, zuweilen tröstend. Die einen wie die anderen segnete das fromme Mädchen mit Gebet und begoß sie mit Thränen der Trauer oder der Freude.

Zuerst drang die Kunde von der allgemeinen Erhebung in diese entlegene Veste. Es hieß: So viel Bäume in den Wäldern der Republik, so viele Aehren in den Feldern vom

Winde geweht, so viele Sterne zwischen dem Baltischen Meere und der Heimat der Tartaren nachts am Himmel leuchten, so viele adlige und edle Männer sind aufgestanden und haben nach Gottes Willen das Schwert ergriffen zum Kampfe gegen die Schweden; alle diejenigen, welche mit dem Pfluge die Ackerfurche schnitten, die, welche Handel und Handwerk in den Städten trieben, die in der Heide von Bienenzucht, Theerkochen, Kohlenbrennen, von der Arbeit mit der Axt oder dem Schießgewehr lebten; die, welche an den Flüssen Fischfang trieben, in der Steppe die Herden weideten, sie alle, alle haben zu den Waffen gegriffen, um die Unterdrücker aus dem Lande zu treiben.

Der Schwede fing bereits an zu sinken in der Flut, die über ihn hinbrauste.

Zum Staunen der ganzen Welt hatte die anscheinend so kraftlose Republik mehr Arme zu ihrer Verteidigung gefunden, als sie andere Reiche zur Verfügung hatten.

Dann kamen Nachrichten über Karl Gustav, wie er immer weiter vordrang, im Blute watend, brennend und sengend. Man konnte jeden Augenblick seinen Tod und den Untergang des schwedischen Heeres erwarten.

Der Name Tscharniezkis wurde immer lauter genannt; er fand lebhaften Wiederhall bis an alle Grenzen des Reiches; die Herzen der Feinde mit Angst und Entsetzen erfüllend.

„Er hat sie bei Koschenize geschlagen!“ hieß es den einen Tag, „bei Jaroslaw,“ einen anderen Tag — und mehrere Wochen darauf, „er hat bei Sandomir die Schlacht gewonnen!“ So tönte es fort durch alle Provinzen; man staunte nur, daß es noch Schweden im Lande gab. Zuletzt verbreitete sich das Gerücht von der Einschließung des Königs mit seiner ganzen Armee im Gabelgebiet der Flüsse. Es schien, das Ende war gekommen.

Sakowitsch hörte auf, Ausfälle zu machen; er schrieb nachts Briefe und schickte sie fort.

Der Schwertträger war wie von Sinnen. Allabendlich brachte er Olenka neue Nachrichten. Er biß sich die Nägel ab bei dem Gedanken, daß er hier festsitzen mußte, während draußen der Kampf wogte. Die Seele des alten Soldaten verlangte nach dem Kampf. Zuletzt schloß er sich in sein Gemach ein; er schien stundenlang über etwas zu grübeln. Eines Tages umarmte er Olenka ganz plötzlich und unvermittelt, schluchzte laut auf und sprach:

„Du bist mir lieb, Mädchen, einzigstes Töchterchen, „aber das Vaterland ist mir noch lieber."

Am nächsten Morgen war er spurlos verschwunden. Olenka fand nur einen Brief vor, folgenden Inhalts:

„Gott segne Dich, geliebtes Kind! Ich habe schon recht verstanden, daß man Dich festzuhalten strebt, nicht mich. Die Flucht wird mir allein leichter werden als mit Dir zusammen. Gott soll mich strafen, wenn ich Dich verlasse aus Hartherzigkeit oder aus Liebllosigkeit gegen Dich arme Waise; ich gehe nur aus Liebe zum Vaterlande. Die Qual der Unfreiheit siegte zuletzt über die Geduld; ich schwöre Dir bei den Wunden Christi, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Wenn ich daran dachte, daß das treueste polnische Blut dort in Strömen vergossen wird pro patria et libertate, und nicht ein Tropfen des meinigen mit in diesen Strom fließen sollte, da war mir, als müßten die Engel im Himmel mich deswegen verdammen ... Ich müßte nicht in unserer heiligen Smudz, wo Tapferkeit und amor pro patria in mir von Kindesbeinen an genährt wurden, geboren, ich müßte nicht ein Billewitsch und Edelmann sein, wenn ich bei Dir hätte bleiben, Dich behüten sollen. Wärest Du ein Mann, so würdest Du ebenso handeln und mich, wie ich Dich, einen Daniel in der Höhle der Löwen zurücklassen. Ich hoffe zu Gott, daß er in seiner unendlichen Barmherzigkeit auch Dich bewahren wird, wie er den Daniel bewahrt hat und daß die allerheiligste Jungfrau, unsere Königin, Dir besseren Schutz gewähren wird, als ich es kann!"

Olenka benetzte dieses Schreiben mit heißen Thränen, aber der Oheim ward ihr nur noch lieber durch diese That, welche ihr Herz mit Stolz erfüllte. Das Verschwinden desselben verursachte in Tauroggen große Aufregung. Sakowitsch stürmte wutschäumend in das Gemach Olenkas, ohne vorher seine Mütze abzulegen, und frug:

„Wo ist euer Ohm?"

„Dort, wo alle sind, die das Vaterland nicht verraten! ... Im Felde!"

„Habt ihr von der Flucht gewußt?" brüllte der Starost.

Olenka trat ohne Bedenken ein paar Schritte vor und ihn mit einem Blick voll Verachtung messend, antwortete sie:

„Ja, ich wußte darum — was weiter?"

„Fräulein! ... Ei, wäre es nicht um des Fürsten Willen! ... Ihr werdet euch vor dem Fürsten zu verantworten haben!"

„Weder vor dem Fürsten, noch vor euch, seinem Knecht. Ich bitte jetzt!“

Sie wies mit dem Finger nach der Thür.

Er knirschte vor Wut, aber er ging hinaus.

Der nächste Tag brachte die Nachricht von der Niederlage des Großherzogs bei Warka. Wie ein Donnerschlag traf dieselbe die Verbündeten der Schweden. Sakowitsch selbst ward von solcher Furcht gepackt, daß er nicht wagte, die Priester zu bestrafen, welche in den benachbarten Kirchen das Te deum laudamus anstimmten.

Eine Zentnerlast aber fiel ihm vom Herzen, als ein paar Wochen später Fürst Boguslaw von Marienburg aus ihm schrieb, daß der König aus seiner Sackfalle entkommen sei. Andere Neuigkeiten lauteten weniger ermutigend. Der Fürst verlangte Hilfstruppen und befahl, nur soviel Mann in Tauroggen zurückzulassen, als unbedingt zur Besatzung notwendig waren.

Die Reiter zogen schon am folgenden Tage ab, mit ihnen Ketling, Oettingen, Fitz-Gregory, kurz alle Offiziere, ausgenommen Braun, welchen Sakowitsch notwendig brauchte.

In Tauroggen wurde es noch einsamer.

Anusia Borschobohata fing an sich zu langweilen und setzte dem Staroſten noch mehr zu. Dieser aber dachte daran, nach Preußen zu fliehen, denn die durch den Abzug der Reiter ermutigten Rotten drangen wieder vor, sie ließen sich schon wieder in der Nähe Tauroggens blicken. Die Billewitsch allein hatten gegen fünfhundert Reiter zusammengebracht. Dieselben waren aus dem Kleinadel, den Bauern und Bürgern rekrutiert; sie hatten den Hauptmann Bützow, welcher sich ihnen entgegengestellt hatte, geschlagen und plünderten nun unbarmherzig alle Güter Radziwills.

Ihr Anhang vergrößerte sich zusehends, denn kein anderes Geschlecht, selbst die Hlebowitsch nicht, erfreuten sich im Volke eines so großen Ansehens und so großer Achtung wie sie. Dem Staroſten that es leid, Tauroggen den Feinden preiszugeben; er wußte auch, daß er in Preußen nur schwer Geld und Hilfstruppen finden werde. Während er hier herrschte, mußte er dort dienen, dennoch verlor er immer mehr die Hoffnung, sich hier halten zu können.

Der besiegte Bützow flüchtete unter seinen Schutz und das, was er von der Macht und dem Wachstum der Rebellion erzählte, bestimmte Sakowitsch endlich, nach Preußen zu fliehen.

Einmal entschlossen und gewöhnt, seine Entschlüsse schnell auszuführen, beendete er in zehn Tagen die schon getroffenen Vorbereitungen und erteilte den Befehl zum Ausmarsch.

Da traf er auf hartnäckigen Widerstand von einer Seite, wo er ihn am wenigsten vermutet hatte und zwar, von seiten Anusia Borschobohatas.

Sie dachte gar nicht daran, nach Preußen zu gehen, sie befand sich in Tauroggen sehr wohl. Das Vorgehen der konföderierten Parteien schreckte sie nicht im mindesten und wenn die Billewitsch nur Tauroggen selbst angreifen wollten, das wäre ihr gerade recht gewesen. Sie dachte auch daran, daß sie in der Fremde vollständig von der Gnade Sakowitschs abhängig und viel eher zur Eingehung von Verpflichtungen gedrängt werden könnte, durch welche sich binden zu lassen sie durchaus keine Lust verspürte. Sie beschloß also, sich der Abreise zu widersetzen.

Olenka, welcher sie ihre Gründe mitteilte, stimmte ihr nicht nur bei, sondern flehte sie mit thränenfeuchten Augen an, nicht von hier fortzugehen.

„Hier können wir noch Erlösung finden, wenn nicht heute, so vielleicht morgen," sagte sie. „Dort sind wir verloren."

Anusia aber antwortete darauf:

„Siehst du! Fast hättest du mich gescholten, daß ich auch dem Staroſten den Kopf verdrehen wollte, obgleich ich selbst keine Ahnung von meinem Thun hatte, so wahr ich die Fürstin Griseldis liebe. Das muß so von selbst gekommen sein. Und nun? Würde er wohl auf meinen Widerspruch etwas geben, wenn er nicht in mich verliebt wäre?"

„Du hast recht, Anusia, du hast recht?" erwiderte Olenka.

„Aengstige dich nur nicht, mein schönstes Blümchen! Unser Fuß verläßt Tauroggen nicht; ich werde nur den Sakowitsch zum Abschied etwas quälen."

„Gott helfe dir, daß du etwas ausrichtest."

„Warum sollte ich nicht? . . . Erstens ist es ihm sehr um mich, zweitens, wie ich vermute, um meine Erbschaft. Es wäre ihm ein Leichtes, sich mit mir zu erzürnen und mit dem Säbel in der Hand die Abreise zu erzwingen, dann aber wäre für ihn beides verloren. Das weiß er."

Wie recht Anusia hatte, sollten die Mädchen bald erfahren. Als Sakowitsch fröhlich und voll Selbstbewußtsein bei ihr eintrat, empfing sie ihn mit etwas verächtlicher Miene.

„Iſt es wahr," frug ſie, „daß ihr aus Furcht vor den Herren Billewitſch nach Preußen fliehen wollt?"

„Nicht vor den Herren Billewitſch," antwortete er ſtirnrunzelnd, „auch nicht aus Furcht, nur vorſichtshalber, um von dort aus mit verſtärkten Kräften gegen dieſe Räuber vorzugehen."

„Dann — glückliche Reiſe!"

„Was ſoll das heißen? Glaubt ihr, ich würde ohne euch, meine ſüßeſte Hoffnung, gehen?"

„Wer von der Feigheit befallen iſt, der ſuche ſeine Hoffnung anderswo, nicht bei mir. Ihr werdet zu vertraulich; ich aber, wenn ich einen Vertrauten überhaupt brauchen wollte, würde nicht euch dazu auserſehen."

Sakowitſch erbleichte. O, er wollte es ihr ſchon eintränken, wenn ſie nicht Anuſia Vorſchobohata wäre. Doch er beſann ſich ſchnell, vor wem er ſtand, ſo ſteckte er denn ſeine ſüßeſte Miene auf, als er ſcherzend ſagte:

„Ei, ich frage nicht darnach! Ich trage euch in den Kutſchwagen und fahre euch hinweg."

„So?" ſprach Anuſia gedehnt. „Dann bin ich alſo doch, entgegen den Abſichten des Fürſten, hier eine Gefangene? Wiſſet, wenn ihr das thut, ſpreche ich mein ganzes Leben lang kein Wort mehr zu euch, ſo wahr mir Gott helfe! Ich bin in Lubnie erzogen und habe für Feiglinge nichts übrig als die größte Verachtung! O, daß ich doch nie in ſolche Hände geraten wäre! . . . Hätte mich Herr Babinitſch doch bis zum letzten Gericht in Litauen behalten, der fürchtet niemanden."

„Um Gotteswillen!" ſchrie Sakowitſch. „Sagt mir wenigſtens, warum ihr nicht nach Preußen wollt."

Anuſia ſimulierte ſtatt einer Antwort die größte Verzweiflung; ſie weinte:

„Wie eine Tartarin werde ich behandelt und gefangen gehalten, während ich doch eine Pflegetochter der Fürſtin Griſeldis bin und niemand als ſie ein Recht an mich hat. Gefangen haben ſie mich und gefangen werde ich gehalten, über das Meer will man mich bringen, in die Verbannung ſchleppen, wer weiß, wie bald unter die Folterzange bringen! O Gott! O Gott!"

„Bei dem Gotte, den ihr anruft!" rief der Staroſt. „Wer will euch foltern?"

„Rettet mich alle Heiligen!" ſagte Anuſia ſchluchzend.

Sakowitſch wußte nicht aus noch ein. Wut und Zorn

drohte ihn zu ersticken; er wußte nicht recht, war er von Sinnen oder war es Anusia. Endlich fiel er ihr zu Füßen und versprach, in Tauroggen zu bleiben. Da flehte sie ihn an, doch fortzugehen, wenn er sich fürchte, was ihn vollends zur Verzweiflung brachte, so daß er aufsprang und im Hinauseilen sagte:

„Gut! wir bleiben in Tauroggen und ob ich mich vor den Billewitsch fürchte, das wird sich in kurzem zeigen.

An demselben Tage noch sammelte er die Reste der Bützowschen Truppe zu seinen Leuten und zog hinaus, aber nicht nach Preußen, sondern nach Roschen zu, wo die Herren Billewitsch in den Wäldern von Girlakol ein Feldlager bezogen hatten. Diese erwarteten einen Angriff nicht mehr, da die Nachricht von dem beabsichtigten Auszuge der Truppen aus Tauroggen schon seit mehreren Tagen in der Gegend verbreitet war.

Die so unerwartet Ueberfallenen wurden von dem Starosten arg zugedeckt. Zwar gelang es dem Schwertträger, unter dessen Kommando die Abteilung stand, sich zu retten, doch zwei andere Billewitsch von einer Seitenlinie fielen und mit ihnen fast der dritte Teil der Soldaten. Einige Gefangene wurden nach Tauroggen gebracht und dort getötet, noch ehe Anusia für sie eintreten konnte.

Es war nun nicht mehr die Rede von einer Abreise aus Tauroggen. Sie war auch nicht mehr notwendig, denn durch den Sieg des Herrn Starosten waren die anderen Parteien zurückgeschreckt und wagten sich nicht mehr heran.

Sakowitsch brüstete sich ungeheuer damit und erklärte, der ganzen Rebellion der Smudz in kurzer Zeit Herr zu werden, wenn Loewenhaupt ihm tausend tüchtige Reiter zur Verfügung stellen wolle. Aber Loewenhaupt war gar nicht mehr in der Nähe und Anusia nahm die Prahlerei des Starosten übel auf.

„Ich glaube, daß es ein Leichtes war, mit dem Herrn Schwertträger fertig zu werden," sagte sie. „Wäre nur derjenige euch gegenüber gestanden, vor welchem ihr mit samt dem Fürsten Reißaus genommen, so wäret ihr auch ohne mich über das Meer nach Preußen gegangen."

Diese Worte kränkten den Starosten tief.

„Vor allen Dingen stellt euch nicht vor, daß Preußen jenseits des Meeres liegt, denn dort liegt Schweden, und dann, vor wem bin ich mit dem Fürsten ausgerissen?"

„Vor Herrn Babinitsch!“ antwortete Anusia, indem sie zeremoniös knickste.

„Wenn ich diesen doch nur auf Säbellänge vor mir hätte!“

„Dann würdet ihr sicher auf Säbeltiefe in den Erdboden sinken . . . Ruft den Wolf nicht aus dem Walde!“

Es war dem Starosten auch gar nicht Ernst, diesen Wolf wiederzusehen, denn wenn er auch ein unvergleichlich mutiger Mann war, so hatte er vor Babinitsch doch eine fast abergläubische Furcht, geweckt durch die Erinnerung an den letzten gräßlichen Feldzug. Er ahnte nicht, wie bald dieser schreckliche Name wieder an sein Ohr klingen werde.

Ehe derselbe jedoch noch durch ganz Smudz ertönte, verlautete eine für die einen die freudigste der freudigen, für Sakowitsch die schrecklichste aller Nachrichten, welche in drei Worten die ganze Republik durchflog:

„Warschau ist genommen!“

Unter den Füßen der Verräter schien der Erdboden zu entweichen; der Himmel schien einzufallen über den Schweden, samt den großen Kriegshelden, deren Namen wie glänzende Sterne bisher geleuchtet hatten und vergöttert worden waren. Man wollte den eigenen Ohren nicht trauen als man hörte, der Kanzler Oxenstjerna sei gefangen, Erskin, Loewenhaupt, Wrangel und Wittemberg, der große Wittemberg, welcher die ganze Republik in Blut gebadet hatte, sie alle seien in Gefangenschaft! Johann Kasimir triumphierte und werde nach Beendigung des Krieges über die Sünder Gericht halten.

Diese Kunde flog mit Windeseile durch die Republik und fiel wie eine Bombe in die Dörfer, wo ein Bauer dem anderen sie hastig erzählte; der Wind trug sie über die Aehrenfelder, die Wälder, die Aehren, die Bäume raunten sie einander zu, die Adler krächzten sie durch die Luft und — das Volk griff mit immer wachsendem Mute zur Waffe.

Die Niederlage der Billewitsch in den Wäldern von Girlakol war im Augenblick vergessen. Der schreckliche Sakowitsch wurde in den Augen der Rebellen, ja sogar in seinen eigenen, ganz klein. Die Rotten überfielen wieder schwedische Abteilungen, die Billewitsch, welche sich schnell wieder erholt hatten, überschritten von neuem die Dubisa an der Spitze ihrer Bauern und des daheim gebliebenen Laudaer Kleinadels.

Sakowitsch wußte nicht mehr, was er thun, wo er Rettung finden sollte. Er hatte schon lange keine Nachricht mehr vom Fürsten Boguslaw und grübelte vergebens darüber nach, wo,

bei welcher Armee er zu finden sein könnte. Zuweilen befiel ihn die gräßliche Besorgnis, daß auch er gefangen sei.

Mit Schrecken erinnerte er sich, daß der Fürst gesagt hatte, daß er sich nach Warschau zu wenden wolle. Wenn man ihm zum Kommandanten der Besatzung der Hauptstadt ernennen wolle, so wäre ihm das lieber als alles, da er von dort aus nach allen Seiten sich frei bewegen konnte. Manche behaupteten sogar mit Bestimmtheit, daß der Fürst in die Hände des Königs Johann Kasimir gefallen sei.

Wenn der Fürst nicht in Warschau war, sagte man, warum hätte ihn dann der allergnädigste Herr von der Amnestie, die er allen Polen, welche bei den Schweden gedient, erteilt hat, ausgeschlossen? Er mußte also gefangen sein und da bekannt war, daß das Haupt des Fürsten Janusch unter dem Henkerbeil hatte fallen sollen, so nahm man an, daß mit Boguslaw das Gleiche geschehen werde.

Bei längerem Nachdenken gelangte Sakowitsch auch zu dieser Ueberzeugung und tobte vor Verzweiflung, denn erstens liebte er den Fürsten, zweitens wußte er nur zu gut, daß im Falle des Todes seines mächtigen Protektors eher das wildeste Raubtier Schutz und Zuflucht finden würde als er, die rechte Hand des Fürsten.

Ihm schien die Flucht nach Preußen noch der einzige Rettungsanker; er durfte der Weigerung Anusias kein Gehör mehr schenken, er mußte fort, Dienst und Brot zu suchen.

„Wie aber," fragte der Starost oft sich selbst, „wenn nach Friedensschluß der Kurfürst die Ueberläufer auslieferte?"

Er fand nur einen einzigen Ausweg, — die Flucht über das Meer nach Schweden.

Zum Glück für ihn traf nach einer Woche peinvollster Ungewißheit ein Eilbote vom Fürsten Boguslaw mit einem langen eigenhändigen Schreiben desselben für ihn ein.

„Warschau ist den Schweden genommen," schrieb der Fürst. „Mein Zeltlager und meine Sachen sind verloren. Zurück kann ich nicht mehr, denn der Haß gegen mich ist so groß, daß ich von der Amnestie ausgeschlossen bin. Meine Leute hat Babinitsch dicht unter den Thoren Warschaus niedergehauen. Ketling ist in Gefangenschaft geraten. Der König von Schweden, der Kurfürst und ich, mit Stenbock rücken mit allen zu Gebote stehenden Streitkräften der Hauptstadt zu, wo unverzüglich die Entscheidungsschlacht geliefert werden soll. Karolus verschwört sich, daß sie gewonnen werden muß, obgleich die Geschicklichkeit,

mit welcher Johann Kasimir operiert, ihn nicht wenig stutzig macht. Wer hätte auch gedacht, daß in diesem Exjesuiten ein so großer Stratege steckt? Ich habe diese Entdeckung schon bei Berestetsch gemacht, wo der ganze Plan von ihm und Wischniowiezki ausgedacht war. Wir setzen unsere Hoffnung darauf, daß das allgemeine Aufgebot, welches Tausende zu Johann Kasimir geführt hat, sich wieder nach Hause zerstreut, oder daß die erste Begeisterung verraucht sein wird und sie nicht mehr so tapfer dreinschlagen. Wolle Gott mit einem Schrecken in diese Bande fahren, denn nur so kann Karolus über sie siegen, obgleich nicht abzusehen ist, was nachher geschehen soll, da selbst die Generale sich der Thatsache nicht verschließen können, daß diese Rebellion einer Hydra gleicht, welcher an Stelle eines abgeschlagenen, gleich zehn neue Köpfe wachsen. Man sagt so leicht: ‚Warschau zurückerobern!' Als ich diese Worte aus dem Munde des Königs hörte, frug ich: ‚was dann?' Er antwortete mir nichts. Unsere Kräfte werden mürbe, die ihrigen erstarken. Wie wollen wir da den Kampf von neuem aufnehmen? Auch die Begeisterung ist nicht mehr dieselbe und von den unsrigen wird keiner mehr mit den Schweden halten wollen. Es wird uns nichts übrig bleiben, als demütig die Gnade Johann Kasimirs nachzusuchen. Gott gäbe, daß ich unbeschädigt davonkomme, daß man mich zu Gnaden aufnimmt und ich nicht aller Güter verlustig werde. Ich hoffe zu Gott, aber der Furcht kann man sich nicht erwehren, daß das Schlimmste bevorsteht."

„Darum versuche alles, was von dem Grundbesitz irgend zu verkaufen geht, entweder gegen bares Geld zu verpfänden oder zu verkaufen, solltest Du selbst heimlicherweise mit den Konföderierten deswegen in Verbindung treten müssen. Du selbst gehe mit dem ganzen Lager nach Birz, von wo aus Kurland leichter zu erreichen ist. Ich würde Dir raten nach Preußen zu gehen, aber dort wird binnen kurzem Feuer und Schwert den Aufenthalt unsicher machen, denn gleich nach der Einnahme von Warschau ist dem Babinitsch der Auftrag geworden, durch Preußen nach Litauen zu ziehen, um dort den Aufstand zu schüren und alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, und Du weißt, daß er das versteht. Wir wollten ihn am Bug auffangen; Stenbock schickte eine starke Abteilung gegen ihn aus, von welcher nicht ein Mann zurückkehrte. Denke nicht etwa daran, Dich mit Babinitsch zu messen, denn Du zwingst ihn nicht, sondern eile, nach Birz zu entkommen.

„Das Fieber hat mich vollständig verlassen, da hier eine

ſchöne, trockene Hochebene iſt, nicht ſolche Sümpfe wie in der Smudz. Gott befohlen u. ſ. w.“

So ſehr erfreut der Staroſt war, daß der Fürſt lebte und geſund war, ſo ſehr beſorgt machten ihn die erhaltenen Nachrichten. Wennſchon der Fürſt vorausſah, daß ſelbſt ein großer Sieg das ſchwankende Kriegsglück der Schweden nicht wieder herzuſtellen vermochte, was war da noch von der Zukunft zu hoffen. Es war wohl möglich, daß der Fürſt ſein Leben retten und bei ſeinem Kurfürſtlichen Oheim Schutz finden konnte und er, Sakowitſch, mit ihm, was aber war inzwiſchen zu thun? Sollte er nach Preußen gehen?

Herr Sakowitſch bedurfte des fürſtlichen Rates in Bezug auf Babinitſch nicht. Ihm fehlte ſchon von ſelbſt die Kraft und der Mut, dieſem entgegenzutreten. Als letzte Zuflucht blieb noch Birz übrig; doch dorthin zu gelangen war es zu ſpät. Auf dem Wege dorthin lag die Partei der Billewitſch, ein Schock andere Parteien, die ſich alle vereinigen würden, ihn zu vernichten, oder wenn ſie ſich nicht vereinten, in jedem Dorfe, in jedem Sumpfe, Walde, Felde ihm ſtets neue Gefechte liefern würden. Wie viele Mannſchaften waren da nötig, um wenigſtens dreißig Mann heil nach Birz zu bringen. Sollte er alſo in Tauroggen bleiben? Auch das war gefährlich, da der gräßliche Babinitſch auf dem Wege hierher war. Alle Parteien, die er unterwegs antraf, würden ſich ſeiner Tartarenhorde anſchließen und wie Rachegeiſter über Tauroggen herfallen, wie die Sturmflut hereinbrechen.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte der verwegene Staroſt ſich ratlos der Entſcheidung eines Unternehmens, machtlos der Gefahr gegenüber.

Am nächſten Tage berief er Bützow und Braun zur Beratung. Man beſchloß, in Tauroggen zu bleiben und weitere Nachrichten von Warſchau her abzuwarten.

Doch Braun begab ſich von dieſer Beratung geradenwegs zu einer anderen, das heißt zu Anuſia Borſchobohata.

Die Unterredung währte lange, lange. Endlich verließ Braun das Gemach mit ſehr bewegten Geſichtszügen. Anuſia aber ſtürmte wie ein Wetter zu Olenka.

„Olenka! Die Zeit iſt gekommen!“ rief ſie noch auf der Schwelle. „Wir müſſen fliehen!“

„Wann?“ frug, etwas erbleichend, das tapfere Mädchen, indem ſie ſich zum Zeichen ſofortiger Bereitwilligkeit erhob.

„Morgen! Morgen! Braun hat das Kommando, Sako-

witſch wird in der Stadt ſchlafen, wohin Herr Dzieſchuck ihn zum Gaſtmahl bitten wird. Herr Dzieſchuck iſt längſt mit im Komplott; er wird ihm etwas in den Wein miſchen. Braun will ſelbſt mitgehen und fünfzig Reiter mitnehmen. O, Olenka, Olenka, wie glücklich bin ich! wie glücklich!“

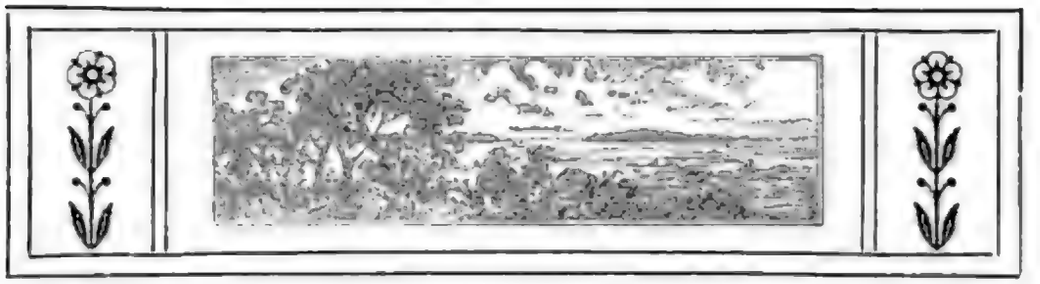
Anuſia umhalſte die Freundin und herzte ſie mit einer ſo ſtürmiſchen Freude, daß Olenka ganz verwundert fragte:

„Was fehlt dir, Mädchen? Es lag doch längſt in deiner Macht, Braun zu beſtimmen.“

„Ich ihn beſtimmen? Ja, ich konnte es! Aber habe ich es dir denn noch nicht geſagt? O Gott! Gott! Weißt du es noch nicht? Babinitſch iſt auf dem Wege hierher! Sakowitſch, ſie alle hier ſterben vor Angſt! . . . Herr Babinitſch kommt! Er brennt, er ſengt! Einen Vortrab der Schweden hat er ganz vernichtet, Stenbock iſt verwundet und nun kommt er in Eilmärſchen, als hätte er ſelbſt große Eile hierher zu kommen! Und wem könnte er hier ſo entgegeneilen? Sprich Olenka, bin ich von Sinnen oder nicht?“

An den Wimpern Anuſias blitzten Thränenperlen, Olenka faltete die Hände zum Gebet, blickte zum Himmel auf und ſagte:

„Wer es auch ſei, dem er entgegeneilt, Gott lenke ſeine Wege, ſegne und behüte ihn!“



9. Kapitel.

Kmiziz war keine leichte Aufgabe geworden, als der König ihm aufgetragen hatte, durch Preußen nach Litauen vorzudringen, denn schon bei Sierozk stand die schwedische Hauptmacht. Karl Gustav hatte ihr absichtlich seiner Zeit jene Stellung angewiesen, um eine Belagerung Warschaus zu verhindern, doch da inzwischen die Hauptstadt bereits eingenommen war, so hatte die Armee augenblicklich nichts anderes zu thun, als die Abteilungen, welche Johann Kasimir etwa nach Litauen oder Preußen auszuschicken gesonnen war, aufzuhalten. An ihrer Spitze standen Douglas, ein gewandter Krieger, welcher es wie keiner der anderen schwedischen Generale verstand, im Kleinkrieg zu operieren, und die zwei polnischen Ueberläufer Radziejowski und Radziwill. Sie führten zweitausend auserlesene Fußsoldaten, ebensoviele Reiter und Artillerie bei sich. Als diese Führer von der Expedition nach Litauen hörten, an deren Spitze Kmiziz stand, stellten sie, um ihn zu fangen, ein weites Netz, besonders, da es ihnen nötig schien, selbst wieder der litauischen Grenze näher zu kommen, um das aufs neue von den Masuren und Podlachiern belagerte Tykozin zu retten. Dieses Netz umfaßte das Dreieck zwischen dem Bug und der Narew, demnach zwischen Sierozk einerseits, Slotorya andererseits mit Ostrolenka an der Spitze.

Sie wußten, daß Kmiziz durch dieses Dreieck kommen mußte, da er es eilig hatte, nach Litauen zu kommen und der nächste Weg hier durchführte. Kmiziz bemerkte auch bald, daß man ihm eine Falle gestellt hatte, doch gewöhnt, auf diese Art Krieg

zu führen, schreckte ihn diese Wahrnehmung nicht allzusehr. Er taxierte, daß das Netz zu sehr ausgedehnt worden war und rechnete darauf, daß er in der höchsten Not durch eine der weiten Maschen derselben würde entschlüpfen können. Noch mehr: So sorgfältig man auch Jagd auf ihn machte, so verstand er nicht nur immer geschickt zu entschlüpfen, sondern er jagte selbst mit. Zuerst überschritt er den Bug hinter Sierozk, zog sich am Ufer desselben bis Wyschkowo. In Bromschtschyk schlug er dreihundert Reiter, welche man als Vortrab ausgesendet, so vollständig, daß, wie der Fürst an Sakowitsch geschrieben hatte, nicht ein Mann übrig geblieben war. In Dlugoschodle überfiel ihn Douglas selbst plötzlich, aber er versprengte die Abteilung, kam ihr in den Rücken, und anstatt zu fliehen, ging er vor ihren Augen bis an die Narew, welche er mit seinen Leuten durchschwamm. Douglas blieb am Ufer zurück und wartete auf die Prahme, welche man herbeischaffen sollte, doch ehe dieselbe zur Stelle war, hatte Kmiziz im Dunkel der Nacht an einer anderen Stelle den Fluß wieder durchschwommen, die schwedischen Wachposten angegriffen und Panik und Verwirrung in die ganze Division Douglas gebracht.

Dieses Vorgehen versetzte den alten General in unaussprechliches Staunen; sein Staunen aber wurde noch größer, als er am Morgen erfuhr, daß Kmiziz die Armee umgangen hatte, zu der Stelle zurückgekehrt war, wo man ihn überfallen und in Bromschtschyk die dem schwedischen Heere folgenden Wagen samt den Beutestücken und der Kriegskasse mitgenommen hatte.

Darauf vergingen zuweilen ganze Tage, an welchen die Schweden seine Tartaren am Horizont sich tummeln sahen, ohne daß sie dieselben hätten erreichen können. Dafür rupfte Herr Andreas den Feind bald hier, bald dort. Die schwedischen Soldaten ermüdeten und den polnischen Fahnen, welche noch zu Radziejowski hielten oder aus Dissidenten zusammengestellt waren, konnte man nicht mehr recht trauen. Dagegen diente die Bevölkerung mit Begeisterung dem berühmten Partisanen. Er kannte durch sie jede Bewegung des Feindes, erfuhr von jedem noch so kleinen Vortrab, der ausgesandt werden sollte, wußte von jedem Wagen, der vorausgeschickt wurde oder zurückbleiben mußte. Es war, als trieb er mit den Schweden ein Spiel, aber es war das Spiel eines Tigers mit seinem Opfer. Die Gefangenen wurden gleich getötet; er ließ sie von den

Tartaren aufhängen, da die Schweden mit den Polen ein Gleiches thaten. Zuweilen schien ihn eine unbezähmbare Wut zu befallen, denn er stürzte sich blindlings auf die Uebermacht einer Truppe.

„Ein Wahnsinniger kommandiert die Abteilung," sprach Douglas.

„Oder ein tollwütiger Hund!" entgegnete Radziejowski.

Boguslaw war der Ansicht, daß er beides sei, dabei aber ein ausgezeichneter Soldat. Mit Genugthuung erzählte er auch den Generälen, daß er diesen Kavalier mit eigener Hand zweimal niedergeschlagen hätte.

Augenblicklich hatte es Kmiziz besonders auf ihn abgesehen; er suchte ihn und schien der Verfolger, nicht der Verfolgte.

Douglas erriet, daß hier eine Privatangelegenheit im Spiele sei, ein grenzenloser Haß.

Der Fürst verneinte nicht, obgleich er nähere Aufklärung nicht geben wollte. Er wollte den Babinitsch mit gleicher Münze heimzahlen, denn dem Beispiele Chowanski folgend, setzte er einen Preis auf seinen Kopf, und als das nicht half, ihn in die Hände zu bekommen, wollte er versuchen, eben diesen Haß Babinitschs als Waffe gegen ihn zu benutzen.

„Es ist eine Schande für uns, daß wir uns so lange mit diesem Räuber herumzerren," sagte der Fürst eines Tages zu Douglas und Radziejowski.

„Er kriecht um uns herum, wie der Wolf um den Schafstall und entschlüpft uns immer. Ich will mit einer kleinen Abteilung mich ihm als Lockvogel stellen und ihn, wenn er mich angreift, so lange hinhalten, bis Ew. Durchlaucht herbeikommen, dann lassen wir den Fisch nicht mehr aus dem Netz."

Douglas, welcher der gegenseitigen Jagd längst überdrüssig war, setzte dem Vorschlage nur geringen Widerstand entgegen, indem er anführte, daß er das Leben eines so hohen Würdenträgers und Verwandten von Königen nicht auf das Spiel setzen könne. Doch da der Fürst darauf bestand, war er schließlich einverstanden.

Man beschloß also, daß der Fürst mit einer Abteilung von nur fünfhundert Reitern ausrücken sollte; jeder Reiter aber sollte einen Füsilier mit der Muskete hinter sich auf das Pferd nehmen. Diese List sollte dazu dienen, Babinitsch irre zu führen.

„Er wird es nicht aushalten können; wenn er hört, daß

ich nur fünfhundert Reiter bei mir habe, wird er mich angreifen," sagte der Fürst. „Wenn ihnen nun plötzlich die Füsiliere in das Gesicht springen, werden die Tartaren auseinanderstieben wie Sand . . . er wird entweder fallen oder wir nehmen ihn lebendig . . ."

Dieser Plan wurde schnell und mit Sorgfalt durchgeführt. Zwei Tage vorher verbreitete man absichtlich die Nachricht, daß ein Vortrab von fünfhundert Reitern unter Boguslaw ausrücken werde. Die Generäle rechneten mit Bestimmtheit darauf, daß die Landbevölkerung diese Neuigkeit dem Babinitsch gleich zutragen werde, was auch geschah.

Der Fürst rückte mitten in der finsteren Nacht nach Wonsowo und Jelon zu aus, überschritt bei Tscherwin den Fluß, und während er die Reiter im blanken Felde ließ, versteckte er die Füsiliere in den anstoßenden Schonungen, damit sie unversehens hervorbrechen konnten. Unterdessen sollte Douglas am Ufer der Narew entlang ziehen und vorgeben, daß er auf Ostrolenka zu marschiere. Radziejowski sollte mit den leichten Fahnen von Kschenschopol her anrücken.

Alle drei Führer konnten nicht in Erfahrung bringen, wo Babinitsch sich gegenwärtig aufhalte, denn aus den Bauern war nichts herauszubringen und die schweren Reiter verstanden nicht, einen Tartaren einzufangen. Douglas vermutete nur, daß Babinitsch mit dem größten Teil seiner Truppe in Schniadowo stand; dort wollte er ihn einschließen, um ihm, wenn Babinitsch den Fürsten angriff, von der Grenze Litauens her den Weg zu verlegen.

Alles schien gut zu gehen. Kmiziz befand sich thatsächlich in Schniadowo, und sobald er vernommen, daß Boguslaw mit einem Vortrab unterwegs nach Tscherwin sei, schlug er sich sofort in die Wälder, um plötzlich unerwartet in Tscherwin zu erscheinen.

Douglas, welcher etwas von der Narew abgelenkt hatte, stieß nach einigen Tagen auf Spuren des Tartarenzuges und folgte dieser Spur, befand sich also im Rücken derselben. Die Sonnenhitze quälte die mit Eisenblech bepanzerten Menschen und Pferde entsetzlich, aber der General drängte vorwärts ungeachtet dieser Hindernisse, vollkommen überzeugt davon, daß er die Tartarenhorde unversehens im Augenblick des Zusammenstoßes mit Boguslaw erreichen werde.

Endlich, nach weiteren zwei Tagen war er so nahe an Tscherwin gekommen, daß man den Rauch aus den Hütten auf-

steigen sehen konnte. Da hielt er an. Er besetzte alle Uebergänge, auch die schmalsten Fußwege, und wartete.

Einige Offiziere wollten freiwillig auf Rekognoszierung ausreiten, doch er hielt sie zurück, indem er sagte:

„Babinitsch muß nach dem Zusammenstoß mit dem Fürsten, wenn er erkannt haben wird, daß er es nicht nur mit Reitern, sondern mit Fußsoldaten zu thun hat, sich zurückziehen . . . Er kann nur auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen ist. . . . Dann muß er uns in die Arme laufen."

Es blieb also nur übrig, zu horchen, wann das erste Tartarengeheul und die ersten Musketenschüsse ertönen würden.

Aber es verfloß ein ganzer Tag, ohne daß die Stille in den Wäldern unterbrochen worden wäre; es war, als hätte nie ein Soldatenfuß diesen Boden betreten.

Douglas wurde ungeduldig, gegen Abend schickte er eine Patrouille aus, welche den Befehl hatte, die größte Vorsicht zu gebrauchen.

Die Patrouille kehrte tief in der Nacht zurück; sie hatte nichts gesehen noch gehört. Mit dem Morgengrauen zog Douglas mit allen seinen Leuten weiter.

Nachdem sie einige Stunden marschiert waren, kamen sie an ein Feld, auf welchem eine Menge Spuren eines Biwaks sich befanden. Man fand Ueberreste von Zwieback, zerschlagenes Glas, Fetzen von einem Anzuge, einen Gurt mit Munition gefüllt, wie ihn die schwedischen Infanteristen zu tragen pflegten. Zweifellos hatten hier die Füsiliere Boguslaws gerastet, sie selbst waren nirgends zu sehen. Etwas weiter entdeckte auf einer nassen Wiese der Vortrab Douglas' eine Menge Hufspuren schwerer Pferde, am Rande derselben Spuren der leichten Tartarenklepper, etwas weiter lag der Kadaver eines Pferdes, aus welchem die Wölfe soeben die Eingeweide gezogen hatten. Ein Gewände weit davon fand man den abgebrochenen Pfeil eines Tartaren, doch mit ganzem Bolzen.

Boguslaw mußte also den Rückzug angetreten haben und Babinitsch ihm folgen.

Douglas begriff, daß etwas Außergewöhnliches vorliegen mußte. Aber was? Er wußte keine Erklärung dafür und versank in Nachdenken. Plötzlich wurde sein Grübeln durch einen Offizier der vorderen Wache unterbrochen.

„Erlaucht!" sagte er. „Zwischen dem Buschwerk dort steht ein Häuflein Männer. Es scheinen Wachtposten zu sein, denn

ſie bewegen ſich nicht. Ich habe den Vortrab aufgehalten, um Erlaucht das zu melden.“

„Sind es Reiter oder Fußſoldaten?“

„Es ſind Füſiliere, vier oder fünf auf einem Haufen; man kann ſie nicht genau zählen, die Aeſte ſind zu dicht. Es leuchtet aber gelb durch die Zweige, wie die Uniformen unſerer Musketiere.“

Douglas ſpornte ſein Pferd, ritt vor bis zum Vortrab, ſtellte ſich an die Spitze desſelben und trabte vorwärts. Bald erblickte er durch die lichter werdenden Aeſte der Schonung eine unbewegliche Gruppe Soldaten, welche vor einem Baume zu ſtehen ſchienen.

„Es ſind die Unſrigen!“ ſagte Douglas. „Der Fürſt muß in der Nähe ſein.“

„Wunderbar!“ bemerkte nach einer Weile der Offizier. „Sie ſtehen Wache, doch keiner ruft uns an, obgleich wir doch ziemlich geräuſchvoll vorgehen.“

Jetzt kamen ſie an das Ende der Schonung, der Wald hatte dort kein Unterholz mehr. Die Herannahenden ſahen vier dicht nebeneinander ſtehende Musketiere, welche etwas am Boden zu ſuchen ſchienen. Vom Halſe aus zog ſich bei jedem von ihnen ein ſchwarzer Streifen gerade in die Höhe.

„Erlaucht!“ rief plötzlich der Offizier. „Jene dort hängen.“

„Es iſt ſo!“ erwiderte Douglas.

Sie trieben die Pferde zur Eile an und befanden ſich bald neben den Leichen. Vier Füſiliere hingen beiſammen wie ein Bündel Droſſeln, kaum einen Zoll breit über der Erde, da die Aeſte niedrig waren.

Douglas ließ den Blick gleichgültig über ſie hinſchweifen; dabei murmelte er vor ſich hin:

„Nun wiſſen wir beſtimmt, daß der Fürſt und Babinitſch hier vorüber gezogen ſind.“

Er wurde nachdenklich. Sollte er dieſen Waldweg weiter verfolgen, oder die Landſtraße nach Oſtrolenka einſchlagen. Er wußte ſelbſt nicht, was zu thun war. Eine halbe Stunde ſpäter entdeckten ſie wieder zwei Leichen. Dieſe ſchienen Marodeure oder zurückgebliebene Kranke zu ſein, welche die Tartaren des Babinitſch aufgegriffen haben mußten.

Aber warum hatte der Fürſt ſich zurückgezogen?

Douglas kannte ihn, d. h. ſeinen Wagemut wie ſeine Erfahrung in Ausübung ſeiner Kriegsführung, zu gut, um nicht

anzunehmen, daß nur wichtige Gründe ihn dazu veranlaßt haben mußten. Was konnte also vorgefallen sein?

Am folgenden Tage erst klärte sich die Angelegenheit auf. Herr Bies-Kornia, kam mit einem Vortrab von dreißig Pferden mit der Nachricht, daß der König Johann Kasimir den Feldhauptmann Goschewski mit sechstausend litauischen und Tartarenreitern über den Bug geschickt habe, um Douglas anzugreifen.

„Wir haben davon erfahren, noch ehe Babinitsch uns einholte," sagte Herr Bies, „denn er bewegte sich vorsichtig vorwärts und hielt oft Rast, daher folgte er uns langsam. Herr Goschewski steht vier oder fünf Meilen von hier. Als der Fürst die Nachricht empfing, mußte er sich eiligst zurückziehen, um sich mit Herrn Radziejowski zu vereinigen, welcher sonst leicht hätte überfallen werden können. Es gelang uns auch, uns glücklich mit ihm zu vereinigen. Der Fürst hat dann sogleich Vorschübe nach allen Seiten hin ausgeschickt, um Ew. Erlaucht in Kenntnis zu setzen. Es wird mancher von ihnen den Tartaren in die Hände gefallen sein, das hilft aber nichts."

„Wo befinden sich jetzt der Fürst und Herr Radziejowski?"

„Zwei Meilen von hier, am Ufer des Flusses."

„Hat der Fürst alle seine Truppen durchgebracht?"

„Er mußte die Füsiliere zurücklassen; dieselben müssen sich durch das Dickicht der Wälder hindurchstehlen, um sich vor den Tartaren zu schützen."

„Eine Truppe, wie die Tartaren, versteht mit ihren Pferden auch durch das dichteste Waldesdickicht zu dringen. Ich fürchte, daß wir keinen Mann der Füsiliere wiedersehen werden. Es kann niemanden die Schuld treffen; der Fürst hat gehandelt wie ein erfahrener Kriegsmann."

„Der Fürst hat einen starken Vortrab nach Ostrolenka ausgeschickt, um den Herrn Unterkämmerer von Litauen irre zu führen. Derselbe marschiert jedenfalls unverzüglich dorthin, im Glauben, daß unsere ganze Armee die Richtung nach Ostrolenka eingeschlagen hat."

„Das ist gut!" sagte Douglas erfreut. „Auf diese Weise werden wir den Herrn Unterkämmerer schon bezwingen.

Ohne länger zu zaudern, befahl er den Aufbruch, um sich mit dem Fürsten und Herrn Radziejowski zu vereinigen. Das Zusammentreffen erfolgte auch noch an demselben Tage zur großen Freude Radziejowskis, welcher seine Gefangennahme mehr fürchtete als den Tod. Wußte er doch sehr gut, daß man über ihn, den Verräter und den Veranlasser alles Unglücks, welches

die Republik betroffen hatte, die schwersten Strafen verhängen werde.

Nun jedoch, nach der Vereinigung mit Douglas, betrug die schwedische Armee über viertausend Mann, mit welchen man es mit dem Herrn Feldhauptmann wohl aufnehmen konnte. Derselbe verfügte zwar über sechstausend Reiter, doch die Tartaren, ausgenommen diejenigen des Herrn Babinitsch, konnten als Angriffstruppe keine Verwendung finden, und Herr Goschewski selbst, obgleich ein geschickter General, verstand nicht wie Tscharniezki, die Truppen zu jener Begeisterung zu entflammen, die alles mit sich fortreißt.

Douglas grübelte darüber, zu welchem Zweck Johann Kasimir den Feldhauptmann über den Fluß gesandt hatte. Der König von Schweden zog mit dem Kurfürsten nach Warschau zu; die Entscheidungsschlacht mußte dort früher oder später fallen und wenngleich Johann Kasimir über eine Macht verfügte, welche die schwedische und brandenburgische an Zahl bei weitem übertraf, so bildeten doch sechstausend tapfere Reiter eine große Stütze, deren man sich freiwillig nicht ohne zwingende Gründe entäußerte.

Es mochte immerhin sein, daß Goschewski den Herrn Babinitsch aus der Klemme helfen sollte, dazu bedurfte es doch aber keiner ganzen Division. Es mußte daher mit diesem Feldzuge irgend eine versteckte Absicht verbunden sein, welche er trotz allem Scharfsinn nicht zu erraten vermochte.

In dem Briefe, welchen eine Woche später der König von Schweden an ihn richtete, sprach sich eine große Unruhe und Aengstlichkeit in Bezug auf diesen Feldzug aus. Nach der Ansicht Karl Gustavs war der Feldhauptmann nicht ins Feld geschickt worden, um Douglas anzugreifen oder um Litauen zu schützen, welches ohnehin von den Schweden nicht mehr gehalten werden konnte, sondern, um in das von allen Truppen entblößte Preußen einzufallen.

Der Brief schloß mit dem Auftrage, mit Aufwand aller Kräfte den Eintritt des Feldhauptmanns in Preußen zu verhindern, da, wenn derselbe binnen einer Woche die Grenze noch nicht überschritten habe, er zweifellos nach Warschau zurückkehren müsse.

Douglas sagte sich, daß die Aufgabe, welche ihm gestellt worden, seine Kräfte nicht überstieg. Hatte er doch noch unlängst mit einem gewissen Erfolge dem Herrn Tscharniezki die Stirn geboten. Daher fürchtete er Goschewski nicht. Wenn

er auch nicht erwarten konnte, die ganze Division zu besiegen, so durfte er doch hoffen, sie festzulegen und ihre Bewegungen zu hindern.

Nun begann ein sehr geschicktes Manöverieren der beiden Armeen gegeneinander, welche sich bemühten, einander zu umgehen, dabei aber den offenen Angriff sorgfältigst vermieden. Beide Führer wetteiferten miteinander an List und Geschicklichkeit, doch blieb Douglas insofern der Ueberlegene, weil er den Herrn Feldhauptmann nicht über Ostrolenka hinaus kommen ließ.

Der von dem Angriff durch Boguslaw nunmehr behütete Babinitsch hatte es gar nicht eilig, mit der litauischen Division zusammenzustoßen; er beschäftigte sich eifrig mit den Füsilieren, welche Boguslaw bei seinem eiligen Abmarsch zurücklassen mußte. Seine Tartaren schlichen, geführt von den Waldläufern, ihnen unablässig nach und töteten sie, wo sie nur irgend Unvorsichtige antrafen. Mangel an Lebensmitteln zwang die Schweden zuletzt, sich in kleinere Abteilungen zu trennen, weil sie so leichter sich ernähren konnten, und darauf hatte Kmiziz nur gewartet.

Nachdem er seine Horde in drei Kolonnen geteilt hatte, unter Akbah-Ulan, Soroka und ihm selbst, begann er eine förmliche Treibjagd auf die Armee. Unter Musketenknallen, Lärmen, Zurufen und Krachen der Büsche, war bald das ganze Regiment dem Tode geweiht.

Weit und breit wurde der Name Babinitsch unter den Masuren genannt und geehrt. Die drei Kolonnen vereinigten sich erst dann mit Herrn Goschewski dicht bei Ostrolenka, als der Herr Feldhauptmann, dessen ganze Manipulation nur eine Demonstration gewesen war, schon den Befehl des Königs hatte, wieder nach Warschau zurückzukehren. Nur kurz war die Freude des Wiedersehens mit den Bekannten, besonders mit Herrn Sagloba und Wolodyjowski, welche mit der Laudaer Fahne den Feldhauptmann begleitet hatten. Sie begrüßten sich sehr herzlich, denn es hatte sich bereits eine große freundschaftliche Vertraulichkeit zwischen ihnen entwickelt. Beide junge Hauptleute beklagten sehr, daß sie für dieses Mal nichts gegen Boguslaw hatten unternehmen können, doch Sagloba versuchte sie zu trösten, und während er ihnen die Gläser von neuem füllte, sagte er:

„Das macht nichts! Mein Gehirn arbeitet schon seit dem Mai unaufhörlich über einem Plan, ihm beizukommen und es

hat noch nie umsonst gearbeitet. Ich habe schon etwas fertig, nur kann man jetzt nicht an die Ausführung denken, wir müssen das bis Warschau lassen, wohin wir alle zusammen gehen."

„Ich muß nach Preußen!" entgegnete Babinitsch, „und kann deshalb die Schlacht bei Warschau nicht mitmachen."

„Wirst du denn hinübergelangen können?" frug Wolodyjowski.

„Das werde ich mit Gottes Hilfe. Ich verspreche es euch heilig, daß ich da drüben einen Bigos für meine Tartaren herrichten will, der nicht schlecht sein soll. ‚Schwelge, Seele!' Sie lauern schon lange auf eine ordentliche Beute, ich halte sie nur immer zu fest im Zügel. Dort aber sollen sie freies Feld haben, denn wir sind dort in Feindesland! Warum sollte ich nicht hinüber gelangen? Bei euch war es etwas anderes; denn es ist leichter, eine große Armee aufzuhalten, als ein kleines Kommando, mit welchem man leicht einen Unterschlupf findet. Wir haben oft im Röhricht gesteckt, während Douglas mit seinen Truppen dicht an uns vorüberzog, ohne es zu wissen. Douglas wird übrigens euch folgen müssen, dann habe ich hier freies Feld."

„Du hast ihn, wie ich hörte, tüchtig abgehetzt!" sagte Wolodyjowski mit Genugthuung.

„Der Schelm!" setzte Herr Sagloba hinzu. „Er schwitzte so, daß er täglich ein frisches Hemd anziehen mußte. Ihr konntet es mit Chowanski auch nicht besser gemacht haben und ich bekenne gern, daß ich an eurer Stelle es auch nicht besser könnte, obgleich schon Herr Koniezpolski gesagt hat, daß einen Streifzug zu führen keiner besser versteht als Sagloba."

„Ich glaube, daß Douglas, wenn er zurück muß, den Radziwill hierlassen wird, damit er dir den Weg verlegt," sagte Wolodyjowski zu Kmiziz.

„O, wenn das wahr wäre! Ich will es hoffen," entgegnete Kmiziz lebhaft.

„Wenn wir uns gegenseitig suchen, müssen wir uns doch endlich finden. Ein drittes Mal kriegt er mich nicht unter und thut er es dennoch, dann bleibe ich für immer liegen. Ich bin deiner Lehren noch eingedenk und alle deine Lubniower Kunstgriffe sind mir noch geläufig. Ich übe sie täglich mit Soroka, um die Hand sicher zu machen.

„Was nützen die Kunstgriffe," rief Wolodyjowski. „Der Säbel ist doch die Hauptsache."

Herr Sagloba fühlte sich etwas durch diese Maxime betroffen, deshalb sagte er schnell:

„Jede Windmühle denkt, daß die Hauptſache die iſt, die Flügel zu drehen, und wißt ihr warum, Michalek? Denn ſie hat Spreu unter dem Dache, das heißt Spreu im Kopfe. Die Kriegskunſt beruht ebenfalls auf Kunſtgriffen; wäre dem nicht ſo, dann könnte Rochus Großhetman ſein, während du es nur zum Feldhauptmann brächteſt.“

„Wie befindet ſich Herr Kowalski?“ frug Kmiziz.

„Herr Kowalski? Der trägt ſchon den eiſernen Helm auf dem Kopfe und das mit Recht, denn der Kohl ſchmeckt immer am beſten aus dem Tiegel. Er hat ſich in Warſchau ein edles Gefolge angeſchafft, denn er iſt zu den Huſaren übergegangen, dient unter dem Knäs Polubinski und das alles darum, damit er mit geſenkter Lanze auf den König Karolus losziehen kann. Er kommt alle Tage unter unſer Zelt und ſchmeißt mit den Augen umher, ob nicht irgendwo unter dem Stroh der dicke Bauch einer Weinflaſche hervorlugt. Ich kann dem Jungen das Saufen nicht abgewöhnen. Bei dem hilft das gute Beiſpiel nichts. Ich habe ihm ſchon prophezeit, daß die Untreue, mit der er die Laudaer Fahne verlaſſen hat, ihm nichts gutes bringen wird. Der undankbare Schelm! Für ſo viele Wohlthaten, die ich ihm erwieſen, lohnt er mir damit, daß er mich verläßt um einer Lanze willen!“

„Ihr habt ihn alſo erzogen?“

„Macht mich nicht zum Bärenführer, Ew. Herrlichkeit! Dem Herrn Sapieha, welcher mir dieſelbe Frage vorlegte, habe ich geſagt, daß Rochus und er, denſelben Präzeptor gehabt hat, welcher ich jedoch nicht war; denn ich war in meinen jungen Jahren Böttcher und verſtand ausgezeichnet die Faßdauben zuſammenzuſetzen.“

„Erſtens, ihr würdet gar nicht wagen, dem Herrn Sapieha ſo etwas zu ſagen,“ warf Herr Wolodyjowski ein. „Zweitens ſcheltet ihr den Kowalski und dennoch iſt er euer Augapfel.“

„Das iſt wahr! Ich liebe ihn mehr als euch, Herr Michael, da ich Maikäfer niemals gelitten habe, ebenſowenig wie verliebte Gelbſchnäbel, die beim Anblick des erſten beſten Mädchens gleich Purzelbäume ſchießen.“

„Oder wie jene Affen im Palais Kaſanowski in Warſchau, mit denen ihr kämpfen mußtet.“

„Lacht nur, lacht! Ein anderes Mal könnt ihr Warſchau allein einnehmen!“

„Alſo habt ihr es etwa eingenommen?“

„Wer ſonſt hat das Krakauer Thor erobert? Wer hat

den Gedanken gefaßt, die Generale in Gefangenschaft zu setzen? Sie sitzen jetzt bei Wasser und Brot in Samoschtsch und so oft Wittemberg den Wrangel ansieht, sagt er: ‚Sagloba hat uns hierher gesetzt!‘ — und dann brechen beide in Thränen aus. Wenn Herr Sagloba nicht krank wäre, wollte er euch schon sagen, wer den Schweden aus Warschau getrieben hat.“

„Um Gotteswillen! Thut mir den Gefallen und gebt mir Nachricht über die Schlacht, welche sich jetzt bei Warschau vorbereitet. Ich werde die Tage und Nächte zählen und nicht eher Ruhe finden, bis ich etwas Bestimmtes weiß,“ bat Kmiziz.

Sagloba legte den Zeigefinger an die Stirn.

„Hört einmal, was ich für eine Idee habe,“ sagte er. „Das, was ich sagen werde, wird so gewiß in Erfüllung gehen, wie es gewiß ist, daß dieses Glas hier vor mir steht . . . Oder steht es etwa nicht? Wie?“

„Es steht da! Sprecht nur!“

„Diese Entscheidungsschlacht werden wir entweder gewinnen oder verlieren . . .“

„Das wissen wir alle!“ versetzte Wolodyjowski.

„Ihr thätet besser, zu schweigen und zu lernen, Herr Michael. — Angenommen, wir verlieren die Schlacht, was dann? Seht ihr, das wißt ihr schon nicht, denn ihr zuckt mit euren Barthaaren hin und her, wie ein Hase . . . Also! ich sage euch — nichts wird sein!“

Kmiziz, welcher immer sehr lebhaft war, sprang auf, stieß mit dem Glase auf den Tisch und rief ungeduldig:

„Ihr faselt!“

„Ich sage nur, daß nichts sein wird!“ entgegnete Sagloba. „Ihr Jungen versteht das nicht, daß, wie jetzt die Sachen liegen, unser König, unsere Armee, unser liebes Vaterland, fünfzig Schlachten nach einander liefern können, ohne Schaden zu leiden . . . Denn wie ehedem wird der Krieg fortgeführt werden, der Adel wird zusammentreten und die niederen Stände . . . und siegen wir einmal nicht, dann siegen wir ein anderes Mal, solange bis die feindliche Macht zusammenschmilzt. Wenn aber die Schweden verlieren, dann sind sie rettungslos verloren.“

Hier wurde Sagloba lebhaft; er trank sein Glas aus, stieß es auf den Tisch auf, daß es klirrte und fuhr fort:

„Hört mich an! Es spricht nicht irgend einer zu euch, denn nicht jeder versteht die Dinge richtig zu sehen. Manch einer denkt: Was alles wartet unser noch? Wie viele Schlachten, wie viel Elend und Thränen? wie viel Blut wird noch fließen?

Und manch einer zweifelt an der Barmherzigkeit Gottes und läſtert die heilige Jungfrau . . . Aber ich ſage euch: Wißt ihr, was dieſer feindlichen Vandalen wartet? — die Niederlage! Wißt ihr, was unſer wartet? — der Sieg! Laßt ſie uns noch hundertmal beſiegen, gut . . . wir aber werden die hundertunderſte Schlacht liefern, dann iſt das Ende des Krieges."

Während der letzten Worte hatte Herr Sagloba die Augen geſchloſſen, nun öffnete er ſie wieder, ſah leuchtenden Blickes vor ſich hin, und rief dann aus voller Bruſt:

„Sieg! Sieg!"

Kmiziz errötete vor Freude.

„Wahrhaftig, er hat Recht! Wahrhaftig, es iſt wahr, was er ſagt! So muß, ſo wird das Ende ſein!"

„Man muß ſchon eingeſtehen, daß es euch hier nicht fehlt!" ſagte Wolodyjowski, ſich an die Stirn ſchlagend. „Man kann die Republik wohl einnehmen, doch ſie feſtzuhalten iſt nicht leicht . . . zuletzt müſſen ſie ſich hinausſcheren."

„Ha! Was? Es fehlt mir nicht!" rief Sagloba von dem Lobe erfreut.

„Wenn ihr das meint, will ich euch weiter prophezeien. Gott iſt mit den Gerechten! Ihr — hier wandte er ſich an Kmiziz — werdet den Radziwill überwinden, ihr werdet nach Tauroggen gehen, euer Mädchen holen, ſie ehelichen und Nachkommenſchaft groß ziehen . . . Meine Zunge ſoll den Pips bekommen, wenn ſich das nicht erfüllt, was ich ſage . . . Um Gotteswillen erdrückt mich nur nicht!"

Herr Sagloba hatte Urſache, ſich zu wehren, denn Kmiziz hatte den Alten in die Arme genommen, emporgehoben und preßte ihn nun ſo an ſich, daß ihm die Augen aus dem Kopfe traten. Doch kaum hatte dieſer ihn niedergeſtellt, kaum hatte er nach Luft geſchnappt, faßte ihn Wolodyjowski an der Hand und rief luſtig:

„Jetzt iſt die Reihe an mir! Sprecht, was ſteht mir bevor?"

„Gott ſegnet euch, Herr Michael! . . . Eure zarte Lerche führt euch ein ganzes Volk aus dem Neſte . . . aber fürchtet euch nicht. Uff!"

„Vivat!" ſchrie Wolodyjowski.

„Doch zuvor treiben wir die Schweden hinaus!" ſetzte Sagloba hinzu.

„Das wollen wir thun! Das wollen wir thun!" riefen die beiden Hauptleute, mit den Säbeln klirrend.

„Vivat! Der Sieg!"

10. Kapitel.

Eine Woche nachher hatte Kmiziz die Grenze Preußens überschritten. Es war ihm das gar nicht schwer geworden, denn er war kurz vor dem Abmarsch des Herrn Feldhauptmann so heimlich und geräuschlos in die Wälder getaucht, daß Douglas mit Bestimmtheit glaubte, er sei mit der ganzen Division nach Warschau zurückgezogen und habe nur kleine Besatzungen zum Schutz in den kleinen Schlössern hier gelassen.

Douglas folgte nun der Spur Goschewskis, mit ihm Radziejowski und Radziwill.

Kmiziz erfuhr das noch vor dem Ueberschreiten der Grenze und kränkte sich grausig, daß er seinem Todfeinde nicht Auge in Auge werde gegenüberstehen können und daß die verdiente Strafe vielleicht den Fürsten von einer anderen Hand als der seinigen, z. B. von der Hand Wolodyjowski treffen könnte, welcher ihm ebenfalls Rache geschworen hatte.

Da er nun an der Person des Vaterlandsverräters für das Unglück, das durch seine Schuld über die Republik gekommen war, und für die eigene ihm zugefügte Not nicht Rache nehmen konnte, so übte er dieselbe auf gräßliche Weise an den Besitzungen desselben. Noch in derselben Nacht, in welcher die Tartaren den Grenzpfahl hinter sich ließen, rötete sich der Himmel von den angezündeten Dörfern. Schreien und Wehklagen füllte die Luft. Wer in polnischer Sprache um Barmherzigkeit flehte, der wurde auf Befehl des Führers geschont, dafür wurden die deutschen Ansiedelungen, Kolonieen, Dörfer und Städte Preußens in ein Flammenmeer verwandelt.

Wie ein Strom brennenden Oeles ergoß ſich die Tartarenhorde über die ſonſt ſo ſtillen und friedlichen Fluren. Man hätte denken können, daß jeder Tartar ſich verdoppele und verdreifache, um gleichzeitig an mehreren Stellen brandſchatzen zu können. Nicht die Getreidefelder, nicht die Obſtbäume in den Gärten wurden geſchont.

Kmiziz ſelbſt, von Natur wild und grauſam, freute ſich der Zerſtörung, wenn er auch nicht thätig an dem Zerſtörungswerke mit arbeitete. Er erinnerte ſich jetzt oft jener Zeiten, wo er auf ſeinen Streifzügen den Chowanski ſo gequält hatte, und ſeine Kumpane traten ihm dabei leibhaftig vor Augen. Kokoſinski, der Rieſe Hippocentaurus Kulwiez, Ranizki der Weiſe, Uhlick der Spielmann, Rekutſch, der kein Menſchenblut auf dem Gewiſſen hatte, und Zend, welcher ſo vortrefflich verſtanden hatte, die Stimmen der Vögel nachzuahmen.

Das hinderte ihn nicht, beim Leuchten der brennenden Dörfer allabendlich den Roſenkranz zu beten; denn auch wehmütige und ſehnſüchtige Gedanken kamen zu ihm zu Gaſte. Alle jene, deren Andenken ihm ſo lieb war, brieten, ausgenommen den Rekutſch, ſicherlich in der Hölle. Jetzt, ja jetzt hätten ſie Gelegenheit gehabt, ſich im Blute zu baden, ohne die Blutſchuld auf ihr Gewiſſen zu laden, zum Heile des Vaterlandes . . ."

Herr Andreas ſeufzte ſchmerzlich bei dem Gedanken, welch ein verderbenbringendes Ding die Zügelloſigkeit iſt, wenn ſie im Uebermut der Jugend ſo weit getrieben wird, daß nichts mehr die daraus entſtandenen Verſchuldungen gut zu machen vermag.

Am wehmütigſten ſtimmte ihn aber die Erinnerung an Olenka. Je weiter er in Preußen vordrang, deſto heißer brannte die Wunde ſeines Herzens; wie die Flammen, die er in den Hütten der Dörfer und Städte anfachen ließ. Er ſprach im Stillen oft mit ſich ſelbſt und ſeufzte zu ſeinem Mädchen:

„Mein geliebtes Täubchen, du haſt mich ſicherlich ſchon vergeſſen, und wenn du meiner gedenkſt, dann muß Zorn dein Herz erfüllen, während ich fern von dir, Tag und Nacht, im Kampf und während der Ruhe nur an dich denke und meine Seele über Flüſſe und Wälder dir zufliegt, um zu deinen Füßen zu liegen. Der Republik und dir iſt mein Blut und Leben geweiht, aber wehe mir, wenn dein Herz mich auf ewig verdammen ſollte."

Auf dieſe Weiſe drang er die Grenze entlang immer weiter nach Norden vor. Die Sehnſucht packte ihn immer

heftiger. Am liebsten wäre er schon in Tauroggen gewesen, aber der Weg dorthin war noch weit und voller Gefahren, denn endlich begann man sich zu wehren. Alles, was lebte, griff zu den Waffen, um den Verwüstungen, durch die Tartaren verübt, Einhalt zu thun. Die Besatzungen selbst ganz entfernt gelegener Städte eilten herbei, formierten ein Regiment, ein zweites wurde aus den Jünglingen der Städte gebildet und bald war ein so ansehnliches Heer beisammen, daß immer zwanzig Mann auf einen Tartaren kamen.

Kmiziz griff diese Kommandos an, überfiel sie wie der Blitz, versprengte sie, wich ihnen aus, suchte sie zu umgehen, verschwand in den Wäldern, um plötzlich wieder aufzutauchen, aber er kam nicht mehr so schnell vorwärts. Er war gezwungen, sich tage- ja wochenlang im Dickicht des Waldes oder im Röhricht an den Ufern der Seen zu verbergen. Das Volk sammelte sich immer zahlreicher zu seiner Abwehr, er wurde gehetzt wie ein Wolf und biß um sich, wie ein Wolf.

Da er es liebte, gründlich zu arbeiten, so blieb er trotz der Verfolgungen zuweilen so lange in einer Gegend, bis dieselbe vollständig verwüstet war. Irgend ein Zufall hatte seinen Namen bekannt gemacht, welcher nunmehr bis zum Baltischen Meere mit Schrecken und Entsetzen genannt wurde.

Zwar hätte Herr Babinitsch sich wieder in die Grenzen der Republik zurückziehen und an den kleinen Kommandos vorüber nach Tauroggen gelangen können, doch das wollte er nicht. Er wollte nicht nur sich selbst, sondern vor allem dem Vaterlande dienen.

Unterdessen waren Nachrichten nach Preußen gelangt, welche den Bewohnern neuen Mut einflößten, das Herz Kmiziz's aber mit unaussprechlichem Schmerz erfüllten. Das Gerücht, daß der König von Polen eine große Schlacht bei Warschau verloren hatte, faßte immer mehr festen Fuß. „Karl Gustav und der Kurfürst haben das ganze Heer Johann Kasimirs geschlagen," hörte man immer wieder freudig ausrufen. „Warschau ist wieder genommen! Es ist der größte Sieg während des ganzen Krieges, die Republik ist verloren!" tönte es Kmiziz überall entgegen. Konnte man diesen Gerüchten Glauben schenken, so war freilich alles verloren, denn ihnen zufolge waren die polnischen Armeen sämtlich vernichtet, die Hetmane alle gefallen und der König in Gefangenschaft geraten.

So sollte denn mit einem Schlage alles vorüber, alles vernichtet sein? Die ganze, sich aufraffende, siegende Republik nur

eine Ausgeburt der Phantasie gewesen sein? Alles, die ganze Macht Polens, das ganze Heer, so viele große Männer und Krieger, das alles sollte vom Erdboden getilgt und verweht sein wie Rauch? Es sollte keine anderen Vaterlandsverteidiger mehr geben, wie die losen Parteien der Aufständischen, welche auf die Nachricht von der Niederlage des Heeres auseinanderstieben würden wie der Wind?!

Kmiziz rang die Hände, raufte das Haar und raffte die nasse Erde mit den Händen auf, um den brennenden Kopf damit zu kühlen.

„Auch ich werde fallen!" sagte er sich, „zuerst aber richte ich ein Blutbad an."

Wie ein Verzweifelter begann er sich nun zu wehren. Er suchte keine Verstecke mehr auf; den ersehnten Tod zu finden stürzte er sich auf dreimal stärkere Truppenabteilungen der Feinde und besiegte sie. Der Rest jedes Menschlichkeitsgefühls erstarb in den Tartaren; sie verwandelten sich in eine Horde Raubtiere. Dieses raubgierige, früher zu einem Kampf im offenen Felde ganz unbrauchbare Volk hatte sich, unbeschadet seiner Fähigkeit und Geschicklichkeit in Plänkeleien, durch die andauernden Kämpfe und die Uebung zu so tüchtigen Kriegern herausgebildet, daß es jedem Angriff einer regulären Truppe Stand zu halten vermochte und sich nicht gescheut hätte, ein Karree der schweren dalekarlischen Garde anzugreifen.

Kmiziz hatte ihnen abgewöhnt, sich mit Beutestücken zu belasten. Sie nahmen nur noch Geld, besonders Gold, welches sie in die Sättel einnähten. Daher kam es auch, daß, wenn einer von ihnen fiel, die anderen sich mit wahrer Wut um sein Pferd und seinen Sattel schlugen. Indem sie sich auf diese Weise bereicherten, verloren sie nichts von ihrer fast übermenschlichen Beweglichkeit. Nachdem sie erkannt hatten, daß unter keinem Führer der Welt ihnen so reiche Beute werden konnte, wie unter ihm, hatten sie die Zuneigung eines Jagdhundes zum Jäger gefaßt, und mit wahrhaft muhamedanischer Rechtlichkeit legten sie nach jeder Schlacht den Löwenanteil der Beute in die Hände Sorokas und der Kiemlitsch für den „bagadyr" nieder.

„Allah!" pflegte Akbah-Ulan zu sagen. „Wenige von ihnen werden Backtschir-Seraj wiedersehen, diejenigen aber, welche es wiedersehen, werden alle Mohren werden."

Babinitsch, welcher von jeher von Kriegsbeute gelebt hatte,

gelangte hier zu großen Schätzen, das aber, was er suchte, den Tod, fand er nicht.

So verfloß wieder ein Monat mit Hetzen und Jagen. Obgleich die Klepper gut genährt waren, da es ihnen an Gerste und Weizen nicht fehlte, so waren ihnen doch ein paar Ruhetage dringend nötig. Deshalb zog der junge Hauptmann eines Tages bei Dospada über die Grenze in die Republik zurück, um die Klepper ruhen zu lassen, um durch neue Aushebungen Freiwilliger die entstandenen Lücken wieder zu füllen, und um Nachrichten über den Zustand der Republik einzuziehen.

Die Nachrichten liefen denn auch bald ein. Sie lauteten so freudig, daß Kmiziz fast von Sinnen kam. Es war also Thatsache, daß der ebenso tapfere, wie unglückselige Johann Kasimir die große Schlacht bei Warschau, welche drei Tage gedauert, verloren hatte. Aber was war die Ursache?

Das allgemeine Aufgebot war in großen Mengen in die Heimat zurückgekehrt und was davon dageblieben war, kämpfte nicht mehr mit jener Begeisterung, wie bei der Einnahme von Warschau und hatte am dritten Tage der Schlacht Verwirrung in das Heer gebracht. Während der ersten beiden Tage hatte sich die Wagschale des Sieges den Polen zugeneigt. Die regulären Stammtruppen hatten zur Verwunderung der schwedischen und brandenburgischen Generäle gezeigt, daß sie nicht nur bei kleineren Gefechten, sondern auch in der großen Schlacht den geübtesten und tapfersten Krieger an Ausdauer und Geschicklichkeit gleichkamen.

Johann Kasimir hatte sich unsterblichen Ruhm erworben. Man sprach davon, daß er sich als Feldherr wohl mit Karl Gustav messen könne, und daß er unstreitig die Schlacht gewonnen hätte, wenn man allen seinen Befehlen genau nachgekommen wäre.

Es währte nicht lange, so erhielt Kmiziz auch Nachrichten von Augenzeugen der Schlacht. Er traf mit Edelleuten zusammen, welche zum allgemeinen Aufgebot gehörten, dennoch aber an der Schlacht teilgenommen hatten. Der eine derselben berichtete ihm über den glänzenden Angriff der Husaren, während welchem Karl Gustav, der trotz der Beschwörungen der Generäle sich nicht zum Rückzuge entschließen konnte, fast das Leben verloren hätte. Allesamt aber bestritten, daß das Heer aufgelöst und die Hetmane gefallen seien. Die ganze Armee, ausgenommen das allgemeine Aufgebot, war unberührt geblieben

und zog sich in guter Ordnung in das Innere des Landes zurück.

Auf der Warschauer Brücke, welche eingestürzt war, hatte man zwar Kanonen verloren, dafür war aber „der Mut und die Begeisterung wieder über die Weichsel gebracht worden". Das Heer schwor bei allem, was heilig, daß die nächste Schlacht unter solchem Feldherrn wie Johann Kasimir gewonnen werden müsse, diese hier verlorene sei nur eine Probe, wenn auch eine verunglückte, welche nur geeignet sei, Trost und Beruhigung zu verbreiten.

Kmiziz zerbrach sich den Kopf, wer denn jene erste Schreckensbotschaft verbreitet haben mochte. Man erklärte ihm, daß nur Karl Gustav selbst diese übertriebenen Gerüchte in Umlauf gesetzt haben könne, da er völlig ratlos sei. Einige schwedische Offiziere, welche er eingefangen hatte, bestätigten diese Ansicht.

Kmiziz erfuhr von ihnen auch, daß der Kurfürst in großer Bekümmernis sei und immer mehr an einen Rückzug denke; daß seine Hauptmacht bei Warschau stehe, ein großer Teil seiner Truppen gefallen sei, ein anderer einer gräßlichen Krankheit zum Opfer falle. Unterdessen hätten die Großpolen sich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht; sie seien in die Mark Brandenburg eingebrochen und richteten dort große Verwüstungen an. Die Zeit könne nicht mehr fern sein, da der Kurfürst sich von den Schweden losmachen werde.

„Man muß ihm also zusetzen," dachte Kmiziz, „damit er zu einem schnelleren Entschlusse gedrängt wird."

Da die Klepper ausgeruht und die Lücken im Heere gefüllt waren, überschritt er wieder die Grenze Preußens und zog wie ein Rachegeist über die deutschen Fluren.

Verschiedene „Parteien" folgten seinem Beispiel. Der Widerstand drüben wurde schon schwächer und die Botschaften, die ihnen folgten, lauteten immer freudiger, ja so freudig, daß man kaum wagte, ihnen Glauben beizumessen.

Zuerst erzählte man sich, daß Karl Gustav, welcher nach der Schlacht bei Warschau sich bis Radom zurückgezogen hatte, in Eilmärschen nach Preußen zu marschierte. Was war geschehen? Warum trat er den Rückzug an? Eine Zeitlang konnte niemand diese Fragen beantworten, bis plötzlich wieder der Name Tscharniezki damit in Verbindung gebracht wurde. Er hatte die Nachhut des Königlichen Heeres bei Lipiez, bei Strschemeschno und dicht bei Rawa geschlagen, und als er in Erfahrung gebracht, daß zweitausend Reiter von Krakau her sich zurückzogen,

griff er dieſelben an und ließ keinen am Leben. Der Hauptmann Forgell, der Bruder des Generals, geriet mit dreizehn Rittmeiſtern und vierundzwanzig Offizieren in Gefangenſchaft. Andere verdoppelten die Zahl der Gefangenen und wieder andere behaupteten ſchon voll Begeiſterung, daß Johann Kaſimir gar keine Niederlage bei Warſchau erlitten hatte, ſondern ſein Rückzug nach dem Süden nur eine Liſt war, um den Feind zu locken.

Kmiziz ſelbſt dachte ſo, denn ſeit ſeinem Knabenalter Soldat, verſtand er das Kriegshandwerk, und noch niemals hatte er gehört, daß der Sieger nach einem Siege ſich ſchlechter befinden ſollte, wie vordem. Und nach allem, was man hörte, ging es den Schweden ſchlecht und das ſeit der Warſchauer Schlacht.

Da fielen dem Herrn Andreas die prophetiſchen Worte Saglobas ein, welche er bei ihrem letzten Zuſammenſein geſprochen hatte, nämlich, daß ein Sieg der ſchwediſchen Sache gar nichts nützen würde, eine einzige Niederlage aber das Verderben für ſie bedeuten mußte.

„Er iſt doch ein kluger Kopf!“ dachte Kmiziz. Es war, als hätte er im Buche der Zukunft geleſen.

Hier fielen ihm auch die anderen Prophezeiungen Saglobas ein. Er, Kmiziz alias Babinitſch, ſollte darnach nach Tauroggen gelangen, ſeine Olenka finden, verſöhnen, ſie heiraten und Nachkommenſchaft zur Ehre des Landes mit ihr großziehen. Als er daran dachte, ſtrömte Feuer durch ſeine Adern; er beſchloß, keinen Augenblick mehr zu zaudern, für eine Zeitlang Preußen und ſeine Rache zu laſſen und nach Tauroggen zu fliegen.

Am Vorabend ſeiner Abreiſe dorthin kam ein Laudaer Edelmann aus der Fahne Wolodyjowskis bei ihm an; er brachte ihm einen Brief von dem kleinen Ritter.

„Wir folgen mit dem Heere des Feldhauptmanns von Litauen und dem Fürſt-Truchſeß der Spur Boguslaws und Waldecks,“ ſchrieb Herr Michael. „Schlage dich zu uns, denn die Zeit der Rache iſt gekommen.“

Herr Andreas wollte ſeinen Augen nicht trauen. Einen Augenblick hatte er den Boten im Verdacht, daß er von irgend einem preußiſchen Kommandanten ausgeſchickt ſei, um ihn mit ſeinem ganzen Tſchambul in einen Hinterhalt zu locken. Sollte Goſchewski wirklich noch einmal nach Preußen ziehen wollen? Es war unmöglich, das nicht zu glauben. Das war die Handſchrift, das, das Wappen Wolodyjowskis, auch des Edelmannes

erinnerte er ſich jetzt. Er begann ihn auszufragen, wo Herr Goſchewski ſei und wohin er zu marſchieren gedachte.

Der Edelmann war etwas beſchränkt. Er meinte: es ſei nicht ſeine Sache, zu wiſſen, wohin der Herr Hetman wolle; er wiſſe nur, daß derſelbe mit ſeiner litauiſch-tartariſchen Diviſion zwei Tagereiſen von hier entfernt ſei und daß die Laudaer Fahne ihn begleite. Herr Tſcharniezki hatte ſich dieſelbe eine Zeitlang von ihm geliehen gehabt, aber ſie ſchon lange zurückgeſchickt; jetzt gehe ſie dahin, wohin er ſie führt.

„Man ſagt," ſchloß der Edelmann, „daß wir nach Preußen gehen; die Soldaten freuen ſich ſchrecklich darauf . . . Es iſt unſere Pflicht, zu gehorchen und zuzuſchlagen."

Nachdem Kmiziz den Bericht angehört, beſann er ſich nicht lange, ſchlug mit ſeinem Tſchambul die entgegengeſetzte Richtung ein und ritt im Eilmarſch dem Herrn Hetman entgegen. Zwei Tage ſpäter, ſchon ſpät abends, fiel er dem Herrn Wolodyjowski in die Arme, welcher, nachdem er ihn abgeherzt hatte, gleich rief:

„Graf Waldeck und Boguslaw ſind in Prostki; ſie bauen Schanzen, ſie wollen ihr Lager befeſtigen. Wir wollen ſie dort angreifen."

„Heute?" frug Kmiziz.

„Morgen mit dem Allerfrüheſten, alſo in zwei bis drei Stunden."

Sie umarmten ſich wieder.

„Ein Etwas flüſtert mir zu, daß Gott ihn mir ausliefert!" rief Kmiziz tiefbewegt.

„Auch ich denke das."

„Ich habe mir gelobt, jedes Jahr an dem Tage zu faſten, an welchem ich mit ihm zuſammentreffe."

„Gottes Beiſtand kann nicht ſchaden," entgegnete Herr Michael. „Ich will auch nicht neidiſch ſein, wenn du ihn triffſt, denn deine Not iſt die größere."

„Michael! Ich ſah nie einen edleren und großherzigeren Kavalier als dich!"

„Laß dich einmal betrachten, Andruſch. Du biſt vom Winde ganz braun geworden; aber du haſt dich wacker geführt. Die ganze Diviſion betrachtet mit Achtung deine Arbeit. Du läßt nichts hinter dir, wie Trümmer und Kadaver. Du biſt ein berühmter Soldat. Selbſt Herrn Sagloba, wenn er hier wäre, würde es ſchwer fallen, etwas Beſſeres an ſich zu finden."

Um Gotteswillen! Wo iſt Herr Sagloba?"

„Er ist beim Herrn Sapieha geblieben, weil er ganz verschwollen ist vom Weinen und vor Verzweiflung über den Tod des Rochus Kowalski . . .“

„Ist Herr Kowalski gefallen?“

Wolodyjowski preßte die Lippen aufeinander.

„Weißt du, wer ihn erschlagen hat?“ sagte er dann.

„Wie soll ich das wissen? . . . Erzähle!“

„Der Fürst Boguslaw!“

Kmiziz drehte sich auf dem Absatz herum als hätte er einen Stich bekommen und sog zischend zwischen den Zähnen die Luft ein, wie wenn er einen großen Schmerz spürte, dann fiel er zähneknirschend auf eine Bank und stützte schweigend den Kopf in die Hände.

Herr Wolodyjowski klatschte in die Hände und befahl dem herbeigeeilten Diener, Wein zu bringen, worauf er sich dicht neben Kmiziz setzte, die Becher füllte und erst dann sagte:

„Rochus Kowalski ist den Heldentod gestorben. Wolle Gott, daß wir ein ebenso schönes Ende finden. Genug, wenn ich dir sage, daß Karolus selbst, nachdem er das Feld behauptet hatte, ihm das Begräbnis ausrichtete und ein ganzes Garderegiment dazu kommandierte, die Ehrensalve über seinem Sarge abzugeben.“

„Wenn nur nicht gerade diese Hände, diese verruchten Hände ihn getötet hätten,“ rief Kmiziz.

„Ja, es waren die Hände Boguslaws; ich weiß es von den Husaren, welche mit eigenen Augen diese jämmerliche That mit angesehen haben.“

„Warst du nicht dabei?“

„Während der Schlacht kann man den Platz nicht wählen, da muß man stehen, wo man hingestellt wird. Wäre ich dort gewesen, so würde entweder ich nicht hiersitzen oder Boguslaw dort keine Schanzen bauen.“

„Sprich, wie ist das alles gekommen? Mein Haß wird immer größer.“

Wolodyjowski trank, wischte sein gelbes Schnurrbärtchen ab und begann:

„Du wirst wohl Berichte über die Schlacht bei Warschau schon gehört haben, denn alle Welt spricht davon, darum will ich mich nicht dabei aufhalten. Unser Allergnädigster Herr . . . Gott gebe ihm Gesundheit und ein langes Leben . . . denn unter einem anderen Herrn würde das Vaterland in seinem Elend zu Grunde gehen . . . er hat sich als ausgezeichneter

Feldherr erwiesen. Wenn der Gehorsam so ausgezeichnet gewesen wäre wie der Befehlshaber, so hätten die Chronikenschreiber über einen großen Sieg der Polen über die Schweden zu berichten, einen Sieg, demjenigen bei Grunwald und Berestetsch gleich. Kurz also, am ersten Tage schlugen wir die Schweden, am zweiten schwankte das Glück, doch wir behielten die Oberhand. Da gingen die litauischen Husaren, bei welchen Rochus Kowalski diente, unter dem Knäs Polubinski, einem großen Soldaten, zur Attacke vor. Ich sah sie, als sie losgingen, so wie ich dich jetzt sehe, denn ich stand mit den Laudaern auf einer Anhöhe unter einer Schanze. Es waren eintausendzweihundert Mann, so herrlich man Mann und Roß je gesehen. Sie jagten ein halbes Gewände vor uns vorüber, daß der Erdboden dröhnte. Wir sahen, wie die Brandenburger Füsiliere ihre Piken in den Boden stemmten, um den ersten Anlauf aufzuhalten. Andere feuerten ihre Musketen ab, daß sie ganz in Rauchwolken gehüllt waren. Wir sehen: die Husaren lassen die Zügel locker. Gott, mit welcher Gewalt stürmten sie los! Sie verschwanden im Rauche. Meine Soldaten fangen an zu schreien: ‚Sie brechen durch! Sie brechen durch!' Einen Augenblick sah man nichts, nur ein Donner, ein Klingen folgte, als würden in tausend Schmieden die Hämmer geschwungen. Endlich sehen wir: Jesus, Maria! Die Brandenburger liegen da wie ein Aehrenfeld, über welches der Sturm hinweggefegt ist, die Husaren sind schon hinter ihnen, nur die Lanzen sieht man noch blinken. Sie fliegen auf die Schweden zu, sie überrennen die Reiter, daß sie daliegen wie hingemäht. Sie nehmen ein zweites Regiment — ein Donner — die Kanonen werden abgefeuert . . . Wir sehen sie weiterfliegen wie die Rauchwolke vor dem Winde . . . Sie durchbrechen die schwedische Infanterie. . . . Alles flieht, stiebt auseinander, sie jagen durch eine Gasse von Menschen; um ein Kleines hätten sie die ganze Armee überritten! . . . Jetzt stoßen sie mit der berittenen Garde zusammen, inmitten welcher Karolus hält . . . und auch die Garde stiebt auseinander! . . ."

Hier unterbrach Wolodyjowski seine Erzählung, denn Kmiziz ballte die Fäuste und preßte mit ihnen die Augen, während er schrie:

„Mutter Gottes! einmal so etwas sehen, dann fallen!"

„Eine solche Attacke werde ich niemals mehr sehen," fuhr der kleine Ritter fort. Dann schickte man auch uns zur Attacke . . . Gesehen habe ich dann nichts weiter, und was ich dir jetzt

erzähle, weiß ich aus dem Munde eines schwedischen Offiziers, welcher an der Seite Karl Gustavs den Ansturm ausgehalten und den Verlauf der Attacke mit eigenen Augen angesehen hatte. Als die Husaren sich den Weg durch die Garde bahnten, faßte Forgiel, derselbe, welcher später bei Rawa in unsere Hände fiel, den König an dem Arm. ‚Majestät, rettet Schweden, rettet euch selbst', schrie er. ‚Entflieht! Entflieht! Sie sind nicht aufzuhalten.' Und Karolus erwiderte darauf: ‚Es ist zu spät — jetzt heißt es siegen oder sterben!' Andere Generale kommen herbei, sie flehen und bitten, es nutzt nichts! Der König drängte vorwärts . . . da prallten sie aufeinander, die Garde war zersprengt, ehe man bis zehn zählen konnte. Wer stürzte, der wurde überritten, die anderen kugelten auseinander wie Erbsen. Der König allein wehrte sich; Kowalski erkannte ihn, denn er hatte ihn schon zweimal gesehen. Ein Reiter sprengte vor, den König zu schützen . . . aber diejenigen, welche es gesehen, sagten, daß der Blitz nicht schneller niederfahren kann, wie das Schwert des Rochus; er spaltete dem Reiter den Kopf. Da warf der König selbst sich ihm entgegen . . ."

Wolodyjowski setzte wieder ab und seufzte schwer. Doch Kmiziz rief gleich:

„Mache ein Ende, mir stockt der Atem!"

„Sie kämpften nun Brust an Brust, die Pferde rieben sich aneinander, die Säbel klirrten! Da sehe ich, sagt der Offizier, den König schon mit dem Pferde am Boden! Er rafft sich auf, zieht die Pistole, schießt ab und fehlt. Da faßt ihn Rochus am Schopfe, denn der Hut war ihm herabgefallen; er hat das Schwert schon erhoben, schon überfällt eine Ohnmacht die Schweden, der Schrecken lähmt ihre Glieder, denn alles war so schnell gegangen, daß Rettung unmöglich war. Plötzlich erscheint Boguslaw wie aus dem Boden gewachsen und schießt dem Rochus eine Schrotladung in das Ohr, die ihm den Kopf samt den Helm zerschmettert."

„Um Gotteswillen! Blieb ihm keine Zeit zur Abwehr?" schrie Herr Andreas, seine Haare raufend.

„Gott gewährte ihm diese Gnade nicht," antwortete Herr Michael. „Wir errieten mit Sagloba sogleich, wie das geschah. Der arme Wicht hatte von Kleinauf bei den Radziwills gedient. Beim Anblick seines früheren Herrn erschrak er. Vielleicht war es ihm niemals in den Sinn gekommen, daß man die Hand gegen einen Radziwill erheben könne. Das pflegt zuweilen der Fall zu sein. Er hat seinen Mut mit dem Leben bezahlt.

Herr Sagloba iſt ein ſeltſamer Menſch. Rochus war ihm gar nicht verwandt, trotzdem trauert er um ihn wie um einen Sohn . . . Im Grunde genommen iſt da nichts zu trauern, denn man könnte den Kowalski um ſeinen Tod beneiden."

Der Edelmann wird dazu geboren, auf daß er jeden Augenblick bereit iſt, ſein Leben für das Vaterland hinzugeben, aber — von Kowalski werden die Geſchichtsſchreiber erzählen, kommende Geſchlechter werden ſeinen Namen preiſen.

Herr Wolodyjowski ſchwieg ſtill. Nach einer Weile bekreuzte er ſich und betete:

„Herr, gieb ihm den ewigen Frieden und das ewige Licht leuchte ihm . . ."

„In Ewigkeit, Amen!" ſchloß Kmiziz.

Beide beteten noch eine Zeitlang, vielleicht um einen gleichen Heldentod, nur, daß er ſie nicht von der Hand Boguslaw treffen möge. Endlich ſagte Michael:

„Der Probſt Piekarski hat uns verſichert, daß Rochus direkt in den Himmel kam."

„So wird es ſein! Dann braucht er aber unſere Gebete nicht."

„Die Gebete ſind immer nötig, denn ſie kommen den anderen Seelen zu gute, vielleicht ſogar uns ſelbſt."

Kmiziz ſeufzte.

„Unſere Hoffnung beruht auf der Barmherzigkeit Gottes," ſagte er. „Ich denke, daß für das, was ich in Preußen vollbracht habe, mir Gott ein paar Jahre Fegefeuer erläßt."

„Es wird alles dort oben angeſchrieben. Was der Säbel hier auf Erden verrichtet, das trägt der himmliſche Sekretär in das Himmelsbuch ein."

„Auch ich habe bei Radziwill gedient, aber ich werde mich durch den Anblick Boguslaws nicht aus der Faſſung bringen laſſen. Gott! Gott! Prostki liegt ſo nahe. Gedenke, o Herr, daß er auch dein Feind iſt . . ."

„Und der Feind des Vaterlandes!" ſagte Herr Michael. „Hoffen wir, daß ſeine Zeit kommt. Herr Sagloba hat nach jener Attacke dasſelbe prophezeit, er ſprach es im größten Schmerze aus, das Geſicht mit Thränen überflutet, wie in Erleuchtung. Er fluchte dem Boguslaw, daß den Zuhörern die Haare zu Berge ſtanden. Der Fürſt Kaſimir Michael Radziwill, welcher mit uns gegen ihn zieht, ſah im Traume die zwei Trompeten, welche die Radziwills im Wappen haben, durch einen Bären zerfreſſen, und ſagte am folgenden Tage: ‚Es trifft entweder mich oder einen anderen Radziwill ein Unglück.'"

„Durch einen Bären?“ frug Kmiziz erbleichend.

„Ja, durch einen Bären!“

Das Geſicht des Herrn Andreas erhellte ſich, als wäre ein Strahl der Morgenröte darüber geglitten. Er erhob die Augen zum Himmel und ſagte:

„Ich führe ja den Bären im Wappen. Gelobt ſei Gott in der Höhe! Und du, o heilige Mutter Gottes! Herr! Herr! Ich bin nicht würdig dieſer Gnade!“

Als Wolodyjowski das hörte, wurde er ſehr gerührt. Er erkannte in dieſem Zuſammentreffen ein Zeichen des Himmels.

„Andruſch!“ rief er. „Zur Sicherheit küſſe vor Beginn der Schlacht dem Jeſukindlein die Füße; ich will für mich um den Sakowitſch bitten.“

„Prostki! Prostki!“ wiederholte Kmiziz fieberhaft. „Wann rücken wir aus?“

„Mit Tagesanbruch. Sieh, es fängt ſchon an zu dämmern.“

Kmiziz näherte ſich dem zerſchlagenen Fenſter der Hütte, blickte hinauf nach dem Himmel und ſagte:

„Die Sterne bleichen ſchon. Ave Maria! . . .“

In dieſem Augenblick ertönte von ferne ein Hahnenſchrei und gleichzeitig das leiſe Blaſen einer Trompete. Eine halbe Stunde ſpäter befand ſich das ganze Dorf in Bewegung. Man hörte Waffenklirren und das Schnaufen von Pferden. Schwarze Reitermaſſen ſammelten ſich auf der Landſtraße.

Die Luft ward vom Lichte durchtränkt. Ein bleicher Schimmer verſilberte die Schäfte der Speere, gaukelte über die blanken Schwertſcheiden. Dunkle, bärtige, ernſt dreinblickende Geſichter, Helme, Käppis, Kapuzen, Tartarenmützen aus Schaffell tauchten aus der Dämmerung auf. Endlich ſetzte ſich der Zug, mit Herrn Kmiziz im Vortrab, in Bewegung nach Prostki. Das Heer zog in langer, ſchnell ſich fortbewegender Schlangenlinie dahin.

Die Pferde in den erſten Reihen ſchnauften, die anderen thaten es ihnen nach.

Weiße Nebelwolken lagen noch über Feldern und Wieſen.

Rings herrſchte tiefe Stille, nur der Wachtelkönig ließ ſeinen Ruf in den tauigen Gräſern erſchallen.

11. Kapitel.

Es war der ſechſte September, als die polniſche Armee in Wonſotſch anlangte, um Raſt zu halten. Die Menſchen und Pferde ſollten für die bevorſtehenden ſchweren Tage Kräfte ſammeln. Der Herr Unterkämmerer hatte beſchloſſen, vier bis fünf Tage dort zu bleiben, aber die Ereigniſſe warfen dieſen Plan über den Haufen.

Man hatte den Herrn Babinitſch, welcher die Grenzlande Preußens bereits gut kannte, auf einen Streifzug ausgeſchickt und ihm zwei leichte, litauiſche Fahnen und einen ausgeruhten Tſchambul Tartaren mitgegeben, da ſeine eigenen zu ermüdet waren.

Der Herr Unterkämmerer hatte ihm vor dem Auszuge dringend anempfohlen, einen Kundſchafter einzufangen und auf keinen Fall ohne einen ſolchen zurückzukehren. Babinitſch hatte dazu nur gelächelt und für ſich gedacht, daß es einer Aufmunterung nicht bedürfe, da er ohnehin entſchloſſen war, nicht ohne Gefangene zurückzukehren und ſollte er dieſelben direkt von den Schanzen in Prostki holen.

Er kehrte denn auch nach zwei Tagen zurück, brachte etliche Preußen und Schweden mit, unter welchen ſich ein höherer Offizier Namens v. Röſſel, Kapitän im preußiſchen Regiment Boguslaws, befand.

Man empfing den Zurückgekehrten mit lebhafter Freude. Man hatte nicht mehr nötig, den Offizier zu verhören, Babinitſch hatte das bereits unterwegs gethan, indem er ihm das Meſſer an die Kehle ſetzte. Aus ſeinen Ausſagen ging hervor, daß nicht nur die preußiſchen Regimenter Graf Waldecks in Prostki lagen, ſondern auch einige ſchwediſche Regimenter unter

dem Oberbefehl des Generalmajors von Israel. Von diesen waren vier Reiterregimenter unter dem Kommando Petersens, Fritjofstons, Taubenes und Ammersteins und zwei Regimenter zu Fuß, angeführt von den Brüdern Engel. Von den preußischen Regimentern, die sehr stark armiert waren, standen dort außer dem Grafen Waldeck, noch der Fürst Wismar, Brunzel, Kanneberg und General Walrat und die vier Fahnen Boguslaws, zwei preußische und zwei seiner eigenen.

Den Oberbefehl über alle Truppen führte Graf Waldeck, welcher indeß immer nur die Ratschläge des Fürsten Boguslaw befolgte, dessem Einfluß auch der schwedische General Israel unterlag.

Das Wichtigste jedoch, was man von Rössel erfuhr, war die Mitteilung, daß von Elbing her zweitausend Mann der besten pommerschen Infanterie im Anzuge seien, um den in Prostki stehenden Truppen zu Hilfe zu eilen. Da Graf Waldeck fürchte, daß jene Abteilungen von den Tartaren aufgehoben werden könnten, so beabsichtige er das befestigte Lager zu verlassen und erst nach der Vereinigung mit denselben sich dauernd wieder in Prostki festzusetzen. Nach der Aussage Rössels war Boguslaw der Ausführung dieses Planes sehr entgegen gewesen, erst seit den letzten Tagen zeige er sich demselben geneigt.

Als Herr Goschewski das hörte, war er hocherfreut. Er glaubte nun des Sieges sicher zu sein. Der Feind konnte sich in dem verschanzten Lager lange halten, weder aber die preußische, noch die schwedische Reiterei konnte den Polen in offener Schlacht standhalten.

Der Fürst Boguslaw wußte das jedenfalls ebensogut, wie der Herr Unterkämmerer, darum war er nicht für den Plan Waldecks. Doch war er zu eitel, um auch nur den Vorwurf allzugroßer Vorsicht ertragen zu können. Zudem gehörte die Geduld nicht zu seinen Kardinaltugenden. Man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er einen offenen Kampf dem Liegen und Abwarten hinter den Schanzen vorziehen werde. Es galt nun, den rechten Zeitpunkt zu erfassen und den Feind in dem Augenblick zu überfallen, wo er das Lager verließ.

So dachte der Herr Unterkämmerer, so dachten auch andere Offiziere, wie Hassun-Bey, welcher die Horden führte, Herr Woynillowitsch vom Stammheere, Herr Korsack vom Petyhor-Regiment, die Herren Wolodyjowski, Kotwitsch und Babinitsch. Alle stimmten darin überein, daß man die Rasttage auf später verlegen und in einigen Stunden aufbrechen müsse. Inzwischen

ſchickte Herr Korſack unverzüglich ſeinen Fähnrich Biergomski voraus, damit er ſtündlich Nachricht geben ſollte, was im feindlichen Lager vorging. Wolodyjowski und Babinitſch nahmen Röſſel mit in ihr Quartier, um von ihm noch einiges über Boguslaw zu erfahren.

Der Kapitän war darüber anfangs heftig erſchrocken, denn er fühlte noch die Dolchſpitze Kmiziz' am Halſe, doch bald löſte ihm der Wein die Zunge. Und da er früher einmal als Söldling in einem ausländiſchen Regimente der Republik gedient hatte, verſtand er polniſch und konnte die Fragen des kleinen Ritters, welcher das Deutſche nicht verſtand, beantworten.

„Dient ihr ſchon lange beim Fürſten Boguslaw?" frug Herr Wolodyjowski.

„Ich diene nicht bei der Leibtruppe des Fürſten," antwortete Röſſel, „nur in der preußiſchen Fahne, die unter ſeinem Kommando ſteht."

„Dann kennt ihr wohl auch den Herrn Sakowitſch nicht?"

„Den habe ich in Königsberg geſehen."

„Wißt ihr vielleicht, ob er beim Fürſten iſt."

„Er iſt nicht bei ihm; er iſt in Tauroggen zurückgeblieben."

Der kleine Ritter ſeufzte und zuckte mit dem Bärtchen.

„Ich habe wie immer kein Glück!" ſagte er.

„Gräme dich nicht, Michalek," ſagte Babinitſch. „Du findeſt ihn noch und wenn du nicht, dann finde ich ihn."

Darauf wandte er ſich an Röſſel:

„Ihr ſeid ein alter Soldat, habt beide Armeen geſehen und kennt unſere Reiter von früher her. Was meint ihr, welcher Seite wird der Sieg werden?

„Wenn jene euch die Schlacht außerhalb der Schanzen liefern, dann bleibt ihr Sieger, ohne Infanterie und Kanonen werdet ihr das Lager nicht einnehmen, beſonders, da dort alles nach dem Kopfe Radziwills geht."

„Haltet ihr ihn für einen ſo begabten Feldherrn?"

„Nicht nur ich, ſondern beide Herren thuen das. Man ſagt, daß bei Warſchau Sereniſſimus Rex Sueciae in allem ſeinem Rate folgte und darum die Schlacht gewann. Der Fürſt als Pole, kennt eure Art zu kämpfen, deshalb iſt ſein Rat immer gut. Ich habe ſelbſt geſehen, wie der König am dritten Tage nach der Schlacht vor der ganzen Front den Fürſten umarmte und küßte. Es iſt ja wahr, er hat ihm ja das Leben zu verdanken, denn wäre nicht im letzten Augenblick der Schuß gefallen . . . br! . . . es iſt ſchrecklich auszudenken! . . . zudem

ist er ein Ritter von so unvergleichlicher Größe, daß keiner sich mit ihm messen kann."

„Ei!" sagte Herr Wolodyjowski, „vielleicht fände sich doch einer . . ."

Während er das sagte, zuckte sein Bärtchen drohend. Rössel blickte ihn an und errötete plötzlich. Einen Augenblick schien es, als werde der Kapitän einen Schlaganfall haben oder vor Lachen bersten. Doch er kam bald zur Besinnung, da er an seine Gefangenschaft dachte.

Kmiziz maß ihn mit einem durchdringenden Blick seiner stahlblauen Augen, dann sagte er etwas gepreßt:

„Morgen wollen wir sehen . . ."

„Ist Boguslaw jetzt gesund?" frug Herr Wolodyjowski. „Das Fieber hat ihn lange geschüttelt, ist er nicht sehr geschwächt?"

„Er ist längst gesund wie ein Fisch; er nimmt auch keine Arzneien. Der Medikus wollte ihm nach dem ersten Anfall verschiedene Präservativmittel geben, aber schon nach dem ersten Mittel erneuerte sich der Anfall. Der Fürst ließ darauf den Medikus in ein Laken legen und ihn darin hin und her schleudern und das half, denn der Medikus bekam vor Angst auch das Fieber."

„Im Laken schleudern?" frug Herr Wolodyjowski.

„Ich habe es selbst gesehen," versicherte Rössel. „Es wurden zwei Laken übereinander gelegt, in die Mitte zwischen beide hinein der Medikus. Nun faßten vier starke Trabanten die Zipfel der Laken und begannen den Aermsten zu werfen — ich sage den Herren, daß einem schwindelig vom Zusehen wurde, so flog er in die Höhe, um immer wieder aufgefangen und wieder in die Höhe geworfen zu werden. Der General Israel, Graf Waldeck und der Fürst hielten sich die Seiten vor Lachen. Viele von unseren Offizieren sahen auch der Komödie zu, welche so lange fortgesetzt wurde, bis der Medikus ohnmächtig war. Seitdem ist der Fürst gesund, wie wenn jener ihm die Krankheit abgenommen hätte."

So sehr Wolodyjowski und Babinitsch den Fürsten verachteten, konnten doch auch sie sich des Lachens nicht erwehren. Herr Babinitsch klatschte mit den Händen auf die Kniee und rief:

„Ha! der Schelm, wie er sich zu helfen wußte."

„Das müssen wir dem Herrn Sagloba erzählen," sagte der kleine Ritter.

„Vom Fieber hat das Mittel dem Fürsten geholfen," sprach Rössel, „aber sonst — der Fürst ist zu maßlos in der Befriedigung seiner Gelüste, darum wird er kein hohes Alter erreichen."

„Das denke ich auch," murmelte Babinitsch zwischen den Zähnen. „Menschen wie er leben nicht lange."

„Ist er denn im Lager auch so zügellos?" frug Wolodyjowski.

„Wie sollte er nicht?" antwortete Rössel. „Graf Waldeck hat ihn oft ausgelacht, und behauptet, Se. fürstliche Durchlaucht führe ein Frauenzimmer mit sich . . . Ich selbst sah einmal zwei hübsche Mädchen, von denen die Höflinge mir erzählten, daß sie dem Fürsten zum Graderichten des Kreuzes dienten . . . Aber, wer weiß das!"

Als Babinitsch das hörte, wurde er erst dunkelrot im Gesicht, dann kreideweiß. Er sprang auf, packte den Kapitän an den Schultern und rüttelte ihn gewaltig.

„Sind die Mädchen Polinnen? Sprecht!"

„Nein," entgegnete der erschrockene Rössel. „Die eine ist eine Preußin, die andere eine Schwedin, welche beide früher bei der Gemahlin des Generals Israel gedient haben."

Babinitsch blickte hinüber zu Wolodyjowski und atmete tief auf; auch Wolodyjowski wurde es nun leichter um das Herz, er hörte auf mit dem Bärtchen zu zucken.

„Wollt ihr Herren mir erlauben, mich zur Ruhe zu begeben," bat Rössel. „Ich bin sehr müde, denn zwei Meilen weit haben mich die Tartaren am Lasso geführt."

Kmiziz klatschte in die Hände und vertraute dem eintretenden Soroka den Gefangenen an. Dann trat er raschen Schrittes auf Wolodyjowski zu.

„Ich ertrage es nicht länger!" sagte er. „Ich will lieber tausend Tode sterben, als stündlich diese Angst und Ungewißheit tragen. Als Rössel die beiden Mädchen erwähnte, war mir, als hätte ich einen Schlag vor den Kopf bekommen."

Herr Wolodyjowski klirrte mit dem Rapiere.

„Es ist Zeit, ein Ende zu machen," sagte er.

Da wurde vor dem Quartier des Hetman das Alarmsignal geblasen und von Fahne zu Fahne weitergegeben. Ueberall ertönten die Trompeten und in den Tschambuls die Pfeifen.

Die Soldaten eilten zu den Sammelplätzen und eine halbe Stunde darauf wurde der Ausmarsch angetreten.

Noch ehe die Armee eine Meile zurückgelegt hatte, sprengte ihnen schon ein Bote von der Korsack'schen Fahne entgegen,

welchen Herr Bieganski schickte. Er sollte den Hetman benachrichtigen, daß man einige Reiter gefangen habe, die einer größeren Truppe angehörten, welche auf dem jenseitigen Ufer des Flusses den dortigen Bauern alle Wagen und Pferde fortzunehmen im Begriff standen. Man hatte sie auf der Stelle verhört und sie hatten ausgesagt, daß die ganze Armee samt dem Lager morgen früh um acht Uhr Prostki verlassen solle. Die Befehle seien schon ausgegeben.

„Loben wir Gott, und lassen wir die Pferde ausgreifen," rief der Herr Unterkämmerer. „Bis zum Abend soll nichts mehr von dieser Armee übrig sein!"

Die Tartarenhorden wurden vorausgeschickt, um sich zwischen die Armee Waldecks und jene preußische Infanterie zu schieben, welche ihr zu Hilfe kommen sollte. Ihnen folgten die litauischen Fahnen im Trabe, und da sie meist der leichten Reiterei angehörten, so kamen sie schnell vorwärts und blieben immer dicht hinter den Tartaren.

Kmiziz ging an der Spitze des Tartarenvortrabes. Er drängte vorwärts, daß die Pferde rauchten. Im Dahinjagen streckte er sich vornüber, daß seine Stirn den Hals des Pferdes schlug und betete aus vollster Seele:

„Christi Jesu! Nicht für die mir angethane Schmach laß mich Rächer sein, nur für die Beleidigungen, die dem Vaterlande widerfahren sind. Ich armer Sünder bin deiner Gnade nicht würdig, aber erbarme dich meiner, laß mich sein Blut vergießen, dann will ich zu deiner Ehre mich geißeln in jeder Woche, an dem Tage, an welchem es geflossen, mein ganzes Leben lang!"

Dann empfahl er noch seine Seele der Allerheiligsten Jungfrau von Tschenstochau, für die er sein Blut vergossen, und seinem Patrone, dem heiligen Andreas. Nachdem er dieser Pflicht genügt hatte, fühlte er sich leichter und stärker. Eine ungewöhnliche Kraft schien seine Adern zu durchströmen. Ihm schien, als hätte er Flügel, eine große Freudigkeit überkam ihn, er flog dahin an der Spitze der Tartaren, daß die Funken unter den Hufen seines Pferdes sprühten, tausend wilde Krieger jagten ihm nach, die Köpfe tief gesenkt.

Eine Woge spitzer Mützen wiegte sich im Takte der Bewegungen der Pferde, die Bogen schaukelten auf dem Rücken der Männer, Hufschlag dröhnte, das leise Rascheln der von der Luft geschwellten litauischen Fahnen drang bis zu den Voraus-

eilenden herüber gleich wie das leiſe Brauſen eines im Anſchwellen begriffenen Fluſſes.

Sie flogen durch die herrliche Nacht, welche mit ihrem Sternenmantel Felder und Raine bedeckte, gleich Raubvögeln, die Leichengeruch in der Ferne lockt.

An üppigen Feldern vorüber, vorbei an Eichwäldern und Wieſen ging es, bis die Mondſichel zu bleichen begann und ſich gen Weſten neigte.

Da hielten ſie an, um den Kleppern das letzte Futter vor der Schlacht zu reichen. Sie waren nur noch eine halbe Meile von Prostki entfernt.

Die Tartaren reichten den Tieren die Gerſte aus der Hand; ſie ſollten ſich zum Kampfe ſtärken. Kmiziz aber ruhte nicht; er warf ſich auf ein fattgefüttertes Pferd und ritt weiter, um einen Blick auf das feindliche Lager zu werfen.

Nach halbſtündigem Ritt traf er am Flüßchen unter Waſſerweiden den Vortrab der Petyhors an, welchen Korſack ausgeſchickt hatte.

„Nun?“ frug Kmiziz den Fähnrich. „Giebt es etwas neues?“

„Sie ſchlafen nicht mehr; es ſummt im Lager, wie im Bienenſtock,“ antwortete der Fähnrich.

„Kann man von hier aus in der Nähe das Lager ſehen?“

„Ja, von jener Anhöhe aus, welche mit Strauchwerk bedeckt iſt. Das Lager liegt dort drüben in der Flußniederung. Wollen Ew. Liebden es ſehen?“

„Zeigt mir den Weg.“

Der Fähnrich ſpornte ſein Pferd, ſie ritten der Anhöhe zu. Das Morgenrot leuchtete ſchon fern im Oſten und durchflutete die Luft mit einem roſigen Schimmer, jenſeits des Fluſſes aber, am niederen Ufer hingen noch die Nebel tief über der Erde. Verborgen im Strauchwerk blickten die Beiden in dieſe Nebel, welche allmählich zu zerfließen begannen.

Endlich tauchte, etwa zwei Gewände von ihnen entfernt, eine Erderhöhung auf. Kmiziz heftete ſeinen Blick mit ſehnendem Verlangen auf dieſen Hügel. Im erſten Augenblick konnte er nur die Umriſſe von Zelten und Wagen erkennen, welche längs der aufgeſchütteten Wälle ſtanden. Die Flammen der Lagerfeuer waren bereits erloſchen, kleine Rauchwölkchen ſtiegen noch von den Feuerſtellen empor und zogen hoch hinauf in den Aether, ein Zeichen, daß die Witterung ſchön bleiben werde. Aber in dem Maße wie der Nebel ſchwand, konnte Babinitſch mit Hilfe des Fernrohres immer deutlicher die auf den Wällen

aufgepflanzten Banner unterscheiden. Es standen die blauen schwedischen neben den gelben preußischen, dahinter die Massen der Soldaten, Pferde und Geschütze.

Ringsum herrschte tiefe Stille, welche nur unterbrochen wurde von dem Rascheln der Blätter an den Bäumen und dem Gezwitscher des grauen Gevögels. Aber auch vom Lager her drang jetzt leises Geräusch zu ihnen herüber.

Man konnte daran erkennen, daß niemand mehr dort schlief, daß zum Aufbruch gerüstet wurde, denn im Mittelpunkt der Schanze herrschte lebhafte Bewegung. Ganze Abteilungen schritten hin und her; welche von ihnen schritten vor die Wälle, um die Wagen herum wogte es, auch die Geschütze wurden von den Wällen gezogen.

„Sie schicken sich zum Ausmarsch an, wirklich!" sagte Kmiziz.

„Das erzählten alle Gefangenen. Sie wollen sich mit den Fußsoldaten vereinigen und ahnen nicht, daß der Herr Hetman sie vor dem Abend erreichen könnte. Außerdem nehmen sie lieber einen offenen Kampf auf, als daß sie ihre Infanterie unter das Messer liefern."

„In zwei Stunden ungefähr können sie ausmarschieren; in zwei Stunden kann der Herr Unterkämmerer hier sein."

„Gott sei Dank!" sagte der Fähnrich.

„Schickt noch ein paar Leute zu ihm hin; sie dürfen nicht zu lange füttern."

„Zu Befehl!"

„Haben die drüben denn keinen Streifzug an dieses Ufer des Flusses geschickt?

„Nein! Hierher kam keine Patrouille, dafür ritten umsomehr nach jener Seite, von welcher sie den Zuzug erwarten."

„Gut!" sagte Kmiziz.

Er ritt die Anhöhe hinunter. Nachdem er dem Vortrab größte Vorsicht und Geräuschlosigkeit empfohlen hatte, sprengte er im Galopp zu seinen Tartaren zurück.

Herr Goschewski sprang gerade auf sein Pferd, als Babinitsch anlangte. Der junge Ritter erzählte ihm schnell, was er gesehen und erklärte ihm die Stellung des Feindes. Der Herr Hetman hörte den Bericht mit großer Befriedigung und gab unverzüglich das Zeichen zum Aufbruch.

Jetzt aber ging nicht die ganze Horde mit Babinitsch im Vordertreffen. Woynillowitsch, die Laudaer und die Fahne des Hetman folgten ihm auf dem Fuße, während die Horde im Hintertreffen blieb. Hassun-Bey hatte dringend darum gebeten,

denn er fürchtete, daß sein Volk dem Anprall der schweren Reiter nicht würde standhalten können. Er rechnete auch noch auf etwas anderes dabei.

Während die Litauer nämlich die Frontstellung des Feindes angriffen, wollte er das Lager überfallen, wo er gute Beute zu finden hoffte. Der Hetman erlaubte das gern, da er selbst mit Recht dasselbe fürchtete, doch war er überzeugt, daß sie wie wahnsinnig über das Lager herstürzen und dort eine entsetzliche Panik hervorrufen würden, umsomehr, als die preußischen Pferde an das fürchterliche Geheul, welches die Tartaren zu erheben pflegten, noch nicht gewöhnt waren.

Wie Kmiziz vorausgesagt, standen sie nach zwei Stunden vor derselben Anhöhe, von welcher aus er das Lager in Augenschein genommen hatte und welche jetzt den Anmarsch der Polen verdeckte. Kaum hatte der Fähnrich das Herannahen der Truppen bemerkt, so sprengte er wie der Blitz heran, um zu berichten, daß der Feind die Wachen eingezogen habe, schon aufgebrochen sei und soeben im Begriff stehe, die letzten Mannschaften aus dem Lager zu ziehen.

Als Goschewski das hörte, zog er seinen Feldherrnstab aus der Tille am Sattel und sagte:

„Jetzt ist ihnen der Rückzug verlegt, denn die Wagen versperren den Weg. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Es hat keinen Zweck, uns noch länger zu verstecken!“

Er winkte dem Roßschweifträger und dieser erhob den Roßschweif und schwenkte ihn nach allen Seiten hin. Auf dieses Zeichen wurden alle Roßschweife geschwenkt, die Trompeten und Hörner setzten ein, die Pfeifen der Tartaren quiekten dazwischen, sechstausend Säbel blitzten in der Luft und sechstausend Stimmen schrieen:

„Jesus! Maria!“

„Allah il Allah!“

Gleichzeitig tauchte eine Fahne nach der anderen hinter der schützenden Anhöhe hervor. In dem Lager Waldecks hatte man so frühe Gäste nicht erwartet; eine fieberhafte Bewegung entstand unter den Truppen. Die Trommeln rasselten unaufhörlich, die Regimenter machten Front gegen den Fluß. Man konnte schon mit dem bloßen Auge sehen, wie die Generale zwischen den Regimentern hin und her jagten. In der Mitte suchte man schleunigst für die Geschütze Platz zu machen, um sie dem Flusse zuzuwenden.

Es währte nicht lange, so standen sich beide Heere auf kaum noch tausend Schritte Entfernung gegenüber. Sie waren nur durch die Aue getrennt, in deren Mitte das Flüßchen floß.

Noch ein Augenblick, — da zog die erste weiße Rauchwolke auf der preußischen Seite gegen die Polen auf.

Die Schlacht war eröffnet.

Der Hetman ritt selbst an Kmiziz heran mit dem Befehl: „Schreitet vor, Herr Babinitsch! Schreitet vor! Im Namen Gottes! Seht dort, gegen diese Wand!"

Damit wies er mit dem Feldherrnstab auf ein blitzendes Reiterregiment.

„Mir nach!" kommandierte Herr Andreas.

Und dem Pferde die Sporen gebend, galoppierte er dem Flusse zu, hinter ihm her im gestreckten Galopp seine Tartaren, die Klepper mit eingezogenen Ohren, langgedehnten Körpern, die Reiter vornübergebeugt, daß die Körper fast auf den Hälsen der Tiere lagen.

So, im vollen Jagen nahmen sie die Furt des Flusses, der hier ganz seicht war, erreichten sie das andere Ufer und galoppierten weiter.

Als die Panzerreiter das sahen, kamen sie ihnen entgegen, erst im Schritt, dann im Trab, bis etwa auf zwanzig Schritt. Dann ertönte das Kommando „Feuer!" und tausend Arme mit Pistolenläufen streckten sich den Daherjagenden entgegen.

Eine Rauchwolke zog die Reihe der Reiter entlang, dann stießen die beiden Reiterregimenter mit fürchterlichem Getöse aufeinander. Die Pferde bäumten hoch auf, über den Köpfen der Soldaten blitzten die ganze Linie entlang die Säbel und zuckten wie eine eherne Schlange über den Helmen der Kämpfenden. Ein unheimliches Klirren der Säbelklingen auf die eisernen Panzer und Helme wurde bis auf dem anderen Ufer des Flusses hörbar; es war, als befände man sich in einer Waffenschmiede.

Die Linie nahm bald die Form eines Halbmondes an, denn während das Zentrum durch die ungeheure Kraft des Anpralls zurückgedrängt worden war, hatten die Flügel, wo der Anprall mit verminderter Heftigkeit stattgefunden hatte, ihre Stellung unverändert beibehalten. Aber auch das Zentrum ließ sich nicht gleich aus seiner Stellung verdrängen, es begann eine schreckliche Metzelei. Auf der einen Seite stemmten die riesengroßen Menschen in schweren Panzerhemden, mit der ganzen Wucht ihrer mächtigen Streitrosse, auf der anderen

drängten die dunklen Tartarenmassen Babinitschs mit der Gewalt der entfesselten Wut, während ihre Krummsäbel mit der unglaublichen Schnelligkeit auf und niederfuhren, welche nur durch die Leichtigkeit der Bewegungen und fortwährenden Uebung erreicht werden kann. Wie wenn eine Schar Holzfäller sich an die Arbeit begiebt und mit der Axt auf die hohen Kiefern losschlägt, so auch hier. Man hört nur den Schlag der Aexte, ab und zu stürzt einer der Baumriesen unter großem Gekrach in den Grund. Auch hier hörte man nur das Klirren der Säbel, während zuerst vereinzelt, dann immer häufiger, einer der Reiter den Kopf senkte und unter das Pferd glitt. Die Säbel der Tartaren blendeten die Panzerreiter, wenn sie blitzend vor ihren Augen herumfuchtelten; sie sahen nichts vor sich, wie ein Blinkern und Blitzen, sie hörten es um die Ohren sausen, sie fühlten ihre Arme gelähmt. Umsonst erhoben die mächtigen Männer mit starker Hand den schweren Säbel, denn noch ehe derselbe niedersausen konnte, hatte der tötende Stahl des Gegners seinen Leib durchbohrt, das Schwert entfiel seiner Hand und er selbst sank blutend auf den Hals seines Rosses.

Und wieder! Wie ein Volk Wespen über die Menschen herfällt, welche in ihren Gärten das reife Obst von den Bäumen lösen wollen, und desto heftiger stechen, je mehr diese sich ihrer erwehren wollen, wie sie geschickt, trotz der Abwehr, verstehen, Hals und Gesicht der Angegriffenen zu besetzen, um schnell den scharfen Stachel hineinzudrücken, so verstand jenes wilde, in hundert Kämpfen gestählte und geübte schwarze Volk, blindlings zu stechen, zu schlagen, den Tod zu säen, indem es den Gegner in demselben Verhältnis überragte, wie der schwächliche, in seinem Handwerk wohlerfahrene Meister den zwar kräftigen, aber weniger geschickten Gehilfen überragt.

So begannen denn im Zentrum die Reihen lichter zu werden und Kmiziz, welcher dort kämpfte, schlug wacker zu, um endlich die Linie zu durchbrechen. Die Rufe der Offiziere, welche Ersatz für die Gefallenen herbeiriefen, verhallten ungehört in dem Lärmen und Getöse, und Kmiziz, angethan mit dem stählernen Ringelpanzer, welcher ein Geschenk des Herrn Sapieha war, kämpfte wie ein gemeiner Soldat, die beiden jungen Kiemlitsch und Soroka dicht neben sich. Diese sollten das Leben ihres Herrn bewachen, konnten es sich aber nicht versagen, zwischendurch rechts und links Hiebe auszuteilen, während er selbst im dichtesten Gewühle alle die Kniffe und Kunstgriffe ausprobierte, welche er von Herrn Wolodyjowski gelernt hatte.

Endlich traf ein Schwertstreich des Herrn Andreas den Fahnenträger. Dieser schrie auf wie ein junger Hahn, welchem man die Gurgel durchschneidet, und ließ die Fahne fallen. In diesem Augenblick war die Linie durchbrochen. Die getrennten Flügel gerieten in Verwirrung und traten schleunig den Rückmarsch zu den übrigen Truppen an.

Kmiziz blickte durch die entstandene Lücke hindurch in die Tiefe der Aue. Da sah er ein Regiment rote Dragoner den bedrängten Kameraden zu Hilfe eilen.

„Das macht nichts!“ dachte er. „Wolodyjowski muß mir gleich folgen . . .“

Aber da fiel auch der erste Kanonenschuß, andere folgten, die Erde erbebte. Von der Schanze her fielen Musketenschüsse, sie trafen die entfernter stehenden Reihen der Feinde. Das ganze Schlachtfeld begann zu dampfen, zu rauchen, und in diesem Dampf prallten die Volontarier und die Tartaren Kmiziz's mit den Dragonern zusammen.

Doch die erwartete Hilfe von jenseits des Flusses blieb aus. Der Feind hatte nur die Abteilung Kmiziz's über den Fluß setzen lassen, gleich darauf überschüttete er denselben so gewaltig mit Musketen- und Kanonenkugeln, daß keiner mehr hinüber konnte.

Die ersten, welche es versuchten, hinüber zu kommen, waren die Mannschaften des Herrn Korsack; sie gerieten in Unordnung und kamen zurück. Darauf drang die Schwadron des Herrn Woynillowitsch bis zur Mitte des Flußbettes vor, mußte sich aber, wenn auch nur langsam, mit Verlust von zwanzig Mann zurückziehen. Das Wasser in der Furt plätscherte und spritzte von dem Kugelregen, wie bei einem heftigen Gewitterregen. Die Kanonenkugeln flogen hinüber an das andere Ufer und wirbelten Staubwolken auf.

Der Herr Unterkämmerer kam herbeigeeilt, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, mußte aber selbst zugestehen, daß das Ueberschreiten des Flusses unmöglich war.

Dieser Umstand aber konnte entscheidend sein für den Ausgang der Schlacht. Die Stirn des Hetman umwölkte sich. Er betrachtete durch das Fernrohr eine Weile genau die ganze Aufstellung der feindlichen Armee, dann schrie er der Ordonnanz zu:

„Reitet schnell zu Hassun-Bey. Seine Horden sollen augenblicklich hinter der Furt durch das tiefe Wasser den Fluß überschreiten und in die Verschanzungen einbrechen, was sie in den Wagen vorfinden, soll gute Beute für sie sein. Sie sind dort

nicht bedroht und werden es nur mit dem Waſſer zu thun haben."

Der Offizier ritt davon, was das Pferd ausgreifen konnte, der Hetman ſchob ſich weiter vor bis dahin, wo unter den Weiden auf der Wieſe die Laudaer Fahne ſtand. Er hielt dicht vor ihr.

Wolodyjowski ſtand an ihrer Spitze; ernſt und ſchweigend blickte er den Hetman an. Um das Bärtchen zuckte es ihm wehmütig.

„Wie denkt ihr darüber?" ſprach der Hetman. „Werden die Tartaren über den Fluß kommen?"

„Sie werden hinüber kommen, aber Kmiziz iſt verloren!" antwortete Wolodyjowski.

„Bei Gott!" rief der Hetman. „Wenn Kmiziz den Kopf auf dem rechten Fleck hat, ſo muß er die Schlacht gewinnen, nicht ſie verloren geben!"

Wolodyjowski ſagte nichts, er dachte nur:

„Man hätte entweder gar keine oder fünf Fahnen hinüberſchicken ſollen . . ."

Eine Weile betrachtete der Hetman wieder die Stellung des Feindes durch das Fernrohr und die Unordnung, welche Kmiziz in die ganze Linie gebracht hatte; da unterbrach der kleine Ritter, welcher es nicht mehr ertragen konnte, unthätig zuzuſehen, dieſe Betrachtung. Er näherte ſich, die Spitze des Säbels nach oben gekehrt, dem Hetman und ſagte:

„Wenn Ew. Erlaucht befehlen, ſo will ich verſuchen die Furt zu nehmen."

„Stillgeſtanden!" antwortete der Hetman ſehr barſch. „Es genügt, daß jene dort fallen werden."

„Sie fallen ſchon!" ſagte Wolodyjowski.

Thatſächlich wurde das Geſchrei und das Geklirr der Waffen immer größer. Es ſchien, daß Kmiziz den Rückzug angetreten habe.

„Bei Gott! So wollte ich es haben!" ſchrie der Hetman plötzlich. Im nächſten Augenblick ſtand er bei Woynillowitſch.

Kmiziz zog ſich wirklich zurück. Nach dem Zuſammenprall mit den Dragonern ſchlugen ſich ſeine Leute aus Leibeskräften; zuletzt ging ihnen der Atem aus. Die müden Arme ſanken herab, die Kämpfenden fielen immer dichter und nur die Hoffnung, daß man ihnen zu Hilfe kommen werde, hielt ſie noch aufrecht.

Eine halbe Stunde verging, ohne daß das erlöſende Wort

„Schlagt zu“ ihnen im Rücken ertönte. Dagegen kam eine Schwadron der schweren Reiter Boguslaws den Dragonern zu Hilfe.

„Der Tod naht!“ dachte Kmiziz, als er sie von der Seite her ansprengen sah.

Aber er war mutig und verzweifelte bis zum letzten Augenblick nicht; nicht an seiner Rettung, noch an dem Siege. Die langjährige Erfahrung und oft erprobte Waghalsigkeit halfen ihm über manche Gefahr hinweg. So fuhr ihm auch jetzt ein rettender Gedanke wie ein Wetterleuchten durch den Kopf.

„Sie könnten jedenfalls nur durch die Furt zum Feinde gelangen, und da sie es nicht zu können scheinen, so will ich die Aufmerksamkeit desselben von ihnen ablenken . . .“

Als nun die Schwadron Boguslaws bis auf etwa hundert Schritte herangekommen war und jeden Augenblick seine Tartaren niederreiten mußte, griff Kmiziz schnell nach seiner Pfeife und ließ einen schrillen Pfiff ertönen. Sofort setzten sich die zunächststehenden Klepper auf die Hinterbeine.

Der Pfiff wurde durch die Aeltesten des Tschambul weitergegeben und noch ehe man auszudenken vermochte, was geschehen solle, hatten sich die Pferde des ganzen Tschambul zur Flucht gewendet.

Die noch lebenden der schweren Reiter, die Dragoner und die Schwadron Boguslaws setzten ihnen nach.

Die Rufe der Offiziere: „Vorwärts!“ „Gott mit uns!“ erschollen wie Donnergebrause, und nun erschloß sich den Zuschauenden ein wunderbarer Anblick. Wie auf Windesflügeln sauste der aufgelöste Tschambul über die weite Aue in wirrem Durcheinander direkt auf die von Kugeln überschüttete Furt zu. Die Tartaren lagen hingestreckt auf den Kleppern, den Kopf in die Mähnen derselben vergraben, als wären sie mit ihnen verwachsen, so, daß man fast glauben konnte, daß reiterlose Pferde dahergejagt kämen. Ihnen nach sprengten mit Geschrei und entsetzlichem Getöse die Riesenreiter mit den hocherhobenen Schwertern in der Rechten.

Sie kamen der Furt immer näher. Noch ein Gewände, ein halbes. Jetzt schienen die Tartarenpferde zu erlahmen; der Zwischenraum zwischen den Verfolgten und den Verfolgern wurde schnell kleiner. Ein paar Augenblicke später begannen die vordersten Reiter schon mit den Säbeln auf die letzten Tartaren einzuhauen. Die Furt war erreicht. Es schien, die Flüchtenden mußten sie eben erreichen.

Da geschah plötzlich etwas Wunderbares.

In demselben Augenblick, da die Pferde in den Fluß hineinspringen sollten, ertönte wieder jene schrille Pfiff, und anstatt in den Fluß zu treiben, teilte sich der Tschambul in zwei Hälften und flog mit der Eile der Schwalben nach rechts und links am Ufer entlang.

Die Verfolger, deren Rosse in vollem Galopp daherjagten, rannten statt ihrer in die Furt des Flusses und waren erst dann imstande, den Lauf ihrer Tiere zu hemmen, als sie sich mitten im Flußbett befanden.

Die Artillerie, welche bisher das Flußbett mit Kugeln überschüttet hatte, stellte sofort das Schießen ein, um nicht die eigenen Leute zu verletzen, und diesen Augenblick hatte Goschewski nur abgewartet, um handelnd einzugreifen.

Kaum waren die ersten Reiter in den Fluß gesetzt, so stürmte die Kronenfahne unter Woynillowitsch auf sie los, die Laudaer, diejenige Korsackows, die zwei Fahnen der Hetmane und die Panzerreiter des Fürst-Truchseß, Michael Radziwill, sie alle stürzten sich auf den Feind, den Uebergang zu erzwingen.

Ein gräßliches Geschrei „Schlagt zu!“ „Schlagt tot!“ erhob sich und noch ehe die preußischen Reiter ihre Rosse recht zum Stehen gebracht hatten, stürmte die Flut der Angreifer über sie herein, stürzte über sie hinweg, ritt die Dragoner nieder, versprengte die Schwadron Boguslaws und wandte sich der Hauptarmee zu.

Der Fluß färbte sich rot vom Blute der Gefallenen, die Kanonen begannen ihr mörderisches Spiel wieder, aber zu spät, denn die acht litauischen Fahnen sausten schon über die Aue, und der Schauplatz der Schlacht war auf das jenseitige Ufer des Flusses verlegt.

Der Herr Unterkämmerer führte eine seiner Fahnen. Sein Gesicht strahlte, seine Augen glänzten vor Genugthuung und Glück, denn jetzt, wo die Truppen den Fluß überschritten hatten, war er des Sieges sicher. Die Soldaten hieben und schlugen um die Wette und jagten die Reste der Dragoner und Reiter vor sich her. Dieselben stürzten haufenweise, weil die schweren Rosse nicht schnell genug fort konnten, und schützten die Verfolger durch ihre Körper vor den ihnen nachgesandten Schüssen.

Waldeck, Boguslaw und Israel trieben ihnen alle ihre Reiter entgegen, um den Anprall aufzuhalten. Sie selbst ordneten ihre Infanterie so schnell sie vermochten. Regiment um Regiment kam aus den Verschanzungen zum Vorschein und

faßte Posto auf der Aue. Die schweren Lanzen wurden mit ihren unteren Enden in die Erde gepflanzt, die Spitzen wie eine stachelige Wand dem Feinde zugekehrt. Die zweite Reihe wurde von den Musketieren eingenommen, welche die Rohre ihrer Musketen vorgestreckt hielten. Zwischen die Karrees der Regimenter schob man Hals über Kopf die Geschütze. Weder Waldeck noch Boguslaw noch Israel gaben sich der Täuschung hin, daß die Reiter imstande sein würden, den Feind lange aufzuhalten.

Der Anprall hatte inzwischen stattgefunden und schneller noch als gefürchtet, trat die Katastrophe ein, denn unaufhaltsam wie eine Lawine stürzte die Flut der polnischen Regimenter die Reiterlinie durchbrechend, ohne dabei eine Lanze zu verlieren, auf die Infanterie los. Immer näher kamen die Lanzenreiter, jetzt tauchten sie dicht vor den Karrees aus den letzten Reihen der Preußen auf.

„Achtung!“ schrieen die Offiziere, welche den Füsilieren zur Seite standen.

Auf dieses Kommando stützten sich die Landsknechte noch fester auf ihre Beine und streckten die Arme mit den Lanzen fest aus. Die Herzen pochten ihnen gewaltig, denn schon jagten die polnischen Husaren direkt auf sie los.

„Feuer!“ erscholl das Kommando.

Die Musketen knallten in der zweiten und dritten Reihe des Karrees. Die Menschen waren in Rauch gehüllt. Noch ein Augenblick: Das Gedröhne der heranbrausenden Fahnen ist ganz nahe, jetzt sind sie da! . . .

Eingehüllt in Pulverdampf erblickt die erste Reihe der Füsiliere dicht über sich, fast auf den Köpfen, tausend Pferdehufe, aufgeblähte Nüstern, feuersprühende Augen. Ein Krachen von zerbrochenen Lanzen, fürchterliche Schreie trennen die Luft; die Polen schreien: „Schlagt zu!“ — die Deutschen: „Gott erbarme dich meiner!“

Das Karree ist erdrückt, zersprengt. Doch jetzt fangen die Geschütze an zu donnern. Andere Fahnen sprengen heran. Jede stürmt auf einen Wald von Lanzen los, doch nicht jede durchbricht den Wald, nicht jede hat die entsetzliche Kraft der Fahne des Herrn Woynillowitsch. Das Geschrei auf dem Schlachtfelde wird stärker. Man kann nichts sehen vor Pulverdampf, doch aus der Masse der Kämpfenden flüchten wieder kleine Häuflein gelbröckiger Landsknechte! Graue Reiter verfolgen, treten sie nieder mit dem Geschrei:

„Lauda! Lauda!“

Herr Wolodyjowski ſchlug ſich mit einem anderen Karree herum. Andere ſtanden noch feſt wie die Mauern. Noch, noch kann die Schale des Sieges ſich der feindlichen Seite zuneigen, beſonders da in der Nähe des Lagers noch zwei Regimenter Infanterie unberührt ſtehen, welche, da das Lager noch im Frieden gelaſſen wird, jeden Augenblick herbeigerufen werden können.

Waldeck hat zwar ſchon den Kopf verloren, Israel iſt nicht zur Stelle, er iſt mit einem Reiterregiment fortgeſchickt, aber Bogus-law hat ein wachſames Auge, ordnet an und lenkt die ganze Schlacht, und ſendet jetzt, wo er die Gefahr wachſen ſieht, Herrn Bies nach jenen beiden Regimentern.

Herr Bies läßt ſein Roß wacker ausgreifen. Etwa eine halbe Stunde nachher kommt er zurück; ſein Haupt iſt entblößt, Verzweiflung und Entſetzen malen ſich in ſeinem Geſicht.

„Die Tartaren ſind im Lager!“ ruft er ſchon von weitem.

Da hört man auch ſchon auf dem rechten Flügel ein viehiſches Geheul, welches näher und näher kommt.

Plötzlich ſieht man von ferne her einen Haufen ſchwediſcher Reiter in wilder Flucht daher kommen, hinterdrein erſcheinen, ohne Waffen und Hüte, Landsknechte, hinter welchen man in größter Unordnung eine Reihe Wagen erblickt, von ſcheu ge-machten Pferden hin und her gezerrt. Alles das kommt in wildeſter Flucht auf eigene Fauſt vom Lager her. Gleich darauf haben die Verfolger ſie erreicht, da ſie von vorn von den litauiſchen Fahnen aufgehalten werden.

„Haſſun-Bey iſt in das Lager gedrungen!“ ruft Herr Goſchewski in heller Begeiſterung und ſendet ſeine beiden Leib-fahnen in das Schlachtgetümmel. Sie fliegen davon, wie zwei Edelfalken vom Szepter.

Und in demſelben Augenblick, wo jene beiden Fahnen die Infanterie von der Front angreifen, rennen die eigenen Wagen ihr in die Seite. Die letzten Karees ſplittern auseinander, wie Eiſen unter den Schlägen des Hammers. Das ganze ſchwediſch-preußiſche Heer bildet nunmehr nur noch eine form-loſe Maſſe, Infanterie und Reiterei in buntem Gemiſch durch-einander. Die Menſchen treten ſich gegenſeitig nieder, kugeln auf der Erde, quetſchen ſich, ziehen ſich die Kleider ab und ver-wunden ſich. Das iſt keine verlorene Schlacht mehr, das iſt die furchtbarſte Niederlage dieſes ganzen Krieges.

Da Boguslaw sieht, daß alles verloren ist, will er wenigstens sich und etliche Reiter aus dem Elend retten.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung sammelt er ein paar hundert Reiter um sich und flieht mit diesen den linken Flügel entlang dem Ufer des Flusses zu.

Schon hat er das Hauptgetümmel hinter sich, da fällt ein anderer Radziwill, der Fürst Michael, ihm in die Flanke und versprengt in einem Anlauf mit seinen Leibhusaren die ganze Abteilung.

Die Versprengten fliehen einzeln oder in kleinen Häuflein, nur die Schnelligkeit ihrer Pferde kann sie retten.

Aber die Husaren verfolgen sie nicht, sie rennen gegen die Hauptabteilung der Fußsoldaten, welche alle anderen Fahnen auch in Anspruch nimmt, — nichts hindert ihre Flucht, sie fliehen, wie ein Rudel aufgeschreckter Rehe.

Boguslaw flieht auf dem braunen Renner, den er von Pilwischki her noch von Kmiziz hat, wie ein Wirbelwind. Er bemüht sich umsonst, durch Zurufe eine kleine Eskorte um sich zu sammeln. Niemand hört ihn, jeder flieht auf eigene Hand, zufrieden, keinen Feind mehr vor sich zu haben.

Doch die Freude war umsonst. Sie waren noch nicht tausend Schritte weit gekommen, da ertönt das Geheul der Tartaren dicht vor ihnen und die graue Schar kommt ihnen vom Flusse her entgegen, wo sie sich bis jetzt versteckt gehalten hatte.

Das war Herr Kmiziz mit seiner Horde. Er hatte sich vom Schlachtfelde entfernt, nachdem er den Feind an die Furt gebracht, und kehrte nun zurück, um den Fliehenden den Ausweg zu versperren.

Als die Tartaren die versprengten Reiter erblickten, zerstreuten auch sie sich, um besser auf sie Jagd machen zu können. Zwei, drei Tartaren stellten sich immer einem Reiter entgegen; diese verteidigten sich selten, meist flehten sie um Gnade, indem sie das Rapier an der Spitze faßten und den Griff dem Gegner reichten. Doch die Tartaren, welche wußten, daß sie die Gefangenen nicht mit in die Heimat führen durften, gaben nur den Offizieren Pardon, die gemeinen Soldaten wurden getötet, noch ehe sie ihre Seelen Gott befehlen konnten. Diejenigen, welche bis zuletzt flohen, tötete man mit Messerstichen, die, unter welchen die Pferde nicht zusammenbrachen, wurden mit dem Lasso gefangen.

Kmiziz tummelte sein Roß ein Weilchen auf dem Schlachtfelde, während seine Augen Boguslaw suchten. Endlich erblickte er

ihn. Er erkannte ihn am Pferde, an dem himmelblauen Bande und an dem Federhut.

Ein weißes Rauchwölkchen umgab den Fürsten, denn soeben war er von zwei Tartaren angefallen worden. Den einen hatte er mit einem Pistolenschuß niedergestreckt, den anderen mit seinem Rapier erstochen. Jetzt sah er eine größere Anzahl der wilden Horde von der einen, Kmiziz von der anderen Seite her auf sich zugestürzt kommen. Er gab dem Roß die Sporen und sprengte davon, wie der von Hunden verfolgte Hirsch. Mehr denn fünfzig Mann setzten ihm in geschlossener Kolonne nach. Da aber nicht alle Pferde gleich gut liefen, so wurde aus der Kolonne bald eine lang sich hinziehende Schlange, deren Kopf Kmiziz war. Der Fürst streckte sich im Sattel nach vorn; es war, als berühre das Roß den Boden kaum. Es sah aus, wie eine schwarze Schwalbe, welche über die grüne Aue streicht. Schlank, wie es war, streckte es den Hals vor wie ein Kranich, die Ohren an den Kopf gedrückt, schien es fliegen zu wollen. Sie flogen an Weidengestrüpp, an Erlenschonungen und Buschwerk vorüber. Die Tartaren waren einer nach dem anderen zurückgeblieben, sie jagten dahin, ohne Aufhören. Kmiziz warf die Pistolen aus den Halftern, um das Pferd zu erleichtern, während er selbst die Augen fest auf Boguslaw gerichtet, mit zusammengebissenen Zähnen, fast auf dem Halse des Tieres lag und dasselbe so scharf spornte, daß die Schweißflocken, welche von dem Pferde zur Erde herabfielen, sich rosig färbten.

Aber die Entfernung zwischen ihm und dem Fürsten nahm eher zu als ab.

„Weh mir!“ dachte Kmiziz, „dieses Roß wird von keinem anderen eingeholt.“

Und da nach nochmaliger gewaltiger Anstrengung die Entfernung sich noch vergrößerte, richtete er sich hoch im Sattel empor, ließ den Säbel hängen, und indem er die Hände tutenförmig vor den Mund stellte, schrie er aus vollem Halse:

„Fliehe, Verräter vor Kmiziz! Ich kriege dich doch!“

Kaum waren diese Worte verklungen, so blickte sich der Fürst, welcher sie gehört haben mußte, um, und da er sah, daß Kmiziz allein ihm folgte, floh er nicht weiter, sondern warf sein Roß herum und rannte mit dem Rapier in der Hand auf ihn los.

Herr Andreas stieß einen Freudenschrei aus. Er ließ im Jagen nicht nach und zuckte den Säbel auf den Fürsten.

„Tod! Tod!“ rief der Fürst.

Und um ſicherer zu treffen, begann er das Pferd zu zügeln.

Auch Kmiziz riß ſein Pferd in die Höhe, daß es die Hufe feſt aufſetzte, und ſchlug das Rapier des Fürſten mit dem Säbel zur Seite.

Die Reiter waren ſo dicht aneinander, daß ſie ein Ganzes zu bilden ſchienen. Die Waffen klirrten mit erſchreckender Schnelligkeit aneinander. Man vermochte nicht mehr zu unterſcheiden, was Säbel, was Rapier, welches der Fürſt, welches Kmiziz ſei. Zuweilen ſah man nur bald den Hut des Fürſten, bald das Viſier Kmiziz's. Die Pferde gingen im Kreiſe herum. Das Klirren wurde immer gräßlicher.

Boguslaw hatte nach den erſten Stößen aufgehört, den Gegner leicht zu nehmen. Alle die Meiſterſtöße, die er von ſeinen franzöſiſchen Lehrern gelernt hatte, waren abgeſchlagen worden. Der Schweiß rannte ihm von der Stirn und wiſchte ihm den Puder und die Schminke von den Wangen; er fühlte bereits ſeine Rechte erlahmen . . . Er begann den Gegner zu bewundern, dann packte ihn Ungeduld, zuletzt heftiger Zorn. Da beſchloß er, dem Kampfe ein Ende zu machen; er holte zu einem ſchrecklichen Stoße aus, dabei fiel ihm der Hut vom Kopfe.

Kmiziz parierte den Stoß mit ſo gewaltiger Kraft, daß das Rapier weit zur Seite geſchlagen wurde, und ehe noch der Fürſt imſtande war, dasſelbe von neuem aufzunehmen, ſchlug Kmiziz ihm die Spitze ſeines Säbels in die Stirn.

„Chriſt!“ ſchrie der Fürſt auf.

Er ſtürzte rücklings vom Pferde.

Herr Andreas hielt einen Augenblick betäubt ſtille, doch bald beſann er ſich darauf, was geſchehen. Er ließ den Säbel in das Gehänge fallen, bekreuzigte ſich, ſprang vom Pferde und nachdem er den Säbelgriff von neuem gefaßt hatte, trat er an den Fürſten heran.

Derſelbe war ſchrecklich anzuſehen, bleich wie eine Leiche, die Lippen aufeinander gepreßt, Haß und Wut im Geſicht.

Kmiziz überkam ein Gefühl höchſter Befriedigung. Da lag der mächtige Feind, tödlich verwundet und blutend zu ſeinen Füßen, noch lebend und bei voller Beſinnung, aber beſiegt und nicht von anderer Hand beſiegt, nur von ſeiner eigenen.

Boguslaw blickte ihn mit weitgeöffneten Augen an; er verfolgte jede Bewegung des Siegers, und als nun Kmiziz dicht, ganz dicht bei ihm ſtand, bat er ſchnell:

„Tötet mich nicht, fordert Löſegeld!“

Ohne zu antworten, ſetzte Kmiziz ſeinen Fuß auf die Bruſt des Fürſten und trat feſt darauf, dann ſetzte er ihm die Spitze ſeines Säbels auf den Hals, ſo, daß die Haut ſich darunter einbog und es nur eines leiſen Druckes bedurfte, um ihn zu töten, aber er tötete ihn noch nicht, er wollte ſich am Anblick des Feindes ergötzen und ihm das Sterben ſchwer machen. Er blickte dem Fürſten feſt in die Augen und ſtand feſt auf ihm, wie der Löwe auf dem erlegten Büffel.

Der Fürſt, welcher aus ſeiner Kopfwunde ſo ſehr blutete, daß der ganze Kopf in einer Blutlache lag, ſprach wieder, aber ſchon mit ſchwächerer Stimme, denn der Fuß des Herrn Andreas quetſchte ihm die Bruſt:

„Das Mädchen . . . hört . . .“

Kaum hatte Kmiziz das Wort gehört, ſo nahm er den Fuß von der Bruſt und den Säbel vom Halſe des Fürſten.

„Sprecht!“ ſagte er.

Doch der Fürſt atmete ſchwer, es währte ein Weilchen, ehe er ſagte:

„Das Mädchen iſt verloren, wenn ihr mich tötet . . . Der Befehl iſt ausgefertigt!“

„Was habt ihr mit ihr gethan?“ frug Kmiziz.

„Laßt ab von mir, dann will ich ſie euch geben, ich ſchwöre . . . auf das Evangelium . . .“

Herr Andreas ſchlug mit der Fauſt an die Stirn. Man konnte ſehen, wie er mit ſich kämpfte. Dann ſagte er:

„Höre, Verräter! Ich gäbe hundert ſolcher Ausgeburten hin, für ein Haar von ihrem Kopfe . . . Aber ich glaube dir nicht, Meineidiger!“

„Ich ſchwöre beim Evangelium!“ wiederholte der Fürſt. „Ich gebe euch den Geleitſchein und den Befehl ſchriftlich.“

„Sei es denn! Ich ſchenke euch das Leben, aber ich halte euch gefangen. Ihr gebt es mir ſchriftlich . . . Unterdeſſen ſeid ihr ein Gefangener der Tartaren.“

„Einverſtanden!“ ſagte Boguslaw.

„Gedenket!“ antwortete Herr Andreas. „Nicht eurem Fürſtenhut, nicht eurer Armee und eurer Fechtkunſt habt ihr euer Leben zu danken . . . Und wiſſet! Sofern ihr euch einfallen laßt, noch einmal meine Wege zu kreuzen, oder falls ihr euer Wort nicht haltet, dann ſoll euch nichts vor mir ſchützen, und ſolltet ihr inzwiſchen deutſcher Kaiſer geworden ſein . . . Ihr kennt mich nun! Einmal wart ihr ſchon in meinen

Händen, jetzt lieget ihr hier zu meinen Füßen! Ein drittes Mal . . .“

„Die Besinnung verläßt mich,“ sagte der Fürst. „Herr Kmiziz, der Fluß ist in der Nähe . . . gebt mir einen Trunk und gießt Wasser auf meine Wunde.“

„Stirb, Paria!“ rief Kmiziz.

Doch der Fürst, seines Lebens schon gewiß, hatte trotz der schweren Wunde auch seine Sicherheit wiedergewonnen.

„Ihr seid dumm, Herr Kmiziz!“ sagte er. „Wenn ich sterbe, stirbt . . .“ Hier wurden ihm die Lippen blaß.

Kmiziz sprang davon, um Wasser zu suchen.

Der Fürst war ohnmächtig, doch nur einen Augenblick; er erwachte glücklicherweise in dem Augenblick, wo der erste Tartar, Selim, der Sohn Gaza-Agis, Fähnrich bei der Horde Kmiziz', ihn erreichte. Als er den im Blute schwimmenden Feind daliegen sah, wollte er ihn mit der scharfen Spitze der Fahnenstange an den Boden spießen. In diesem Augenblick höchster Gefahr fand der Fürst noch so viel Kraft, daß er die Spitze mit der Hand faßte. Diese war schlecht befestigt und fiel los.

Der Schall dieses kurzen Kampfes zog Kmiziz zurück.

„Halt! Hundesohn!“ schrie er, eilends herbeilaufend.

Beim Klange dieser wohlbekannten Stimme duckte sich der Tartar fest auf das Pferd nieder. Kmiziz schickte ihn fort, Wasser zu suchen, er selbst blieb beim Fürsten, denn schon nahten im Galopp die beiden Kiemlitsch, Soroka und hinter ihnen der ganze Tschambul, welche den Hauptmann suchten, nachdem sie mit der Jagd auf die Reiter fertig geworden.

Als sie Herrn Andreas erblickten, warfen die treuen Einbrecher mit einem Freudenschrei ihre Mützen in die Höhe.

Akbah-Ulan sprang vom Pferde und neigte sich vor ihm, indem er mit den Händen Mund, Stirn und Brust berührte. Andere schnalzten nach Tartarenart mit den Lippen, während sie raubgierige Blicke auf den Besiegten warfen. Einige waren im Begriff, die beiden Pferde einzufangen, welche in der Nähe mit fliegenden Mähnen umherliefen.

„Akbah-Ulan!“ sagte Kmiziz. „Dieser hier ist der Führer der Armee, welche wir geschlagen haben, der Fürst Boguslaw Radziwill. Ich schenke ihn euch. Bewacht ihn gut, denn ob lebend oder tot, man wird euch reich für ihn zahlen. Jetzt verseht ihm die Wunde, nehmt ihn an den Lasso und führt ihn in das Lager.“

„Allah! Allah! Dank dem Führer, Dank dem Sieger!“ riefen die Tartaren einstimmig.

Und wieder schnalzten sie mit den Lippen.

Kmiziz ließ sich sein Pferd vorführen und begab sich mit einem Teil der Tartaren auf das Schlachtfeld.

Schon von weitem sah er die Fähnriche mit ihren Feldzeichen aufgestellt, aber nur wenige Soldaten befanden sich bei ihnen, denn die Mehrzahl war noch auf der Verfolgung des Feindes begriffen. Haufen von Troßknechten trieben sich auf dem Schlachtfelde umher, um die Gefallenen zu berauben; sie gerieten dabei oft mit den Tartaren in Streit, welche dasselbe thaten. Jene letzteren sahen schrecklich aus. Die Aermel aufgestreift, die Klinge in der Hand, glichen sie Raben, die auf dem Schlachtfelde umherflogen; ihr wildes Gelächter und ihr wüstes Geschrei schallten über das ganze Feld.

Kmiziz ritt zuerst über den Teil der Aue, wo er den ersten Angriff auf die Reiter gemacht hatte. Menschen und Pferdeleichen lagen hier schrecklich verstümmelt umher. Dort, wo die Fahnen mit den Füsilieren zusammengetroffen waren, lagen sie stoßweise; hier watete sein Pferd im Blute.

Es war schwer, einen Weg durch die Reste der Lanzen, Musketen, Leichen zu finden, sich zwischen den umgestürzten Lastwagen und den herumschwärmenden Tartaren hindurchzuwinden.

Herr Goschewski stand weiter zurück auf einer Schanze des befestigten Lagers. Bei ihm befanden sich der Fürst-Truchseß Radziwill, Woynillowitsch, Wolodyjowski, Korsack und einige andere Offiziere. Von der Höhe der Schanze aus konnten sie das ganze Schlachtfeld überblicken und den ganzen Umfang ihres Sieges, wie die Größe der Niederlage des Feindes ermessen.

Als Kmiziz die Herren erblickte, schlug er ein schnelleres Tempo ein. Herr Goschewski war nicht nur ein sehr glücklicher Sieger; er war auch ein edler Mensch, ohne einen Schatten von Neid im Herzen. Sobald er den Ritter erblickt hatte, rief er ihm auch schon entgegen:

„Da kommt der wirkliche Sieger! Nur ihm haben wir den Sieg zu danken; ich bin der erste, der das öffentlich erklärt. Meine Herren, sprecht dem Herrn Babinitsch euren Dank aus, denn ohne seine geschickte Operation hätten wir den Fluß nicht überschreiten können!“

„Vivat Babinitsch!“ riefen alle Anwesenden. „Vivat! Vivat!“

„Wo habt ihr eure Kriegskunst erlernt, Soldat?“ frug der Hetman enthusiasmiert. „Wie habt ihr sogleich begriffen, was zu thun war?“

Kmiziz antwortete nicht; er war zu müde dazu. Er verneigte sich nur nach allen Seiten hin und fuhr sich mit der Hand über das von Staub und Pulverdampf geschwärzte Gesicht. In seinen Augen lag ein ungewöhnlicher Glanz, während die Vivatrufe fortdauerten. Eine Abteilung nach der anderen zog vom Schlachtfelde heran und eine jede stimmte in die brausenden Vivatrufe zu Ehren Kmiziz's aus voller Brust ein. Die Mützen flogen in die Höhe und wer noch einen Schuß im Gewehrlaufe hatte, der schoß ihn in die Luft.

Plötzlich stand Herr Andreas im Sattel hochaufgerichtet; er erhob beide Hände zum Himmel und rief mit Donnerstimme:

„Vivat Johann Kasimir, unser Herr und lieber Vater!“

Darauf erhob sich ein solches Geschrei, als sollte eine neue Schlacht beginnen. Eine unbeschreibliche Begeisterung hatte alle erfaßt.

Der Fürst Michael gürtete seinen Säbel ab, dessen Scheide mit Diamanten besetzt war, und überreichte ihn Kmiziz, desgleichen warf ihm der Hetman seinen kostbaren Oberrock als Geschenk über die Schultern und wieder erhob Kmiziz die Augen und Hände zum Himmel und:

„Vivat unser Hetman, unser Führer und Sieger!“ rief er.

„Crescat! floreat!“ erscholl es im Chore.

Darauf fing man an, die eroberten Fahnen zu sammeln; sie wurden auf dem Walle zu Füßen der Führer aufgepflanzt. Der Feind hatte keine einzige gerettet. Da waren preußische Fahnen, Fahnen der Adelsgeschlechter, solche des preußischen allgemeinen Aufgebots, Fahnen der Stammsoldaten, schwedische und auch Fahnen der Leibschwadronen Boguslaws.

„Dieser Sieg ist einer der größten Siege dieses Krieges!“ rief der Hetman. „Israel und Waldeck sind gefangen, die Hauptleute teils gefangen, teils tot, das Heer vernichtet . . .“

Hier wandte er sich an Kmiziz:

„Herr Babinitsch, ihr müßt doch drüben auf jener Seite mit Boguslaw zusammengetroffen sein . . . Was ist aus ihm geworden?“

Jetzt blickte auch Wolodyjowski aufmerksam in die Augen Kmiziz's, dieser aber sprach schnell:

„Den Fürsten Boguslaw hat Gott durch diese Hand gestraft!“

Indem er das sagte, streckte er seine Rechte aus. In demselben Augenblick aber warf sich der kleine Ritter in seine Arme.

„Andrusch," rief er. „Ich neide es dir nicht! Gott segne dich!"

„Du hast mir ja die Hand zum Siege geformt!" antwortete Herr Andreas voll Innigkeit.

Doch weitere Herzensergießungen verhinderte der Fürst-Truchseß, indem er schnell frug:

„Ist mein Vetter tot?"

„Nein, er ist nicht tot," entgegnete Kmiziz. „Ich habe ihm das Leben geschenkt, aber er ist verwundet und gefangen genommen. Da, dort führen ihn meine Tartaren!"

Bei diesen Worten malte sich Staunen in dem Gesicht Wolodyjowskis und die Augen der Ritter wandten sich der Ebene zu, auf welcher soeben eine Abteilung Tartaren erschien und langsam näher kam. Endlich, als dieselbe sich zwischen den umgestürzten Wagen durchgeschlängelt hatte, kam sie schneller bis dicht unter die Schanze.

Da erst sah man, daß der vorderste der Tartaren einen Gefangenen führte und daß dieser Gefangene Boguslaw war. Wie anders aber erschien er jetzt dem Auge! . . .

Er, einer der mächtigsten Herren der Republik, gestern noch einer der selbständigen Fürsten, welcher noch eben erst von der Königskrone geträumt hatte, stand er hier zu Fuß am Lasso, zur Seite eines Tartarenkleppers, barhäuptig, die blutige Stirn mit einem schmutzigen Fetzen umwunden. Der Haß und die Verachtung der Ritter gegen diesen Magnaten war so groß, daß die schreckliche Demütigung, welche er jetzt erlitt, keinen Mitleidsfunken in ihren Herzen entzündete. So rief es denn jetzt wie aus einem Munde:

„Tod dem Verräter! Tod! Tod!"

Der Fürst Michael bedeckte seine Augen mit den Händen. War es doch ein Radziwill, den er hier vor sich in dieser Erniedrigung sah. Plötzlich wurde er dunkelrot im Gesicht und schrie vor Schmerz auf:

„Meine Herren! Er ist mein Vetter, von meinem Blut. Und ich habe weder Gut noch Blut gespart fürs Vaterland! Der ist mein Feind, der gegen diesen Unglückseligen die Hand erhebt."

Die Ritter verstummten.

Der Fürst Michael war allgemein geliebt und geehrt wegen

seines Mutes, seiner Freigebigkeit und seiner Vaterlandsliebe. Hatte er allein sich doch noch in Nieswiersch tapfer gehalten, als ganz Litauen bereits in den Händen der Hyperboräer war; hatte er doch den Zureden des Fürsten Janusch nur Verachtung entgegengesetzt und war er doch der Erste gewesen, welcher der Föderation von Tyschowietz beigetreten war. So fanden seine Worte also auch jetzt Gehör; vielleicht auch wollte keiner den Zorn eines so mächtigen Herrn heraufbeschwören, kurz, die Säbel flogen sogleich in die Scheiden zurück, einige Offiziere, die den Radziwills lange Jahre gedient, riefen sogar:

„Nehmt ihn den Tartaren fort! Die Republik möge ihr Urteil über ihn fällen, doch gebt nicht zu, daß Heiden so edles Blut peinigen."

„Ja, nehmt ihn den Tartaren fort!" wiederholte der Fürst. „Wir werden eine Geisel finden; er wird das Lösegeld selbst bezahlen! Herr Woynillowitsch geht mit euren Leuten vor und nehmt ihn mit Gewalt, wenn sie ihn freiwillig nicht geben."

„Ich stelle mich den Tartaren als Geisel!" rief Herr Gnoinski.

Unterdessen war Wolodyjowski zu Kmiziz hingeschlüpft.

„Andrusch," sagte er. „Was hast du nun vollbracht? Er wird heil aus der ganzen Angelegenheit hervorgehen!"

Kmiziz sprang auf wie ein verwundeter Stier.

„Mit Verlaub, Durchlaucht!" schrie er. „Der Gefangene gehört mir! Ich habe ihm das Leben geschenkt, aber nur bedingungsweise. Er hat mir auf das Evangelium seines Glaubens geschworen, die Bedingungen einzulösen, und nur über meinen Leichnam hinweg kommt er aus den Händen frei, denen ich ihn übergeben habe."

Während er das sagte, faßte er sein Pferd im Zaun, vertrat den Weg und machte sich kampfbereit.

Woynillowitsch suchte ihn mit seinem Pferde bei Seite zu drängen.

„Gebt den Weg frei, Herr Babinitsch!" rief er dabei.

„Weg da, zur Seite!" schrie Herr Andreas, indem er mit dem Säbelgriff auf das Pferd des Herrn Woynillowitsch einhieb, daß es in den Beinen zu zittern begann, wie von einer Kugel getroffen, mit dem Huf den Boden wühlte.

Da entstand ein lautes Murren unter der anwesenden Ritterschaft, so daß Herr Goschewski ein Stück vorritt.

„Schweigt still, ihr Herren," gebot er. „Durchlaucht! Kraft meiner Würde als Hetman erkläre ich, daß Herr Babinitsch ein

Recht an den Gefangenen hat und daß derjenige, welcher den Fürsten Boguslaw aus den Händen der Tartaren befreien will, diese Befreiung nur bei dem Sieger auswirken kann.

Fürst Michael bezwang seinen Unmut, beruhigte sich etwas, dann wandte er sich an Kmiziz und frug:

„Was verlangt ihr also? Sprecht!“

„Er soll die Bedingungen erfüllen, ehe er in Freiheit gesetzt wird.“

„Er wird sie euch halten, wenn er frei sein wird.“

„Das geht nicht an! Ich glaube ihm nicht!“

„Ich schwöre für ihn, bei der Allerheiligsten Mutter, an die ich glaube, und verpfände euch mein Ritterwort, daß euch alles gehalten werden soll. Im anderen Falle dürft ihr euch an meinem Vermögen und an meiner Ehre schadlos halten.“

„Genug!“ sagte Kmiziz. „Möge Herr Gnoinski sich als Geisel stellen, damit die Tartaren nicht Widerstand leisten. Ich halte mich an euer Wort.“

„Ich danke euch, Kavalier!“ antwortete der Fürst-Truchseß. „Fürchtet nicht, daß er sogleich freigelassen wird. Ich übergebe den Fürsten Boguslaw von Rechtswegen dem Herrn Hetman; er soll Gefangener bleiben bis nach dem Urteilsspruch des Königs.“

„So soll es sein!“ sagte der Hetman.

Und indem er dem Herrn Woynillowitsch befahl, ein frisches Pferd zu besteigen, da das seinige kaum mehr stehen konnte, sandte er ihn zusammen mit dem Herrn Gnoinski nach dem Fürsten.

Die Uebergabe verlief aber so leicht nicht. Man mußte den Gefangenen mit Gewalt nehmen, denn Hassun-Bey widersetzte sich der Auslieferung. Erst der Anblick des Herrn Gnoinski und das festgesetzte Lösegeld von hunderttausend Thalern beruhigte ihn etwas.

Am Abend befand sich Fürst Boguslaw schon unter den Zelten des Herrn Goschewski. Man pflegte ihn sorgfältig, zwei Mediker blieben immerwährend bei ihm und beide waren für seine Herstellung verantwortlich, welche voraussichtlich schnell von statten gehen sollte, da die nur mit der Spitze des Säbels beigebrachte Wunde eine leichte war.

Herr Wolodyjowski konnte es dem Herrn Andreas nicht verzeihen, daß er dem Fürsten das Leben geschenkt hatte. Aus Gram darüber vermied er es während des ganzen Tages, ihm zu begegnen. Erst abends kam Kmiziz selbst in sein Zelt.

„Bei den Wunden Jesu!“ schrie bei seinem Anblick der kleine Ritter auf. „Eher hätte ich jedem anderen eine solche That zugetraut, als dir. Wie konntest du diesen Verräter am Leben lassen! . . .“

„Höre mich an, ehe du mich verdammst, Michael,“ entgegnete Kmiziz düster. „Ich hielt ihn schon unter dem Fuße und hatte ihm die Säbelspitze auf den Hals gesetzt . . . Weißt du, was dieser Verräter mir da sagte? . . . Er sagte, daß der Befehl ausgegeben sei, Olenka in Tauroggen zu töten, wenn er fallen sollte . . . Was sollte ich Unseliger thun? Ich erkaufte ihr Leben mit seinem Leben . . . Was sollte ich thun? . . . Beim Kreuze Christi, was sollte ich thun? . . .“

Er raufte sein Haar, stampfte mit den Füßen vor Erregung, während Herr Wolodyjowski nachdenklich wurde. Nach einer Weile sagte dieser:

„Ich verstehe deine Verzweiflung . . . Aber immerhin . . . Du hast einem Vaterlandsverräter das Leben geschenkt, welcher in Zukunft schwere Verhängnisse über die Republik heraufbeschwören kann . . . Daran ist nichts zu ändern, Andrusch! Du hast dich heute sehr verdient gemacht um das Vaterland, aber am Ende hast du doch das öffentliche Wohl deinem persönlichen Interesse geopfert.“

„Und du, du selbst, was hättest du gethan, wenn man dir gesagt hätte, daß man das Messer an den Hals des Fräuleins Anusia Borschobohata setzt?“

Wolodyjowski zuckte mit dem Bärtchen.

„Ich gebe mich zu einem Vergleich nicht her. Hm! Was ich gethan hätte? . . . Skrzetuski, welcher die Denkungsart eines Römers hat, hätte ihn nicht am Leben gelassen; zudem bin ich sicher, daß Gott nicht zugelassen hätte, daß darum unschuldiges Blut vergossen würde.“

„So laßt mich dafür büßen. Strafe mich Gott, nicht nach der Schwere meiner Schuld, sondern nach deiner Barmherzigkeit . . . Ich konnte das Todesurteil dieser Taube nicht unterschreiben . . .“

Kmiziz hielt sich die Augen zu.

„Helft mir, alle heiligen Engel! Niemals! Niemals!“

„Es ist einmal geschehen!“ sagte Wolodyjowski.

Darauf zog Herr Andreas aus der Brusttasche etliche Papiere hervor.

„Sieh' einmal her, Michael,“ sagte er. „Da ist, was ich gewonnen habe. Dieses hier ist der Befehl an Sakowitsch,

dieſes an alle Offiziere Radziwills und an alle ſchwediſchen Kommandanten . . . Er mußte unterſchreiben, war es auch gleich die linke Hand, mit der er ſchrieb . . . Der Fürſt-Truchſeß ſelbſt hat Obacht gegeben . . . Hier, ihre Freiheit, ihre Sicherheit! Bei Gott! Ich will ein ganzes Jahr lang täglich eine Stunde zu Kreuze liegen, mit dem Kantſchu will ich mich geißeln laſſen, eine neue Kirche ſtiften, aber ihr Leben konnte ich nicht opfern! Ich bin kein Römer! . . . Gut! Ich bin kein Kato, wie Skrzetuski. Gut! Aber ſie opfern?! Nein, zum Donnerwetter, nein; und ſollte ich in der Hölle braten . . .“

Kmiziz konnte ſeine Rede nicht beenden, denn Wolodyjowski ſprang herzu, hielt ihm den Mund mit der Hand zu und rief mit durchdringender Stimme:

„Läſtere nicht! Du rufſt die Strafe Gottes auf ſie herab! Schlage an deine Bruſt! Schnell, ſchnell!“

Und Kmiziz ſchlug ſich an die Bruſt und ſprach: „mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!“ Zuletzt brach der arme gequälte Soldat in lautes Weinen aus; er konnte nicht mehr an ſich halten.

Wolodyjowski ließ ihn ſich ausweinen. Als er ſich beruhigt hatte, frug er ihn:

„Was willſt du nun unternehmen?“

„Ich werde mit meiner Horde dahin gehen, wohin man mich ſchicken wird, ſei es auch bis Birz. Meine Leute und Pferde ſollen nur etwas ausruhen. Unterwegs kann ich vielleicht noch eine oder die andere Schwedenabteilung aufheben.“

„Und wirſt dafür Gotteslohn ernten. Verliere den Mut nicht, Andruſch! Gott iſt barmherzig!“

„Ich werde direkt nach Birz gehen können. Ganz Preußen iſt jetzt offen. Höchſtens einige kleine Beſatzungen werden aufzuheben ſein.

Herr Michael ſeufzte:

„Ei, wie gern ginge ich mit dir; es wäre ein Ritt ins Paradies! Aber ich muß das Kommando halten. Du biſt glücklich, weil du Volontarier haſt . . . Andruſch! Brüderchen höre! Wenn du ſie beide findeſt . . . nimm dich der anderen auch an, damit es ihr nicht ſchlecht geht . . ., wer weiß, vielleicht iſt ſie mir doch beſtimmt . . .

Indem er das ſagte, fiel der kleine Ritter in die Arme des Freundes.

12. Kapitel.

Olenka und Anusia waren unter dem Schutze Brauns glücklich aus Tauroggen entkommen und zu der Partei des Herrn Schwertträgers gelangt, welche zu jener Zeit bei Olscha stand, also nicht allzuweit von Tauroggen.

Als der alte Edelmann die beiden Mädchen gesund und wohlbehalten erblickte, wollte er erst seinen Augen nicht trauen, dann brach er in Freudenthränen aus, und zuletzt überfiel ihn eine so kriegerische Stimmung, daß er behauptete, es nicht nur mit Boguslaw, sondern mit der ganzen schwedischen Armee aufnehmen zu wollen. Er wollte seine beiden Mädchen vor jedem Feinde schützen.

„Ich will lieber fallen, ehe ich euch ein Haar krümmen lasse. Ich bin nicht mehr der Mann, den ihr in Tauroggen gekannt habt; ich denke, die Schweden werden noch lange an die Wälder von Girlakol, an Jaswojna und an die Schwielen denken, die ich ihnen bei Roschen beigebracht habe. Es ist ja wahr, daß der Verräter Sakowitsch uns unvermutet überfallen und versprengt hat, aber ihr seht, daß wir wieder ein paar hundert Säbel beisammen sind."

Der Herr Schwertträger übertrieb nicht; man konnte thatsächlich in ihm nicht mehr den verzagten Gefangenen von Tauroggen wiedererkennen. Er war ein ganz anderer geworden. Die alte Energie war in ihm wieder erwacht. Im Felde, zu Pferde, da befand er sich in seinem Element, und da er ein guter Soldat war, so hatte er in der That den Schweden schon einige Schlappen beigebracht.

Da er in der ganzen Gegend in großem Ansehen stand, so kam von allen Seiten her der Kleinadel gern zu ihm, um

ſich ihm anzuſchließen, auch die Bauern und Waldläufer kamen herbei und von den Herren Billewitſch brachte ihm ab und zu auch einer etliche Leute oder Pferde zugeführt.

Die Partei des Herrn Schwertträgers beſtand aus dreihundert polniſchen Füſilieren, die aus den Bauern zuſammengeſtellt waren, und aus etwa fünfhundert Mann zu Pferde. Von den Füſilieren hatten nur wenige eine Muskete, die große Mehrzahl war mit Senſen und Miſtgabeln bewaffnet, die Reiter beſtanden aus zuſammengelaufenem begüterten Kleinadel, welcher mit ſeinem Geſinde in die Wälder geflüchtet war, und ſolchen, die die Armut in den Hütten zurückgehalten hatte. Ihre Armierung war etwas beſſer, als diejenige der Füſiliere, aber ſehr verſchiedenartig. Hopfenſtangen dienten vielen als Lanzen, andere trugen ihre angeerbten Familienwaffen, deren Anfertigung vor Jahrhunderten geſchehen ſein mochte; die Pferde waren von ſo verſchiedener Größe und Güte, daß ſie ſich ſchwer einreihen ließen.

Der Schwertträger konnte mit ſolch einer Truppe wohl ſchwediſchen Patrouillen den Weg verlegen, größere Abteilungen angreifen und verſprengen, die Wälder und Dörfer von Räuberbanden frei halten, aber er konnte keine Stadt damit belagern. Die Schweden waren mit der Zeit klug geworden. Die Polen hatten gleich nach dem Ausbruch des Aufſtandes alle diejenigen ſchwediſchen kleineren Beſatzungen vernichtet, welche verſtreut in Quartieren in den Dörfern lagen; jetzt hatten ſich diejenigen, welche übrig geblieben waren, in den Städten feſtgeſetzt und dieſelben befeſtigt, von wo aus ſie ſich nur zu Kriegszügen in die nächſte Umgebung herauswagten. So war es allmählich gekommen, daß alle kleinen Städtchen, die Dörfer und Wälder ſich in den Händen der Polen befanden, während alle größeren Städte von den Schweden eingenommen waren. Sie daraus zu vertreiben, war bisher unmöglich geweſen.

Die Partei des Schwertträgers war eine der beſten, andere konnten weit weniger ausrichten. An der Grenze Liflands hatten ſich die Aufſtändiſchen zwar ſo weit hervorgewagt, daß ſie zweimal die Veſte Birz belagert und bei der zweiten Belagerung die Uebergabe derſelben erzwungen hatten, doch dieſen Sieg hatten ſie nur dem Umſtande zu verdanken, daß de la Gardie, zur Verteidigung Rigas gegen die Heeresmacht des Zaren, alle Truppen aus den an Liefland grenzenden Provinzen eingezogen hatte.

Die glänzenden Siege jedoch, welche dieſer General er-

rungen hatte, gaben der Befürchtung Raum, daß der Feldzug in Liefland bald beendet sein mußte, und dann die Smudz von neuem von den siegestrunkenen Schweden überzogen werden würde. Unterdessen waren alle die zahlreichen Parteien der Aufständischen in den Wäldern wohl geborgen und wenn sie auch zu größeren Unternehmungen nicht stark genug waren, so konnten sie doch sicher sein, in ihren Verstecken von den Feinden nicht aufgesucht zu werden.

Aus diesem Grunde verwarf der Herr Schwertträger den Gedanken, in der Heide von Bialowiersch Schutz zu suchen. Der Weg dahin war sehr weit und man mußte unterwegs an zahlreichen Städten vorüber, welche starke schwedische Besatzungen hatten.

„Gott hat uns einen trockenen Herbst gegeben," sagte er zu seinen Mädchen, „es lebt sich darum leichter unter Gottes freiem Himmel. Ich werde euch ein zierliches Zelt zurechtzimmern lassen, ein altes Weib zur Bedienung wird sich auch finden lassen, ihr bleibt hübsch im Lager. Es giebt in diesen Zeiten keine sicherere Zuflucht, als die Wälder. Mein Billewitsche ist bis auf den Grund niedergebrannt, die Gutshöfe werden von Raubgesindel heimgesucht, zuweilen auch von schwedischen Streifzüglern. Wo könntet ihr eure Häupter sicherer zur Ruhe legen, als bei mir, dem einige hundert Säbel zur Verfügung stehen? Wenn später die Herbstregen kommen, dann wird sich auch eine still verborgene Hütte in der Wildnis finden.

Dieser Vorschlag gefiel dem Fräulein Borschobohata gar sehr, denn bei der Partei befanden sich ein paar junge Billewitsch, sehr artige Kavaliere und — man sprach unaufhörlich davon, daß Herr Babinitsch in diese Gegend kommen werde.

Anusia hoffte im Stillen, daß er dann im Nu die Schweden alle hinaustreiben würde, und dann — dann konnte kommen, was Gott wolle. Olenka glaubte sich auch soweit in den Wäldern sicher, sie wäre nur gern weiter von Tauroggen entfernt gewesen, denn im Stillen fürchtete sie noch immer die Verfolgung des Herrn Sakowitsch.

„Laßt uns doch nach Wodockt ziehen," sagte sie. „Wir sind dort zu Hause. Sollte Wodockt auch niedergebrannt sein, so sind doch Mitrun und alle die Hufländereien des Kleinadels in der Nähe; es ist doch nicht möglich, daß die ganze Gegend dort ein Schutthaufen ist. Im Falle der Gefahr werden die Laudaer uns schützen.

„Bah, die Laudaer sind alle mit Wolodyjowski ausgezogen," versetzte der junge Herr Jurek Billewitsch.

„Die Alten und die Knaben sind aber doch dort geblieben," warf Olenka ein. „Im Notfalle greifen da auch die Weiber zur Waffe. Die Heide ist dort auch größer als hier; die Jäger-Domaschewitsch, die Rauch-Gostschiewitsch werden uns in die Rogowoer Heide bringen, wo uns kein Feind ausfindig machen kann."

„Und ich werde euch ein sicheres Lager aufbauen, werde Ausfälle gegen die Schweden machen und alle diejenigen fern halten, welche es wagen sollten, bis an die Grenze der Heide vorzudringen," sagte der Herr Schwertträger. „Das ist ein vortrefflicher Gedanke, Olenka! Fort mit uns! Dort können wir mehr nützen als hier. Wer weiß, ob der Herr Schwertträger nicht auch darum den Gedanken Fräulein Alexandras so schnell aufgriff, weil auch er im Stillen ein wenig die Rache des Herrn Sakowitsch fürchtete, welcher in der Wut zu allem Möglichen fähig war.

Der Ratschlag war aber auch an und für sich ein kluger; er wurde von allen gleich freudig angenommen. Der Herr Schwertträger schickte noch an demselben Tage unter dem Befehl des Herrn Jurek die Füsiliere voraus, damit sie in der Richtung nach Krakinow zu einen Weg durch die Wälder bahnten. Er selbst brach mit den Reitern erst zwei Tage später auf, nachdem er zuvor genaue Nachrichten eingezogen hatte, daß von Kiejdan oder von Roschen aus, zwischen welchen beiden Orten der Weg durchführte, keine größere Streifpatrouille ausgezogen war.

Sie marschierten langsam und mit Vorsicht. Die beiden Fräuleins fuhren auf Bauernwagen, zuweilen ritten sie auf Kleppern, welche der Schwertträger ihnen besorgte.

Anusia hatte von Jurek einen kleinen leichten Säbel als Geschenk erhalten. Sie trug denselben an einer seidenen Säbelschnur übergehängt und eine kleine Soldatenmütze keck nach der Seite auf dem Kopfe. Sie sah so ganz allerliebst aus, wie ein Fahnenrittmeister. Der Zug mit den in der Sonne blitzenden Säbeln und nachts die Lagerfeuer bereiteten ihr viel Vergnügen. Sie warf ihre klaren Aeugelein nach allen Seiten hin, die Zöpfe hingen ihr lang am Rücken herunter, nur damit sie dieselben mindestens dreimal täglich flechten konnte, wobei ihr die Bächlein und Seen, an denen sie vorüberkamen, als Spiegel dienen mußten. Die jungen Offiziere waren entzückt von ihr. Oft verlangte sie, eine Schlacht mitzumachen, um durch ihre

Tapferkeit zu glänzen; aber das war nur leeres Gerede, um alle die Offiziere zu bestricken, denn im Grunde ihres Herzens fürchtete sie sich vor einer Schlacht.

Olenka lebte aufs neue auf, nachdem sie Tauroggen verlassen hatte. Dort hatte sie die Unsicherheit ihres Geschickes fast zu Tode geängstiget, hier fühlte sie sich geborgen. Die frische, gesunde Luft stärkte ihre geschwächten Kräfte. . Der Anblick der Krieger, das Geklirr der Waffen, das Treiben im Lager, das alles war Balsam für ihre kranke Seele. Auch ihr machte das Marschieren Freude; die mögliche Gefahr schreckte sie nicht, denn es floß Ritterblut in ihren Adern. Sie ließ sich weniger vor den Soldaten sehen, machte keine übermütigen Kunststückchen auf dem Klepper, wenn sie vor dem Gliede ritt, deshalb zog sie weniger die Augen auf sich. Dafür wurde sie mit der größten Hochachtung behandelt.

Die bärtigen Gesichter der Soldaten überzog ein Lachen beim Anblick Anusias, wenn aber Olenka sich den Lagerfeuern nahte, da flogen die Mützen von den Köpfen. Diese Hochachtung verwandelte sich später in Bewunderung. Es gab keinen, dessen Herz nicht für sie geschlagen hätte, nur wagte keiner, sie so dreist anzublicken, wie die kleine Schwarzbeere aus der Ukraine.

Während sie durch die Wälder und Schonungen kamen, sandte der Schwertträger oft Kundschafter aus, um die Sicherheit des Weges zu prüfen. Endlich am siebenten Tage langten sie spät in der Nacht in Lubitsch an, welches an einem Einschnitt der Laudaer Grenze lag, gleichsam das Thor zu diesem Landesteile bildend. An diesem Tage waren durch den übermäßig langen Marsch die Pferde so ermüdet, daß den Vorstellungen Olenkas ungeachtet, der Schwertträger hier übernachten wollte. Der alte Herr wurde ärgerlich, verbot dem Mädchen ihre Launenhaftigkeit und befahl den Parteien, sich für die Nacht einzurichten.

Seltsamerweise war der Gutshof nicht niedergebrannt. Wahrscheinlich hatte der Feind denselben infolge eines Befehls des Fürsten Janusch Radziwill verschont, weil er Kmiziz gehörte. Später nach dem Abfall Kmiziz' mochte der Fürst vergessen oder nicht Zeit gehabt haben, den Befehl aufzuheben.

Die Aufständischen dagegen betrachteten die ganze Gegend als Eigentum der Billewitsch und duldeten nicht, daß Raubgesindel sich an den Grenzen der Lauda umhertrieb. Es hatte sich also hier nichts verändert. Olenka überschritt mit einem schrecklichen Schmerz- und Bitterkeitsgefühl im Herzen die

Schwelle dieſes Hauſes. Sie kannte jeden Winkel desſelben und an jeden Winkel knüpfte ſich für ſie die Uebelthat Kmiziz'. Da, hier, der Eßſaal mit den Ahnenbildern und den Schädeln der Waldtiere. Letztere hingen noch halbzerſchmettert an den Wänden, die erſteren, die alten von den Säbelhieben verunſtalteten Geſichter blickten düſter herunter, als wollten ſie ſagen: „Sieh, Mädchen, ſieh, unſere Enkelin, ſo hat er mit ſchändlicher Hand die Bildniſſe unſerer leiblichen Geſtalten, die ſchon längſt im Grabe modern, zugerichtet!“

Olenka fühlte, daß ſie in dieſem befleckten Hauſe kein Auge würde ſchließen können. Aus jedem Winkel ſchienen die ſchrecklichen Geſtalten der Kumpane Kmiziz' hervorzukriechen, wie Höllenteufel, Feuer ſchnaubend.

O, wie ſchnell war der von ihr ſo geliebte Mann geſunken; von Uebelthat zu Uebelthat, zu immer ſchwereren Verbrechen, vom Zerſtören dieſer Bilder bis zur Verbrennung Upits, zum Mädchenraube, als er ſie ſelbſt geraubt, weiter — zum Dienſt bei den Radziwills, bis zum geplanten Königsmörder ...

Die Nacht verrann, der Schlaf floh den Augen Olenkas. Alle Wunden ihrer Seele wurden aufs neue geöffnet, von neuem brannte die Scham auf ihren Wangen, floſſen die Augen von Thränen über und ihr Herz wurde von ſolcher Trauer erfüllt, daß dasſelbe zu ſpringen drohte ...

Um was trauerte ſie eigentlich? Um das, was anders hätte ſein können, wenn er anders geweſen wäre? Ach, wenn er bei allen Leidenſchaften, aller Wildheit und allem Uebermut nur die Ehre, die Reinheit des Herzens bewahrt hätte! Wenn er doch Maß gehalten hätte im Verbrechen, wenn doch eine Grenze für ihn dageweſen wäre, die er zu überſchreiten nicht gewagt hätte. Ihr Herz hatte ja ſo viel verziehen ...

Anuſia konnte die Qual der Genoſſin nicht entgehen. Der alte Schwertträger hatte ihr die Geſchichte in allen Tonarten vorgeſungen. Da ſie nun ein gutes Herz hatte, ſchlich ſie ſich zu Olenka hin, legte ihre Arme um den Hals der Freundin und ſagte:

„Olenka! Du windeſt dich im Schmerz in dieſem Hauſe ...“

Zuerſt konnte und wollte Olenka gar nicht ſprechen; ſie bebte am ganzen Körper wie Espenlaub, zuletzt brach ſie in lautes, verzweifeltes Schluchzen aus. Sie faßte krampfhaft die Hand Anuſias, ſtützte ihr blondes Haupt auf den Arm der Freundin und ſchüttelte ſich, wie der Sturm den Strauch rüttelt.

Anuſia mußte lange warten, bis der Weinkrampf vorüber war.

Als Olenka ſich endlich zu beruhigen begann, da flüſterte ſie leiſe:

„Wir wollen für ihn beten, Olenka ...“

Doch dieſe verdeckte ihr Geſicht mit beiden Armen.

„Nein! ... Ich kann nicht! ...“ rief ſie faſt entſetzt.

Nach einer Weile ſtrich ſie mit fieberhafter Eile die Haare zurück, welche ihr auf die Stirn gefallen waren, dann ſagte ſie mit müder Stimme:

„Siehſt du ... ich kann nicht ... du Glückliche ... Dein Babinitſch iſt edel, berühmt ... vor Gott ... und dem Vaterlande ... du Glückliche! ... Ich darf nicht einmal beten ... Ueberall ſehe ich Menſchenblut ... Trümmerſtätten! Wenn er wenigſtens das Vaterland nicht verraten hätte, wenn er nicht den König hätte verkaufen wollen! ... Alles Vorangegangene hatte ich ſchon verziehen ... denn ich dachte ... in Kiejdan ... denn ich liebte ihn ... von ganzem Herzen! ... Aber jetzt kann ich nicht ... barmherziger Gott! ich kann nicht! ... Ich wollte, ich wäre tot ... und er wäre tot!“

„Es iſt erlaubt, für jede Seele zu beten, denn Gott iſt barmherziger als die Menſchen. Er kennt die Urſachen unſerer Handlungen, wie die Menſchen ſie oft nicht erkennen können.

Während ſie das ſagte, kniete Anuſia zum Gebet nieder, Olenka warf ſich zu Kreuze und verharrte ſo bis zum Morgen.

Am Morgen verbreitete ſich ſchnell die Nachricht, daß der Herr Billewitſch, Schwertträger von Reußen, in die Lauda eingezogen ſei. Was da lebte, ſtrömte zu ſeiner Begrüßung herbei. Greiſe und Weiber mit kleinen Kindern kamen aus ihren Waldverſtecken hervor. Zwei lange Jahre hatte niemand mehr in den Huſeländern den Acker bebaut und geſäet. Die Ortſchaften waren teilweiſe verbrannt und verödet. Die kräftigen Männer waren mit Wolodyjowski fortgezogen, nur halbwüchſige Jünglinge behüteten und verteidigten den Reſt der Habe im Schutze der Heide.

Man begrüßte daher den Schwertträger als „Befreier“ mit Freudenthränen, denn die einfachen Menſchen dachten, daß, wenn der alte Herr und das „Fräulein“ wieder in das alte Neſt zurückkehrten, der Krieg zu Ende ſein müſſe. Sie begannen nun auch gleich ihre halb verwilderten Viehherden aus dem Walde herbeizutreiben und in die noch übrig gebliebenen Hütten zurückzukommen.

Die Schweden saßen zwar noch in der Nähe, in dem gut befestigten Poniewierſch, aber angeſichts der Streitkraft des Herrn Thomas und anderer benachbarten Parteien, welche im Falle der Not ſchnell herbeizurufen waren, fürchteten ſich die Leute nicht mehr vor ihnen.

Herr Thomas hatte ſogar die Abſicht, Poniewierſch anzugreifen, um den Kreis gänzlich zu ſäubern; er wartete nur noch auf neuen Zuzug von Freiwilligen, beſonders aber darauf, daß ſeine Füſiliere mit Gewehren ausgeſtattet werden ſollten, welche die Jagd-Domaſchewitſch im Walde verborgen hielten. Unterdeſſen beſichtigte er die Gegend, indem er von Ort zu Ort ritt.

Ach, es war eine traurige Beſichtigung. In Wodockt war der Gutshof und das halbe Dorf abgebrannt; ebenſo Mitrun. Wolmontowitſch und Butrymow, welche ſeiner Zeit Kmiziz niedergebrannt hatte, waren nach dem Brande wieder aufgebaut und merkwürdigerweiſe auch erhalten worden. Dafür waren Droſchejkidny und Morgi, welche den Domaſchewitſch gehörten, total, Pazunel zur Hälfte, Morezy ganz niedergebrannt. Das ſchrecklichſte Los war dem Orte Goſchtſchuny widerfahren, denn auch die Menſchen waren zum größten Teil totgeſchlagen, und allen Männern, von den Greiſen angefangen bis zu den kleinen Knaben herab, auf Befehl des Hauptmanns Roßy, die Hände abgehauen.

So hatte der Krieg mit grauſamem Fuß dieſe Gegend zertreten, das war die Folge des Verrats des Fürſten Januſch Radziwill.

Doch ehe noch der Schwertträger ſeine Beſichtigung beendet und ſeine Füſiliere bewaffnet hatte, kamen wieder Nachrichten freudiger Art und dennoch gräßlich in dieſe Gegend, welche ſchnell von Hütte zu Hütte getragen wurden.

Jurek Billewitſch, welcher mit einer Abteilung Berittener einen Streifzug nach Poniewierſch zu unternommen und einige Schweden aufgefangen hatte, vernahm zuerſt die Kunde von der Schlacht bei Proſtki. Darauf jagte eine Neuigkeit die andere; man hörte nach und nach Einzelheiten, welche ſo wunderbar klangen, daß man ſie für Märchen halten konnte.

„Herr Goſchewski," ſo hieß es, „hat den Grafen Waldeck, Israel und den Fürſten Boguslaw geſchlagen. Das Heer ſollte vernichtet, die Generale gefangen, ganz Preußen ein Flammenmeer ſein!"

Einige Wochen ſpäter flog noch ein Name von Mund zu Mund. Es war der Name Babinitſch.

„Babinitſch iſt eigentlich der Sieger von Prostki," ſprach man in ganz Smudz. „Babinitſch hat den Fürſten Boguslaw mit eigener Hand geſchlagen und gefangen genommen."

Und weiter:

„Babinitſch trägt den Brand nach Preußen, kommt wie der Tod der Grenze Smudz's zu, und verwüſtet alles, was zwiſchen Himmel und Erde iſt."

Endlich:

„Babinitſch hat Tauroggen verbrannt. Sakowitſch iſt entflohen und hat ſich in den Wäldern verſteckt.

Der letzte Vorfall hatte ſich ſo nahe vollzogen, daß man über die Wahrheit des Berichtes nicht lange in Zweifel bleiben konnte. Er erwies ſich als vollſtändig wahr.

Anuſia Borſchobohata war während der ganzen Zeit, wo dieſe Nachrichten kurſierten, wie im Traume befangen. Sie lachte und weinte abwechſelnd, ſtampfte zornig mit den Füßen, wenn jemand einer Neuigkeit keinen Glauben ſchenken wollte; ſie erzählte, was ſie wußte, immer wieder, gleichviel, ob einer zuhörte oder nicht.

„Ich kenne den Herrn Babinitſch! Er hat mich von Samoſchtſch zum Herrn Sapieha gebracht. Er iſt der größte Krieger der Welt. Ich weiß nicht, ob Herr Tſcharniezki ihm gleichkommt. Er war es, welcher unter dem Herrn Hetman dienend, den Fürſten Boguslaw bedrängt hat. Ich bin gewiß, daß kein anderer als er den Fürſten bei Prostki niedergeſchlagne hat. Er wird es dem Sakowitſch, ja zehn ſolchen Sakowitſchen heimleuchten . . . In einem Monat wird er die Schwedne hinausgefegt haben."

Die Verſicherungen Anuſias bewahrheiteten ſich ſchnell. Es blieb kein Zweifel mehr, der große Krieger, genannt Babinitſch, rückte thatſächlich von Tauroggen her in das Innere des Landes vor.

Bei Koltyn ſchlug er den Hauptmann Baldon und vernichtete deſſen Abteilung vollkommen. Bei Warna bekriegte er die ſchwediſche Infanterie, welche ſich vor ihm bis nach Telſch zurückzog. Bei Telſch lieferte er eine größere ſiegreiche Schlacht den beiden Hauptleuten Normann und Hudenskjöld, in welcher Hudenskjöld fiel und Normann mit den Uebriggebliebenen flüchtete, bis nach Sagorſche, dicht an der Grenze von Smudz.

Von Telſch aus zog Babinitſch gen Kurſchan, kleinere

ſchwediſche Abteilungen vor ſich hertreibend. Sie ſuchten mit aller Gewalt in größere ſchwediſche Lagerplätze zu entkommen.

Von Tauroggen und Polongi nach Birz und Wilkomierſch ſcholl ſein ſiegreicher Name. Man erzählte ſich auch von den Greuelthaten, die er ſich gegen die Schweden zu ſchulden kommen ließ. Es hieß, daß ſein Heer, welches anfangs nur aus einem Tſchambul Tartaren und einer Fahne Volontarier beſtanden hatte, von Tag zu Tag wuchs; denn wer da lebte lief ihm zu, alle Parteien vereinigten ſich mit ihm und er umfaßte ſie mit eiſerner Hand und führte ſie gegen den Feind.

Die Sinne aller waren ſo ſehr mit ſeinen Siegen beſchäftigt, daß die Kunde von der Niederlage, welche Goſchewski gegen Stenbock erlitten hatte, lautlos verhallte. Babinitſch war näher, mit Babinitſch beſchäftigte man ſich unaufhörlich.

Anuſia flehte täglich den Schwertträger an, er möge doch eilen, ſich mit dem berühmten Krieger zu vereinigen. Auch Olenka drängte dazu, die Offiziere, der Adel, alle baten, denn die Neugier ſpornte alle dazu an.

Das war aber keine leichte Sache. Erſtens war Babinitſch in einer anderen Gegend; zweitens war er oft wochenlang ſpurlos verſchwunden. Niemand wußte dann, wo er zu finden war. Drittens lagen alle ſchwediſchen Abteilungen und Beſatzungen in den Städtchen und Städten, welche am Wege zu ihm lagen. Endlich hatte man erfahren, daß hinter Roſchen Sakowitſch mit einer größeren Abteilung das Land unſicher machte. Er ſollte, laut den kurſierenden Gerüchten, alles töten, was ihm in den Weg kam, die Menſchen entſetzlich quälen und ſie über den Verbleib der Billewitſchen Partei ausforſchen.

Der Schwertträger konnte alſo nicht nur nicht dem Heere Babinitſch entgegenziehen, ſondern er mußte auch fürchten, daß ihm die Lauda zu enge werden könnte.

So im Hin- und Herſchwanken begriffen, vertraute er eines Tages dem Herrn Jurek Billewitſch an, daß er die Abſicht habe, nach Oſten zu gehen und in den Wäldern der Rogowoer Heide Schutz zu ſuchen. Jurek plauderte dieſe Neuigkeit ſogleich an Anuſia aus, dieſe aber lief ſchnurſtracks zum Schwertträger.

„Liebſter Oheim,“ ſagte ſie zu ihm — denn ſo pflegte ſie ihn zu nennen, wenn ſie etwas von ihm herausſchlagen wollte — „ich habe gehört, daß wir fliehen ſollen. Iſt das nicht eine Schande für einen ſo berühmten Soldaten, wenn er die Flucht ergreifen will beim Herannahen des Feindes?“

„Daß ihr doch euer Näschen überall dabei haben müßt,“

entgegnete der Schwertträger verdroſſen. „Das geht euch gar nichts an.“

„Gut! — Dann zieht ihr euch zurück; ich bleibe hier.“

„Damit Sakowitſch euch einfängt? Ihr werdet ja ſehen.“

„Sakowitſch wird mich nicht einfangen, denn Herr Babinitſch wird mich beſchützen.“

„Der wird gerade wiſſen, wo ihr ſeid. Ich habe ſchon einmal geſagt, daß wir nicht zu ihm können.“

„Aber er kann zu uns kommen. Ich bin ſeine Bekannte; wenn ich nur einen Brief an ihn abſenden könnte, dann wäre ich ſicher, daß er hierher kommt, indem er unterwegs den Sakowitſch bekriegt. Er war mir ein wenig gewogen, deshalb würde er die Hilfe nicht verſagen.“

„Und wer würde es unternehmen, ihm den Brief zu bringen?“

„Man kann den erſten beſten Bauern damit fortſchicken ...“

„Schaden könnte das auf keinen Fall, nein, nein. Olenka hat einen ſcharfen Verſtand, ich ſehe, daß er euch auch nicht fehlt. Selbſt wenn wir uns augenblicklich vor der Uebermacht in den Wald flüchten müſſen, ſo wäre es immerhin gut, wenn Herr Babinitſch ſeinen Weg hierher nähme, wir kämen dann eher zuſammen. Verſucht es, Fräulein! Ein Bote wird ſich finden.“

Die erfreute Anuſia machte ſich ſogleich an das Werk; ſie fand nicht nur einen, ſondern zwei Boten. Der eine war Jurek Billewitſch, der andere war Braun. Ein jeder ſollte einen gleichlautenden Brief mitnehmen, damit, wenn nicht der eine, ſo doch der andere in die Hände Babinitſchs käme. Der Brief ſelbſt machte Anuſia weit mehr Kopfzerbrechen. Endlich brachte ſie ihn zu Stande, wie folgt:

„In der höchſten Not ſchreibe ich Euch, wenn Ihr Euch meiner erinnert, (was ich bezweifle, denn, wie ſolltet Ihr Euch erinnern!) denn Ihr ſollt mir zu Hilfe kommen. Nur weil Ihr Euch mir geneigt gezeigt habt, auf dem Wege von Samoſchtſch, wage ich es zu hoffen, daß Ihr mich im Unglück nicht verlaſſen werdet. Ich bin bei der Partei des Herrn Billewitſch, des Schwertträgers von Reußen, der mir Schutz gewährt; denn ich habe ſeine Verwandte, das Fräulein Billewitſch, aus der Gefangenſchaft in Tauroggen befreit. Ihn und uns beide umgiebt überall der Feind, beſonders die Schweden und ein gewiſſer Sakowitſch, vor deſſen ſündhafter Zudringlichkeit ich fliehen und im Feldlager Schutz ſuchen mußte. Ich weiß, daß Ihr mich nicht leiden mochtet, obgleich ich, Gott weiß es, nichts Böſes

gethan habe und Euch immer nur Gutes wünſchte und noch wünſche. Aber auch wenn Ihr mich nicht leiden mögt, ſo beſchützt eine arme Waiſe und befreit ſie aus den Händen der Feinde, Gott wird es Euch tauſendfach lohnen und ich werde für den beten, welchen ich heute noch meinen gütigen Vormund, ſpäter aber, bis zu meinem Tode, meinen Retter nennen werde . . ."

Nachdem die Boten das Lager verlaſſen hatten, fiel es Anuſia erſt ſchwer aufs Herz, welchen Gefahren beide ſich ausſetzten; ſie ſchrak vor dem Unternehmen zurück, nur von dem einen Wunſche beſeelt, die Boten zurückzuhalten. Mit Thränen in den Augen bat ſie den Herrn Schwertträger, dieſelben nicht fort zu laſſen, da die Briefe eben ſo gut von Bauern beſorgt werden könnten und die Bauern leichter durchſchlüpften.

Doch Braun und Jurek Billewitſch widerſetzten ſich dem ſo ſehr, daß keine Vorſtellungen ſie zurückzuhalten vermochten. Einer wollte den anderen an Dienſtwilligkeit übertreffen. Hätten ſie doch nur geahnt, welchem Schickſal ſie entgegen gingen.

Eine Woche ſpäter fiel Braun in die Hände des Sakowitſch, welcher ihn zu Tode peinigte. Der arme Jurek wurde von einer ſchwediſchen Streifpatrouille bei Poniewierſch erſchoſſen.

Beide Briefe fielen in die Hände der Feinde.

13. Kapitel.

Nach der Gefangennahme und Tötung Brauns verständigte sich Sakowitsch gleich mit dem Oberst Hamilton, einem Engländer in schwedischen Diensten, welcher Kommandant von Poniewiersch war. Sie beschlossen einen gemeinschaftlichen Feldzug gegen die Partei des Schwertträgers von Reußen, Herrn Billewitsch.

Zu jener Zeit war Babinitsch gerade wieder einmal verschollen. Man hatte schon seit einigen Tagen nichts mehr von ihm gehört. Sakowitsch machte sich auch nichts mehr aus der Nähe dieses von ihm so gefürchteten Kriegers; er wollte um jeden Preis Rache üben. Seit der Flucht Anusias war er toll vor Wut. Verfehlte Spekulation und verletzte Liebe hatten ihn fast um den Verstand gebracht; dabei litt er unter der Wunde an seinem Herzen. Anfangs hatte er Anusia nur deshalb zur Frau begehrt, weil sie die Erbin des großen Nachlasses ihres früheren Verlobten, Herrn Podbipienta, war, später verliebte er sich blindlings, zum Sterben, wie eben nur ein solcher Mensch sich verlieben kann. Seine Leidenschaft führte ihn dahin, daß er, der selbst seinen Herrn und sonst niemanden in der Welt fürchtete, er, dessen böser Blick schon die Menschen erbleichen machte, mit hündischer Ergebenheit ihr unterlag, ihre Launen ertrug und ihre Gedanken zu erraten suchte.

Sie hatte ihren Einfluß über alle Maßen ausgenutzt, hatte ihn sich mit Worten und Blicken dienstbar gemacht wie einen Sklaven, zuletzt hatte sie ihn verlassen.

Sakowitsch gehörte zu jenen Menschen, welche anderen das als Tugend anrechnen, was ihnen selbst Nutzen bringt, als

Schuld das, was ihnen Schaden zugefügt. So betrachtete er denn auch Anusia als die größte Verbrecherin, für die keine Strafe zu schwer war. Wäre ein anderer von dem gleichen Geschick betroffen worden wie er, so hätte er ihn ausgelacht und verspottet; doch er selbst brüllte wie ein verwundeter Stier und dürstete nach Rache. Er mußte die Verbrecherin in seine Gewalt bekommen, tot oder lebendig. Lieber wäre sie ihm lebend, denn dann könnte er erst Kavaliersrache an ihr üben, bevor er sie tötete, doch war es ihm auch recht, wenn sie bei dem geplanten Ueberfall zu Grunde ging, wenn sie nur keinem anderen mehr gehören konnte.

Um ganz sicher zu gehen, sandte er einen bestochenen Boten mit einem Briefe an den Schwertträger, welcher angeblich von Babinitsch war. Der Brief brachte die Nachricht im Namen des letzteren, daß er innerhalb acht Tagen in Wolmontowitsch eintreffen werde.

Der leichtgläubige Schwertträger glaubte diesem Schreiben und da er auf die unbesiegbare Gewalt des Herrn Babinitsch vertraute und kein Geheimnis aus der erhaltenen Nachricht machte, so quartierte er sich nicht nur selbst in Wolmontowitsch ein, sondern das ganze Laudaer Land geriet in Aufregung und Bewegung. Wer nicht schon aus den Wäldern heimgekehrt war, der zog jetzt herbei, einmal, weil die Nächte schon kalt wurden, dann aber auch aus Neugier auf den berühmten Krieger.

Währenddessen kamen von Poniewiersch her, nach Wolmontowitsch zu, die Schweden unter Hamilton, von Kiejdan schlich sich Sakowitsch wie ein Wolf heran.

Der Letztere hatte keine Ahnung, daß gleichzeitig mit ihm, ihm dicht auf den Fersen, ein Dritter auch wie ein Wolf nach Wolmontowitsch zu schlich. Er hatte zwar keine Aufforderung dazu erhalten, aber es war so seine Art, immer da zu erscheinen, wo er am wenigsten erwartet wurde.

Kmiziz ahnte gar nicht, daß Olenka sich bei der Partei des Herrn Billewitsch befand. In Tauroggen, welches er geplündert und niedergebrannt hatte, war ihm auf seine eingezogenen Erkundigungen gesagt worden, daß sie samt dem Fräulein Borschobohata geflohen sei; er hatte dann angenommen, daß die Beiden nach Bialowiersch in die Heide gegangen waren, wohin auch die Frau Skrzetuska und andere Edelfrauen sich geflüchtet hatten. Er war um so mehr zu dieser Annahme berechtigt, da er wußte, daß der alte Schwertträger schon lange die Absicht gehabt hatte, seine Brudertochter dorthin zu bringen.

Es war kein kleiner Kummer für ihn gewesen, als er sie nicht in Tauroggen gefunden hatte, andererseits freute er sich, daß sie den Händen des Sakowitsch entwichen war, und bis zum Ende des Krieges sich in einem sicheren Versteck befand.

Da er ihr nicht sogleich in die Heide folgen konnte, hatte er beschlossen, den Feind in Smudz unterdessen auszurotten, so lange bis kein Schwede mehr zu finden war. Das Glück begünstigte ihn dabei. Seit ein und einem halben Monat hatte er Sieg auf Sieg errungen, das bewaffnete Volk strömte ihm in Massen zu, binnen kurzer Zeit bildete sein Tschambul nur noch den vierten Teil seines Heeres. Endlich war er mit den Feinden in der westlichen Smudz fertig geworden; da er von dem Zuge Sakowitschs gehört und mit ihm noch abzurechnen hatte, so zog er nun der ihm bekannten Lauda zu und ging dicht hinter ihm her.

Auf diese Weise waren beide bis in die Nähe von Wolmontowitsch vorgedrungen.

Der Schwertträger residierte nun dort schon seit einer Woche, ahnungslos, welch schreckliche Gäste er bald zu empfangen gezwungen sein werde.

Eines Abends sandten die Hirtenknaben der Butryms, welche hinter Wolmontowitsch die Pferde weideten, einen Boten dorthin und ließen sagen, daß fremde Soldaten aus dem Walde herauskämen und sich dem Gute von Süden her näherten. Der Schwertträger war doch zu sehr alter, erfahrener Soldat, als daß er jede Vorsichtsmaßregel verabsäumt hätte. Seine Füsiliere, welche zum Teil von den Domaschewitsch schon mit Waffen ausgestattet waren, hatte er teils in unlängst erbauten Häusern untergebracht, teils mußten sie das Drehrad am Eingange des Dorfes bewachen. Er selbst hatte mit den Reitern auf dem großen Weideplan hinter den Gartenzäunen, welcher auf einer Seite an den Fluß stieß, Stellung genommen. Der Schwertträger hatte diese Vorrichtungen meist darum getroffen, um ein Lob des Herrn Babinitsch zu ernten, welcher sich auf gute Anordnungen ja verstehen mußte. Seine Stellung war aber auch wirklich eine gute und geschützte.

Die Hufbauernhöfe waren nach dem Brande, welchen Kmiziz in jener Zeit aus Wut über die Ermordung seiner Kumpane angesteckt hatte, allmählich wieder aufgebaut worden. Als aber später der Schwedenkrieg die Arbeit unterbrochen hatte, da hatten sich in der Hauptstraße des Ortes eine Menge Balken, Bretter und Querhölzer angesammelt, die in wilder Unordnung dort

umherlagen. Besonders lagen ganze Haufen Bauholz vor dem Drehrade des Thoreinganges, und die Füsiliere konnten im Notfalle denselben ziemlich lange verteidigen.

Auf jeden Fall waren die Reiter vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert. Der Schwertträger wollte seine Kenntnis der Kriegskunst vor dem Herrn Babinitsch auch dadurch beweisen, daß er eine kleine Streifpatrouille ausschickte.

Wie groß aber war sein Staunen, im ersten Augenblick auch sein Schreck, als er plötzlich von der Waldseite her Musketenschüsse hörte. Gleich darauf sah er seine Patrouille auf dem Wege dahergejagt kommen, eine Wolke Feinde hinter sich.

Der Schwertträger trabte schleunigst zu seinen Füsilieren, um noch die letzten Befehle zu erteilen, während aus dem Walde immer mehr Feinde hervorbrachen und wie Heuschrecken mit in der untergehenden Sonne blitzenden Waffen auf Wolmontowitsch zustürmten. Das Wäldchen war nahe; als daher die feindlichen Reiter etwas näher an das Drehrad herangekommen waren, nahmen sie einen tüchtigen Anlauf, um dasselbe mit einem Ansturm zu nehmen. Da empfing sie eine Gewehrsalve, welche sie veranlaßte, plötzlich stille zu stehen. Die ersten Reihen gerieten sogar in Unordnung und nur einige wenige drangen auf den Pferden bis dicht an die Ansiedelung vor.

Der Schwertträger war inzwischen zu seinen Reitern gesprengt und befahl denjenigen, welche im Besitze von Pistolen waren, den Füsilieren zu Hilfe zu eilen.

Doch der Feind schien ebenfalls mit Musketen bewaffnet zu sein, denn auch er eröffnete nun ein heftiges, aber unregelmäßiges Feuer, welches von beiden bald schneller, bald mit Unterbrechungen fortgeführt wurde. Die pfeifenden Kugeln flogen hinüber bis zu den Reitern, polterten an die Häuser, schlugen in die Zäune und Balken. Wolmontowitsch war in Rauch gehüllt, Pulverdampf und Dunst erfüllte die Straße.

Nun hatte Anusia, was sie gewollt — eine Schlacht!

Beide Fräuleins hatten auf Befehl des Schwertträgers sofort ihre Klepper bestiegen, damit sie, wenn die Uebermacht des Feindes sich zu groß erweisen sollte, zugleich mit den anderen entfliehen konnten. Man hatte sie in den hinteren Reihen bei den Reitern untergebracht.

Obgleich Anusia ihr Säbelchen an der Seite hatte und das Luchsmützchen ihr keck auf dem Kopfe saß, bebte sie dennoch vor Angst. Sie, die so gut verstand, im Gemach mit den Offizieren umzugehen, fand nicht eine Spur von Energie, jetzt,

wo sie den Söhnen Bellas Auge in Auge gegenüber stand. Das Pfeifen und Poltern der Kugeln flößten ihr Furcht ein; die Verwirrung, das Hinundherrennen der Ordonnanzen, das Knallen der Büchsen und das Stöhnen der Verwundeten betäubte sie und der Pulverdampf raubte ihr den Atem. Ihr wurde übel und schwach; ihr Gesicht war kreideweiß und sie wand sich und pipste wie ein Kind. Einer der Soldaten, der junge Herr Oleścha aus Kiemnar, mußte sie zuletzt in seine Arme nehmen. Er hielt sie fester als wohl nötig war und hätte sie so halten mögen bis ans Ende der Welt.

Da fingen die Soldaten rings umher an zu lachen.

„Ein Ritter im Unterrock!“ riefen mehrere Stimmen. „Setzt die Henne aufs Nest!“ riefen andere, „rupft ihr die Federn,“ wieder andere.

Dann tönte es:

„Herr Oleścha! Ihr habt eine Scheibe vor die Brust genommen, doch wahrt euch — denn Kupidos Pfeil findet desto leichter den Weg in euer Herz! . . .“

Diese Soldaten waren gut gelaunt.

Andere wieder blickten voll Bewunderung auf Olenka, welche sich ganz anders verhielt. Anfangs war auch sie erbleicht, auch sie konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu ducken und die Augen zu schließen, als die ersten Kugeln um ihre Ohren sausten. Doch bald erwachte ihr Rittermut; ihr Gesicht rötete sich, sie glühte wie eine Rose. Mit erhobenem Kopfe blickte sie vor sich hin. Ihre Nüstern weiteten sich und schienen mit Wonne den Geruch des Pulvers einzusaugen. Als dann der Rauch und Dampf am Drehrade immer größer wurde und die Aussicht versperrte, schob das mutige Mädchen ihr Pferd mit denen der Offiziere vorwärts, um den Verlauf des Gefechtes besser zu verfolgen, ohne recht zu wissen, was sie that.

Ein lobendes Gemurmel entstand im Gedränge der Reiter.

„Ah, das ist Heldenblut! Das ist ein Soldatenweib! Ein herrlicher Volontarier!“

„Vivat das Fräulein Billewitsch!“

„Eilen wir vorwärts! Vor solchen Augen lohnt es sich zu kämpfen.“

„Auch die Amazonen konnten dem Kugelregen nicht mutiger entgegengehen!“ schrie ein junger Soldat, im Eifer der Begeisterung vergessend, daß die Amazonen noch vor der Erfindung des Pulvers lebten.

„Es wäre Zeit, ein Ende zu machen! Die Füsiliere haben sich tapfer benommen und die Feinde sind ermüdet!“

Wirklich konnten die feindlichen Reiter nichts gegen die Verteidiger ausrichten. So oft sie einen Anlauf nahmen, wurden sie mit einer Musketensalve zurückgeschlagen; sie gerieten immer aufs neue in Unordnung. Und wie die Meereswelle, wenn sie nach der Flut zur Ebbe zurückkehrt, Muscheln, kleine Steinchen, ja selbst tote Fische zurückläßt, so blieben auch hier nach jeder Attacke einige Menschen oder Pferdekörper zurück.

Endlich hörten die Attacken ganz auf. Nur vereinzelt noch fielen Pistolen- und Musketenschüsse, wie um die Aufmerksamkeit der Billewitsch'schen zu fesseln. Dagegen nahm der Herr Schwertträger, welcher auf den Mauerecken bis unter die Dachrinne des Gutshauses geklettert war, eine Bewegung in den hinteren Gliedern des Feindes, nach den Feldern und dem Gestrüpp zu, wahr, welche sich linkswärts von Wolmontowitsch hinzogen.

„Von dort aus wollen sie uns angreifen!“ schrie er und schickte sofort einen Teil der Reiter zwischen die Häuser, damit sie von den Obstgärten aus dem Feinde Widerstand leisteten.

Eine halbe Stunde darauf hatte das Gefecht von neuem begonnen, die Musketensalven kamen vom linken Flügel der Partei.

Die umzäunten Gärten verhinderten zwar ein Handgemenge, sie erschwerten aber den Kampf auf beiden Seiten. Dazu hatte der Feind jetzt Platz, sich zu einer langen Linie zu entwickeln, und war daher auch weniger den Kugeln ausgesetzt.

Allmählich wurde der Kampf immer erbitterter und mühsamer. Man hatte den Anlauf gegen das Drehrad nicht aufgegeben und setzte die Attacken dort eifrig fort.

Der Schwertträger wurde besorgt.

Rechts blieb ihm noch die weite, freie Aue, an welche sich das schmale, aber tiefe und sumpfige Flüßchen anschloß. Ein Ueberschreiten desselben konnte, in der Eile ausgeführt, gefährlich werden. Nur an einer einzigen Stelle war am flachen Ufer eine Furt ausgetreten, durch welche das Vieh in den Wald getrieben wurde.

Herr Thomas schielte immer öfter dort hinüber.

Plötzlich entdeckte er zwischen den Weidenbüschen im Abendrot glänzende Waffen und eine schwarze Heeresmasse.

„Babinitsch kommt!“ dachte er.

In diesem Augenblick ritt Herr Chrschonstowski, welcher das Kommando bei den Reitern hatte, schnell an ihn heran.

„Vom Flusse her kommen schwedische Füsiliere!“ schrie er entsetzt.

„Das ist Verrat!“ rief Herr Thomas! „Macht, daß ihr mit eurer Schwadron diesen Füsilieren entgegen kommt, sonst fallen sie uns in die Flanke.“

„Es sind ihrer zu viele!“ antwortete Chrschonstowski.

„Sucht sie wenigstens so lange aufzuhalten, bis wir uns in den Wald gerettet haben.“

Chrschonstowski galoppierte davon und trabte in kurzem mit seiner Schwadron von zweihundert Mann über die Aue. Als die feindliche Infanterie das sah, formierte sie sich schnell im Dickicht der Weiden, um den Feind zu empfangen. Gleich darauf schickten sich die Reiter zur Attacke an und aus den Weidenbüschen stieg der Rauch der ersten Musketensalve auf.

Der Schwertträger zweifelte jetzt nicht nur am Siege, sondern auch an der Errettung durch Flucht.

Er konnte mit einem Teil der Reiter vielleicht noch den Rückzug in den Wald antreten, um die beiden Mädchen in Sicherheit zu bringen. Doch dieser Rückzug glich einer vollständigen Niederlage, denn er mußte dann seine Füsiliere und alle die Laudaer Menschen, welche herbeigeeilt waren, Herrn Babinitsch zu sehen, unter das Messer der Feinde liefern. Wolmontowitsch würde dann der Erde gleichgemacht werden.

Es blieb nur die eine Hoffnung, daß es Chrschonstowski gelang, die Reihen der Füsiliere zu durchbrechen.

Unterdessen war es dunkel geworden, doch das Dunkel wurde bald genug erhellt, denn die Spähne und Splitter des Bauholzes am Drehrade waren in Brand geraten, sie entzündeten die nebenstehende Hütte und bald stieg die rote Lohe zum Himmel empor und leuchtete über das Dorf.

Bei ihrem Schein sah der Herr Schwertträger, wie die Reiter Chrschonstowskis in regelloser Flucht über die Aue zurückkehrten und die schwedische Infanterie aus den Büschen hervor im Eilschritt gegen das Dorf vorrückte.

Nun galt es, eiligst den Rückzug anzutreten auf dem einzigen Auswege nach dem Walde zu.

Er eilte zu dem Rest seiner Reiter und den Säbel schwingend, schrie er schon von weitem: „Zurück, meine Herren! Aber in Ordnung! in Ordnung!“

Da knallten plötzlich hinter ihm Schüsse, untermischt mit dem Geschrei der Soldaten.

Der Schwertträger erkannte jetzt, daß er umzüngelt war, eingeschlossen in einer Falle, aus welcher es keinen Ausweg, keine Rettung mehr gab.

Es blieb ihnen nichts übrig, als in Ehren zu fallen. Er sprengte also vor die Front und rief seinen Reitern zu:

„Wir wollen fallen wie Männer! Wir wollen unser Leben teuer verkaufen, für Gott und Vaterland!"

Das Feuern seiner Füsiliere, welche das Drehrad verteidigten, war schwächer geworden, auch auf der linken Seite hinter den Gärten hatte das Knallen der Musketenschüsse aufgehört; das immer stärker werdende Geschrei der Feinde verkündigte ihren nahen Triumph.

Was aber konnte das heisere Gequike der Querpfeifen in Sakowitschs Abteilung und der Trommelwirbel in den Reihen der schwedischen Infanterie bedeuten?

Das Getöse wurde immer größer, seltsamer. Das klang nicht mehr wie Triumph- sondern wie Schreckensschreie.

Plötzlich verstummte das Schießen ganz. Die Reiter Sakowitsch's verlassen ihre Position hinter den Gärten und eilen Hals über Kopf dem Hauptwege zu. Auf der Aue bleibt die Infanterie stille stehen; anstatt vorwärts zu dringen, zieht sie sich plötzlich nach den Weidenbüschen zurück.

„Was soll das sein? ... Bei den Wunden Christi! Was kann das bedeuten?!" schreit der Schwertträger.

Er braucht nicht lange auf Antwort zu warten: sie kommt von der Seite des Wäldchens, aus welchem Sakowitsch nach dem Gutshofe zu vorgedrungen ist. Menschen, Pferde, Fahnen, Roßschweife kommen, nein! stürmen daraus hervor, wie ein Wirbelwind, nein, wie der Erzengel mit der Posaune, die zum letzten Gericht ruft. Man kann sie deutlich daher fliegen sehen, in der Beleuchtung der blutroten Flamme des brennenden Hauses. Tausende kommen aus dem Walde hervor, sie scheinen kaum den Boden zu berühren, in gedrängten Reihen fliegen sie heran wie ein Drachen, der über Feld und Aue seine schwarzen Flügel breiten will. Angst und Entsetzen fliegen ihm voraus ... Da, da! Schon ist er über ihnen! Jetzt fällt er über Sakowitsch her!

„Gott! Großer Gott!" schreit der Schwertträger wie von Sinnen. Das sind die unsrigen, das ist Babinitsch."

„Babinitſch!“ tönt es aus allen Kehlen.

„Babinitſch!“ ſchreit es entſetzt in der Abteilung des Sakowitſch.

Die ganze feindliche Schar macht eine Wendung nach rechts; ſie will zu den ſchwediſchen Füſilieren hinüber.

Die Zäune brechen unter dem gewaltigen Anprall der Pferde, die Gärten füllen ſich mit Flüchtenden, doch jene folgen ihnen auf dem Fuße, ſtechend, ſchlagend, ohne Erbarmen alles vor ſich vernichtend. Angſtrufe, Stöhnen, das Sauſen der Säbelklingen erfüllt die Luft. Die einen und die anderen hinterdrein ſtürzen in die Reihen der Infanterie; die einen flüchtend, wollen Raum zur Flucht, die anderen, die Verfolger, treten alles nieder. Wie die wilde Jagd ſauſen ſie dahin. Noch ſieht man ſie, noch hört man das Stampfen der Hufe, das Klirren der Säbel, doch ſie entfernen ſich mehr und mehr, verſchwinden im Weidengebüſch, in der Ferne, im Dunkel.

Die Füſiliere des Schwertträgers ziehen ſich von dem Drehrade zurück, ſie kommen aus den Häuſern, die man nicht mehr zu verteidigen braucht. Die Reiter verharren eine Zeitlang in ſtummem Staunen, andachtsvolles Schweigen herrſcht in den Reihen, und erſt als das brennende Haus krachend zuſammenſtürzt, ſpricht plötzlich eine Stimme:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Ein Wetter iſt vorübergezogen!“

„Dieſen Verfolgern entrinnt keine lebende Seele!“ ſetzte eine andere Stimme hinzu.

„Meine Herren!“ rief plötzlich der Schwertträger. „Wollen wir nicht auch denen nachſetzen, die uns hinterrücks überfallen haben? Sie ſind auf der Flucht, aber wir holen ſie noch ein.“

„Los! Auf! Schlagt zu!“ tönte es im Chor.

Und davon ſprangen ſie, dem fliehenden Feinde nach. In Wolmontowitſch bleiben nur Greiſe und Frauen zurück, und Kinder, und „das Fräulein“ mit ihrer Gefährtin.

Das brennende Haus war in kurzer Zeit gelöſcht. Freude, unendliche Freude zieht in die Herzen der Zurückgebliebenen ein. Die Frauen erheben ſchluchzend die Hände zum Himmel. Sie wenden ſich der Seite zu, nach welcher Babinitſch davongejagt iſt, und rufen:

„Gott ſegne dich, du unbeſiegbarer Held, Erlöſer, der uns und unſere Kinder vor der Vernichtung errettet hat!“

Die Greiſe der Butryms wiederholen im Chore:

„Gott segne dich, Gott segne dich! Ohne dich war Wolmontowitsch verloren."

Ach! wenn diese Menschen gewußt hätten, daß dieselbe Hand jetzt Menschen und Wohnungen vor Tod und Verderben gerettet, welche vor zwei Jahren in dasselbe Dörflein Tod und Verderben getragen hatte! . . .

Nachdem das Feuer gelöscht war, machten sich alle daran, die Verwundeten aufzulesen. Die Knaben liefen auf dem Schlachtfelde umher und schlugen mit Knütteln die noch lebenden Schweden vollends tot.

Olenka nahm das Kommando über die Unterbringung der Verwundeten in die Hand. Geistesgegenwärtig, voll Kraft und Energie, wie sie immer war, hörte sie nicht eher auf zu arbeiten, bis jeder Verwundete mit verbundenen Wunden in einer Hütte untergebracht war.

Darauf folgte die ganze Bevölkerung ihrem Beispiel. Sie fielen zu Kreuze und beteten die Litanei für die Verstorbenen. Während der ganzen Nacht schloß kein Mensch in Wolmontowitsch ein Auge. Alle warteten auf die Rückkehr Babinitschs und beschäftigten sich damit, den Siegern einen geziemenden Empfang zu bereiten. Man schlachtete die im Walde groß gezogenen Ochsen und Schafböcke, die Herdfeuer wurden angezündet und bis zum Morgen brennend gehalten.

Anusia vermochte nicht, sich an irgend etwas zu beteiligen. Zuerst hatte ihr die Angst die Kräfte benommen, dann war sie fast wahnsinnig vor Freude. Olenka mußte auch um sie Sorge tragen, denn sie weinte und lachte abwechselnd, dann wieder fiel sie der Freundin in die Arme, während sie durcheinander schwatzte:

„Wie also? Wer hat uns behütet und gerettet? Vor wem floh Sakowitsch? Wer hat ihn und die Schweden vernichtet? Herr Babinitsch! Wie? Habe ich es nicht gewußt, daß er kommen wird; ich habe ihm ja geschrieben! Ach, er hat mich nicht vergessen! Ich wußte ja, daß er kommen würde . . . Ich habe ihn herbeigerufen! Olenka! Olenka! Ich bin glücklich! Habe ich es nicht gesagt? Ihn besiegt niemand! Auch Tscharniezki kann sich mit ihm nicht messen! O Gott! O Gott! Ist es wahr, daß er hierher kommt? Heute noch? Denn wenn er nicht herkommen wollte, dann wäre er überhaupt nicht gekommen, nicht wahr? Hörst du's, Olenka? Das ist fernes Pferdegetrappel . . ."

Aber es war doch nichts. Erst gegen Morgen hörte man

Pferdegetrappel, Freudenrufe und Gesang. Der Herr Schwertträger kehrte zurück. Die Reiter auf schaumbedeckten Pferden, Mann und Roß von der Verfolgung müde. Dennoch hallten die Hufenländer noch lange von den Freudenrufen und den Siegesliedern der Zurückgekehrten wider.

Der Schwertträger, blutbefleckt, atemlos, aber in freudigster Stimmung, erzählte noch bis zum Sonnenaufgang, wie er die feindlichen Reiter zwei Meilen weit verfolgt und vollständig vernichtet hatte.

Er sowie seine Truppen waren vollständig davon überzeugt, daß auch Babinitsch jeden Augenblick zurückkehren müsse.

Doch es wurde Mittag, auch die andere Hälfte des Tages verfloß, die Sonne sank, aber Babinitsch kam nicht.

Gegen Abend bekam Anusia rote Flecken auf den Wangen vor Aufregung.

„Sollte es ihm nur um die Schweden und nicht um mich zu thun gewesen sein?“ dachte sie stillschweigend. „Er muß doch meinen Brief bekommen haben, wenn er hergekommen ist . . .“

Die Aermste! Hätte sie geahnt, daß die Seelen Brauns und Jureks längst dieser Welt entrückt waren und daß Babinitsch gar keinen Brief erhalten hatte.

Wäre einer von beiden in seine Hände gelangt, dann — ja dann wäre er mit Blitzesschnelle nach Wolmontowitsch geeilt . . . aber nicht zu dir, Anusia!

Wieder verging ein Tag; der Schwertträger gab die Hoffnung noch nicht auf und blieb im Dörfchen.

Anusia hüllte sich in tiefes Schweigen.

„Er hat mich schändlich verlassen,“ sagte sie still für sich. „Es geschieht mir schon recht. Das ist die Strafe für meine Flatterhaftigkeit und meine Sünden!“

Am dritten Tage sandte Herr Thomas etliche Kundschafter aus. Diese kehrten am vierten Tage zurück und berichteten, daß Herr Babinitsch bis nach Poniewiersch vorgedrungen sei, dort alle Schweden getötet habe, die noch vorhanden waren. Seitdem war er spurlos verschwunden, niemand wußte, wohin er sich begeben.

„Dann finden wir ihn auch nicht, bis er von selbst wieder auftaucht,“ sagte der Berichterstatter zu dem Herrn Schwertträger.

Anusia verwandelte sich in eine Brennessel. Wer von den jüngeren Offizieren oder dem jungen Adel ihr zu nahe kam, der verbrannte sich an ihr.

Am fünften Tage sagte sie zu Olenka:

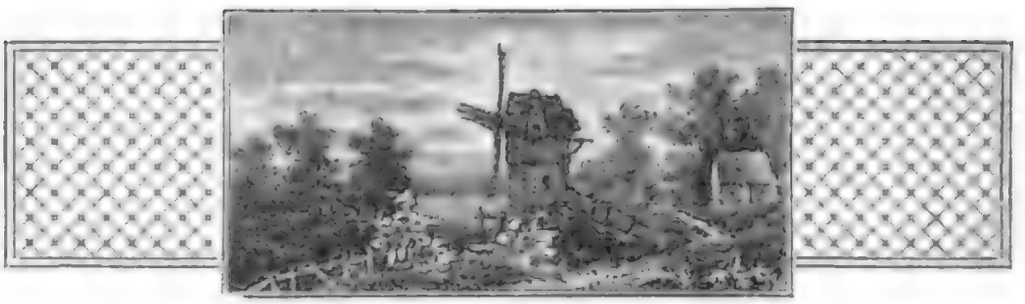
„Der Herr Wolodyjowski iſt ein ebenſo guter Soldat, aber kein ſolcher Grobian, wie er.“

„Es iſt möglich!“ antwortete Olenka gedankenvoll. „Vielleicht will Herr Babinitſch doch jener die Treue halten, von welcher er dir auf dem Wege von Samoſchtſch erzählt hat.“

Darauf ſagte Anuſia:

„Gut! Es iſt mir alles einerlei . . .“

Aber ſie ſprach nicht die Wahrheit, denn noch war ihr nicht alles einerlei.



14. Kapitel.

Sakowitsch war so vollständig geschlagen, daß es ihm selbst kaum gelungen war, zu entkommen und sich in die Wälder bei Poniewiersch zu flüchten. Er schlug sich in der Verkleidung eines Bauern monatelang herum und wagte sich nicht daraus hervor.

Babinitsch richtete seinen Weg nach Poniewiersch, mordete dort die schwedische Besatzung und begab sich dann auf die Verfolgung Hamiltons, welcher die Flucht nach dem Osten ergriffen hatte, da er wegen der bedeutenden polnischen Streitkräfte die bei Schawle und Birz standen, nicht nach Liefland entkommen konnte, indem er hoffte, sich bis Wilkomiersch durchzuschlagen. Er hatte die Hoffnung, sein Regiment zu retten, bereits aufgegeben, nur wollte er verhüten, daß dasselbe in die Hände Babinitschs geriet, da dieser mit unerbittlicher Grausamkeit alle Gefangenen töten ließ, um sich seine Freiheit der Bewegungen nicht durch das Mitschleppen derselben einengen zu lassen.

Der unglückselige Engländer floh also, wie ein von Wölfen verfolgter Hirsch, und Babinitsch verfolgte ihn um so hartnäckiger. Daher kam es, daß er nicht nach Wolmontowitsch zurückgekehrt war und gar nicht einmal wußte, welcher Partei er Rettung gebracht hatte.

Der erste Reif bedeckte jetzt morgens schon die Erde, daher wurde das Entkommen schwerer, weil sich die Hufspuren darauf im Waldboden abdrückten. Futter gab es nicht mehr in den Feldern, die Pferde litten großen Hunger.

Die Reiter wagten nicht, sich längere Zeit in einem Dorfe

aufzuhalten, aus Angſt, daß der hartnäckige Verfolger ſie einholen könnte.

Zuletzt überſtieg das Elend alle Begriffe; die Reiter nährten ſich nur noch mit Rinde, Blättern und dem Fleiſch der eigenen Pferde, welche vor Ermattung ſtürzten.

Noch eine Woche! Da flehten ſie ſelbſt ihren Hauptmann an, doch dem Verfolger die Stirn zu bieten. Sie wollten lieber unter den Schwertſtreichen des gefürchteten Babinitſch enden, als ſich langſam zu Tode hungern.

Hamilton gab dieſen Bitten Gehör und ſtellte ſich bei Androniſchki den Polen entgegen. Die Zahl der Schweden war ſo gering im Vergleich zu der Heeresmacht Babinitſchs, daß er von vornherein die Möglichkeit eines Sieges ausſchloß. Aber er war ſelbſt ſo lebensmüde, daß er zu ſterben begehrte.

Die Schlacht, welche bei Androniſchki begonnen hatte, fand ihr Ende bei Trupiow, wo die letzten Schweden fielen.

Hamilton ſtarb den Heldentod, als er ſich an einem Kreuzwege gegen etliche Tartaren verteidigte, welche ihn zuerſt gefangen nehmen wollten, dann aber, durch ſeinen Widerſtand gereizt, ihn töteten.

Aber auch die Truppen Babinitſchs waren ſo ermüdet, daß ſie nicht mehr Luſt hatten, nach dem nahen Trupiow ins Nachtquartier zu gehen, ſondern nach beendeter Schlacht zwiſchen den Leichen der Feinde niederſanken, wo ſie gingen und ſtanden, um zu ſchlafen.

Nach einer kleinen Stärkung verfielen ſie in einen bleiernen Schlaf. Selbſt die Tartaren verſagten ſich das Abſuchen der Toten bis zum nächſten Morgen.

Kmiziz, dem es auch um die Pferde zu thun war, wehrte ihnen dieſe Ruhe nicht.

Am Morgen aber erhob er ſich frühzeitig, um die eigenen Verluſte nach dem heißen Treffen zu überzählen und die Beute gleichmäßig zu verteilen. Gleich nach dem Morgenimbiß ſtand er an demſelben Kreuzwege, an welchem Hamilton gefallen war. Seine Offiziere und die Aelteſten der Tartaren kamen einer nach dem anderen, um die an Stäben eingezeichneten Zahlen ihrer Toten und Vermißten anzugeben und Bericht zu erſtatten. Er hörte ihnen zu, ſo wie der Landwirt im Sommer dem Bericht ſeiner Vögte lauſcht, voll Freude über den Sieg, wie jener voll Freude über die reiche Ernte.

Da trat Akbah-Ulan herzu. Er glich mehr einem Ungetüm, denn einem Menſchen, denn in der Schlacht bei Wol-

montowitsch hatte ihm ein Schwede mit dem Säbelgriff die Nase eingeschlagen. Er verneigte sich, reichte dem Herrn Babinitsch einige blutbefleckte Papiere und sagte:

„Effendi, man hat diese Papiere bei dem schwedischen Führer gefunden, welche ich laut Befehl abliefere."

Kmiziz hatte nämlich Befehl erteilt, alle bei den Leichen vorgefundenen Papiere sogleich nach der Schlacht abzuliefern, denn es kam vor, daß er aus denselben den Schlacht- oder Marschplan der Feinde ersah und demgemäß handeln konnte.

In diesem Augenblick hatte er es aber nicht eilig, die Papiere durchzusehen; er winkte dem Akbah ab und steckte die Papiere in die Tasche. Den Akbah sandte er zu seinem Tschambul und befahl ihm, sofort mit demselben nach Trupiow zu gehen, wo sie längere Zeit der Ruhe pflegen sollten.

So zogen bald darauf zwei Fahnen, eine nach der anderen, an ihm vorüber. Vornweg marschierte der Tartaren-Tschambul, welcher gegenwärtig nicht ganz fünfhundert Köpfe zählte; der Rest hatte sich während der vielen Schlachten allmählich verkrümelt. Aber jeder Tartar hatte im Sattelfutter, im Oberrock und in der Mütze so viele schwedische Reichsthaler, preußische Thaler und Dukaten eingenäht, daß man ihn hätte auf die Silberwage nehmen können. Dieser Tschambul glich nicht den gewöhnlichen Tartarentschambuls. Alle Schwächlinge waren den Mühsalen des Krieges erlegen; es waren nur die Starken übrig geblieben, Männer mit breiten Schultern und eiserner Ausdauer, bissig, wie die Wespen. Durch die fortwährende Uebung waren sie vortrefflich geschult, so daß sie im Handgemenge den polnischen Stammreitern gleichkamen und über die schwedischen Reiter und die preußischen Dragoner wie die Wölfe herfielen. Während der Schlacht verteidigten sie mit wütendem Eifer die Körper ihrer Kameraden, um die Schätze derselben zu teilen.

Gegenwärtig zogen sie mit ihren Pfeifen, Zimbeln und den wehenden Roßschweifen so stramm vor Kmiziz vorüber, daß selbst die Stammsoldaten es nicht besser gemacht hätten. Ihnen nach kamen die Dragoner, die Herr Andreas mit vieler Mühe aus allerhand Freiwilligen zusammengestellt und mit Rapieren und Musketen bewaffnet hatte. Sie wurden von dem alten Wachtmeister Soroka angeführt, welcher sich zur Würde eines Kapitäns emporgeschwungen hatte. Die Schwadron war gleichmäßig mit eroberten Uniformen bekleidet, die man den gefallenen Preußen ausgezogen hatte; sie bestand in der Mehrzahl aus Leuten

niederen Standes. Aber gerade dieſe Gattung Menſchen waren dem Herrn Kmiziz lieb, denn ſie gehorchten blindlings und ertrugen die größten Anſtrengungen ohne Murren.

In den beiden folgenden Fahnen dienten höhere und geringere adlige Volontarier. Dieſe waren unruhige und aufwiegleriſche Geiſter, die unter jedem anderen Führer ein Haufen Räuber geworden wären, in den Händen Kmiziz's aber ſich zu regulären Soldaten herangebildet hatten, die ſich ſelbſt mit Vorliebe die „Petyhors“ nannten. Sie hielten zwar weniger im Feuer aus, wie die Dragoner, dafür waren ſie im erſten Anlauf feuriger und überragten im Handgemenge die anderen Truppen, da jeder von ihnen ein Fechtmeiſter war.

Hinter dieſen endlich kamen noch gegen tauſend Volontarier, gute Menſchen, welche jedoch noch einer mühevollen Ausbildung bedurften, um geſchickte Soldaten zu werden.

Jede dieſer Fahnen erhob, wenn ſie an der Kreuzwegfigur vorüberkam, ein Jubelgeſchrei und ſalutierten vor dem Herrn Kmiziz. Er freute ſich ſehr darüber. War das hier doch keine zu verachtende Heeresmacht. Er hatte ſchon viel mit ihr ausgerichtet, manchen Tropfen Feindesblut vergoſſen, und wer weiß, was ihm noch bevorſtand mit dieſen Treuen zu vollbringen.

Seine alten Schulden waren groß, aber auch ſeine neuen Verdienſte waren keine geringen. Er hatte ſich von ſeinem Falle erhoben, er war gegangen zu büßen, aber nicht in die Sakriſtei, ſondern auf das Schlachtfeld; er hatte ſein Haupt nicht mit Aſche beſtreut, ſondern die Hände in Feindesblut getaucht. Er hatte gekämpft für die heilige Jungfrau, für das Vaterland und den König, und nun fühlte er ſeine Seele leicht und fröhlich; ja ſogar ein wenig Stolz ſchwellte ſeine Heldenbruſt, denn nicht jeder hatte das geleiſtet und vollbracht, was er vollbracht hatte!

Es gab doch ſo viele feurige Adlige in dieſer Republik. Warum hatte keiner ſich eine eigene Partei gegründet, warum ſtand keiner an der Spitze einer ſo anſehnlichen Heeresmacht wie dieſe hier, ſelbſt Skrzetuski und Wolodyjowski nicht? Hatte einer von ihnen Tſchenſtochau verteidigt oder dem Könige das Leben gerettet? Wer hatte den Fürſten Boguslaw beſiegt? Welcher von ihnen war bis nach Preußen vorgedrungen? Und hatte er nicht auch hier die Smudz von den Feinden geſäubert?

Herr Andreas fühlte ſich wohlig wie ein Falke, welcher höher und höher in die Luft ſteigt! Die vorüberziehenden Fahnen

grüßten ihn mit lauten Zurufen, während er den Kopf emporrichtete und sich selbst frug: „Wohin noch?“

Sein Gesicht strahlte, denn in diesem Augenblick fühlte er sich als Hetman. Der Feldherrnstab war errungen mit blutenden Wunden, auf dem Felde der Ehre. Das Bild des Vaterlandsverräters schwand aus dem Gedächtnis der Menschen wohl bald. Nicht mit verräterischer Hand wird er, wie seinerzeit ein Radziwill, ihn schwingen, denn das dankbare Vaterland wird ihm den Stab in die Hand legen, durch den Willen des Königs. Es war nicht seine Sorge mehr, wann das geschehen sollte; seine Pflicht war, weiter zu kämpfen, wie er bisher gekämpft, heute und morgen, in Zukunft, wie gestern.

Hier kehrte die entfesselte Einbildungskraft zurück zur Wirklichkeit. Wohin sollte er von Trupiow aus sich wenden, wo von neuem die Schweden aufsuchen? Diese Frage begann ihn zu beschäftigen.

Da erinnerte er sich der Papiere, welche Akbah-Ulan ihm gebracht hatte und welche in der Brusttasche Hamiltons gefunden sein sollten. Er langte sie also hervor, doch schon nach dem ersten Blick, den er darauf warf, malte sich höchstes Staunen auf seinem Gesicht.

Von weiblicher Hand geschrieben, stand auf dem obersten Briefe deutlich zu lesen: „An Sr. Hochwohlgeboren Babinitsch, Hauptmann der Tartaren und Volontarier.“

„An mich? . . .“ sagte Andreas.

Das Siegel war bereits erbrochen; er öffnete schnell das Schreiben, schlug mit dem Rücken der Hand darauf und begann zu lesen.

Er war noch nicht zu Ende damit, aber die Hände zitterten ihm und sein Gesicht nahm einen ganz veränderten Ausdruck an, während er ausrief:

„Gelobt sei der Name des Herrn! Barmherziger Gott! jetzt kommt mir der Lohn aus deiner Hand.“

Er umfaßte den Kreuzstock, an welchem er stand, und schlug den hellblonden Kopf an denselben. In anderer Weise vermochte er jetzt Gott nicht zu danken, er konnte kein Wort hervorbringen, denn die Freude war übermächtig in ihm, sie führte seine Seele in den Himmel.

Der Brief, welchen er gelesen, war derjenige, welchen Anusia Borschobohata geschrieben hatte. Die Schweden hatten ihn bei Jurek Billewitsch gefunden, jetzt erst war er über eine zweite

Leiche hinweg in Kmiziz's Hände gelangt. Tausenderlei Gedanken kreuzten sich mit Blitzesschnelle in seinem Kopf.

Olenka war also nicht in der Heide, sondern bei der Partei des Herrn Billewitsch? Und sie war es, die er gerettet, samt dem Wolmontowitsch, welches er seiner Zeit in Brand gesteckt hatte? Die Hand Gottes hatte sichtbarlich seine Schritte gelenkt, damit er mit einem Schlage das Unrecht gut mache, welches er an Olenka und der Lauda verübt. Seine Schuld war nun getilgt. Würde sie oder würden die Laudaer Grauröcke ihm auch jetzt noch nicht verzeihen können? Würden sie ihm noch immer ihren Segen verweigern? Ach, was würde das geliebte Mädchen sagen, wenn sie erfuhr, daß er, den sie für einen Verräter gehalten, der Babinitsch war, welcher den Radziwill besiegt, daß Babinitsch, welcher sich im Feindesblut gewälzt und die Eindringlinge und Unterdrücker zum Lande hinausgetrieben hatte, nicht Babinitsch, sondern er, Kmiziz war, aber nicht mehr Kmiziz, der Totschläger, der Verbannte, der Verräter, sondern Kmiziz, der Beschützer des Glaubens, des Königs und des Vaterlandes!

Er hätte ja sogleich nach Ueberschreitung der Grenze von Smudz nach allen Seiten hin bekannt machen können, daß er dieser berühmte Babinitsch war. Wenn er es nicht gethan hatte, so war es nur darum, weil er fürchtete, daß bei Nennung seines wahren Namens sich alle von ihm wenden, alle ihm mißtrauen, ihm ihre Hilfe und ihr Vertrauen entziehen würden. Waren doch kaum zwei Jahre verflossen, seit er zusammen mit Radziwill die Fahnen vernichtet hatte, welche sich dem Verrat gegen König und Vaterland widersetzen gewollt. Noch vor zwei Jahren war er die rechte Hand Radziwills gewesen.

Das alles war nun vorüber. So mit Ruhm bedeckt, durfte er wohl vor sie hintreten und sagen: „Hier bin ich, Kmiziz, dein Erretter!“ Er hatte jetzt das Recht, dem ganzen Lande zuzurufen: „Ich bin Kmiziz, euer Erlöser!“

Darauf dachte er: „Der Weg nach Wolmontowitsch ist nicht weit. Ich, Babinitsch, habe eine Woche gebraucht, um den Hamilton einzuholen, aber ich, Kmiziz, werde keine Woche brauchen, um zu Olenka zu gelangen und mich ihr zu Füßen zu werfen.“

Er erhob sich, bleich vor Aufregung, mit leuchtenden Augen.

„Mein Pferd! Sofort!“ rief er dem Pferdejungen zu. „Schnell!“

Der Junge führte den Rappen vor, sprang selbst vom Pferde,

um seinem Herrn den Steigbügel zu halten, als er aber auf dem Boden stand, zögerte er noch und sprach:

„Ew. Liebden! Von Trupiow her kommen mit dem Herrn Soroka zwei fremde Reiter im Galopp an.

„Was kümmern mich die!“ antwortete Kmiziz.

Während Kmiziz auf das Pferd stieg, hatten sich die Reiter bis auf wenige Schritte genähert. Einer der beiden Fremden sprengte in Begleitung Sorokas vor, bis dicht zu ihm hin. Er nahm die Luchspelzmütze von seinem mit feuerrotem Haar bedeckten Kopfe, worauf er sich tief verneigte.

„Ich glaube, daß ich Herrn Babinitsch vor mir sehe!“ sagte er. „Ich bin froh, daß ich euch endlich gefunden habe.“

„Mit wem habe ich die Ehre?“ frug Kmiziz ungeduldig.

„Ich bin Wierschull, ehemals Rittmeister der Tartarenfahne des Fürsten Jaromir Wisniowiezki, und komme nun in meine Heimat, um Aushebungen für den neuen Krieg zu machen. Außerdem bringe ich einen Brief für euch vom Großhetman, von Herrn Sapieha.

„Für den neuen Krieg?“ frug Kmiziz stirnrunzelnd.“ „Was sagt ihr?“

„Dieser Brief wird euch bessere Auskunft geben, als ich es könnte,“ sagte Wierschull, indem er den Brief überreichte.

Kmiziz erbrach mit fieberhafter Eile das Siegel. Der Brief Sapiehas lautete wie folgt:

„Mein sehr werter Herr Babinitsch! Eine neue Sturmflut bricht über das Vaterland herein. Zwischen Rakotschy und den Schweden ist eine Liga geschlossen worden, laut welcher die Teilung der Republik stattfinden soll. Achtzigtausend Ungarn, Siebenbürger und Wallachen wollen die Südgrenzen der Republik überschreiten; man kann sie jeden Augenblick erwarten. Da in dieser uns aufs neue drohenden Gefahr nötig wird, daß wir alle unsere Streitkräfte sammeln, damit, wenn von unserer Nation nichts mehr übrig bleiben sollte, wenigstens der Ruhm der Tapferkeit an unseren Namen haften bleibt und dieser kommenden Geschlechtern vererbt werde, so sende ich Ew. Erlaucht diese Ordonnanz, laut welcher Ihr sofort Eure Schritte dem Süden zulenken und in Eilmärschen zu uns stoßen sollt. Ihr werdet uns in Berestetsch finden, doch werdet Ihr von hier aus unverzüglich weiter gesandt werden. Unterdessen denkt daran: periculum in mora! Der Fürst Boguslaw hat sich aus der Gefangenschaft ausgelöst, aber Herr Goschewski soll auf Preußen und die Smudz ein wachsames Auge haben. Indem

ich Euch nochmals größte Eile empfehle, hoffe ich, daß die Liebe zum Vaterlande, welchem Untergang droht, der beste Sporn für Euch sein wird."

Als Kmiziz zu Ende gelesen, ließ er den Brief zur Erde fallen. Er fuhr sich erst mit beiden Händen über das feucht gewordene Gesicht, dann blickte er wie geistesabwesend den Sendboten an und sagte leise mit gepreßter Stimme:

„Warum soll denn Herr Goschewski in der Smudz bleiben und ich nach dem Süden marschieren?

Wierschull zuckte die Achseln.

„Das müßt ihr den Herrn Großhetman fragen; ich weiß es nicht."

Plötzlich erfaßte eine gräßliche Wut den Herrn Andreas. In seinen Augen blitzte es zornig auf, sein Gesicht wurde blaurot, während er mit durchdringender Stimme schrie:

„Und ich werde nicht von hier fortgehen! Versteht ihr mich?"

„So?" entgegnete Wierschull. „Es war meine Pflicht, euch die Botschaft zu überbringen, das andere ist eure Sache! Lebt wohl! Lebt wohl! Ich hatte die Absicht, auf ein paar Stunden eure Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, nach dem aber, was ich soeben gehört, ziehe ich vor, andere Gesellschaft zu suchen."

Nachdem er das gesagt hatte, wandte er sein Pferd und ritt davon.

Herr Andreas setzte sich wieder an dem Kreuzbilde des Kreuzweges nieder und blickte sich verständnislos nach allen Himmelsrichtungen um, wie einer, der das Wetter erkunden will. Der Stalljunge zog sich mit den Pferden seitwärts zurück; es herrschte ringsum tiefste Stille.

Der Morgen war heiter, die Sonne schien blaß, halb herbstlich, halb winterlich. Es wehte kein Lüftchen und von den Birken, welche neben dem Kreuzbilde standen, fielen die letzten welken, von der Kälte zusammengeschrumpften Blätter lautlos hernieder. Unzählige Krähen und Raben schwebten über dem Walde. Sie erfüllten mit ihrem Gekrächze die Luft; einzelne derselben fielen mit lautem Flügelschlag neben dem Kreuzbild nieder, denn auf dem Felde und Wege lagen noch eine Menge unbeerdigter Leichname. Herr Andreas sah mit blinzelnden Wimpern und leerem Blick dem Treiben der Vögel zu; man hätte denken können, er wolle sie zählen. Dann schloß er die Lider und blieb lange regungslos sitzen. Endlich schüttelte er

ſich wie im Fieber und runzelte die Stirn; die Beſinnung kehrte ihm wieder, ſeine Geſichtszüge belebten ſich, er begann vor ſich hin zu ſprechen:

„So ſoll es ſein! In zwei Wochen will ich fort, jetzt nicht. Mag geſchehen, was da will. Ich bin doch nicht ſchuld, daß Rakotſchy die Grenze überſchreiten will. Nein, ich kann nicht! Was zu viel iſt, iſt zu viel! . . . Habe ich mich denn nicht ſchon genug herumgeſchlagen, die Nächte ſchlaflos im Sattel verbracht, mein und fremdes Blut vergoſſen? Sollte das nun mein Lohn ſein? . . . Ja, wenn ich jenen Brief nicht geleſen hätte, dann ginge ich unverzüglich; aber, daß beide Briefe zur gleichen Stunde gekommen ſind, das macht mir ſo großen Kummer, das betrübt mich tief . . . Und wenn die Welt zu Grunde geht; ich gehe nicht fort. Das Vaterland wird innerhalb zweier Wochen nicht zu Grunde gehen und übrigens, der Zorn Gottes ruht erſichtlich auf dem Vaterlande, und gegen ihn kommt Menſchenmacht nicht auf. Gott, o Gott! Hyperboräer, Schweden, Preußen, Ungarn, Siebenbürger, Wallachen, Koſaken, alle, zu derſelben Zeit! Wer vermöchte dieſe Flut einzudämmen? O Herr! Was hat das arme Land verbrochen, daß du es ſo deine Hand fühlen läſſeſt? Was dieſer fromme König verſchuldet, daß du dein Antlitz von ihm wendeſt, unbarmherzig immer neue Plagen ſendeſt? Soll es noch nicht genug des Blutvergießens, der Thränen ſein? Haben die Menſchen doch ſchon verlernt zu lachen! Die Luft weht ſchwül und ſchwer . . . Der Wind in dieſem Lande bläſt nicht, er wimmert; der Nebel fällt nicht, er weint herunter vom Himmel und du hörſt nicht auf, zu ſchlagen! Barmherzigkeit, Herr! Rettung, Vater! . . . Es iſt wahr, wir haben geſündigt . . . aber wir ſind doch auf dem Wege der Beſſerung! . . . Haben wir denn nicht unſere Glücksgüter geopfert und das Schlachtroß beſteigend ohne Unterlaß die Feinde geſchlagen? Wir haben jeder Freude entſagt, alle Privatintereſſen aufgegeben . . . Warum läſſeſt du nicht ab mit Strafen? Warum ſendeſt du uns keinen Tröſter?“

Hier packte ihn das Gewiſſen. Er ſchrie auf. Wieder ſchüttelte es ihn wie Fieberfroſt; denn ihm war plötzlich, als höre er eine unbekannte Stimme von oben herab ſprechen:

„Wie? Ihr habt alle Privatintereſſen aufgegeben? Und du Unglückſeliger, was biſt du im Begriff zu thun? Du erhebſt deine Verdienſte ſo hoch und willſt ſchon bei der erſten Probe, die du beſtehen ſollſt, der Verſuchung unterliegen, willſt wie ein ſtörriſches Pferd dich auf die Hinterbeine ſetzen und ſchreien:

Ich will nicht fort!? Die Mutter Erde blutet von den Wunden der Schwerter, mit denen ſie durchbohrt wird, und du wendeſt dich ab von ihr, willſt ſie nicht mit ſtarkem Arme ſchützen, ſondern dem eigenen Glücke nachjagen? Du rufſt: Ich will nicht helfen, während das Vaterland die bluttriefenden Arme ausſtreckend, im Sinken begriffen, fleht: Kinder rettet mich! Wehe euch! Wehe ſolcher Nation! Wehe der Republik!"

Kmiziz ſtiegen die Haare zu Berge, eine gräßliche Angſt hatte ihn befallen; er zitterte am ganzen Leibe . . . Er fiel mit dem Geſicht auf den Erdboden und ſchrie im höchſten Entſetzen:

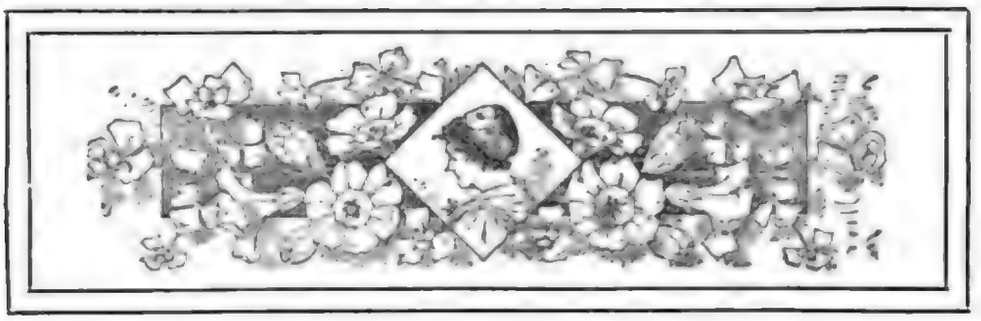
„Jeſus ſtrafe nicht! Jeſus erbarme dich! Dein Wille geſchehe! Ich will fort, ich will gehen!"

Dann verharrte er eine Weile ſchweigend, nur ſein Schluchzen war zu hören. Als er ſich endlich erhob, lagen Ruhe und ſtille Reſignation über ſeine Züge gebreitet. Er fuhr fort zu beten:

„Wundere dich nicht, o Herr, über meinen Schmerz, denn ich ſtand am Vorabende meiner Glückſeligkeit. Geſchehe denn, wie du befiehlſt! Ich begreife nun, daß du mich prüfen wollteſt und mich deshalb an dieſen Kreuzweg ſtellteſt. Noch einmal, dein Wille geſchehe. Ich will nicht rückwärts blicken! Dir, Herr Gott, opfere ich meinen Schmerz, meinen ſchweren Gram, dafür und als Buße, daß ich den Fürſten Boguslaw zum Schaden des Vaterlandes geſchont habe. Du ſiehſt jetzt, Herr, daß dieſe That meine letzte ſelbſtſüchtige war . . . Nie mehr will ich es thun, Vater der Barmherzigkeit! Noch einmal will ich dieſe heilige Erde küſſen, noch einmal dieſes Kreuzbild umklammern, dann . . . ich gehe, Chriſti! ich gehe! . . ."

Und er ging.

Im himmliſchen Regiſter, wo alle böſen wie guten Thaten der Menſchen eingetragen ſtehen, wurde in dieſem Augenblick jede Schuld Kmiziz' ausgelöſcht, denn er war ein vollſtändig gebeſſerter Menſch.



15. Kapitel.

In keinem Geſchichtsbuche ſteht verzeichnet, wie viele Schlachten noch die königliche Armee, der Adel und das Volk der Republik mit den verſchiedenen Feinden geſchlagen haben. Man kämpfte überall; in den Wäldern und Feldern, in Dörfern, Städtchen und Städten. Man kämpfte in Kurpreußen und in den preußiſchen Lehnslanden, in Maſowien, in Großpolen und Kleinpolen, in Reußen, Litauen und der Smudz, ohne Ruhepauſe Tag und Nacht.

Jede kleine Erdſcholle war vom Blute durchtränkt. Die Namen der Ritter, ihre glänzenden Thaten, die großen Opfer, welche in jener Zeit auf den Altar des Vaterlandes gelegt worden, ſind im Gedächtnis der Menſchen erloſchen, denn kein Chronikenſchreiber hat ſie verzeichnet, kein Lautenſchläger hat ihr Lob geſungen. Aber die Kraft und der Widerſtand der Feinde mußte endlich an der Macht dieſer gemeinſamen Bemühungen zerſchellen.

Und wie die Jäger erzitternd und erbleichend den Fuß zur Flucht wenden, wenn der majeſtätiſche Löwe, von ihren Pfeilen ſcheinbar zum Tode dahingeſtreckt, plötzlich noch einmal ſein Haupt erhebt, die königliche Mähne ſchüttelt und ſein gewaltiges Gebrüll erſchallen läßt, ſo hatte ſich die Republik erhoben, immer drohender, immer gewaltiger, voll des göttlichen Zornes, bereit, der ganzen Welt die Stirn zu bieten, während Angſt und Schrecken die Glieder der Feinde befiel. Sie dachten nicht mehr daran, das Land zu bekriegen oder Beute zu gewinnen; all ihr Trachten und Sinnen mußte nunmehr darauf gerichtet

ſein, dem Rachen des Löwen zu entfliehen, die heimatlichen Stätten glücklich wieder zu erreichen.

Es half nichts, daß eine Liga nach der anderen geſchloſſen wurde, daß neue Heere der Ungarn, Siebenbürger und Wallachen in die Grenzen des Reiches brachen. Einmal noch zog ein böſes Unwetter über das Land, zwiſchen Krakau, Warſchau und Bereſtetſch, doch ſeine Gewalt zerſchellte an den polniſchen Panzern und Schilden, ſo daß es zerſtiebte und in alle vier Winde verwehte.

Der König von Schweden, welcher zuerſt an ſeiner Sache verzweifelte, eilte nach Dänemark, um dort den Eroberungszug zu beginnen, der Kurfürſt, zuerſt Verbündeter der Schweden, begann an dem Joch zu rütteln, welches er ſich ſelbſt auferlegt und ſchlug auf die Schweden los, die mörderiſchen Scharen Rakotſchys flohen zurück in ihre ſiebenbürgiſche Heimat, die Herr Lubomirski inzwiſchen mit Feuer und Schwert verwüſtet hatte.

Doch es war ihnen leichter geworden in die Republik einzufallen, als aus ihr hinauszukommen. Als ſie auf dem Rückzuge beim Ueberſchreiten der Grenze von den Polen überfallen und aufgehalten wurden, da baten die Siebenbürger Grafen die Herren Potozki, Lubomirski und Tſcharniezki fußfällig um Erbarmen.

„Wir wollen die Waffen niederlegen, unſere Millionen hergeben," riefen ſie, „nur laßt uns abziehen."

Und die Hetmane nahmen das Löſegeld an; ſie hatten Erbarmen mit den Elenden und ließen ſie ziehen. Aber ſie fielen den Tartarenhorden dicht an der Schwelle ihrer Heimat in die Hände und nur wenige retteten ihr Leben.

Allmählich kehrte der Friede in die polniſchen Ebenen zurück. Der König ſtand noch im Begriff, die preußiſchen Feſtungen zurückzunehmen, während Herr Tſcharniezki die polniſchen Schwerter bis nach Dänemark zu tragen beauftragt war, da ſich die Republik nicht mehr dabei beſcheiden wollte, die Feinde nur hinauszutreiben, ſondern ſie auch bis in die Ferne zu verfolgen.

Städte und Dörfer begannen ſich aus den Trümmern zu erheben, das Volk kam aus den Waldverſtecken zu ihren alten Wohnſtätten zurück und der Pflug durchfurchte wieder die blutgedüngten Aecker.

Es war im Herbſt des Jahres 1657, gleich nach der Beendigung des ungariſchen Feldzuges: in dem größten Teil der

Republik war die Ordnung und Ruhe wiederhergestellt, besonders still ging es in der Smudz her.

Diejenigen der Laudaer, welche mit Herrn Wolodyjowski ausgezogen waren, weilten noch weit, weit in der Ferne, im Felde; aber man erwartete jetzt ihre Rückkehr.

Unterdessen waren die Greise, Weiber und die heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts in Morozy, Wolmontowitsch, Droscheiki, Mosozi, Goschtschuny und Pazunel mit dem Umackern der Aecker und dem Ausstreuen der Wintersaaten beschäftigt. Gleichzeitig bemühten sie sich mit vereinten Kräften, die in den Hufenländern niedergebrannten Hütten und Stallungen wieder aufzubauen, damit die zurückkehrenden Krieger ein Obdach fänden und nicht zu hungern brauchten.

Olenka befand sich schon geraume Zeit mit Anusia Borschobohata und dem Schwertträger in Wodockt. Herr Thomas hatte es nicht eilig, auf sein Stammgut Billewitsche zu kommen, einmal, weil es niedergebrannt war, zweitens, weil er sich in der Gesellschaft der Mädchen wohler befand, als allein. Er richtete mit Olenka zusammen in Wodockt die Wirtschaft wieder ein und half somit die alte Ordnung wieder herstellen.

Das Fräulein wollte Wodockt auf das Beste wieder herstellen, denn dieses Stammgut sollte zusammen mit Mitrun ihre Mitgift ausmachen, wenn sie in das Kloster eintrat, d. h. als Eigentum an den Orden der Benediktinerinnen übergehen, in welchen sie einzutreten gedachte. Sie hatte die Absicht, vom nächsten Neujahr ab ihr Noviziat anzutreten.

Wenn sie alles überdachte, was ihr begegnet war und wie wechselvoll das Leben ihr mitgespielt hatte, welch harte Enttäuschungen sie erlitten, so war sie je länger desto mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß es Gottes Wille sei. Ihr war, als stoße eine unsichtbare Hand sie hin zur stillen Zelle, als spreche eine Stimme zu ihr:

„Dort findest du Frieden und das Ende aller weltlichen Sorgen!“

So hatte sie beschlossen, der Stimme zu folgen. Da sie jedoch im Innersten ihrer Seele sich noch zu sehr an die Erde und die Welt gefesselt fühlte, so wünschte sie sich durch Frömmigkeit, gute Werke und heiße Arbeit für die klösterliche Stille vorzubereiten. In diesen Bemühungen wurde sie oft durch Stimmen aus der Ferne gestört, die verworrene Kunde zu ihr trugen.

So begannen die Menschen sich zu erzählen, daß dieser

berühmte Babinitsch, von dessen Thaten die ganze Republik widerhallte, und Kmiziz, ein und dieselbe Person sei. Die einen widersprachen dem, andere beharrten um so fester auf dieser Behauptung.

Olenka wollte solcher Nachricht keinen Glauben schenken. Ihrem Gedächtnis waren nur allzusehr alle Unthaten Kmiziz's gegenwärtig, sie gedachte seiner den Radziwill geleisteten Dienste, und gegenüber diesen Gedanken konnte sie nicht annehmen, daß er der Besieger des Fürsten Boguslaw, ein treuer Diener des Königs, ein so eifriger Patriot geworden sein sollte. Dennoch wurde ihr Friede durch solche Gerüchte gestört; Schmerz und Gram wollten sich von neuem in ihrem Herzen einnisten.

Vielleicht wäre dem allem durch den beschleunigten Eintritt in das Kloster abzuhelfen gewesen, doch die Nonnen waren verstreut, die Kloster verlassen. Diejenigen Nonnen, welche dem Uebermut und der Raubsucht der Soldaten während des Krieges entronnen waren, begannen erst jetzt allmählich sich wieder einzufinden und zu sammeln.

Dazu war das allgemeine Elend so groß, daß diejenigen, welche die Absicht hatten, sich hinter die Klostermauern zu flüchten, nicht nur Lebensmittel für sich selbst, sondern für den ganzen Konvent mitbringen mußten.

Olenka wollte ja nun mit vollen Händen geben, sie wollte nicht nur eine Klosterschwester werden, sondern die Ernährerin der Schwestern.

Der Schwertträger, welcher wußte, daß seine Arbeit der Ehre Gottes geweiht sein sollte, arbeitete mit großem Eifer. Beide, Olenka und er, besuchten zusammen fleißig die Vorwerke, beaufsichtigten die Herbstarbeiten, welche dann im nächsten Frühjahre ihren Segen bringen sollten. Zuweilen wurden sie auf diesen Wegen von Anusia Borschobohata begleitet, welche die ihr von Kmiziz widerfahrene Beleidigung nicht vergessen konnte und nun täglich drohte, auch in das Kloster einzutreten. Sie wollte nur noch auf die Wiederkehr des Herrn Wolodyjowski warten, der seine Laudaer Fahne zurückbringen mußte, um sich von diesem alten Freunde zu verabschieden. Meist jedoch blieb der Schwertträger mit Olenka allein, weil Anusia die Wirtschaftsarbeiten langweilig fand.

Eines Tages ritten sie wieder auf den kleinen Reitpferden nach Mitrun, wo gerade jetzt über dem Aufbau der während des Krieges niedergebrannten Scheuern und Ställe gearbeitet wurde.

Sie wollten auf dem Wege dorthin in die Kirche eintreten, da heute der Jahrestag der Schlacht bei Wolmontowitsch war, wo Babinitsch in der höchsten Not als Retter erschienen war. Der ganze Tag war ihnen unter allerlei Beschäftigungen schnell vergangen, so daß sie erst gegen Abend aus Mitrun fortkonnten.

Auf der Hinfahrt hatten sie den Kirchweg benutzt, die Rückfahrt mußten sie durchaus über Lubitsch und Wolmontowitsch machen. Kaum hatte das Fräulein die ersten Rauchwölkchen aus den Schornsteinen des Dorfes Lubitsch gesehen, als sie auch schon mit abgewandtem Gesicht schnell zu beten anfing, um die traurigen Gedanken zu bannen, welche ihr kamen, während der Schwertträger schweigend neben ihr dahin ritt und nur eifrig Umschau hielt.

Endlich, als sie das Drehrad der Dorfstraße hinter sich hatten, sagte er:

„Es ist doch ein herrlicher Besitz, dieses Lubitsch. Es ist doppelt soviel wert als Mitrun."

Olenka betete weiter.

In dem Schwertträger erwachte der alte Oekonom, vielleicht auch der Edelmann, welcher sich gern sprechen hört, denn nach einer Weile sprach er, wie zu sich selbst:

„Von Rechtswegen gehört es doch uns . . . Es ist seit ewigen Zeiten Eigentum der Billewitsch, durch Mühsal und Schweiß erworben. Jener Unglückselige muß längst tot sein, da er sich bisher nicht gemeldet hat; aber selbst wenn er sich melden sollte, ist das Recht mit uns."

Hier wandte er sich an Olenka:

„Wie denkst du darüber? Bitte!"

„Dieser Ort ist verflucht. Mag mit ihm geschehen, was da will."

„Aber er gehört uns von Rechtswegen. Denke, der Ort war verflucht in böser Hand; er wird zum Segen werden in guter Hand. Das Recht ist unser!"

„Niemals! Ich will nichts davon hören! Der Großvater hat die Verschreibung bedingungslos gemacht, mögen denn seine Verwandten es nehmen."

Mit diesen Worten trieb sie ihr Pferd zur Eile an, der Schwertträger mußte ihr nach und sie ritten im Trab bis weit hinaus auf der offenen Landstraße. Erst draußen im offenen Felde verlangsamte Olenka das Tempo. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, aber es war nicht finster, denn der Voll-

mond stieg rot hinter dem Walde von Wolmontowitsch herauf und leuchtete über der ganzen Gegend mit blassem Schimmer.

„Ah! welch schöne Nacht hat Gott uns gegeben," sagte der Schwertträger, während er lange in die volle Mondscheibe blickte.

„Wie weit man doch Wolmontowitsch leuchten sieht!" sagte Olenka.

„Weil die Schindeln auf den Dächern noch nicht schwarz geworden sind," versetzte der Schwertträger.

Weiter kamen sie mit ihrer Unterredung nicht. Von Ferne drang das Knarren von Wagenrädern an ihr Ohr. Zu sehen war anfangs nichts, denn der Weg war hier hügelig; doch es währte nicht lange, da tauchten hinter dem Hügel erst ein Paar Pferde auf, die vor die Deichsel eines Wagens gespannt waren, dahinter noch ein Paar, welche in der Deichsel gingen und zuletzt ein gewöhnlicher Leiterwagen, von mehreren Reitern umgeben.

„Was mögen das für Leute sein?" sagte der Schwertträger.

Er hielt sein Pferd an, Olenka blieb neben ihm.

Der Wagen kam näher; jetzt war er dicht bei ihnen.

„Halt!" rief der Schwertträger. „Wen habt ihr da?"

Einer der Reiter wandte sich ihnen zu:

„Wir bringen Herrn Kmiziz, welcher von den Ungarn bei Magierow schwer verwundet worden ist."

„Und das Wort ist Fleisch geworden!" schrie der Schwertträger.

Olenka kam plötzlich ein Schwindel an, der Herzschlag stockte, der Atem ging ihr aus. In ihrem Innern tönte es fort und fort: „Jesus, Maria! Er ist es!" Dann verließ sie die Besinnung; sie wußte nicht mehr, wo sie war, was mit ihr geschah.

Aber sie fiel nicht vom Pferde, denn mechanisch hatte sie nach der Leiter des Wagens gegriffen und sich krampfhaft daran festgehalten. In dem Augenblick, wo sie wieder zu sich kam, fiel ihr Blick auf eine unbewegliche Menschengestalt, welche auf dem Wagen ausgestreckt lag. Ja, das war er, Herr Andreas Kmiziz, der Fahnenträger von Orschan. Er lag auf dem Rücken; sein Kopf war mit Tüchern umwickelt, aber in dem blassen Mondschein konnte man genau das blasse, ruhige Gesicht erkennen. Es sah aus, als wäre es aus Marmor gemeißelt oder im Eieshauche des Todes erstarrt. Die geschlossenen Augen waren tief eingesunken, keine noch so leise Bewegung verriet, ob er noch lebte.

„Mit Gott! . . ." sagte der Herr Schwertträger, während er die Mütze abnahm und das Pferd zum Weiterreiten spornte.

„Halt!“ rief Olenka.

Und sie frug leise mit fieberhafter Hast:

„Lebt er noch oder ist er tot?“

„Er lebt, aber der Tod schwebt über ihm.“

Der Schwertträger, welcher sich wieder über das Gesicht des Daliegenden gebeugt hatte, sagte noch einmal:

„Ihr bringt ihn nicht mehr lebend nach Lubitsch.“

„Er befahl, ihn unter allen Umständen hierher zu bringen, weil er hier sterben will,“ sagte der Reiter.

„Mit Gott! Eilt euch!“ sprach der Schwertträger.

„Gott befohlen!“ antworteten die Leute.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und Olenka ritt mit dem Schwertträger, was die Pferde ausgreifen konnten, nach der entgegengesetzten Richtung. Sie flogen durch Wolmontowitsch wie zwei Nachtgespenster; ohne ein Wort zu sprechen, langten sie in Wodockt an. Erst als sie von den Pferden stiegen, wandte sich Olenka an den Oheim:

„Man muß ihm einen Geistlichen schicken!“ sagte sie, mit vor Erschöpfung müder Stimme. „Es muß sogleich ein Bote nach Upit abgehen!“

Der Schwertträger beeilte sich, den Auftrag Olenkas auszuführen. Sie aber ging direkt in ihr Gemach und fiel vor dem Bilde der Gottesmutter auf die Kniee.

Einige Stunden darauf, schon spät in der Nacht, hörte man vor dem Thore des Gutshofes ein Glöcklein vorüberklingeln. Es war der Geistliche, welcher mit den Sterbesakramenten nach Lubitsch zu eilte.

Fräulein Alexandra kniete noch immer. Ihre Lippen murmelten die Litanei für die Sterbenden. Und als sie dieselbe zu Ende gebetet, berührte sie mit der Stirn den Boden und wiederholte unablässig:

„Herr, rechne es ihm an, daß er von der Hand der Feinde stirbt! . . . Herr, verzeihe ihm seine Schuld! Herr, erbarme dich seiner!“

Darüber verging die ganze Nacht. Der Geistliche blieb bis zum Morgen in Lubitsch, auf dem Rückwege trat er in Wodockt ein. Olenka lief ihm eilends entgegen.

„Ist er tot?“ frug sie.

Mehr konnte sie nicht sprechen; der Atem ging ihr aus.

„Er lebt noch,“ antwortete der Geistliche.

In den folgenden Tagen flogen täglich mehreremale Boten

von Wodockt nach Lubitsch und jeder derselben kehrte mit der Nachricht zurück: „der Herr Fahnenträger lebt noch.“ Endlich brachte einer die Nachricht, daß der Feldscheer, welchen man bis von Kiejdan hergeholt, festgestellt habe, Herr Kmiziz werde nicht nur nicht sterben, sondern von seinen Wunden genesen. Dieselben heilen glücklich und die Kräfte beginnen zurückzukehren.

Fräulein Alexandra sandte reiche Geschenke auf Dankmessen nach Upit, aber sie sandte keinen Boten mehr nach Lubitsch und — seltsam! mit der Beruhigung zugleich zog der frühere, schon überwunden geglaubte Schmerz über die Vergehen des Herrn Andreas in das Herz des Mädchens ein. Seine größte Schuld war ihr wieder in ihrer vollen Schändlichkeit gegenwärtig, so groß und schwer, daß sie nie verziehen werden konnte. Nur der Tod hätte vermocht, das Andenken daran auszulöschen ... Jetzt, da er gesund wurde, lastete dieselbe wieder auf ihm ... Und dennoch, — alles, was irgend zu seiner Entschuldigung dienen konnte, sagte sie sich unaufhörlich vor, um das Gefühl der Verachtung gegen ihn nicht zu mächtig werden zu lassen.

Sie härmte sich in diesen Tagen so sehr, ihre Seele litt unter den Widersprüchen ihrer Gedanken so fürchterlich, daß ihre Gesundheit schwankend wurde.

Das machte Herrn Thomas sehr besorgt. Als er also eines Abends allein mit ihr blieb, frug er sie:

„Sage mir aufrichtig, Olenka, was denkst du über den Fahnenträger von Orschan?“

„Gott allein weiß, daß ich gar nicht an ihn denken will!“ antwortete Olenka.

„Denn siehe! ... Du magerst ab ... Hm! ... Es könnte ja sein, daß du noch ... Ich will dich nicht quälen, aber ich möchte doch gerne wissen, was in dir vorgeht ... Meinst du nicht auch, daß der Wunsch und Wille deines Großvaters noch in Erfüllung gehen könnte?“

„Niemals!“ antwortete Olenka. „Der Großvater hat mir die Pforte offen gelassen, durch welche ich zum Frieden gelangen kann und nächstes Neujahr will ich dort anklopfen. Damit erfülle ich seinen Willen.“

„Ich habe ja auch nicht geglaubt,“ versetzte der Schwertträger, „was einige hier verlauten ließen, nämlich, daß der Herr Babinitsch und Kmiziz ein und dieselbe Person sei; aber er hat doch bei Magierow auf Seiten des Vaterlandes gestanden, gegen

die Feinde gekämpft und sein Blut vergossen. Es ist dies eine späte Besserung, aber doch eine Besserung!"

„Jawohl!" antwortete das Mädchen mit vom Schmerz bebender Stimme. „Dient denn etwa der Fürst Boguslaw nicht jetzt auch im Heere des Königs? — Möge Gott beiden verzeihen, besonders diesem hier, dessen Blut für das Vaterland geflossen ist . . . Die Menschen werden aber immer das Recht behalten, zu sprechen, daß beide im Augenblick höchster Gefahr, im höchsten Elend und Niedergange des Vaterlandes, dasselbe nicht nur verließen, sondern zu den Feinden sich gesellten und erst dann wieder zu ihm zu halten begannen, als das Kriegsglück die Feinde verließ, ihr Fuß auf dem blutgetränkten Boden auszugleiten begann und ihr eigener Vorteil gebot, sich dem Sieger anzuschließen. Seht, das ist ihre Schuld! Es giebt keine Verräter mehr, weil der Verrat keinen Nutzen mehr bringt. Soll das ein Verdienst sein? . . . Ist das nicht ein neuer Beweis, daß solche Menschen immer nur bereitwillig dem Stärkeren dienen? Wollte Gott! Wollte Gott, daß es anders wäre; aber solche Schuld kann nicht durch die Schlacht bei Magierow getilgt werden . . ."

„Es ist wahr! Ich kann das nicht bestreiten," sagte der Schwertträger.

„Sie ist schwer zu ertragen, diese Wahrheit, doch bleibt es wahr! Alle früheren Verräter sind in das Lager des Königs übergegangen.

„Auf dem Fahnenträger lastet eine noch größere Schuld, wie auf dem Fürsten Boguslaw, denn Herr Kmiziz hat sich erboten, den König auszuliefern, eine That, vor welcher selbst der Fürst zurückschreckte. Kann eine zufällig erhaltene Schußwunde solche Schuld tilgen? . . . Ich wollte mir gern meine rechte Hand abschlagen lassen, wenn ich glauben dürfte, das ist nicht geschehen . . . aber es ist einmal geschehen und kann nie wieder ungeschehen gemacht werden. Gott hat ihm wohl das Leben erhalten, um ihm Zeit zur Buße zu lassen . . . Nein, lieber Oheim! Wir werden uns selber betrügen, wenn wir uns einreden wollten, — seine Schuld sei gesühnt. Was könnte uns das nützen? Läßt sich das Gewissen betrügen? Nein! Gottes Wille geschehe. Was einmal zerrissen ist, läßt sich nicht mehr ganz machen; es wäre nur Flickwerk! Ich bin glücklich darüber, daß der Herr Fahnenträger leben bleibt . . ., ich gestehe das gern, denn ich betrachte es als ein Zeichen, daß Gott noch nicht ganz seine Hand von ihm genommen hat . . . Aber das muß

mir genügen! Es wird mich glücklich machen, einſt zu erfahren, daß ſeine Schuld getilgt iſt; weiter wünſche, weiter verlange ich nichts und ſollte meine Seele unter der Laſt der Pein erliegen . . . Gott helfe mir . . ."

Weiter kam Olenka nicht. Sie brach in lautes, heftiges Weinen aus. Es waren ihre letzten Thränen! Sie hatte ſich leicht geſprochen, alles geſagt, was ſie tief verborgen im Herzen getragen; von da ab kehrten Ruhe und Friede wieder bei ihr ein.

16. Kapitel.

Die knorrige Seele des Helden wollte in der That nicht ihre irdiſche Hülle verlaſſen und verließ ſie auch nicht. Einen Monat nach der Rückkehr des Herrn Andreas nach Lubitſch begannen ſeine Wunden zu heilen. Doch ſchon viel früher hatte er ſeine Beſinnung wieder erlangt, und nachdem er zum erſten Male um ſich geblickt, hatte er ſofort erraten, daß er ſich in Lubitſch befand.

Dann hatte er den treuen Soroka gerufen.

„Soroka!“ hatte er geſagt, „die Barmherzigkeit Gottes waltet über mir. Ich fühle, daß ich nicht ſterben werde!“

„Zu Befehl!“ antwortete der alte Soldat, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte und mit dem Aermel fortwiſchte.

Kmiziz fuhr fort, wie zu ſich ſelbſt:

„Die Buße iſt vollbracht . . . ich ſehe es jetzt klar. Die Barmherzigkeit Gottes waltet über mir!“

Dann ſchwieg er eine Weile, nur ſeine Lippen bewegten ſich im Gebet.

„Soroka!“ ſagte er nach einer Weile.

„Zu Befehl Ew. Liebden.“

„Wer iſt denn in Wodockt?“

„Das Fräulein und der Herr Schwertträger.“

„Der Name des Herrn ſei geprieſen! War jemand von ihnen hier, nach mir zu fragen?“

„Man hat aus Wodockt hergeſchickt, um über Ew. Liebden Befinden Erkundigungen einzuziehen, ſo lange, bis wir ſagten, daß es Ew. Liebden beſſer gehe.“

„Dann alſo ſchickten ſie nicht mehr?“

„Dann nicht mehr.“

Darauf sagte Kmiziz.

„Sie wissen noch nichts, sie werden es aber von mir selbst erfahren. Hast du jemandem hier erzählt, daß ich unter dem Namen Babinitsch hier gekämpft habe?“

„Ich hatte nicht Befehl, es zu thun,“ antwortete der Soldat.

„Sind die Laudaer mit dem Herrn Wolodyjowski schon zurück.“

„Noch nicht, aber man erwartet sie jeden Tag.“

Damit war die Unterredung für diesen Tag beendet.

Zwei Wochen nachher konnte Herr Kmiziz schon das Lager verlassen und auf Krücken umhergehen. Am nächstfolgenden Sonntag bestand er darauf, in die Kirche zu fahren.

Soroka wagte nicht zu widersprechen; er ließ den kleinen Wagen gut mit Heu auspolstern, Herr Andreas schmückte sich festtäglich und fort ging es.

„Wir wollen nach Upit,“ sagte Herr Andreas. „Mit Gott wollen wir anfangen; nach der Messe fahren wir nach Wodockt.“

Sie kamen früh in Upit an; es waren erst nur wenige Menschen in der Kirche. Herr Andreas schritt, auf den Arm Sorokas gestützt, bis an die Stufen des Hochaltars und kniete dann in der Patronatsbank nieder. Sein Gesicht war blaß und außerordentlich mager, dazu trug er einen langen Backenbart, welcher ihm während des letzten Krieges und seines Krankenlagers gewachsen war. Wer ihn sah, konnte glauben, daß eine vornehme Persönlichkeit auf der Durchreise in die Kirche eingetreten war, um die Messe zu hören. Es befanden sich jetzt überall Edelleute auf der Reise, die vom Schlachtfelde auf ihre Güter zurückkehrten.

Allmählich füllte sich die Kirche mit Leuten aus dem Volke und dem Kleinadel der Umgegend. Dann kamen auch die Besitzer aus der weiteren Umgebung, denn die Kirchen waren an vielen Orten niedergebrannt. Wer eine Messe hören wollte, der mußte bis nach Upit kommen.

Kmiziz war ganz in sein Gebet versunken; er sah niemanden der Ankommenden; ein leises Knistern, von den Fußtritten in die Bank zu ihm tretender Personen, weckte ihn erst aus seiner Versunkenheit. Er hob den Kopf und blickte auf. Da sah er dicht über sich das süße, traurige Gesicht Olenkas.

Auch sie hatte ihn erblickt und, wie es schien, sofort erkannt,

denn sie zuckte zusammen und trat einen Schritt zurück. Dunkle Röte färbte ihr Gesicht, welche dann plötzlich einer tiefen Blässe Platz machte. Doch beherrschte sie sich mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft und kniete dicht neben ihm nieder, während der Schwertträger den dritten Platz einnahm.

Nun senkten beide die Köpfe und verhüllten die Gesichter mit ihren Händen; schweigend knieten sie nebeneinander, ihre Herzen schlugen so laut, daß einer den Schlag des anderen hörte. Endlich ermannte sich Herr Andreas so weit, daß er den Gruß sprechen konnte:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit Amen . . ." antwortete Olenka halblaut.

Dann bestieg der Geistliche die Kanzel. Kmiziz hörte ihn sprechen; aber trotz aller Anstrengung konnte er den Sinn der Predigt nicht erfassen, denn die so heiß Ersehnte, deren Gedenken immer, zu allen Zeiten seine Gedanken und sein Herz erfüllt, kniete hier, dicht neben ihm. Er fühlte ihre Nähe und wagte doch nicht, den Blick zu ihr zu erheben, weil sie in der Kirche waren, aber er schloß die Augen und lauschte auf ihren Atem.

„Olenka! Olenka neben mir!" sagte er sich. „Gott hat uns nach der langen Trennung im Gotteshause zusammengeführt . . ."

Seine Gedanken und sein Herz wiederholten unaufhörlich den Namen:

„Olenka! Olenka! Olenka!"

Ein Freudentaumel faßte ihn, Thränen stürzten ihm aus den Augen; er hätte laut aufschluchzen mögen, und heiße Gebete stiegen mit solcher Innigkeit aus seinem Herzen empor, daß er vergaß, was um ihn geschah.

Sie hielt noch immer die Hände vor das Antlitz gedrückt.

Der Geistliche hatte die Predigt beendet und verließ die Kanzel.

Plötzlich ertönte Pferdegetrappel und Waffengeklirr vor der Kirche. Von der Kirchenthür her rief einer in die Kirche hinein: „Die Laudaer sind zurück, die Laudaer sind da!" und bald ging durch die Kirche ein Surren von Stimmen, welches immer lauter wurde, bis laute Rufe den Raum durchtönten:

„Die Laudaer sind da!"

Die Menge der Kirchenbesucher begann hin und her zu wogen, die Köpfe wandten sich dem Thore zu, wo es von Waffen flimmerte, sich drängte, bis die bewaffnete Schar das Gotteshaus betrat. Die Menge teilte sich, um den Gang frei zu machen.

An der Spitze der Laudaer Krieger schritten Herr Wolodyjowski und Sagloba. Sie durchschritten die ganze Kirche bis zum Hochaltar, knieten dort nieder und beteten ein Weilchen still, worauf sie in die Sakristei gingen, während die Soldaten in der Mitte des Kirchenschiffes stehen blieben. Sie begrüßten niemanden und wurden von niemandem begrüßt, aus Ehrfurcht vor dem Ort, an welchem sie sich befanden.

Ach! welch ein Anblick bot sich hier dem Auge. Die ernsten Gesichter waren von der Sonne gebräunt, von den Stürmen und den Kriegsmühen verwittert und mit Narben von Schwertstreichen bedeckt. Die Schweden, die Deutschen, die Ungarn und Wallachen; sie alle hatten ihre Runenschrift in diese bärtigen Gesichter gezeichnet. Die ganze Geschichte des vergangenen Krieges, der ganze Ruhm, den die Laudaer erworben, sie standen in diesen Gesichtern geschrieben. Da waren die düster dreinblickenden Butryms, die Stajkanows, Domaschewitsch' und Gostschiewitsch', von jedem dieser Stämme etliche, denn kaum der vierte Teil derer, welche mit Wolodyjowski ausgezogen waren, war hier zurückgekehrt.

Viele Frauen suchten vergebens ihre Männer, viele Greise sahen sich umsonst nach ihren Söhnen um. Weinen, erst leise, dann lauter und lauter, wurde hörbar, denn auch diejenigen, deren Angehörige zurückgekehrt waren, weinten vor Freude. Lautes Schluchzen, zuweilen der Anruf eines geliebten Namens, dann wieder ein Verstummen, während die Angekommenen auf ihre Schwerter gestützt, stumm dastanden und auch ihnen die Thränen an den Wangen herabliefen und den Bart naß machten.

Da wurde das Glöckchen an der Thür der Sakristei gezogen, daß es laut schallte. Das beruhigte die Gemüter etwas. Alle Anwesenden knieten nieder; der Geistliche erschien im Meßgewande, neben ihm Herr Wolodyjowski und Herr Sagloba als Ministranten. Das heilige Meßopfer begann.

Auch der Geistliche war tief bewegt. Als er sich das erste Mal zum Volke wendete mit den Worten: Dominus vobiscum! da zitterte ihm die Stimme, und als er das Evangelium sang und alle Säbel der Krieger aus ihren Scheiden flogen, sie salutierend zum Zeichen, daß die Laudaer stets bereit seien, für ihren Glauben zu kämpfen, da vermochte er vor Rührung kaum zu singen.

Dann wurden mit tiefer Ergriffenheit von der gesamten Gemeinde die Responsorien gesungen, die Messe war zu Ende. Nachdem aber der Geistliche das Sakrament im Zimborium auf-

bewahrt hatte, wandte er sich noch einmal an das Volk, zum Zeichen, daß er noch etwas zu sagen habe.

Totenstille trat ein. Der Geistliche begrüßte zuerst mit herzlichen Worten die zurückgekehrten Krieger, dann machte er bekannt, daß er einen Brief Sr. Majestät des Königs vorlesen werde, welchen der Hauptmann der Laudaer Fahne mitgebracht habe.

Die Menschen in der Kirche lauschten atemlos, während vom Altar her laut und vernehmlich die Worte zu hören waren:

„Wir, Johann Kasimir, König von Polen, Großherzog von Litauen, Masowien, Preußen u. s. w. thuen kund und zu wissen, Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes: Amen."

„So es gerecht ist, daß böse Menschen für ihre an der Majestät und dem Vaterlande begangenen Verbrechen auf Erden bestraft werden, ehe sie vor den Stuhl des höchsten, himmlischen Vaters treten, so gerecht ist es auch, daß die Tugend ihren Lohn auf Erden schon empfängt; einmal, um der Tugend selbst willen, dann aber auch, um die Nachwelt zur Nachfolge auf dem Wege der Tugend anzuspornen."

„Deshalb thuen Wir bekannt und zu wissen dem ganzen Ritterstande, insbesondere aber dem ganzen Volke, Kriegern und Zivilpersonen, welche öffentliche Aemter bekleiden, cujus vis dignitatis et praeminentiae, sowie allen Bürgern des Großherzogtums Litauens und unserer Staroftei Smudz, daß — welcher Art auch die Vergehen sein mögen, welche auf dem Uns sehr lieben Herrn Andreas Kmiziz, dem Fahnenträger von Orschan, lasten, dieselben angesichts seiner nachfolgenden großen Verdienste und ruhmvollen Thaten vergessen, aus dem Gedächtnis der Menschen vollkommen ausgelöscht sein, und die Ehre des obengenannten, geborenen Kmiziz nicht schmälern sollen."

Hier hielt der Geistliche einen Augenblick inne und wandte den Blick der Bank zu, in welcher Herr Andreas saß. Dieser hatte sich erhoben, sich aber gleich darauf wieder hingesetzt, den Kopf an den Pfeiler gelehnt, wie wenn plötzliche Schwäche ihn befiele.

Aller Augen hatten sich auf ihn gerichtet, aller Lippen flüsterten:

„Herr Kmiziz! Kmiziz! Kmiziz! Dort, neben den Billewitsch!"

Der Geistliche winkte und fuhr fort zu lesen, während wieder tiefste Stille eintrat:

„Welcher Fahnenträger von Orschan, obgleich er bei jener

unglückſeligen ſchwediſchen Invaſion anfangs ſich auf die Seite des Fürſt-Wojewoden geſtellt, das aber nicht aus eigennützigen Gründen, ſondern aus reiner Liebe zum Vaterlande, auf die Auseinanderſetzungen des Fürſten gethan hat, in der Meinung, daß ein anderer Weg zur Rettung der Republik nicht offen ſtehe, als der, den der Fürſt eingeſchlagen."

„Und welcher, als er zum Fürſten Boguslaw kam, der, ihn für einen Bundesgenoſſen haltend, ihm offen die verräteriſchen Pläne gegen das Vaterland klarlegte, nicht nur nicht Unſere Perſon auszuliefern verſprach, ſondern den Fürſten mit bewaffneter Hand entführte, um Uns und das gepeinigte Vaterland zu rächen . . ."

„Gott ſei mir Sünderin barmherzig!" hörte man eine Frauenſtimme dicht neben dem Herrn Andreas rufen.

Darauf wurde die Kirche wieder von lautem Murmeln erfüllt. Der Geiſtliche las weiter:

„Durch dieſen ſelben Fürſten ſchwer verwundet, begab ſich der geborene Herr Kmiziz, nachdem er ſeine Geſundheit wieder erlangt, nach Tſchenſtochau, um, allen ein Beiſpiel der Tapferkeit und Ausdauer gebend, das Heiligtum der Allerheiligſten Jungfrau zu verteidigen. Mit Gefahr ſeines Lebens und Hintanſetzung ſeiner Geſundheit die größte Kanone der Feinde in die Luft ſprengend, bei welchem gefährlichen Unternehmen er gefangen genommen und von den ſchrecklichen Feinden zum Tode verurteilt wurde, ertrug er ſtandhaft die bei der Sprengung ihm beigebrachten Brandmale."

Hier wurde die Vorleſung des Königlichen Schreibens durch lautes Weinen der Gemeinde unterbrochen. Olenka bebte am ganzen Leibe wie vom Fieber geſchüttelt.

„Aber aus dieſer gräßlichen Gefahr durch die Macht der Engelskönigin errettet, begab ſich der geborene Fahnenträger von Orſchan zu Uns nach Schleſien und bei Unſerem Rückzuge in das geliebte Vaterland, als der Feind Uns einen Hinterhalt gelegt, ſich allein der ganzen Macht desſelben entgegenſtellend, um Unſere Perſon zu retten, von den Feindesſäbeln zerſetzt und den feindlichen Rapieren zerſtochen, wurde ſelbiger für tot vom Schlachtfelde fortgetragen . . ."

Olenka griff mit beiden Händen nach den Schläfen und während ſie mit erhobenem Haupte nach Luft rang, rief ſie ſtöhnend:

„Mein Gott! Mein Gott!"

Und wieder tönte die Stimme des Geiſtlichen, doch immer abgebrochener von der ihm faſt überwältigenden Rührung:

„Als er aber, durch Unſere Bemühungen wieder hergeſtellt, ohne zu ruhen, von neuem in den Krieg ziehend, in jeder Notlage gegenwärtig, bis zur glücklichen Einnahme Warſchaus, von beiden Feldhauptleuten als Muſter aller Ritterlichkeit bezeichnet war, da wurde ſelbiger Herr Kmiziz unter ſeinem angenommenen Namen „Babinitſch“ von Uns nach Preußen geſchickt . . .“

Als die Gemeinde dieſen Namen hörte, ſteigerte ſich das zeitweilige Murmeln zum gewaltigen Brauſen der Meeresbrandung. Er alſo hier war Babinitſch? Der Beſieger der Schweden, der Retter bei Wolmontowitſch, der Sieger in ſo vielen Schlachten, das war Kmiziz?

Das Getöſe wurde immer lauter, die Menſchen drängten nach dem Altar vor, um ihn beſſer ſehen zu können.

„Gott ſegne ihn! Gott ſegne ihn!“ rief es aus hunderten von Kehlen.

Der Geiſtliche wandte ſich dem Platze zu, auf welchem Kmiziz ſaß und ſprach den Segen über ihn. Herr Andreas lehnte noch immer mit dem Kopf an der Säule; er ſah einem Toten ähnlicher, denn einem Lebenden. Seine Seele ſchien der Erde entrückt und den Regionen der Glückſeligkeit zuzuſchweben.

Dann fuhr der Geiſtliche fort:

„Bis zum Siege von Proſtki, das Feindesland mit Feuer und Schwert verwüſtend, zu dieſem Siege das meiſte beitragend, hat er den Fürſten Boguslaw mit eigener Hand geſchlagen und gefangen genommen. Darauf in Unſere Smudzer Staroſtei berufen, hat ſelbiger Herr Kmiziz viele Städte und Dörfer vor dem Verderben bewahrt, von welchem Umſtande die dortigen Einwohner (incolae) am beſten unterrichtet ſein müſſen.“

„Wir wiſſen es! Wir wiſſen es!“ riefen die Kirchengänger laut.

„Beruhigt euch,“ ſagte der Geiſtliche, indem er das Schreiben des Königs in die Höhe hielt.

„Darum haben Wir — las er weiter — in Anbetracht aller dieſer unermeßlichen Verdienſte, die er dem Könige und dem Vaterlande geleiſtet, Verdienſte, wie ſie ein Sohn ſeinen Eltern zu Liebe nicht größer ſich erwerben kann, beſchloſſen, dieſelben in dieſem Briefe aufzuzählen, und öffentlich bekannt zu machen, damit Neid und menſchliche Mißgunſt aufhören möge, einen ſo vornehmen Kavalier, des Glaubens und der

Majestät Behüter, zu verfolgen, ihm vielmehr den wohlverdienten Dank, das Lob, den Ruhm und die allgemeine Verehrung nicht länger vorenthalte. Da Wir aber die Bestätigung dieser Unserer Willensäußerung, sowie die Tilgung seiner Schulden und die Ernennung des Herrn Fahnenträgers zum Starosten von Upit durch die nächste Landtagssitzung erst später folgen lassen können, so wünschen Wir, daß die Uns so lieben Bürger Unserer Starostei Smudz diese Unsere Worte beherzigen und ihrer eingedenk bleiben sollen, denn die Gerechtigkeit, welche das Fundament Unserer Regierung sein soll, gebietet Uns, diesen Wunsch auszusprechen."

Hiermit war der Brief zu Ende. Der Geistliche wandte sich dem Altar zu und begann zu beten. Herr Andreas fühlte plötzlich, daß eine weiche Frauenhand seine Hand ergriff; er blickte auf. Es war Olenka, die seine Hand in die ihrige genommen hatte, und ehe er sichs versah, ehe er noch seine Hand zurückzuziehen vermochte, hatte das Mädchen dieselbe angesichts des Altares und der Menschen an ihre Lippen gezogen und geküßt.

„Olenka!" schrie Kmiziz erstaunt auf.

Sie aber war schon aufgestanden, hatte ihren Schleier über das Gesicht gezogen und dem Schwertträger zugerufen:

„Oheim! komm wir wollen schnell fort von hier!"

Und sie entfernten sich beide durch die Thür zur Sakristei.

Herr Andreas versuchte aufzustehen, ihr nachzueilen, doch er vermochte es nicht . . . seine Kräfte hatten ihn vollständig verlassen.

Eine Viertelstunde später fand er sich vor der Kirchenthür in den Armen des Herrn Wolodyjowski und Sagloba wieder.

Die Bürger, der Kleinadel und das Volk umstanden sie in dichtem Gedränge; selbst die Frauen, welche sich kaum von der Brust ihrer eben zurückgekehrten Männer zu trennen vermochten, liefen, von der den Frauen eigenen Neugier getrieben, herbei, den einst so gräßlichen, gefürchteten Kmiziz zu sehen, den heute als Retter der Lauda und als künftigen Starosten namhaft gemachten Ritter. Zuletzt mußten die Laudaer einen Kreis um ihn schließen, damit er in dem Gedränge nicht zu Schaden komme.

„Herr Andreas!" rief Sagloba, „seht doch, ihr habt Gäste bekommen. Das habt ihr gewißlich heute nicht erwartet! Auf jetzt nach Wodockt, nach Wodockt zur Verlobung, zur Hochzeit . . ."

Die letzten Worte des alten Kavaliers verhallten in dem donnernden Vivatrufen, welches die Laudaer anhoben:

„Es lebe Herr Kmiziz!“

„Er lebe!“ wiederholte die Menge. „Unſer Staroſt von Upit ſoll leben; er ſoll leben!“

„Auf nach Wodockt, alle!“ ſchrie Herr Sagloba noch einmal.

„Nach Wodockt! Nach Wodockt!“ tönte es aus tauſend Kehlen. „Wir alle wollen Freiwerber für Herrn Kmiziz, unſerem Retter, bei dem Fräulein ſein. Auf nach Wodockt, zum Fräulein!“

Es entſtand eine große Bewegung. Die Laudaer beſtiegen die Pferde, die Kleinadligen, Bürger und Bauern ſtritten ſich um die Wagen, Britſchken, Leiterwagen und Reitpferde. Wer keinen Platz auf den Wagen oder kein Reitpferd fand, der lief zu Fuß durch die Felder und Heide, was er laufen konnte. „Nach Wodockt!“ rief es im ganzen Städtchen und bald wimmelten Wege und Stege von buntfarbigen Geſtalten.

Herr Kmiziz fuhr im Kutſchwagen zwiſchen Wolodyjowski und Sagloba; er umarmte bald dieſen, bald jenen, ſprechen konnte er noch nicht, dazu war er zu ſehr gerührt. Sie fuhren übrigens zu, als hätten die Tartaren Upit überfallen und ſetzten ihnen nach. Alle anderen Wagen jagten ihnen ebenſo nach.

Sie waren ſchon ein Stück hinter der Stadt, als plötzlich Herr Wolodyjowski ſich zum Ohre Kmiziz's neigte.

„Andruſch!“ frug er, „weißt du nicht, wo jene andere iſt?

„In Wodockt!“ antwortete der Ritter.

Hatte ein Wind plötzlich die Barthaare des Herrn Wolodyjowski geſträubt, oder hatte die Rührung das heftige Zucken ſeiner Oberlippe verurſacht? Wer vermöchte das zu ſagen? Thatſache iſt, daß ſie vorgeſchoben blieb und hin und her zuckte, während die Haare des Schnurrbartes flogen wie Riemernadeln. Herr Sagloba begann zu ſingen. Sein tiefer Baß dröhnte, daß die Pferde ſcheu wurden.

„Wir waren zu Zweien Kaſchinka, zu Zweien auf Erden;
Doch ahnt mir, mir ahnt, es wird ein Drittes werden!“

Anuſia war an dieſem Sonntag nicht mit zur Kirche gefahren; ſie war an der Reihe, bei der alten Muhme Kulwiez zu bleiben, welche ſehr ſchwächlich war und der Pflege bedurfte. In dieſer Pflege löſten ſie ſich Tag um Tag mit Olenka ab.

Sie war den ganzen Morgen mit der Verſorgung der alten Muhme beſchäftigt geweſen und deswegen erſt ſehr ſpät zum Beten der Meßgebete gekommen.

Kaum hatte sie das letzte Amen gesprochen, als ein Wagen vor das Haus rasselte und Olenka in das Gemach stürmte.

„Jesus, Maria! Was ist geschehen?!“ schrie Anusia Borschobohata bei ihrem Anblick auf.

„Anusia! Weißt du, wer der Herr Babinitsch ist? . . . Er ist der Herr Kmiziz.“

Fräulein Borschobohata sprang mit beiden Beinen zugleich auf.

„Wer hat dir das gesagt?“

„Es ist ein königliches Handschreiben verlesen worden . . . Herr Wolodyjowski hat es gebracht . . . Die Laudaer . . .“

„So ist Herr Wolodyjowski zurückgekehrt? . . .“ rief Anusia.

Und plötzlich lag sie in den Armen Olenkas.

Olenka nahm diesen Gefühlsausbruch als einen Beweis der Liebe Anusias zu ihr wie selbstverständlich hin. Zudem war sie fieberhaft erregt, sie wußte kaum, was sie that. Ihre Wangen hatten scharf abgegrenzte rote Flecke und ihre Brust hob und senkte sich schwer, wie von großer Ermüdung.

Sie begann in kurzen abgerissenen Sätzen, in wirrem Durcheinander zu erzählen, was sie in der Kirche gehört, indem sie wie wahnsinnig dabei hin- und herrannte und alle Augenblicke wiederholte: „Ich bin ja seiner nicht wert!“ Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie von allen ihm das größte Unrecht gethan, weil sie nicht einmal mehr hatte für ihn beten wollen, während er sein Blut für die heilige Jungfrau, das Vaterland und den König vergossen hatte.

Umsonst suchte Anusia sie zu beruhigen, zu trösten; sie blieb dabei, daß sie seiner nicht würdig sei, daß sie ihm nicht unter die Augen treten könne. Dann fing sie wieder an, von den Heldenthaten des Herrn Babinitsch zu sprechen, wie er den Fürsten Boguslaw entführt, von dessen Rache, von der Errettung des Königs, von den Siegen bei Prostki, Wolmontowitsch und Tschenstochau; von ihrem Hasse, ihrer Schuld, für welche sie nun im Kloster büßen müsse.

Endlich wurden ihre Lamentationen durch den Herrn Schwertträger unterbrochen. Derselbe stürzte wie eine Bombe in das Gemach und rief:

„Um Gotteswillen! Ganz Upit kommt zu uns! Sie sind schon im Dorfe und Herr Babinitsch ist jedenfalls mit ihnen.“

Gleich darauf verkündeten noch ferne Vivatrufe das Nahen der Menge. Der Schwertträger faßte Olenka unter dem Arm und führte sie hinaus auf den Gang. Anusia folgte ihnen.

Soweit man die Dorfstraße hinauf und hinab blicken konnte, war dieselbe dicht gedrängt mit Wagen, Pferden und Menschen angefüllt. Endlich kamen sie zu dem Schloßhof. Diejenigen, welche zu Fuß kamen, nahmen den Wallgraben im Sturmschritt. Die Wagen rasselten über die Brücke, alle schrieen und warfen die Mützen hoch.

Endlich sah man die Schar Laudaer, welche den Wagen in ihrer Mitte hatten, auf welchem die drei Ritter saßen.

Der Wagen mußte ein wenig seitwärts stehen bleiben, denn es hatten sich vor dem Gange schon so viel Menschen angesammelt, daß er nicht vorgefahren werden konnte. Herr Sagloba und Wolodyjowski stiegen zuerst ab und halfen dann dem Herrn Kmiziz herunter. Nachdem er abgestiegen war, faßten sie ihn unter den Armen, um ihn in das Haus zu führen.

„Tretet auseinander!“ rief Sagloba.

„Macht Platz!“ befahlen die Laudaer.

Die Menschen wichen auseinander, eine Gasse bildend, durch welche die beiden Ritter den Herrn Andreas bis zum Gange führten. Er schwankte und war sehr bleich, aber er hielt den Kopf erhoben, aus seinen Gesichtszügen blickte eine gewisse Schüchternheit vermischt mit großer Glückseligkeit.

Olenka stand an das Thürfutter gelehnt. Ihre Arme hingen schlaff am Körper herab; doch als die Ritter näher traten und sie diesen Armseligen, der nach jahrelanger Trennung wie ein Lazarus, mit fast blutleerem Gesicht auf sich zutreten sah, da zerriß der Schmerz ihr das Herz und sie schluchzte laut auf.

Er wußte vor Schwäche, vor Glück und Verlegenheit nicht, was er sagen sollte, und als er den Gang betrat, da stammelte er nur mit stockender Stimme:

„Nun, Olenka, was nun?“

Da lag sie plötzlich zu seinen Füßen und hielt seine Kniee umfaßt.

„Andrusch!“ sagte sie schluchzend. „Ich bin nicht wert, deine Wundmale zu küssen.“

Da schien seine erloschene Kraft plötzlich wiederzukehren. Wie eine Feder hob der Ritter das Fräulein in die Höhe und preßte sie an seine Brust.

Ein mächtiger donnernder Ruf aus den hunderten Kehlen ringsumher machten die Mauern des Hauses erbeben und dröhnte ohrenbetäubend durch die Luft. Die Laudaer schossen ihre Musketen ab, die Mützen flogen nochmals in die Höhe, die

Gesichter aller erstrahlten in heller Freude, die Augen glänzten und die Kehlen schrieen:

„Vivat Kmiziz! Vivat das Fräulein Billewitsch! Vivat dem jungen Paare!“

„Vivat zwei Paaren!“ brüllte Sagloba.

Aber seine Stimme verhallte in dem allgemeinen Tumulte.

Wodockt war in ein Heerlager verwandelt. Man schlachtete auf Befehl des Herrn Schwertträgers den ganzen Tag Ochsen und Hammel; aus der Erde wurden die vor den Feinden vergrabenen Fässer voll Met und Bier herausgeholt. Am Abend setzten sich alle zum Gastmahle nieder; die Aelteren und Angeseheneren in den Gemächern, die Jungen mit den Bauern in fröhlichster Laune um die Lagerfeuer im Hofe.

An der Haupttafel kreisten die Becher auf das Wohl der beiden glücklichen jungen Paare. Als die Freude ihren Höhepunkt erreicht hatte, brachte Herr Sagloba noch den folgenden Toast aus:

„Ich wende mich an euch, edler Herr Andreas, und an euch, alter Waffenbruder, Herr Michael! Nachdem ihr euer Leben und euer Blut dem Vaterlande geopfert und die Feinde desselben getötet habt, ist eure Mitwirkung am Wiederaufbau der Republik noch nicht vollendet. Es sind im Verlaufe dieses gräßlichen Krieges eine Unzahl Menschen gefallen, deshalb ist es eure Pflicht, dieser uns so lieben Republik zu neuen Geschlechtern und Verteidigern zu verhelfen, wozu euch hoffentlich der Wille und die Kraft nicht fehlt. Meine Herren! Ich trinke auf das Wohl dieser kommenden Geschlechter! Möge Gott sie segnen und ihnen vergönnen, das Erbe zu behüten und zu erhalten, welches wir ihnen mit unserem Schweiße und unserem Blute aufgebaut, hinterlassen. Mögen dieselben, wenn schwere Zeiten dereinst auch über sie hereinbrechen, unserer gedenken und stets eingedenk sein, daß man nicht verzweifeln soll, daß es keine noch so unerträgliche Lage giebt, aus welcher sich tapfere Männer mit Hilfe Gottes nicht zu befreien vermöchten.“

* * *

Herr Andreas mußte bald nach seiner Hochzeit mit Olenka aufs neue in den Krieg ziehen, welcher vom Osten her ausbrach. Aber die glänzenden Siege, welche Tscharniezki und Sapieha über Chowanski und Dolgorucki, und die Kronenhetmane über Scheremet davontrugen, machten ihm bald ein Ende.

Zu jener Zeit kehrte Kmiziz mit neuem Ruhme bedeckt zurück und setzte sich dauernd in Wodockt fest. Die Fahnenherrschaft Orschau übernahm nach ihm der Bruderssohn seines Vaters, Jakob Kmiziz, welcher später jener unglückseligen Konföderation des Heeres beitrat. Herr Andreas blieb mit Herz und Seele ein treuer Anhänger des Königs. Mit der Starostei Upit belohnt, lebte er lange in beispielloser Eintracht und Liebe mit der Lauda und ihren Einwohnern, von allgemeiner Hochachtung umgeben. Seine Widersacher — wer hätte keine Widersacher — sagten zwar, daß er in allem zu sehr dem Willen seiner Gemahlin unterliege, aber er schämte sich dessen nicht, sondern gestand gern ein, daß er in jeder wichtigen Angelegenheit den Rat seiner Gemahlin einhole.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Richard Stöhr, Leipzig-R.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 20 '52

JAN 19 '60 H

JAN 28 '60 H.